









Die
Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

---

22. Jahrgang.

I. Semester. I. Band.

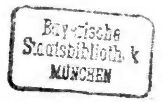
Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1863.

Register.

Jahrgang 1863. Erstes Vierteljahr.

Militärische Tagesfragen.

Kürzere Besprechungen literarischer Erscheinungen.



Die Preußen und der Nationalverein.

Drohend hängen in den ersten Tagen des neuen Jahres die Wetterwolken an dem politischen Himmel Deutschlands. Es ist kaum ein Zweifel mehr, daß die Delegirtenfrage zu größern Conflicten zwischen Preußen und dem östreichischen Bunde führen wird, als jene waren, welche mit dem Tage von Olmütz endigten. Was von den Plänen der Majorität zu Frankfurt und von den Entschlüssen des Ministeriums Bismarck in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, läßt erkennen, daß beide Theile entschlossen sind, Ernst zu machen. Auch an den auswärtigen Höfen, welche in dem letzten Jahre den Ereignissen in Berlin und seit längerer Zeit den Sitzungen der Bundesversammlung keine hochachtungsvolle Aufmerksamkeit angedeihen ließen, beginnt man, wie es scheint, die Gefahr zu würdigen, welche aus dem Innern Deutschlands gegen den Frieden Europas heraufsteigt.

Vielleicht genießt keiner der beiden feindlichen Gegensätze den Vorzug eines sicheren Entschlusses und einer überlegenen Kraft. Alter Groll hat sich bei beiden zu politischer Feindseligkeit verhärtet. Aber die Würzburger haben zwei Jahre lang heimlich Preußens junge Kraft gefürchtet, sie wollen die gegenwärtige Schwäche des Staates benutzen, sich dafür schadlos zu halten; und Oestreich sucht den Tag, wo es seinen alten Rival gründlich demüthigen kann. Schon deshalb sind die Angreifenden im Vortheil, wenigstens sind ihnen die nächsten Zielpunkte und ihre Mittel klar.

Die Hoffnung aber ist irrig, daß der Widerspruch Preußens und Badens einen Majoritätsbeschluß der Bundesversammlung in der Delegirtenfrage hindern werde. Im Gegentheil ist der ganze Angriff ein wohlerwogener Plan, darauf berechnet, Preußen zu den falschen Schritten zu verleiten, welche die Person des unternehmenden Ministerpräsidenten für die Gegner sehr wahrscheinlich macht. Mit unverhohlener Freude muß der Berichterstatter der Bundesversammlung sehen, wie sich das preußische Gouvernement in dem ausgespannten Netz verwickelt.

Denn, um früher Gesagtes zu wiederholen, nach Allem, was durch die Federn der preußischen Regierung für die Oeffentlichkeit geschrieben worden ist, und nach der Stimmung in dem regierenden Kreise Berlins ist es zweifellos,

daß Preußen sich nicht begnügen wird, der Bundesversammlung einen kalten Dissens zugehn zu lassen, sondern daß Herr v. Bismarck entschlossen ist, diese Frage zu einem Ableiter für die innere Unzufriedenheit der Preußen zu benutzen. Preußen wird seinen Austritt aus dem Bunde erklären.

Es ist vorauszusehn, daß diese in der gegenwärtigen Lage unheilvolle Maßregel nicht mit ruhigen Worten erfolgen wird, es ist sicher, daß Preußen, welches nicht isolirt in Deutschland stehn kann, genöthigt ist, seine Nachbarn mit sich gegen den Bund zu vereinigen; es ist ebenso sicher, daß kein einziger deutscher Staat ungezwungen mit der gegenwärtigen Regierung Preußens sich zu einem Gegenbund vereinigen wird. Und deshalb macht die Sachlage unzweifelhaft, daß Herr v. Bismarck es darauf wagen will, die Nachbarn Preußens nöthigenfalls mit Gewalt zu solchem Bündniß zu zwingen.

Nun wäre ziemlich gleichgültig, welche Projecte ein planvoller Minister Preußens in der gegenwärtigen Situation hegt, wenn er auf verfassungsmäßigem Wege seine Projecte der Majorität des Abgeordnetenhauses annehmbar machen will; wenn er also vor dem Beginn eines offenen Conflictes um die nöthige Geldbewilligung nachsucht. — Aber nicht umsonst ist ein erbitterter Kampf mit der Majorität der Volksvertretung geführt worden. Was hindert die Regierung, welche bei fortgesetztem Widerstand der Volksvertreter ohne Budget zu regieren entschlossen ist, sich auch über diese parlamentarischen Bedenken wegzusetzen? Im Nothfall reichen für die erste Mobilisirung die im Staatsschatz vorhandenen fast 20 Millionen aus. Steht das Heer in Waffen, ist der Gegensatz zu den andern Mächten des Bundes bis auf eine Spitze getrieben, von welcher keine Umkehr möglich ist, dann ist immer noch Zeit, mit der Volksvertretung zu verhandeln. Beharrt diese auch in solchem Fall bei unpatriotischer Verweigerung, so ist der äußerste Fall eingetreten, von dem schon lange die Rede war, man wird auf Grund einer andern Volksvertretung, im Nothfall vielleicht sogar durch Provinzialstände die Mittel zu einer Machtentwicklung nach Außen herbeizuschaffen unternehmen.

Ob das Alles gelingen wird, ist jetzt gleichgültig. In welchem Stadium der Ausführung ein solcher Plan durch Bedenken der Krone gekreuzt werden wird, ist ebenfalls nicht vorauszusagen. Ohnzweifelhaft ist man auch an entscheidender Stelle gegenwärtig zu dem entschlossen, was man gern Action und Kraftentwickelung nennt. Und die Bedenken werden erst dann eintreten, wenn es zu spät sein wird, und der Staat in der ungewöhnlichsten Weise in eine unerhörte Gefahr gebracht ist.

Das sind die trüben Aussichten, mit denen die preußische Partei das neue Jahr heraufsteigen sieht. Und deshalb drängt sich gebieterisch die Frage auf, was vermag das preußische Volk, und was vermögen die Einzelnen zu thun, um solche Gefahr abzuwenden?

Die erste Hoffnung ruht auf der Majorität des Abgeordnetenhauses. Nie war den Volksvertretern in Preußen eine so hohe und schwere Aufgabe gestellt. Sie haben vor einer Lebensfrage, die in das Gebiet der großen Politik fällt, innerhalb der Schranken, welche ihnen das Gesetz auflegt, den Volkswillen mit einer Energie geltend zu machen, welche der Regierung imponirt, mit einer Weisheit, welche die Ehre und den Vortheil Preußens auch gegen Mitglieder der Regierung verficht. Es ist möglich, daß viele Liberale Preußens in früheren Jahren für vortheilhaft gehalten haben, daß Preußen den Bund aufgebe. Möge jetzt die Ueberzeugung jedem die Seele füllen, daß die gegenwärtige Situation einen solchen Schritt zu dem unheilvollsten aller möglichen Auskunftsmittel macht. Die bestehende Regierung muß von jeder Maßregel abgehalten werden, welche einen gewaltsamen Entschluß zur Folge hat. Die deutsche Sache darf nicht während der jetzt leider offenkundigen Schwäche Preußens Gegenstand diplomatischer. Verhandlungen werden. Denn die deutsche Frage ist keine Streitfrage, welche zwischen den deutschen Regierungen in dem gegenwärtigen Stadium ihrer Entwickelung durch Waffengewalt ausgekämpft werden darf.

Es ist überhaupt keine Frage der Cabinete, und wir gestehen keiner Regierung, auch der preußischen nicht, das Recht zu, über die Zukunft der deutschen Nation, ohne die thätige Mitwirkung und ohne die freudige Beistimmung derselben zu entscheiden. Allerdings ist es möglich, ja wahrscheinlich, daß einmal blutige Waffenarbeit dem innerlich fertigen Werk die letzte Rechtfertigung geben muß. Aber von dieser letzten Entscheidung ist das deutsche Volk und der preußische Staat jetzt weiter entfernt als seit Jahren. Viel Terrain ist verloren worden, große Rückschritte sind gemacht, voraussichtlich ist noch ein langer Weg zu durchlaufen. Erst wenn durch den Zwang der Interessen und durch lebendige Theilnahme des Volkes die Einheitsidee so weit durchgebildet ist, daß sie gebieterisch ihre Gestaltung fordert, erst wenn die Sympathien der Völker Verbündete der preußischen Waffen werden, ist ein Kampf gegen die Feinde der deutschen Einheit möglich. Denn nur dann ist möglich, die große Frage hoch über die Interessen auswärtiger Cabinete und die Einmischung der Diplomatie hinauszuheben. Wenn die deutsche Nation sich zu vereinigen entschlossen ist, so wird jede auswärtige Regierung den Enthusiasmus einer Nation von 36 Millionen scheuen, wenn Preußen mit den Waffen in der Hand Vergrößerung sucht, wird nicht nur das Ausland über die anspruchsvolle Schwäche herfallen, auch die Deutschen werden feindselig auf diesen Versuch einer verhaßten Regierung blicken.

Ein Großpreußen ist in diesem Augenblick nicht mehr möglich, weil es ohne demüthigende Concession an das Ausland nicht mehr durchführbar ist, und weil es die Zweitheilung der deutschen Staaten, zu denen wir Oestreich nicht rechnen, im besten Fall zu verewigen droht.

Diese naheliegenden Betrachtungen werden hier deshalb aufgeführt, weil sie die allgemeine Ansicht der preußischen Partei außerhalb Preußen formuliren. Wollte die preußische Opposition einen andern Standpunkt einnehmen, so würde auch sie mit den Ueberzeugungen ihrer Parteigenossen in Deutschland in einen scharfen Conflict kommen. Es ist aber nicht zu besorgen, daß die Majorität des Abgeordnetenhauses die Sachlage irgend anders ansieht. Möchten auch die Mitglieder der altliberalen Partei sämmtlich die Ueberzeugung festhalten, daß jetzt keine Zeit ist, in Deutschland ein specifisches Preußenthum geltend zu machen.

Das preußische Abgeordnetenhaus wird sich aber nicht damit begnügen, gegenüber jeder außerordentlichen Creditforderung für militärische Rüstungen diesen Standpunkt zu vertreten. Es wird gleich nach seiner Einberufung die Pflicht zu erfüllen haben, dem König über die Stellung seiner Regierung zum Volke und zu Deutschland ehrfurchtsvoll und loyal die volle und unverbrämte Wahrheit zu sagen. Und es ist keine gewöhnliche Adresse, welche das Haus diesmal an seinen Monarchen richtet, es ist der letzte Versuch, den ein treues Volk macht, die Kluft auszufüllen, welche sich zwischen der Krone und den Bedürfnissen der Nation geöffnet hat. Welche Wirkung diese Adresse auch auf die Person des Königs ausüben mag, sie ist nothwendig vor den Preußen selbst und vor dem übrigen Europa, denn die gute Meinung auch des Auslandes ist eine Macht, welche kein Volk für seine Kämpfe entbehren kann. Und eine solche Adresse würde die Aufgabe haben, die Verwüstung, welche das gegenwärtige System in der Kraft und in der Anhänglichkeit des Volkes bewirkt, nach allen Seiten darzustellen, ferner aber die verhängnißvolle Lage, in welche Preußen auch Deutschland gegenüber gekommen ist. Sie würde hervorheben, daß die Gegner am Bunde leider Recht haben, wenn sie erklären, daß die fortdauernde schwache Negation Preußens dasselbe in eine unhaltbare Stellung gebracht habe, daß Preußen der Concentration deutscher Kraft mehr bieten müsse, als eine Delegirtenversammlung, daß dies nur bei einem liberalen Regierungssystem möglich sei, daß die deutsche Politik des gegenwärtigen Ministeriums Preußen zu verderben, Deutschland zu theilen drohe.

Hat diese Adresse nicht die versöhnende Wirkung, welche das Volk ersehnt, so wird sie Grundlage und Ausgangspunkt werden für ein neues Stadium, in welches der Verfassungskampf von da an tritt. Und die Vertreter des Volkes, gegenwärtige und neu zu wählende, mögen vertrauen, daß dieser Streit mit einem Siege der Vernunft und mit einem großen Fortschritt in der Entwicklung des Staates enden wird, wenn sie als Männer ihre Pflicht thun, fest und einig.

Jetzt aber ist auch die Zeit, wo jeder Einzelne in seinem Kreise für das

Interesse seines Vaterlandes zu arbeiten hat. Keine Ungesetzlichkeit, welche gegen ihn oder in seiner Nähe geübt wird, soll er schweigend ertragen. Jeder Uebergriff der Administrativbeamten muß von den politischen Männern des Wahlkreises überwacht und auf der Stelle zurückgewiesen werden. Jeder soll jetzt mit seinen politischen Gesinnungsgenossen fest zusammenhalten. Wo die Kraft des Einzelnen nicht ausreicht, helfe die Vereinigung.

Wer noch nicht Mitglied des Nationalvereins ist, für den ist jetzt Zeit einzutreten. Gerade die Preußen sind als Mitglieder dieser großen Partei unentbehrlich. Noch sind es erst 20,000 Deutsche, welche in ihm einen Sammelpunkt für ihre politische Thätigkeit gefunden haben; aber er ist dennoch bereits eine Macht geworden, welche im westlichen Deutschland die Majorität der Kammern besetzt, einen großen Theil der liberalen Intelligenz des Volkes vereinigt. Er ist jetzt, wo die preußische Regierung gänzlich außer Stande ist, dem Wesen ihres Staates Freunde zu erwerben, der einzige einflußreiche Vertreter desjenigen Preußens, welches wir Alle ersehnen, die einzige Autorität, welche im Volke den Fortschritten der östreichischen Partei und den noch gefährlichern Fortschritten eines demokratischen Pessimismus siegreich Widerstand leistet. Gegen die Zuchtlosigkeit der Geister im Volke, wie gegen die Willkürherrschaft der Regierungen ist er uns jetzt eine schützende Kraft geworden. Und seine Führer, welche in den Ständeversammlungen ihrer engeren Heimath für den Handelsvertrag und die Fortdauer des Zollvereins kämpfen, sind zugleich unermüdlich thätig, in größern und kleinern Versammlungen den Widerstand des Volkes in der Delegirtenfrage in gesetzlichen Bahnen zu leiten. Größer und schwerer wird ihre Aufgabe, seit die Reaction in Preußen zur Herrschaft gelangt ist. Wie fest und zuversichtlich diese Männer auf ihrem Princip stehen mögen und wie wenig ihr Vertrauen zu der Tüchtigkeit des preußischen Volkes erschüttert sein mag, sie brauchen gerade jetzt die warme und hingebende Unterstützung Aller, denen die Ehre und der gesetzliche Fortschritt in Preußen am Herzen liegt. Und deshalb ist beim Beginn des Jahres 1863, hundert Jahre, nachdem ein Hohenzollern Preußen zu einem ansehnlichen Staat gemacht hat, funfzig Jahre, seitdem das dankbare Volk einem andern Hohenzollern den Staat, den er sich verloren, wiederhergestellt hat, deshalb ist gerade jetzt für den einzelnen Preußen die Zeit gekommen, *wahre* Loyalität seinem Königsgeschlecht, Verständniß der großen Aufgabe seines Staates dadurch zu erweisen, daß er dem Nationalverein beitritt.

♀.

Die Landesversammlung der schwäbischen Fortschrittspartei zu Eßlingen.

Als am 3. Febr. 1861 die Landesversammlung zu Eßlingen den Beschluß faßte, den Beitritt zum Nationalverein zu empfehlen, geschah dieser Anschluß an die nationale Partei mit gewissen Restrictionen und Vorbehalten, die allerdings mehr in den vorausgehenden Debatten, als im Beschlusse selbst sich kund gaben. Auch war jenes Ergebniß zum Theil fremder Einwirkung, der Beredsamkeit eines Apostels des Nationalvereins zu verdanken, welche siegreich über die Bedenken einzelner Wortführer im Verein mit den feurigen Mahnungen Anderer die Menge mit sich fortriß. Wurde von nun an in den Blättern der Partei die Polemik gegen den Nationalverein eingestellt oder sehr ermäßigt, so war doch nicht zu läugnen, daß die Betheiligung an dem Verein auch nach Eßlingen eine ziemlich laue blieb. Das ganze Verhalten Würtembergs während der letzten zwei Jahre bewies, daß es seine eigenthümliche Sonderstellung zur nationalen Sache noch nicht völlig aufgegeben hatte. Gleichwohl bezeichnete jener Tag einen Wendepunkt, das Eis war wenigstens gebrochen; daß es in der Zwischenzeit nahezu vollends aufthaute, bewies der Erfolg der Landesversammlung, die nach fast zwei Jahren am 14. Dec. d. J. abermals in Eßlingen gehalten wurde.

Wir möchten die Bedeutung dieses Erfolgs nicht überschätzen. Es dürfte sich fragen, ob in den paar hundert zu Eßlingen Erschienenen die durchschnittliche politische Bildung und Ueberzeugung Schwabens vertreten war. In früheren Artikeln haben wir die Gründe entwickelt, aus welchen die altliberale Partei sich von der politischen Action im Großen, speciell von aller Theilnahme an den nationalen Bestrebungen fast gänzlich zurückgezogen hat. So war auch in Eßlingen fast nur die Demokratie vertreten, wie überhaupt die Nationalpartei, wie einmal die Dinge liegen, in Schwaben ihre Anknüpfungspunkte eigentlich nur auf dieser Seite zu suchen hat. Aber eben der politisch rührige, für die nationalen Fragen empfängliche und thätige Theil der Bevölkerung war unzweifelhaft vertreten, und während schon hierdurch jener Mangel sich wieder ausgleicht, kommt dazu noch die eigenthümliche Art der Gegensätze, welche sich hier maßen und die Entscheidung allerdings zu einer bedeutungsvollen machten.

Wenn anderswo in Deutschland politische Versammlungen zur Berathung der nationalen Fragen stattfinden, so sind sie entweder von Freunden des Nationalvereins oder von Freunden des Bundestags, von Kleindeutschen oder

Großdeutschen veranstaltet. Die Parteien haben sich längst geschieden, es gibt für diese Gegensätze kaum mehr gemeinsame Tribünen. Anders in Würtemberg. Hier wurde mit aller Gewalt wenigstens äußerlich die Einheit einer würtembergischen Fortschrittspartei festgehalten, welche jene Gegensätze in Bezug auf die deutsche Frage in ihrem Schoß vereinigte. Im Grund hatten nur die eigentlich Großdeutschen hieran ein wirkliches Interesse, sie dominirten factisch, indem sie jeder engeren Annäherung an die Nationalpartei das oberste Interesse der Einheit der würtembergischen Demokratie entgegenhielten, und so jene farblosen Compromisse veranlaßten, welche überall zum Vorschein kamen, wo die Schwaben ihre Meinung über die deutsche Frage abzugeben hatten.

Dieser Zustand, der auf der Fiction beruhte, daß die Einheit der Partei möglich sei bei diametral entgegengesetzten Ansichten gerade über die wichtigste Frage — denn als solche wurde doch die deutsche Frage allgemein anerkannt — war auf die Länge unhaltbar. Sie war unmöglich von dem Augenblick, wo die Scheidung der beiden großen Parteien, die inzwischen innerlich gereift war, auch äußerlich zu Tage trat und sich in besonderen Existenzen verkörperte. Als dem Nationalverein sich der Reformverein gegenüberstellte, auf Weimar Frankfurt folgte, war die deutsche Frage für jeden Politiker zum aut — aut geworden. Man mußte Farbe bekennen, das Kokettiren mit Rechts und Links mußte ein Ende nehmen, und vor dieser unerbittlichen Logik zerfiel auch die Fiction einer besonderen schwäbischen Fortschrittspartei.

Gerade über Weimar und Frankfurt war man zwar noch glücklich genug hinübergekommen. Wer jedoch die genauere Geschichte der damaligen Berathungen im Schooß der schwäbischen Fortschrittspartei kennt, weiß, daß schon damals der offene Bruch drohte und nur mit Mühe vermieden wurde. Die Würtemberger, welche nach Weimar gingen, hatten sich zuvor verbindlich gemacht, keinen Antrag zu stellen oder zu unterstützen, dem beizustimmen den beiden Großdeutschen, welche sich angeschlossen hatten, unmöglich gewesen wäre ein deutlicher Beweis, wie jene Rücksicht auf die „Einheit der Partei" nur zu einem Terrorismus der Großdeutschen geführt hatte. Als dann der Frankfurter Convent nahte, wurde der Bruch nur dadurch abgewendet, daß die zur Partei haltenden großdeutschen Demokraten, welche nach Frankfurt gehen wollten und hierzu vorbereitende Versammlungen gehalten hatten, von diesem Schritte doch wieder Abstand nahmen, freilich nur mit Rücksicht auf die Unpopularität desselben.

Allein je mehr auf diese Weise die Entscheidung künstlich hinausgeschoben wurde, um so unerquicklicher gestalteten sich die Verhältnisse und Streitigkeiten im Innern der Partei, und der Wunsch, endlich aus dieser Situation herauszukommen, war neben dem Bedürfniß, gerade nach Weimar und Frankfurt und nach dem kläglichen Debut der großdeutschen Vereine der öffentlichen Stimme

in Schwaben Ausdruck zu geben, der Hauptgrund, warum von Seite der national Gesinnten und namentlich auch von Seite der Landbevölkerung die Berufung einer Landesversammlung verlangt wurde.

Auch dies ist nun freilich wieder specifisch schwäbisch, und so zu sagen landsmannschaftlich, daß eine Meinungsverschiedenheit zwischen den Führern dem Lande selbst zur Entscheidung vorgelegt, daß der Streit zwischen Groß- und Kleindeutschland gleichsam zu einer Landesangelegenheit gemacht wurde. Denn an eine eigentliche Unterwerfung der Minderheit unter die Mehrheit war ja doch in keinem Falle zu denken. Allein die Traditionen jener Zeit, wo die demokratische Partei wirklich noch ihre geschlossene Einheit bewahrte, lassen sich nicht so leicht beseitigen, und die Nachwirkung derselben hat in jedem Falle das Gute, daß wenn eine Schwenkung unter diesen Umständen sich nur äußerst schwerfällig vollzieht, sie dafür, wenn sie vollzogen ist, um so mehr zu bedeuten hat. Denn bei der Zähigkeit, mit welcher die demokratischen Elemente zusammenhalten, wird doch allmälig nach dem Gesetz der Schwere die ganze Masse dem Punkte sich zu bewegen, wo einmal die Mehrheit Fuß gefaßt hat. Zugleich erhält eine solche Debatte einen gewissen dramatischen Reiz. Es ist eine wirkliche Debatte, öffentlich vor dem ganzen Lande messen sich die Kräfte von hüben und drüben, und in diesem offenen Kampfe wird ebenso die unterliegende Partei der Schranken sich bewußt, welche ihr innerlich und äußerlich gezogen sind, als die siegreiche zu gesteigertem Selbstgefühl angeregt werden muß.

So trafen denn am 14. December Vormittags aus verschiedenen Gegenden des Landes dreihundert Männer in Eßlingen ein, unter ihnen der Kern der schwäbischen Demokratie, Männer, die zum Theil in den parlamentarischen Kämpfen vor dem Jahr 1848 geschult, zum Theil erst seit dieser Zeit ins öffentliche Leben eingetreten sind, Wenige nur der altliberalen Partei angehörig. Indem sich die Reihen allmälig füllen, gewinnen wir Zeit, uns die Gruppen, die sich im Vordergrund bewegen, näher zu betrachten. Die Ehre des Vorsitzes ist heute jenem silberhaarigen Manne zugedacht, dessen Persönlichkeit ebenso versöhnlich ist, als er im Kampf für die Volksrechte sich hartnäckig und unerbittlich gezeigt hat, Gottlob Tafel, vor Zeiten ein Opfer der Burschenschaftsverfolgungen, dann lange Jahre in den Reihen der würtembergischen Opposition, wie in Frankfurt auf den Bänken der Linken, eine weithin unter den Gesinnungsgenossen bekannte Persönlichkeit durch das gastliche Haus, das jederzeit den politischen Freunden geöffnet ist; ihm am nächsten stehend an politischer Gesinnung Rödinger, der wie er in den Gefängnissen des Hohenasberg den ersten Traum der deutschen Einheit verbüßte und ebenso in vieljähriger parlamentarischer Laufbahn sein unzertrennlicher Gefährte war; dann Fetzer, der vor zwei Jahren erklärte, an dem Tage, da der Nationalverein die Reichsverfassung aufs Panier schreibe, werde er beitreten, und Wort hielt, ein lebendiges Nachschlage-

buch, so oft eine Bestimmung der Verfassungsurkunde oder auch der Reichsverfassung in Frage kommt. Da erblicken wir ferner Adolf Seeger, in schwächlichem Körper ein willensstarker Geist, der am frühsten und energischsten darauf drang, daß die Würtemberger sich rückhaltlos der großen Nationalpartei anschlössen, und der ebenso mit scharfer Logik die Gegner zu schlagen als mit eindringlichen Worten zum Herzen des Volks zu reden versteht, die Seele der nationalen Bewegung in Schwaben; neben ihm sein Bruder Ludwig Seeger, der Uebersetzer Berangers, ein begabter, witziger Kopf, der, wenn er eine gute Stunde hat, durch seine drastische, populäre, mit Humor und Sarkasmus gewürzte Rede großen Eindruck hervorbringt. Neben ihm sei auch gleich ein anderer Dichter und Uebersetzer genannt, der zugegen und gleichfalls warmer Freund des Nationalvereins ist, Friedrich Notter, von dem nur Wenige wissen werden, daß er in dem von Paul Pfizer im Jahre 1830 herausgegebenen „Briefwechsel zweier Deutschen“ der eine der beiden Briefsteller ist. Eine andere Gruppe bildet sich um Julius Hölder, eine milde, gutmüthige, ächt schwäbische, dabei tüchtig patriotische Natur, dem seit Schoders Tod die Führerschaft der liberalen Partei unbestritten wäre, wenn seine Gewissenhaftigkeit mit einer gleich großen Energie gepaart wäre. In seiner Nähe sitzt der Fabrikant Dr. Ammermüller, der besonders um den gewerblichen Fortschritt des Landes wohl verdient, in den Zollvereinswirren dagegen ein um so hartnäckigerer Vertheidiger des Schutzes ist, wenn er auch nicht so weit geht wie Moritz Mohl, der übrigens an dieser Versammlung so wenig, wie an allen ähnlichen, sich betheiligt, und der — von jeher eine Partei für sich — vollends seit seinem Erscheinen auf dem Frankfurter Tag nicht mehr zur Partei gerechnet werden kann. Ein anderer Gegner des Handelsvertrags ist der heutige Vicepräsident, Fabrikant Deffner, unähnlich seinem Vater, der im Jahre 1833 fast der einzige Abgeordnete von der liberalen Opposition war, der weiterblickend als seine Gesinnungsgenossen dem Zollvereinsvertrag mit Preußen seine Zustimmung gab. Aber auch Gustav Müller ist erschienen, das Mitglied des Handelstagsausschusses, der soeben eine vielversprechende Agitation für den Handelsvertrag und die Erhaltung des Zollvereins in Schwaben ins Leben gerufen hat. Eine weitere Gruppe endlich, die sichtlich zu großen Dingen sich rüstet und auf welche heute vor Allem die Blicke gerichtet sind, hat sich dort um Probst gebildet, den ultramontanen Demokraten, dem seine Vertheidigung des Concordats noch heute unvergessen ist, und der gleichwohl als feiner, vielgewandter Kopf und eleganter Redner bis heute zu den Zierden der Volkspartei gerechnet wurde. Mit der Glätte eines Aals wußte er sich bisher durch großdeutsche und kleindeutsche Programme hindurchzuwinden und sich in allen Lagern möglich zu machen; er war es, der hauptsächlich die Oestreicher zur Theilnahme an der Weimarer Versammlung zu bewegen suchte und dann selbst

dort erschien, um seinen großdeutschen Standpunkt zu vertheidigen, während seine beiden heutigen Bundesgenossen, Becher und Oesterlen, auf dem Punkte standen nach Frankfurt zu gehen — Becher der Reichsregent vom Jahr 1849, später gesuchter Vertheidiger in politischen Processen, mit fließender Rede ausgestattet und mit einer Stimme, deren Wohlklanges er sich selbst am besten bewußt ist, noch heute zur äußersten Linken gehörig, wie Oesterlen, der auch als Politiker den Advocaten nicht verläugnet und dessen breite pathetische Redeweise mitunter an den Geschmack des Jahres 1848 erinnert, der aber freilich noch nicht zu vergleichen ist mit dem excentrischen ehemaligen Pfarrer Hopf, längere Zeit Redacteur des Beobachters, dem enfant terrible der Partei. Nur Wenige fehlen, die sonst auf diesen Versammlungen zu erscheinen pflegen. Wir vermißten von bekannteren Namen den Director Pfeifer, den eifrigen Freund des Nationalvereins und des Handelsvertrags, Sigmund Schott, den sonst unzertrennlichen Gefährten Probsts, Reyscher, den von Tübingen hinweggemaßregelten Professor, jetzt Abgeordneter der Stadt Stuttgart, und Hermann Reuchlin, den Geschichtschreiber Italiens, die beiden letzten übrigens mehr zur altliberalen Partei neigend.

Die Anträge in der deutschen Frage, welche das Comité vorbereitet hatte, waren im Wesentlichen übereinstimmend mit den Beschlüssen des Abgeordnetentags und der Generalversammlung des Nationalvereins. Sie sprachen die entschiedene Verwerfung des Delegirtenprojects und des Bundesgerichts aus, erklärten sich für die Ausführung der gesetzlich zu Stande gekommenen Reichsverfassung vom 18. März 1849, und für Einberufung einer Nationalversammlung zur Lösung der Oberhauptsfrage und zur Vornahme der etwa für nothwendig und wünschenswerth erkannten Abänderungen der Reichsverfassung. Endlich wurde es als eine dringende nationale Forderung bezeichnet, daß alle deutschen Bundesstaaten mit Einschluß Deutschöstreichs sich dem in der Reichsverfassung begründeten Gesammtverband anschlössen. Sollten aber der Herstellung einer Gesammtdeutschland umfassenden bundesstaatlichen Einigung in Deutschöstreich oder in einem andern deutschen Staate für jetzt unübersteigliche Hindernisse im Wege stehen, so dürfe dies für die übrigen Staaten kein Abhaltungsgrund sein, mit der Ausführung des nationalen Werks an ihrem Theile zu beginnen.

Gegen den letzteren Punkt richtete sich vornehmlich die Einsprache der großdeutsch-demokratischen Fraction. Deutsch-Oestreich dürfe auf keine Weise ausgeschlossen werden, die gleichmäßige Theilnahme aller deutschen Stämme und Staaten sei die wesentliche Voraussetzung einer engeren Vereinigung. Es war eine Wiederholung der bekannten Sätze der großdeutschen Partei. Aber auch gegen die Forderung der Reichsverfassung legten die Herren Probst, Oesterlen, Becher Verwahrung ein, deren tiefer liegendes Motiv, wenn es auch nicht ge

radezu ausgesprochen wurde, die Abneigung gegen die monarchische Spitze, und gegen die mit der Reichsverfassung unvermeidlich gegebene preußische Führerschaft war, eine Abneigung, die durch die Adoption der Reichsverfassung von Seite der Nationalpartei nur noch verstärkt wurde. Früher, als man mit dieser Forderung noch allein stand, hatte man sich gleichfalls für die Reichsverfassung erklärt; seitdem aber der Nationalverein sie in sein Programm aufgenommen, war sie auf einmal verdächtig geworden. Es streite, sagten die Redner dieser Seite, wider den Grundsatz der Nationalsouveränetät, wenn man das künftige Parlament an die Reichsverfassung wie an eine Instruction binden wolle, während es doch aus eigner Souveränetät die Verfassung zu beschließen habe. Am bezeichnendsten war in dieser Beziehung die Aeußerung: für eine Reform sei die Reichsverfassung zu viel, für eine Revolution zu wenig. Wenn dann dieselben Redner doch gegen den Bundestag so artig waren, die Streichung des Paragraphen zu beantragen, der die Existenz dieser Behörde für eine blos factische, nicht legale erklärt, so sah dies fast wie eine Hinterthür aus, um sich eventuell den Weg zum Reformverein offen zu halten.

Es waren also Einwände doppelter Art, die von der Nationalpartei bekämpft werden mußten. Der Widerspruch gegen die Reichsverfassung beruhte auf extrem demokratischen, der Widerspruch gegen den Passus über Deutschöstreich auf großdeutschen Motiven. Die beiden Hauptelemente des Widerstands gegen die nationale Sache, die einseitige Demokratie und das Oestreicherthum, kamen auf diese Weise zum Wort, und nach beiden Seiten hin hatte die Nationalpartei das Feld zu behaupten. Auf die einzelnen Gründe, welche hinüber und herüber ins Treffen geführt wurden, einzugehen, ist überflüssig. Neues konnte die Debatte, die jedoch zuweilen zu glänzender Höhe sich erhob, eben nicht bieten. Sie endete mit einer völligen Niederlage der großdeutschen Demokratie, kaum ein Dutzend Hände erhoben sich für ihre Amendements. Und in demselben Sinn wurden dann auch die übrigen zum Theil verwandten Gegenstände erledigt. Namentlich wurde aus dem Plan, eine festere Organisation der Partei durch regelmäßige Geldbeiträge zu erzielen, alles dasjenige entfernt, was an eine particularistische Exclusivität erinnern oder dem Nationalverein hätte Eintrag thun können. Daß schließlich ohne Widerspruch der Beitritt zum Nationalverein wieder empfohlen wurde, war die selbstverständliche Folge des Gangs, welchen die Verhandlung nahm.

Können wir uns ersparen, auf die Einzelheiten der Debatte einzugehen, an der sich auf der einen Seite Oesterlen, Probst, Becher und Hopf, auf der andern die beiden Seeger, Hölder und Fetzer betheiligten, so dürfen wir dagegen die Bemerkungen nicht unterdrücken, die über die Stimmung und den Geist, der in der Versammlung herrschte, sich uns aufdrängten, und diese Bemerkungen sind sehr erfreulicher Art. Wer sich auf einen Augenblick etwa die

Volksreden des Jahres 1848 oder auch manche Scenen aus dem Jahr 1859 ins Gedächtniß zurückrief, fand sich angenehm überrascht durch die Wahrnehmung, wie sehr die Phrase ihre Macht über die Gemüther verloren hatte, so oft ein Redner in einen solchen Ton verfallen wollte, konnte er sicher sein, daß er ohne Eindruck blieb, höchstens einige Heiterkeit erweckte; die schönsten Effecte blieben wirkungslos, speciell die großdeutsche Phrase wollte gar nicht mehr verfangen. Auch als Oesterlen die Autorität Uhlands für sich in Anspruch nahm und die Dichterworte vom Riesenleib Germaniens citirte, der nicht zerstückelt werden dürfe, bewahrte die Versammlung den Takt des Schweigens, und als Becher mit dem schönen Organ rief: „Die ganze Linke in Frankfurt war großdeutsch; wäre Robert Blum nicht großdeutsch gewesen, er läge nicht in der Brigittenau bei Wien!" belehrte ihn die Kälte der Zuhörer verständlich genug über den Unterschied der Zeiten, und — man darf es sagen — über die fortgeschrittene politische Bildung. Als aber Oesterlen rief: „in Preußen sind genau dieselben Schwierigkeiten zu überwinden wie in Oestreich," als er seinen bekannten Satz wiederholte: „ich sehe nur hier Großpreußen, dort Großöstreich, wir aber, wir sind die wahrhaft deutsch Gesinnten," scholl ihm von allen Bänken lauter Widerspruch entgegen.

Woher dieser Umschlag der Stimmung? Genauer Beobachtende werden ihn nicht erst an diesem Tag und in dieser Versammlung wahrgenommen haben. Ein fleißiger Theaterbesucher z. B. müßte fast statistische Daten zu liefern im Stande sein über die Abnahme der großdeutschen Demonstrationen, zu welchen vor noch nicht langer Zeit passende und unpassende Stellen im Stuttgarter Hoftheater benutzt zu werden pflegten. Man sage nicht, die Geister seien ruhiger oder abgestumpfter, Demonstrationen überhaupt abgeneigter geworden. Es sind sehr bestimmte Gründe, welche langsam, aber stetig jenen Umschlag herbeigeführt haben.

Zunächst die Dinge in Oestreich, die fortdauernde Unfertigkeit der dortigen Zustände, das Festhalten an einer Gesammtverfassung, welche die Betheiligung an einer wirklichen deutschen Reform schlechterdings zur Unmöglichkeit macht, selbst wenn der gute Wille dazu vorhanden wäre. Noch vor zwei Jahren hatte man auf der Eßlinger Versammlung in einer besondern Adresse den Deutschöstreichern die Sympathien Süddeutschlands entgegengebracht; sie wurde unbeachtet bei Seite gelegt. Wo seitdem deutsche Männer zur Berathung der Fragen des Gesammtvaterlands zusammentraten, fehlten trotz wiederholter specieller Aufforderung die Oestreicher. Und selbst nach Frankfurt hatte Herr v. Schmerling nur einige Getreue zu senden vermocht. Wo die östreichische Presse sich überhaupt mit den deutschen Angelegenheiten beschäftigte, geschah es nur, um in unfruchtbarer Weise gegen die nationale Partei zu polemisiren. Was Wunder, wenn ein solches Verhalten endlich auch in großdeutschen Kreisen seine

Wirkung äußerte, wenn auch hier allmälig der Gedanke Eingang fand, daß man — wie ungern immer — vorläufig auf Deutschöstreich verzichten müsse. Das Programm einer reformfeindlichen Partei, welche eben den Beitritt Oestreichs zur ersten und hauptsächlichsten Bedingung, vom Willen Oestreichs also die Reform geradezu abhängig machte, konnte diese Ansicht nur bestärken.

Sodann aber die Dinge in Preußen. Wollten die Feinde der Reform über die preußische Reaction triumphiren, welche dem Gedanken des preußisch-deutschen Bundesstaats vollends den Todesstoß geben werde, so trat gerade das Gegentheil ein. Vor dem einmüthigen herrlichen Widerstande, welchen das preußische Volk der Reaction entgegensetzte, begannen die festgewurzelten Antipathien der Süddeutschen sich zu legen. Die Haltung des Abgeordnetenhauses flößte zum mindesten Achtung ein, und wie jene Prüfung in Preußen selbst dazu diente, nicht nur das Bewußtsein vom Gut der Verfassung, sondern auch das Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit mit dem Gesammtvaterland mächtig zu heben, so trat sie zugleich versöhnend zwischen die Antipathien des Südens gegen den Norden. Es kam aus vollster Ueberzeugung, wenn die Eßlinger Versammlung ihren Präsidenten beauftragte, dem Abgeordnetenhaus und Volk in Preußen ihre Anerkennung für deren unerschütterliche Haltung in dem obschwebenden Verfassungsconflict auszudrücken. In einer Zeit, da die Wunden so tief empfunden werden, welche jene überaus traurige Wendung in Berlin der deutschen Sache schlägt, mag es am Platze sein, auch diese einigermaßen tröstliche Wirkung nicht zu übersehen.

Solches war die Stimmung der Eßlinger Versammlung, die nicht etwa eine Nationalvereinsversammlung war, die vielmehr die schwäbische Demokratie repräsentirte, welche mit Recht bis jetzt als wesentlich großdeutsch gegolten hat. Aber die Versammlung lieferte den Beweis, daß theils durch den Gang der Politik überhaupt, theils durch die Anstrengungen der Reformfeinde, theils endlich durch die Reibungen im eigenen Schoß die schwäbische Fortschrittspartei sich wesentlich den Anschauungen der deutschen Nationalpartei genähert hat. In hartnäckiger Auseinandersetzung mit einer extrem großdeutschen Fraction ist sie in ihrer weit überwiegenden Mehrheit immer entschiedener auf einen Standpunkt gedrängt worden, auf welchem sie den Liberalen in Mittel- und Norddeutschland die Hand reicht. Mögen die großdeutschen Sympathien immerhin nachwirken, mag auch nach Eßlingen vielleicht der Nationalverein keine glänzende Zukunft in Schwaben haben, die Partei hat es wenigstens unzweideutig ausgesprochen, daß sie mit den nationalen Bestrebungen im übrigen Deutschland im Zusammenhang, mit ihnen zu gemeinsamem Wirken verbunden bleiben will, — und dies ist die eigentliche Bedeutung der Eßlinger Versammlung. Die Würzburger Regierungen und ihre Freunde haben bisher den Rückhalt, den sie an den süddeutschen Sympathien und Antipathien hatten, weit überschätzt. Die Versammlung,

welche zur Berathung der Handelsvertrags- und Zollvereinsfrage auf den 3. Jan. nach Stuttgart berufen ist, wird den Beweis liefern, daß auch in dieser Beziehung bisher die Macht der Vorurtheile in Schwaben überschätzt worden ist. γ.

Die Flüchtlinge von 1848 und 1849.

Seit die Bewegung für Einheit und Freiheit ihren vor zwölf Jahren unterbrochenen Lauf wieder begonnen hat, konnte man gespannt sein, welchen Antheil an ihr die Flüchtlinge von Acht- und Neunundvierzig nehmen würden. Ursprung und Art der neuen Bewegung brachte es freilich mit sich, daß diese Frage nicht auf der Stelle entschieden wurde. Die Flüchtlinge waren Demokraten; aber die ersten Jahre nach dem Regierungsantritte des Prinz-Regenten gehörten den Altliberalen, und wenn selbst die im Lande gebliebenen Demokraten sich damals größtentheils noch im Hintergrunde hielten, so war für die ausgewanderten vollends kein Grund vorhanden, sich in die ersten Reihen der Arbeiter und Kämpfer zu drängen. Stand den meisten von ihnen doch nicht einmal sogleich die Rückkehr in die verscherzte Heimath offen. Bevor Amnestie oder Verjährung sie Alle zurückrief, verstrichen noch Jahre. Gleichwohl gab es bei der thatsächlichen Preßfreiheit, die sich nach 1858 in Deutschland entwickelte, und bei dem gesteigerten Verkehr mit dem Auslande Mittel genug, auch für die Draußenlebenden, auf die Gestaltung der vaterländischen Zustände in ihrem Sinne einzuwirken; und da inzwischen obendrein fast alle die Schranken gefallen sind, welche sie noch in die Fremde bannten, so ist gegenwärtig ein summarischer Ueberblick über ihre Stellung zur deutschen Politik nicht mehr unmöglich.

Diejenigen Begebenheiten, welche der Demokratie in Deutschland seit dem vorigen Jahre einen gewissen Vorsprung vor den Constitutionellen gegeben haben, mußten natürlich auch die demokratischen Flüchtlinge zu lebhafterer Theilnahme an dem Gang der Dinge herausfordern. Ein großer Theil von ihnen zwar wurde ungefähr gleichzeitig durch den Ausbruch des nordamerikanischen Bürgerkrieges verhindert, seine politische Energie der alten Heimath zu widmen. Aber für die Flüchtlingsschaften in England und der Schweiz, in Frankreich

und Belgien bestand kein solches Hinderniß. Sie konnten ihrem Drange nachgeben. Es ist also erlaubt zu schließen, daß sie ihre Stellung bereits genommen haben. Aus den Zeichen von Theilnahme, welche vorliegen, kann mit einer gewissen Sicherheit auf die überhaupt zu erwartende Theilnahme gefolgert werden. Unsre Flüchtlinge sind nicht mehr das gespenstisch drohende unbekannte Etwas, als das besorgte Familienväter und Staatshämorrhoidarien sie bisher mögen angesehen haben.

Da lassen sich nun drei Schichten ziemlich scharf unterscheiden. Die Einen stehen der Reformpartei, die im Nationalverein ihre sichtbare Organisation hat, am nächsten, und sind ihr entweder sofort beigetreten, wie z. B. der letzte Präsident des Parlaments, Löwe von Calbe, oder sind mehr oder weniger geneigt sich ihr anzuschließen, seit sie mit der Reichsverfassung ein formulirtes Programm aufgestellt hat, wie Vogt in Genf, Karl Grün in Brüssel, Ludwig Simon, Bamberger und H. B. Oppenheim in Paris, und wie Heinrich Simon gewesen sein würde, wenn der Wallensee ihn nicht verschlungen hätte. Zu dieser Gruppe gehört auch Kinkel, der seinen Beitritt erklärte, als Metz und Streit im letzten Sommer die Londoner Nationalvereinsgenossen besuchten, und Friedrich Kapp aus Newyork, der einen Theil des letzten Sommers und Herbstes in Deutschland zugebracht hat. Eine zweite Gruppe machen diejenigen aus, welche sich auf den Weg der Reform schlechterdings nicht einlassen wollen, sei es aus pessimistischen Bedenken gegen die allgemeine Gangbarkeit dieses Weges, sei es aus Einwänden des Preußenhasses gegen das Banner, unter welchem die Reformpartei marschirt. In ihr befinden sich z. B. Blind in London, Temme in Zürich und Kolb in Frankfurt am Main (früher ebenfalls in Zürich). Ob Freiligrath ebenfalls zu dieser Gruppe zählt oder zu einer gleich zu bezeichnenden dritten, muß dahingestellt bleiben. Gewiß ist, daß er mit Kinkel gebrochen hat, seit dieser dem Nationalverein beigetreten ist, was Blind nicht für nöthig gehalten. Gewiß ist ferner, daß Freiligrath dem Haupt der dritten Gruppe persönlich nahe steht: dem geisteskräftigen und die Seinen despotisch regierenden Karl Marx. Nicht umsonst ist Marx ein Schwager des ehemaligen preußischen Ministers v. Westphalen; wie dieser dem rechten Extrem, so gehört jener dem linken Extrem als Flügelmann an. Um Marx halten sich Trümmer oder Materialien, wie man will, der „proletarischen Partei" geschart, die es mit der Herrschaft der Mehrheit buchstäblich nimmt und gegen die Demokraten gemeinen Schlages daher auch eine gründliche Verachtung hegt. Daß diese Gesellschaft blos von einer Revolution etwas erwarten kann, ist klar. Ob dagegen die Blind, Temme und Kolb nicht zuletzt doch noch zu einer der in Deutschland kämpfenden politischen Parteien herübergezogen werden, ist eine andere Frage. Es ist möglich, daß sie und ihresgleichen, wenn sie einmal wählen müssen, zum Nationalverein stoßen; die Wahrscheinlichkeit ist aber dafür,

daß die Mehrzahl es alsdann macht, wie die Exdemagogen Schulz von Weilburg und Kopp von Heidelberg, die zum allgemeinen Erstaunen an der großdeutschen Versammlung in Frankfurt theilnahmen, und wie Herr Fröbel, den dort zu finden Niemand mehr erstaunt war. Um so sicherer aber werden dann ihre Antipoden in der Flüchtlingswelt, wie Vogt und die drei Pariser, den Nationalverein verstärken.

Daß dies ein langsamer organischer Proceß ist, kein mit revolutionärer Gewalt und Plötzlichkeit auftretender, hat der Erfolg des vom Nationalverein gefaßten Beschlusses zu Gunsten der Reichsverfassung gezeigt. Wer von einem solchen Beschluß überhaupt so etwas wie eine elektrisirende Wirkung erwartete, hat sich gründlich getäuscht. Vor zwei, drei Jahren hätte derselbe so wirken können; jetzt nicht mehr. Und wer bei Sinnen ist, der wird sich darüber eher freuen, als betrüben. Es wäre sicherlich nicht gut gewesen, wenn dieser Beschluß einen demokratisch-revolutionären Massenbeitritt auf der Stelle nach sich gezogen und somit auf die Länge unausbleiblich den Charakter des Vereins verwandelt hätte. Besser ist es, der Verein behält Zeit, alles Zuströmende sich allmälig zu assimiliren. Das Zutrauen selbst wird darum nicht ausbleiben. Mit der Reichsverfassung ist auf jeden Fall den Revolutionären eine Waffe aus der Hand gewunden, die sie nicht verfehlt haben würden zu gebrauchen, sobald der Nationalverein seine Unfähigkeit verrathen hätte, die öffentliche Stimmung länger zu beherrschen.

So glauben wir denn, daß auch ohne sofortigen und förmlichen Anschluß der Flüchtlinge an die Fahne der Reform von ihnen nicht viel zu befürchten ist. Sie sind unter sich zerklüftet, ja zum Theil feindseliger geschieden, als von uns — man erinnere sich nur an die vor drei Jahren wüthende Fehde zwischen Vogt und Marx. Die „proletarische Partei" und die Bourgeois-Demokraten werden niemals mit einander gehen. Dazu kommt, daß es Führer ohne Heer, und daß es — so gut wie H. v. Gagern, der es in Frankfurt selbst von sich aussagte — alternde Männer sind. Die lange Trennung von der Heimath hat die früheren Vertrauensbande gelockert oder ganz aufgelöst. Seit 1849 ist ein neues Geschlecht in Deutschland herangewachsen, das nicht gewohnt ist, Herrn Karl Marx zu gehorchen oder in den Späßen des Herrn Karl Vogt das Nonplusultra menschlichen Witzes zu belachen. Die Thätigkeit, der diese Männer in der Fremde sich hingegeben haben, war fast durchgängig nicht der Art, ihr Gedächtniß daheim recht frisch zu erhalten. Viele haben obendrein in der Sorge um die nackte Existenz die Festigkeit vorläufig eingebüßt, die sie früher in der Rede und im Agitiren besitzen mochten. An die eigenthümliche Art der politischen Arbeit, die eine mehrjährige Reformbewegung entwickelt hat, werden Wenige von ihnen überhaupt gewöhnt sein; denn wie Viele sind es, die in der Fremde an praktischer Politik sich haben betheiligen können?

Vogt, Kapp, Schurz und einige andere Deutschamerikaner, die hier nicht mitzählen, weil die transatlantische Politik sie ganz hingenommen hat — eine verschwindende Minderheit also, die keinerlei Ausschlag geben kann. Um wie viel sind den Flüchtlingen die Daheimgebliebenen also überlegen an Uebung, Geschick und öffentlichem Vertrauen! um wie viel vor Allem an politischer Jugendkraft, die ihres Erfolges gewiß ist! Das Deficit in diesem Punkte reicht allein hin, selbst die unheilbaren Revolutionäre unter unseren Flüchtlingen für die Reformpartei zu sehr ungefährlichen Rivalen zu machen. Sehen wir doch auch an vielen von unseren eigenen alten Parteigenossen von 1848 und der vormärzlichen Zeit, daß ihr Mangel an praktischem Idealismus ihnen nicht erlaubt, mit jüngeren Genossen gleichen Schritt zu halten. Wer unter ihnen von dieser welthistorischen Art Idealismus nicht einen ganz besonders unerschöpflichen Fonds hatte, der hat ihn damals zugesetzt, und vermag jetzt, wo es aufs Neue zu hoffen, zu streben und zu kämpfen gilt, nur noch kümmerliche Reste aufzutreiben. Es ist nicht denkbar, daß dies bei den ausgewanderten Achtundvierzigern wesentlich anders sei als bei den zu Hause gebliebenen; höchstens daß die natürliche Sehnsucht des Verbannten sich und Andere im einzelnen Fall darüber täuschen mag.

Sachwalter und Rechtsgelehrte bei Griechen und Römern.

Die staatlichen Verhältnisse nicht blos, sondern auch die Art der Gerichtspflege waren in Athen der Bildung eines Juristenstandes höchst ungünstig. Nachdem die Ausübung der Jurisdiction völlig in die Hände des Volkes übergegangen war, sanken die Behörden selbst beinahe zu bloßen Instruenten, Präsidenten und Executoren der Volksgerichte herab, und bei dem jährlichen Wechsel der Beamten wird wohl oft, wie es auch in Rom vorzukommen pflegte, mehr Kenntniß des Rechts und der Gesetze bei den Schreibern und Dienern der Kanzleien als bei den Magistraten zu finden gewesen sein. Außerdem hätte auch ein ausschließliches Studium des Rechts trotz der Proceßsucht, die unter den Athenern herrschte, kaum seine Früchte für die Praxis und für die Mitbürger tragen können, da das Gesetz verlangte, daß Jeder seine Sache vor

Gericht persönlich führte, wodurch die Uebernahme der Processe von Seiten juristisch gebildeter Sachwalter ein Ding der Unmöglichkeit wurde. Nur in Krankheitsfällen gestattete man eine Ausnahme von dieser Regel, wie z. B. für den an seinen Wunden darniederliegenden, des Hochverraths angeklagten Miltiades, dessen Bruder Tisagoras, und für den kranken Isokrates, dessen Sohn Aphareus plaidirte; natürlich galt es auch als Entschuldigung, wenn man, wie des Isokrates Freund Nikias, notorisch unfähig war, im Zusammenhange zu sprechen. Wiewohl sich nun voraussetzen läßt, daß bei einem Volke, das in allen Stücken an die Oeffentlichkeit und an das mündliche Verfahren so gewöhnt war, wie das athenische, die Redefertigkeit nicht so dünn gesäet gewesen sein wird, wie bei uns, so mag doch manches Herzklopfen und Kopfzerbrechen den ersten Redeversuchen vorausgegangen sein. Darauf deutet auch Aristophanes hin, wenn er in seinen „Rittern" Kleon zum Wursthändler sagen läßt: „Es geht Dir wie den meisten Menschen. Wenn Du einmal gegen einen fremden Schutzgenossen ein Proceßchen wohl führtest, dabei die Nacht durch schwatzend und Selbstgespräche auf den Straßen haltend, und Wasser trinkend und prahlend und die Freunde belästigend, so würdest Du wohl gar für einen tüchtigen Redner gehalten." Doch half man sich bei eigener Ungeübtheit dadurch, daß man selbst nur einen kurzen Vortrag an die Richter hielt und dann mit Erlaubniß derselben die Beistände aus der Zahl seiner Freunde, welche man mitbringen durfte, die eigentliche Anklage- und Vertheidigungsrede halten ließ.

Ferner lag es auch sehr nahe, sich dadurch aus der Verlegenheit zu retten, daß man sich von einem sachkundigen Manne eine Rede ausarbeiten ließ ,und dieselbe seinem Gedächtniß einprägte, und wenn auch der streng gesetzliche Sokrates darin eine Umgehung des Gesetzes erblicken wollte, die ihm von Lysias angebotene Vertheidigungsrede deshalb zurückwies und seinem treuen Schüler Aeschines, der aus Armuth für Andere gerichtliche Reden verfertigte, rieth, doch lieber dadurch von sich selbst zu borgen, daß er sich im Genusse der Speisen beschränkte, so war man doch damals längst über derartige Scrupel hinweg. Der erste Meister in der kunstmäßigen politischen Rede, Antiphon, soll zuerst solche Reden für Geld ausgearbeitet haben, und da seine Geschicklichkeit und die Unwiderstehlichkeit seiner Worte bekannt waren, so erhielt er auch die hohen Preise, die er stellte. Und trotzdem, daß die komischen Dichter den neuen Erwerbszweig mit ihrem Spotte geißelten, fand Antiphon viele Nachfolger. So sah sich auch Isokrates durch schwächliche Constitution und angeborne Schüchternheit genöthigt, auf die politische Laufbahn zu verzichten, gründete eine berühmte Schule und fertigte gerichtliche Reden für Andere. In der einzigen Rede, die er, und zwar für sich selbst gehalten hat, erwähnt er geradezu, daß es eine große Menge Leute gäbe, die si

mit solcher Schriftstellerei befaßten. Auch von Lysias ist es bekannt, daß er durch den unter der Herrschaft der dreißig Tyrannen erlittenen Verlust seines Vermögens gezwungen war, sein Talent den gerichtlichen Parteien zu widmen und sein Schüler Isäus that dasselbe. Ferner machte auch Demosthenes keine Ausnahme von der herrschenden Gewohnheit, sondern, da er von seinen untreuen Vormündern um sein Erbtheil betrogen worden und von allen Mitteln entblößt war, wucherte er mit seinen herrlichen Gaben und trieb das Geschäft der „Logographie". Sein Freund Aeschines nennt ihn einen treulosen Redenmacher, der für und gegen befreundete Personen geschrieben und die für die eine Partei gefertigte Rede an die andere verrathen habe: eine Beschuldigung, die freilich bei dem Charakter des Aeschines wenig Glauben verdient. Fast gleichzeitig erwarb sich ein beträchtliches Vermögen der Korinthier Dinarch, von dem der Pseudoplutarch schreibt: „Ein Freund Kassanders geworden, wurde er sehr wohlhabend, indem er Geld für die Reden einnahm, welche er für Processirende schrieb, und ohne öffentlich aufzutreten (denn er war es nicht im Stande) wurde er deshalb den berühmtesten Rednern gleichgestellt." Daß es übrigens auch außerhalb Attikas vorkam, daß man sich auswendig gelerner fremder Reden bediente, zeigt Lysanders Beispiel, der, von Erbitterung gegen Agesilaos getrieben, mit dem Plane umging, das erbliche Königthum in Sparta zu stürzen und sich zu einem darauf bezüglichen Antrage eine Rede von Kleon aus Halikarnaß ausarbeiten ließ. Nach seinem Tode wurde dieselbe bei einer Nachsuchung im Hause gefunden. Agesilaos wollte sie auch veröffentlichen, wurde aber davon abgehalten, weil man sich vor der Kraft und Eindringlichkeit derselben fürchtete. Zuweilen konnte es sogar beredten Männern Geld einbringen, wenn sie schwiegen, anstatt zu reden; darauf scheint sich wenigstens zu beziehen, was Aristophanes den Blepsidemos zu dem plötzlich reich gewordenen Chremylos sagen läßt: „O Freund, den Handel will ich schon mit Wenigem Dir völlig abthun, ehe davon die Stadt hört: das Maul den Rednern nur verstopft mit Groschen!"

Bei Abfassung der Reden mußte aber je nach der Beschaffenheit des Falles ein gewisses Maß der Länge beobachtet werden, da die Redner in den Gerichtshöfen ihre bestimmte Zeit zugemessen bekamen. Es geschah dies vermittelst der Klepsydra, einer sehr einfach construirten Maschine, in welcher das in ein oberes Gefäß gegossene Wasser durch den siebähnlichen Boden desselben in ein darunter befindliches zweites herabsickerte. Während der Vorlesung von Gesetzesstellen und Documenten und während der Abhörung der Zeugen ließ sich der Redende durch einen bei der Klepsydra stehenden Subalternbeamten den Abfluß des Wassers hemmen. Von der verschiedenen Quantität des Wassers bekommt man eine Vorstellung, wenn man findet, daß in dem Processe wegen Gesandtschaftsverrath, der zwischen Demosthenes und Aeschines geführt wurde, jede Partei elf

Amphoren (= 250 preuß. Quart), bei dem Erbschaftsprocesse, in dem Demosthenes gegen Makartatos diente, dem Ankläger und Vertheidiger je eine Amphora (= 22³/₄ Quart), jedem der folgenden Sprecher aber gar nur drei Achtel der Amphora zuertheilt wurden. Am Schlusse der Rede pflegte man wohl auch, wie Demosthenes in den beiden Reden gegen Phormio und Nausimachos gethan hat, dem Diener zuzurufen, daß er nun das Wasser der Klepsydra ausgießen könne.

Uebrigens durfte der Redner, so lange er sprach, von seinem Gegner, nur wenn er denselben selbst dazu aufforderte, von dem Richter, nur wenn er ungehörige Dinge vorbrachte, unterbrochen werden. Es gab in Athen auch eine Art von Staatsanwälten. Sie wurden gewählt, wenn ein Antrag auf Abschaffung irgend eines bestehenden Gesetzes gestellt worden war. Dem alten Gesetze wurde dann förmlich der Proceß gemacht, und die Staatsanwälte hatten dasselbe gegen den Antragsteller, als den Kläger, vor der Behörde der Nomotheten zu vertheidigen. Sie traten aber auch ein, um im Namen des Volks Klage vor Gericht zu führen, wie z. B. gegen Beamte, deren Rechnungen am Ende ihres Amtsjahres nicht stimmten. Obgleich es nun aber an Leuten nicht mangelte, deren Hülfe man beim Processiren gegen Bezahlung in Anspruch nehmen konnte, und obgleich die Rhetorik durch den Einfluß der Sophisten, der Meister in der Kunst der Trugschlüsse, Scheingründe und Spitzfindigkeiten, geradezu eine Anweisung wurde, wie man einer schlechten Sache vor Gericht zum Siege verhelfen könnte, so fehlte doch immer sowohl den sophistischen Schwätzern selbst, als ihren sich mit den fremden Federn schmückenden Kunden die erforderliche Kenntniß des positiven Rechts, und auch die Koryphäen der Redekunst sahen sich deshalb veranlaßt, sich das einschlagende Rechtsmaterial, die betreffenden Gesetzesstellen und Urkunden für Geld von besonderen, juristischen Handlangern herbeischaffen zu lassen, die „Pragmatiker" genannt wurden. Daß deren Stellung sehr subaltern war, ergibt sich aus Cicero, der von ihnen sagt: „Bei den Griechen lassen sich Menschen von dem niedrigsten Stande, um einen elenden Lohn gedungen, als Helfershelfer in den Processen von den Rednern brauchen." Diese merkwürdige Trennung des juristischen Wissens von der Kunst, dasselbe durch die Macht der Rede geltend zu machen und zu verwerthen, findet man in ähnlicher Weise bei den Römern wieder. Der gerichtliche Redner suchte hier wie dort, nicht blos auf den Verstand durch rechtliche Gründe überzeugend zu wirken, sondern auch, wie in den Volksversammlungen, demagogische Künste zu entfalten, die Leidenschaften zu erregen und den Launen des Volks zu huldigen.

In Rom war während der alten Zeit die Kenntniß und Pflege des Rechts ein Prärogativ der patricischen Kaste. Da es keine geschriebenen Gesetze gab, so pflanzte sich die Rechtskunde als ungeschriebene Tradition in den aristokra-

tischen, vorzüglich den priesterlichen Familien fort, und selbst nach Aufstellung der Zwölftafelgesetze blieb das Räthselhafte und Geheimnißvolle an den Rechtsnormen haften, da sowohl die von den Priestern fortgeführte Sammlung von Rechtsfällen, worauf sich das Gewohnheitsrecht gründete, als auch der Terminkalender oder das Verzeichniß der jährlichen Gerichtstage, und die Kenntniß der solennen Formeln, in welchen jeder Rechtsanspruch peinlich genau geltend gemacht werden mußte, wenn die Klage Erfolg haben sollte, in den Händen der Patricier war. Deshalb sagt auch Cicero von jener Zeit: „Ob man ein Rechtsgeschäft vornehmen konnte oder nicht, wußten früher Wenige; denn die Fasten (den Gerichtskalender) hatte man nicht für gewöhnlich. Eine große Macht besaßen diejenigen, welche man consultirte; von ihnen ließ man sich, wie von chaldäischen Sterndeutern auch die Tage sagen.“ Für manchen Plebejer mag in diesem Uebelstande ein Beweggrund gelegen haben, seine Selbständigkeit aufzugeben und derselben die halb unmündige Stellung eines Clienten vorzuziehen. Hatte er doch wenigstens dann gerechten Anspruch auf rechtskräftige Vertretung vor Gericht durch seinen patricischen Patron!

Es läßt sich denken, welchen Verdruß es der Aristokratie bereitete, als im Jahre 304 v. Chr. der Plebejer Cnejus Flavius, der frühere Schreiber des durch seinen im Kriege gegen Pyrrhus bewiesenen Heroismus berühmten Appius Claudius, den Gerichtskalender veröffentlichte und zugleich eine Schrift herausgab, in welcher die Klagformeln und das ganze Proceßverfahren zusammengestellt waren. Noch mehr als dieser Verrath bewirkte aber die gleichzeitige Umgestaltung der Ständeverhältnisse, daß das Recht aus einem Besitzthume Privilegirter sich allmälig in ein Gemeingut Aller verwandelte.

Während nun früher die Belehrungen über rechtliche Verhältnisse von den patricischen Patronen ausgingen, bildete sich jetzt eine besondere Classe von Männern, die sich vorzugsweise mit der Rechtswissenschaft befaßten und aus der Ertheilung juristischer Auskunft ein besonderes Geschäft machten. Jedoch waren es nicht, wie bei den Griechen, Leute verachteten Standes, sondern gerade die vornehmsten und angesehensten; auch übten sie diesen Beruf nicht, um Geld zu verdienen, sondern, um sich die Gunst des Volks zu erwerben und so zu den höchsten Ehrenstellen zu gelangen. Diesen Gegensatz zu griechischer Sitte hebt Cicero in seiner Schrift über den Redner scharf hervor, indem er schreibt: „Aber in unserem Staate haben auf ganz entgegengesetzte Weise die angesehensten und berühmtesten Männer sich zwar durch ihre Rednergabe zu hohen Würden emporgeschwungen, aber gleichwohl es soweit gebracht, daß sie sich durch ihre Rechtsbescheide noch mehr Ansehen erwarben, als durch ihr Rednertalent. Gibt es, um sich ein vielbesuchtes und ruhmvolles Alter zu bereiten, irgend eine ehrenvollere Zuflucht, als die Auslegung des Rechts? Ich wenigstens habe mir dieses Hülfsmittel schon von

Jugend auf erstrebt, nicht allein zum Gebrauche bei den gerichtlichen Verhandlungen, sondern auch zur Zierde und Ehre des Alters, damit, wenn einmal die Kräfte mich zu verlassen anfangen, mein Haus der Vereinsamung entrissen werde." Wie sehr man aber aus dieser Beschäftigung Hoffnungen auf ein weiteres Vorrücken in der Staatscarriere zu schöpfen pflegte, beweist die von Valerius Maximus über C. Figulus erzählte Anekdote. Als dieser bei seiner Bewerbung um das Consulat den Repuls erhalten hatte, und am Tage nach den Wahlcomitien wieder Viele gekommen waren, um sich bei ihm Rath zu holen, hieß er sie Alle fortgehen, indem er ihnen ärgerlich nachrief: „Zu consultiren versteht ihr Alle, aber nicht, einen Consul zu machen!" Meistens geschah, wie zugleich aus dieser Stelle erhellt, das Bescheidertheilen im Hause. Daher hofft auch Cicero für seine alten Tage auf zahlreichen Besuch und sagt vom berühmten Juristen Mucius Scävola: „Ohne Zweifel ist das Haus des Rechtsgelehrten das Orakel der ganzen Stadt. Zum Beweise dient hier unseres Mucius Thür und Vorhof, wo man ungeachtet seines kränklichen Alters und seiner schwächlichen Gesundheit Tag für Tag eine große Menge von Bürgern und oft die vornehmsten und geachtetsten Männer versammelt sieht." Dem Scipio Nasica wurde vom Staate ein Haus auf der heiligen Straße, dem Forum zunächst, angewiesen, damit er leichter consultirt werden könne. Die Besucher erschienen schon am frühesten Morgen und bei der allgemeinen Sitte des Frühaufstehens lange vor Aufgang der Sonne. Darum sagt Cicero von Servius Sulpicius in der Rede für Murena, er wache in der Nacht und lasse sich vom ersten Hahnschrei wecken, um seinen Clienten Antworten zu ertheilen, und bei Horaz heißt es: „Den Landmann lobt der Kenner des Rechts und der Gesetze, wenn beim Krähen des Hahns der Besucher an die Thüre pocht." Man befragte aber diese Vertrauensmänner in der alten patriarchalischen Zeit über gar Manches, was nicht in die Rechtsverhältnisse einschlug. „Ich erinnere mich," schreibt Cicero im Redner, „den Manius Manilius quer über das Forum spazieren gesehen zu haben, und wenn Jemand dies that, so war es ein Zeichen, daß er allen Mitbürgern seinen guten Rath mittheilen wollte. Wenn sie nun in jener alten Zeit so umherwandelten oder zu Hause auf ihren Sesseln saßen, so ging man zu ihnen, um nicht blos von Rechtssachen, sondern auch von der Verheirathung einer Tochter, von dem Ankauf eines Grundstücks, von Geschäften des Ackerbaues, kurz, von allen Pflichten und Arbeiten ihnen Bericht abzustatten."

Die Rechtsgutachten dieser Juristen wurden ebensowohl von den Parteien als von den Richtern als Autoritäten angeführt, hatten aber für letztere vor dem Kaiser Augustus keine bindende Kraft. Waren die Gutachten verschieden, so fanden wohl auch zwischen den gegenwärtigen Consulenten Discussionen vor dem Richter statt. Außer dem mündlichen Rath, den sie ertheilten, erstreckte sich aber ihre

Thätigkeit auch auf das schriftliche Abfassen von Rechtsurkunden, Testamenten, Verträgen, Klagen und Cautionsformeln zur Sicherung der Parteien vor Schaden. So spricht Cicero zu Mucius Scävola: „Wenn kein Testament rechtsgiltig sein soll, was Du nicht abgefaßt hast, so werden alle Bürger mit ihren Tafeln zu Dir kommen, und Aller Testamente wirst Du allein abfassen müssen;" und noch Nero drohte alle Rechtsgelehrten zu strafen, welche Testamente für seine Freigelassenen aufsetzen oder dictiren würden, die seiner in ihrem letzten Willen uneingedenk und also undankbar sein wollten. Die Erwerbung der nöthigen Geschäftskenntnisse schildert Cicero als leicht. „Es liegt ja Alles in dieser Wissenschaft klar vor Augen," sagt er, „und beruht auf dem täglichen Umgange und dem Zusammenleben der Menschen und der gerichtlichen Erfahrung; es bedarf dazu nicht weitläufiger Studien und bändereicher Werke. Einmal nämlich ist derselbe Gegenstand von Mehren behandelt worden und dann mit Veränderung weniger Worte auch von denselben Schriftstellern öfter wiederholt. Hierzu kommt noch, um die Auffassung und Erlernung des bürgerlichen Rechts zu erleichtern (obwohl Viele gar nicht daran glauben wollen) eine außerordentliche Anmuth und Ergötzlichkeit dieses Studiums." Wenn freilich derselbe Autor an einem andern Orte meint, er wolle in drei Tagen ein guter Jurist werden, so ist das nicht im Ernste gemeint und nur gesagt, weil es sich dort darum handelte, den Werth des praktischen Staatsmannes der bloßen juristischen Gelehrsamkeit gegenüber in helleres Licht zu setzen.

Die jungen Leute, welche sich der Jurisprudenz befleißigten, begaben sich nach Anlegung der männlichen Toga zu einem berühmten Rechtsgelehrten als „Zuhörer" oder „Schüler", besuchten mit demselben die Volksversammlungen, hörten die gerichtlichen Reden an, waren beim Ertheilen der Gutachten zugegen und ließen sich gelegentlich über die Abfassung der Formulare belehren. Cicero erzählt von sich selbst, daß er von seinem Vater dem Augur Mucius Scävola zugeführt worden sei, um diesem Greise, so lange es der Anstand erlaubte, nie von der Seite zu weichen, und daß er nach dessen Tode bei einem Verwandten des Verstorbenen, dem gleichnamigen Oberpriester, in die Lehre getreten sei. Seinen jungen Freund Trebatius, der sich zum Juristen ausgebildet hatte und dann Julius Cäsar nach Gallien und Britannien begleitete, tractirt er in seinen Briefen mit allerhand witzigen Ausfällen als Jünger der Jurisprudenz, z. B. er, der Andern Caution vorschreibe, solle sich selbst vor den britannischen Streitwagen hüten; oder, es stehe fest, daß Trebatius in Samarobriva (Amiens) der gescheidteste Jurist sei u. s. f. Man muß überhaupt zugeben, daß die Rechtsgelehrsamkeit weniger galt, wenn nicht die Beredsamkeit hinzukam, die zum Sachwaltergeschäft befähigte, welches die vornehme Jugend vorzüglich wählte, um sich auszuzeichnen und Gunst bei der Menge zu gewinnen. „Wer hat je daran gezweifelt," schreibt Cicero im „Redner",

„daß in unserem Staate immer den ersten Rang in den städtischen, friedlichen Verhältnissen die Beredsamkeit eingenommen hat, den zweiten die Kenntniß des Rechts? Während die Jurisprudenz oft Hülfe bei jener suchte, konnte sie bei Angriffen derselben kaum ihr eignes Gebiet und ihre Grenzen vertheidigen." Noch klarer zeigen dieses Verhältniß folgende Worte von ihm in der Schrift über den Redner: „Du gestehst zu, daß ein Rechtsgelehrter auch ohne die Beredsamkeit bestehen könne und behauptest dagegen, ein Redner könne Niemand sein, wenn er nicht im Besitze jener Hülfswissenschaft sei. Also ist hier der Rechtsgelehrte an und für sich nichts, als ein schlauer und scharfsinniger Gesetzkrämer, ein gerichtlicher Marktschreier, ein Formelnleierer, ein Silbenstecher; aber weil der Redner oft der Hülfe des Rechts in seinen Verhandlungen bedürftig ist, darum hast du die Rechtswissenschaft der Beredsamkeit wie eine geringe Magd und Nachtreterin beigegeben." Die Einrichtung des römischen Gerichtswesens gestattete der Beredsamkeit und der Sachwalterei einen viel weiteren Spielraum als das griechische, da alle Stellvertretung bei der Anklage und Vertheidigung erlaubt war. Wer einen Proceß hatte, wendete sich für die mündlichen Anträge und Verhandlungen an einen berühmten oder ihm durch Freundschaft nahestehenden Redner oder Patronus, nachdem er sich über das Juristische von einem Rechtsgelehrten hatte unterrichten lassen. Die Anfänger im Redneramte, denen es natürlich an Ruf und Clienten fehlen mußte, traten zuerst als öffentliche Ankläger auf. Gründe und Gelegenheit zu solchen Anklagen fanden sich ja genug bei dem sich mehrenden Unfuge der durch Bestechung erwirkten Amtserschleicherei und bei den Erpressungen und Räubereien der Provinzialbeamten.

Als Beispiele von jungen Leuten, die so ihre Laufbahn begannen, nennt Cicero: Crassus, Antonius, Sulpicius, Fusius, sich selbst und einen jungen Brutus, der wegen seiner Maßlosigkeit im Eifer den Spottnamen „Ankläger" bekam. Cato, der Censor, ein Freund der Optimaten, klagte wenigstens fünfzigmal in seinem Leben an, bekam dafür aber ebensoviele Processe selbst an den Hals. Quintilian und Plutarch äußern sich am offensten über die Wohlthätigkeit dieser Sitte. Jener schreibt: „Man glaubt, daß junge Leute von gutem Ruf in der Anklage schlechter Mitbürger dem Staate eine Sicherheit stellten, weil man meinte, daß sie nur im Vertrauen auf ihre eigene gute Gesinnung die Bösen hassen und sich Feindschaften zuziehen könnten." Plutarch aber sagt über Lucullus: „Das Erste, was er that, war, daß er in seiner Jugend und ehe er sich um ein öffentliches Amt bewarb, den Augur Servilius, den Ankläger seines Vaters, wegen eines offenbaren Verbrechens vor Gericht belangte. Die Römer hielten dies für eine sehr rühmliche That; denn sie sahen es auch sonst für nicht unedel an, ohne Privatvorwand Andere zu verklagen, und wünschten zu sehen, daß die jungen Leute den Uebelthätern, wie muthige Hunde dem Wilde, stets zu Leibe gehen möchten."

Die Grundsätze, die im Allgemeinen ein Anwalt zu befolgen habe, stellt Cicero in seiner Pflichtenlehre auf. Wie er vom Utilitätsprincipe aus vor allzu häufigen Anklagen warnt, so empfiehlt er das Vertheidigen, als den Weg zu Ruhm und Gunst, besonders, wenn es gelte, einem Schwachen gegen einen Mächtigen zum Rechte zu helfen, und die Anklage eines Unschuldigen auf Leben und Tod nennt er geradezu ein Verbrechen. Dagegen dürfe man es nicht vermeiden, oder sich Scrupel dabei machen, zuweilen auch einen Schuldigen zu vertheidigen, wenn er nur kein Bösewicht sei. „Die Menge will es," sagt er, „die Gewohnheit duldet es, die Menschenfreundlichkeit erheischt es. Des Richters Sache ist es, immer die Wahrheit zu erforschen; der Patron muß zuweilen auch das Wahrscheinliche, auch wenn es weniger mit der Wahrheit harmonirt, in Schutz nehmen." Daß der berühmte Redner oft genug diesem letzten Satze gemäß gehandelt hat, zu dem Quintilian gerade das Gegentheil behauptet, und daß es ihm nicht selten weniger um die Wahrheit als um den Schein der Wahrheit zu thun war, ist bekannt. Vertheidigte er doch sogar denselben Vatinius, dem er als dem Gegenstand des allgemeinen Abscheus als Ankläger Haß und Verachtung bezeigt hatte, zwei Jahre später, nur um dem mächtigen Cäsar eine Gefälligkeit zu erweisen! Mit welcher Genugthuung wird dieser erbärmliche Mensch später, als sich Cicero bei ihm, dem Proconsul von Illyrien, für den gefangenen Seeräuber Catilius verwendete, geantwortet haben: „Also solche Clienten, solche Sachen nehmt Ihr an? dem allergrausamsten Menschen, der soviele römische Bürger und Bürgerinnen getödtet, geraubt, zu Grunde gerichtet, soviele Gegenden verwüstet hat? Was kann ich denen antworten, die für ihre geplünderten Güter, ihre gekaperten Schiffe, ihre ermordeten Brüder, Kinder und Eltern Genugthuung fordern?" Und doch war Cicero in jener schon sehr verdorbenen Zeit gewiß einer der rechtlichsten Sachwalter, und so beweist sein Beispiel recht deutlich, welche Fortschritte die Abstumpfung des sittlichen Gefühls unter seinen Fachgenossen bereits gemacht hatte. Schon im zweiten Jahrhundert v. Chr. hatte der berühmte Redner M. Antonius offen bekannt, daß er seine Reden darum nicht aufzeichnete, damit er läugnen könnte, wenn man ihn auf eine frühere, unbequeme Aeußerung hinzuweisen versuchte! Für den Verfall des alten Patronats, als Ehrenamtes, für das Uebergehen desselben in einen geschäftsmäßigen Betrieb spricht besonders auch der Umstand, daß man sich die Bemühungen bezahlen ließ. Im Jahre 204 v. Chr. suchte der Volkstribun Cincius Alimentus die alte Sitte noch aufrecht zu erhalten, indem er eine Bill durchbrachte, nach welcher Niemand für gerichtliche Reden Geld oder Geschenke annehmen durfte, und setzte überhaupt für alle Schenkungen eine bestimmte Werthhöhe fest. Von Cicero behauptet Plutarch, daß er weder Lohn noch Geschenke verlangt habe; ob er freilich zurückwies, was man ihm freiwillig ins Haus brachte, wird nicht ausdrücklich gesagt, und wenn er das

viele Getreide, das ihm die Sizilianer zum Danke für die Anklage des räuberischen Verres schickten, unter das Volk als Aedil vertheilte, so benutzte er es doch auch nebenbei zu einem egoistischen Zwecke. Es ist gewiß, daß er reich wurde und sein Vermögen bis auf zwanzig Millionen Sestertien brachte, und wenn man auch den Vorwurf seiner Feinde, daß er sich zum Reden verdingt habe, zurückweist, so erklärt sich die Zunahme seiner Habe nicht anders als durch die vielen Erbschaften, die ihm, der damaligen Sitte gemäß, seine Freunde und ganz besonders seiner früheren Clienten hinterließen. Sein Nebenbuhler Hortensius wußte sich noch viel weniger über die Sitten der Zeit zu erheben, bestach und ließ sich bestechen und zeichnete sich nur dadurch vor Anderen aus, daß er erfinderischer war, um Betrug von Seiten der Bestochenen zu verhindern. Außer anderen Kunstwerken unter der sizilischen Beute des von ihm vertheidigten Verres wanderte auch, wie ihm Cicero ziemlich unverhüllt vorwarf, eine elfenbeinerne Sphinx in sein Haus, und als das falsche Testament eines reichen Mannes, der in Griechenland gestorben war, nach Rom gebracht wurde in welchem die Fälscher listiger Weise für Hortensius und Crassus reiche Legate ausgeworfen hatten, entblödeten sich die beiden vornehmen Herren nicht, sich am Raube zu betheiligen.

Benahmen sich die Häupter des Staats als Sachwalter in dieser Weise, so kann man sich denken, wie die tief unter ihnen stehenden Collegen verfuhren, auf die sie mit Verachtung herabschauten. Denn wie es Rechtsgelehrte gab, die ohne alle Bildung sich äußere Kenntniß von processualischen Formeln verschafft hatten und so ihre Dienste besonders den Landleuten anbietend einen Scävola karrikirten, so gab es auch Sachwalter, die, wie Cicero sagt, sich nicht beredt vorkamen, wenn nicht Alles von ihrem Lärm und Geschrei erdröhnte und sie sonst aller feineren Bildung bar waren. Ueber diese heißt es auch in seinem Buche über die Redekunst: „Wir wollen nicht den gemeinen Sachwalter, nicht den Schreier oder Zungendrescher hier darstellen, sondern einen Mann, welcher wahrhaft Meister der Kunst ist;" und auch Quintilian verwahrt sich gegen solche Leute in folgenden Worten: „Wir geben keinen Unterricht im Gerichtsdienste, noch geben wir ihn einer gedungenen Zunge, noch, um mich nicht härterer Ausdrücke zu bedienen, einem, wenn auch sonst nicht unnützlichen Proceßadvocaten." Schon Plautus charakterisirt diese Leute, die Cicero irgendwo „Geier" titulirt, in seinen „Zwillingsbrüdern" so: „Alle wollen viele Clienten haben, ob diese gut oder schlecht seien, darnach fragen sie nicht; das Vermögen kommt mehr in Betracht, als, wie es mit der Ehrlichkeit bestellt ist. Wer arm und nicht böse ist, den halten sie für einen Schuft, wer reich und schlecht ist, der gilt ihnen für einen rechtschaffenen Clienten." Die Unwissenheit solcher Rabulisten kam natürlich ihren Kunden oft theuer zu stehen. Allein, da in Rom auch die Wirksamkeit des Rechtsgelehrten von der des Patrons oder Sachwalters geschieden war, so

mangelte es überhaupt oft bei der glänzendsten Beredtsamkeit an der Gediegenheit des juristischen Materials und auch berühmte Redner gaben sich in dieser Hinsicht mancherlei Blößen. „Auf dem Forum sich herumtreiben," sagt Cicero, „vor Gericht zu liegen und die Stühle der Prätoren zu umlagern, Privatstreitigkeiten über wichtige Angelegenheiten zu übernehmen, wobei oft nicht um eine Thatsache, sondern um Billigkeit und Recht gestritten wird, sich breit zu machen bei den Verhandlungen der Centumvirn, wo die Rechte erörtert werden in Beziehung auf Verjährung, Vormundschaften, Verwandtschaften, Anschwemmungen, Umwässerungen, Schuldner, Sklaven, Wände, Fenster, Dachrinnen, Testamente und unzählige andere Gegenstände, wenn man selbst nicht weiß, was Eigenthum und fremdes Gut, warum Jemand ein Fremder oder ein Bürger, ein Sklave oder ein Freier sei: das ist eine außerordentliche Unverschämtheit." Dann führt er eine Menge von Fällen an, wo gute Redner aus Rechtsunkenntniß irrten. Wir heben nur einen der eclatantesten heraus.

Während ein Gesetz der zwölf Tafeln verordnete, daß vormundschaftliche Veruntreuung höchstens mit doppeltem Schadenersatze gebüßt und jede, eine größere Strafe beanspruchende Klage zurückgewiesen werden sollte, verlangte im Jahre 106 v. Chr. Hypsäus, als Anwalt eines klagenden Mündels mehr als den doppelten Schadenersatz, und der gewesene Consul Octavius, als Vertheidiger des Vormunds, bat den Prätor, nur auf den erlaubten Schadenersatz (anstatt auf Abweisung der Klage) zu erkennen! Kein Wunder, daß der gelehrte Scävola bald lächelnd, bald zürnend den beiden Ignoranten zuhörte, obgleich ihn wichtige Geschäfte auf das Marsfeld riefen.

Auch in Rom kam es vor, daß man sich von Anderen Reden verfertigen ließ, und nicht nur Cicero lieh dem Pompejus seine Feder und entwarf für Serranus Domesticus eine Leichenrede, sondern auch Sextus Clodius übernahm die Abfassung der Rogationen für den berüchtigten P. Clodius. Die gerichtlichen Formen waren den griechischen ähnlich. Die Parteien erschienen vor dem Tribunale des Richters, begleitet von ihren Patronen und sonstigen Beiständen, die manchmal nur zugegen waren, um durch ihre Anwesenheit ihre Autorität in die Wagschale der einen Partei zu legen und die in der republikanischen Zeit ausschließlich advocati genannt wurden. Sachwalter oder Sprecher konnte man mehre haben. Aemilius Scaurus hatte sechs, und für Balbus sprach Cicero nach Pompejus und Crassus an dritter Stelle. Mehr als vier scheinen jedoch für gewöhnlich nicht gesprochen zu haben. Die Sitte der Athener, durch die Klepsydra die Länge der Reden zu bestimmen, ahmten die Römer auch nach. Sie war vom Scipio Nasica nach Rom gebracht worden, doch scheint es, als ob erst durch Pompejus ihr Gebrauch bei den Gerichten gesetzlich geworden sei. Die Sprecher baten um eine gewisse Anzahl von Klepsydren, und im Belieben der Richter stand es, sie zu gewähren oder nicht. Zuweilen wurde auch

später noch etwas Wasser hinzugefügt, überhaupt zu verschiedenen Zeiten das Maß vergrößert und verkleinert, wie z. B. Dio Kassius von Antoninus, dem Philosophen und Alexander Severus erwähnt, daß sie als Richter den Rednern sehr viel Wasser zugestanden hätten. Der jüngere Plinius gab deu Advocaten jedes Mal so viel, als sie verlangten. Interessant ist es, aus einer Angabe desselben das Zeitmaß mit dem Wasserverbrauch vergleichen zu können. Als Ankläger des afrikanischen Proconsuls Marins Priscus sprach er im Senat beinahe fünf Stunden lang; da er nun zwölf „sehr umfangreiche" Klepsydren erhalten hatte, denen noch vier hinzugefügt wurden, so kommt auf eine wenig mehr als eine Viertelstunde. Zu bemerken ist aber im Allgemeinen, daß die Plaidoyers der früheren Zeit viel länger dauerten als unter den Kaisern, und daß oft die Vertheidiger bis zum Abend fortsprachen, so daß das Urtheil verschoben werden mußte. Deu Reden folgte die Beweisführung durch Zeugen, Urkunden und Eidesleistungen, und dann ein kurzer Disput der Anwälte unter einander, um noch einmal die Hauptpunkte geltend zu machen, wobei die Geistesgegenwart und Gewandtheit sich im glänzendsten Lichte zeigen konnte, aber auch gewöhnlich ein recht arges Zankgeschrei die Ohren des Richters umschwirrte.

Das monarchische Zeitalter veränderte Vieles in den Verhältnissen der Juristen und Anwälte. Zuerst verstummte schon unter Augustus mit der Freiheit selbst die freie Rede, indem ihr alle Tummelplätze und Uebungsfelder genommen wurden. Die Civilprocesse der Centumviralgerichte bildeten fortan beinahe die einzige Gelegenheit, sich als Redner zu zeigen, sich praktisch durch Zuhören zu bilden. Aber die Kleinlichkeit des hier behandelten Stoffes wirkte lähmend auf die Entfaltung der Talente, und so verkümmerte die Beredsamkeit, das eigenthümlichste und beste Erzeugniß des freien römischen Geistes. In den Rhetorenschulen wurde zwar die Kunst nach den besten Methoden gelehrt und an erdichteten Rechtsfällen geübt, allein, indem sie die Sucht, glänzende Uebungsreden vor geladenen Zuhörern zu halten, beförderten, um mit ihren Resultaten prahlen zu können, wurden sie mehr zu Pflanzstätten der Eitelkeit, als der oratorischen Bildung und Sicherheit, und schon Cicero hatte Recht, wenn er sagte: „Darum rathe ich euch, verachtet und verlacht Alle, welche durch die Regeln der heutigen sogenannten Rhetoren das Ideal eines Redners erreicht zu haben wähnen und noch nicht einmal begreifen konnten, welche Rolle sie spielen oder welcher Kunst sie sich rühmen." Die meisten benahmen sich, wenn sie aus dem Dunkel der Schule an das Licht der Oeffentlichkeit traten, als täppische und ungeschickte Sachwalter, die, wie Plinius von seinen Zeitgenossen sagt, wenn sie sprechen sollten, lieber wünschten, schon gesprochen zu haben, und so wenig als möglich Wasser vom Richter forderten, während doch die Zuhörenden das Ende ihrer Reden nicht erwarten konnten. Der witzige Martial hat mehre solche traurige Gesellen an den Pranger gestellt. Ueber den Advocaten

Nävolus heißt es: „Während Alle schreien, sprichst Du nur und hältst Dich für einen Anwalt und Rechtsgelehrten. Auf diese Weise kann Jedermann beredt sein: Siehe es schweigen Alle; Nävolus, sage doch etwas!“ Von Cinna sagt er: „Heißt das Processe führen, heißt das eine Rede halten, beredter Cinna, wenn man in zehn Stunden neun Worte spricht? Und doch hast du eben mit gewaltiger Stimme vier Klepsydren verlangt! O wie sehr verstehst Du — zu schweigen!“ Einen Anfänger, dem der Schulstaub noch anklebte, schildert er in Postumus: „Nicht Mord, nicht Gewaltthat, noch Vergiftung, nur drei Ziegen betrifft der ganze Hader, die mein Nachbar mir entfremdet hat. Du lässest ertönen Cannä, den Krieg des Mithridates, die Meineide punischer Treulosigkeit dann Marius, Mucius und Sulla, keck mit schallendem Ruf, mit Wuthgeberden — Nunmehr, Postumus, sprich von meinen Ziegen!“ Nicht besser kommt der schwatzende Cäcilianus weg: „Sieben Klepsydren hat Dir auf Deine Bitte ungern der Richter gegeben. Aber Du sprichst viel und lange und trinkst halb zurückgebeugt laues Wasser, um Stimme und Durst endlich zu sättigen. — Wir bitten Dich, trinke doch aus der Klepsydra, Cäcilianus!“ Eine, Feigling und Achselträger endlich charakterisirt er in Pontinus, an den er schreibt: „Ich habe Streit mit Balbus; den Balbus willst Du nicht beleidigen. Mit Licinus; auch dieser ist ein großer Mann. Es schädigt der Nachbar Patrobas mein Grundstück; Du fürchtest Dich, gegen Cäsars Freigelassenen vorzugehen. Caronia hält mir einen Sklaven zurück und läugnet ihn ab; sie ist kinderlos, antwortest Du, reich, alt, eine Wittwe. Nicht gut, glaube mir, dient sich einem Diener; frei sei, wer mein Schutzherr sein will!“ Die Habsucht und Bestechlichkeit der Advocaten wuchs in dieser Periode mit der allgemeinen Sittenverderbniß und dem Streben, um jeden Preis ein reicher Mann zu werden. Unter Augustus wurde das Cincische Gesetz noch einmal durch Senatsbeschluß eingeschärft und auf die Uebertretung desselben das Vierfache des empfangenen Lohnes gesetzt, obgleich schon Quintilian die Honorirung der Sachwalter für gerecht und nothwendig erklärt. Aber man sah sich bald genöthigt, gelindere Saiten anzuschlagen und dem Honorare Grenzen zu setzen. Unter dem Kaiser Claudius nämlich, der übrigens in seinem verkehrten Richtereifer von den Advocaten förmlich gemißhandelt, auf dem Tribunale mit Gewalt an den Beinen oder der Toga festgehalten und einmal sogar von einem griechischen Anwalte ein alter Narr geschimpft wurde, war bereits, wie Tacitus sich ausdrückt, keine öffentliche Waare so käuflich, als die Perfidie der Advocaten, und als ein römischer Ritter, nachdem er 400,000 Sestertien einem Sachwalter und Ankläger gezahlt und doch erfahren mußte, daß er verrathen worden war, sich entleibt hatte, verlangten die Senatoren die Erneuerung des Cincischen Gesetzes. Da jedoch die Advocaten dagegen einwendeten, daß ihnen auch ihre Wissenschaft Geld koste, daß sie ihre eigenen Angelegenheiten vernachlässigen müßten, um sich fremden

Geschäften zu widmen und daß, wenn man die Belohnungen der Studien abschaffte, dieselben selbst zu Grunde gehen würden, so bestimmte Klaudius als Maximum des Honorars die Summe von 10,000 Sestertien (550 Thlr.) Noch einmal setzte der Senat bei Neros Regierungsantritte die alte Bestimmung wieder in Kraft. Während Tacitus dies berichtet, liest man aber bei Sueton, daß Nero verordnet habe, es sollten die Processirenden ihren Anwälten einen bestimmten und gerechten Sold zahlen, dafür aber die Sporteln für die Bänke und Sitze vor Gericht wegfallen. Wahrscheinlich änderte also eine spätere Cabinetsordre jenen ersten Beschluß. Unter Trajan wurde die Summe bestätigt, aber fest gesetzt, daß das Honorar nicht vor dem Processe ausgezahlt würde und daß nicht etwa ein höheres Honorar oder statt desselben ein Theil des Streitobjects selbst ausbedungen würde.

Daß es aber auch damals noch Sachwalter gab, die umsonst dienten, sieht man aus dem Beispiele des Plinius selbst, der von sich seinem Freunde Valerian schreiben konnte: „Wie freue ich mich, daß ich mich bei Führung von Processen nicht nur der Stipulationen, der Geschenke und Spenden, sondern selbst der Angebinde enthalten habe. Freilich muß man das Unsittliche nicht, weil es nicht erlaubt, sondern, weil es schändlich ist, meiden; es ist aber doch angenehm, wenn man öffentlich etwas verbieten sieht, was man sich selbst niemals erlaubt hat." Auch Alexander Severus besoldete diejenigen Advocaten, von denen feststand, daß sie umsonst Processe führten. Dagegen bekommen wir eine Vorstellung von der Unverschämtheit und Schändlichkeit anderer Anwälte zu Plinius Zeit, wenn wir seine Klagen über Regulus lesen, der bei sehr geringen Gaben aus Armuth und Niedrigkeit zu Reichthum und Macht gelangte, und der von einem Freunde des Plinius „der nichtswürdigste aller Zweifüßler" genannt wurde. Vellejus Bläsus, ein reicher Consular, rang mit dem Tode und wollte sein Testament ändern. Regulus, der auf das neue Testament hoffte, bat nun die Aerzte, dem Manne auf jede Weise das Leben zu fristen. Als aber das Testament, wie er glaubte, mit einem Legate zu seinen Gunsten, unterzeichnet war, wechselte er die Rolle änderte die Sprache und sagte zu denselben Aerzten: Wie lange quält Ihr den Armen? Was mißgönnt Ihr ihm einen sanften Tod, da Ihr ihm doch nicht das Leben geben könnt? Bläsus starb und, als ob er Alles gehört hätte, vermachte er dem Regulus nichts. Aurelia, eine vornehme Frau, hatte, um ihr Testament zu machen, ihr schönstes Kleid angezogen. Als Regulus zum Unterzeichnen kam, sagte er: „Vermache mir dieses, ich bitte Dich." Aurelia glaubte, der Mann scherze; jener besteht im Ernst darauf. Kurz, er zwingt die Frau, das Testament zu öffnen und ihm die Kleider, die sie trug, zu vermachen; er gab auf sie Acht, als sie schrieb, und sah hinein, ob sie es auch geschrieben! „Und so erhält dieser Mensch," sagt Plinius zum Schluß, „Erbschaften, Vermächtnisse, als ob er sie wirklich verdiente." Uebrigens werden die finanziellen Verhält-

nisse der Advocaten im Allgemeinen nicht als glänzend geschildert. Die Stern vierter und fünfter Größe unter ihnen verfielen in dieser Beziehung ebenfalls dem Spotte der Satiriker. Einen gewissen Sextus fragt Martial: „Welcher Grund oder welche Hoffnung zieht Dich nach Rom? Processe, sagst Du, werde ich führen beredter als Cicero selbst, und auf keinem der drei Fora wird mir Jemand gewachsen sein! Auch Atestinus hat Processe geführt und Cajus, beide kanntest Du; aber keinem von beiden brachte es den Miethzins ein." An Sextus schreibt er als fingirter Advocat: „Ich habe Deinen Proceß geführt nach Ausmachung von 2000 Sestertien. Wieviel schickest Du mir? Tausend. Warum? Du hast nichts gesprochen, sagst Du, und die Sache vernachlässigt. Um so mehr bist Du mir schuldig, weil ich schamroth geworden bin." Die Sitte, dem Advocaten in Naturalien Geschenke zu machen, berührt er in folgendem Epigramme: „Den Sabellus haben die Saturnalien reich gemacht. Mit Recht bläßt sich Sabellus auf und hält Niemanden unter den Sachwaltern für glücklicher. Diesen Stolz und Muth verleiht ihm ein halber Scheffel Mehl und Bohnenschrot, und von Weihrauch und Pfeffer drei halbe Pfunde, und eine Wurst nebst einem Falisker Saumagen, und eine Glasflasche eingedickten Mostes, und lybische Feigen in gefrorener Schaale mit Knoblauch, Schnecken und Käse. Auch kommt von einem picenischen Clienten ein wenig geräumiges Kistchen voll kärglicher Oliven und, mit dicken Göttern geziert, der aus sieben Geschirren bestehende Aufsatz eines spanischen Töpfers und eine mit breitem Purpur besetzte Serviette. Einträglichere Saturnalien hat Sabellus in zehn Jahren nicht gehabt."

In ähnlicher Weise läßt sich Juvenal über die Einkünfte der Anwälte hören: „Sag' an, was den Sachwaltern ihre Rechtsgeschäfte und die sie begleitenden Actenbündel eintragen? Sie selbst führen das große Wort, aber dann, wenn ein Gläubiger zuhört oder wenn noch dringender Einer ihre Seite berührt, der eines unsicheren Postens wegen mit einem großen Hauptbuche anlangt, dann hauchen ihre Lungenbälge unendliche Lügen aus und der Busen hängt voll Schaum. Will man den wahren Ertrag schätzen, so muß man auf die eine Seite der Waage die Vermögen von hundert Advocaten legen, auf die andere nur das einzige eines Wettfahrers im Circus." Dann zählt er auch als Belohnungen auf: trockne Schinken, Thunfische, Zwiebeln einige Flaschen schlechten Wein. Erhalte man ja einmal ein Goldstück für mehre Gänge, so müsse man contractlich mit dem Rechtsgelehrten theilen. Glück und Erfolg habe nur der, welcher glänzenden Aufwand mache und mit berühmten Ahnen prahlen könne. „Dem Cicero würde heute Niemand 200 Sestertien zahlen, wenn an seiner Hand nicht ein ungeheurer Ring glänzte. Wer einen Proceß hat, sieht jetzt zuerst darauf, ob Du acht Sklaven hast und zehn Begleiter, ob hinter Dir ein Sessel getragen wird, Dir voraus Clienten gehen. Deshalb plaidirte Paulus mit einem geliehenen Sardonyxringe und machte bessere Geschäfte als An-

dere. Selten wohnt ja Beredsamkeit in einem schäbigen Gewande. Nach Gallien mußt Du reisen oder lieber nach Afrika, der Säugamme der Advocaten, wenn Du Lohn von Deiner Zunge ernten willst.“ Uebrigens scheinen die genannten 200 Sestertien (9 Thlr.) das geringste Honorar gewesen zu sein; denn auch Martial sagt über einen Winkeladvocaten: „Der Du lange Bäcker warst, führst jetzt Processe und verlangst 200 Sestertien; aber Du brauchst es und borgst wieder. So weichst Du vom Bäcker nicht ab: denn Du machst Brod und machst Mehl“ (d. h. verthust es wieder).

In der späteren Kaiserzeit war bei jedem Gerichte eine bestimmte Anzahl von Advocaten angestellt, z. B. bei dem Gouverneur von Rom 80, bei dem Präfecten des Prätoriums 150; und diese bildeten Corporationen und genossen mannigfache Privilegien, waren aber auch hinsichtlich ihrer Amtspflichten einer besonderen Disciplin unterworfen, waren absetzbar und mußten sich über ihre Studienzeit und ihre Kenntnisse durch Examina ausweisen. Ueberzählige mußten warten. Aber die früheren Mißbräuche dauerten in vergrößertem Maßstabe fort und die Maßregeln rechtlicher Kaiser wie Hadrians, des ersten Antonius, Alexanders Severus und Julians wurden immer wieder unter schlechten Regenten vergessen. Eine höchst ungünstige Schilderung des Advocatenstandes, besonders in den östlichen Provinzen des Reichs, im vierten Jahrhundert n. Chr. liefert aus eigener Anschauung der Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus. Er theilt die Sachwalter, „die wie spartanische oder kretische Hunde auf die reichen Häuser Jagd machen“, in vier Classen. In die erste stellt er diejenigen, welche geldgierig und in Folge dessen äußerst geschäftig wären, Zwietracht zu säen und Familien zu entzweien. Sie benutzten ihr Talent dazu, um die Richter zu verwirren und von einem Raube zum andern zu eilen. Die zweite Gattung enthält nach ihm solche, die eine tiefe Rechtsgelehrsamkeit und Gesetzkenntniß zur Schau trugen und mit ernster Miene ihre Orakelsprüche ertheilten. „Und wenn Du vorgibst, mit Willen Deine Mutter getödtet zu haben, so versprechen sie Dir, daß viele verborgene Gesetzesstellen Dir Freisprechung verheißen, wenn sie merken, daß Du Geld hast.“ Unter die dritte Classe rechnet er die Ehrgeizigen, die auf jede Weise berühmt werden wollten, „die, wenn sie auf dem rechten Wege vorwärts kommen, Heiligthümer der Gerechtigkeit sind, wenn sie aber verdorben werden, betrügliche Fallgruben, aus welchen Einer erst nach vielen Jahen und bis aufs Mark ausgesogen wieder herauskommt.“ Die vierte Classe endlich sollte die ungebildeten Rabulisten umfassen, „die zu bald der Schule entlaufen sind und hinter Unverschämtheit und Schimpfen ihre Unwissenheit verbergen. Unter ihnen sind Einige so ungebildet, daß sie sich nicht erinnern können, je Bücher besessen zu haben. Und wenn in einer Gesellschaft von Gebildeten der Name eines alten Schriftstellers ausgesprochen wird, so halten sie ihn für die ausländische Bezeichnung eines Fisches oder einer Eßwaare.“ Kam es endlich dazu,

daß nach vielen verschobenen und versäumten Terminen die Sache vor Gericht verhandelt werden sollte, dann erklärten sich diese Leute für zu unvollkommen instruirt, und die Geldschneiderei hatte noch lange nicht ihr Ziel erreicht. Freilich gibt Ammian auch zu, daß das Leben der Advocaten durch vielerlei Aerger getrübt werde, und dazu zählt er den gegenseitigen Brodneid, die Zuziehung vieler Feindschaften und die Sitte der Clienten, den ungünstigen Ausgang jedes Processes niemals dem übeln Stande der Angelegenheit, sondern der Ungeschicklichkeit des Anwaltes zuzuschreiben.

Dieses Sinken des Sachwalterstandes, sein im Ganzen geringes Ansehen, sein Mangel an wissenschaftlichem Sinne ist nun um so auffälliger, als zu gleicher Zeit die Jurisprudenz ihre höchste Blüthe erreichte, als das zweite Jahrhundert die classische Literaturperiode des römischen Civilrechts genannt werden muß, als die tüchtigsten Kräfte sich damals dem Juristenstande zuwendeten, da die größere Complicirtheit der Verfassung, die weitere Ausdehnung der Verwaltung in allen Zweigen der öffentlichen Geschäfte Rechtsgelehrte oder wenigstens juristisch Gebildete unentbehrlich machte. Dieser Widerspruch löst sich jedoch dadurch, daß sich in der Kaiserzeit die angesehenen Juristen gar nicht mehr zum Proceßführen und zum Beistandleisten vor Gericht hergaben, sondern nur noch durch Gutachten und Consultationen thätig waren. Die erhöhte Bedeutung der früheren juristischen Consulenten schreibt sich bereits von Augustus her, der aus der Befugniß, auf Befragen Gutachten zu ertheilen, ein Privilegium machte, welches er einer Anzahl von Juristen selbst verlieh. Ihre Antworten sollten Gesetzen gleich gelten und auch wenn sie die Entscheidungsgründe nicht beigefügt hatten, waren die Richter an dieselben gebunden. Der Kaiser Tiberius führte es ein, daß sie ihre Antworten schriftlich und versiegelt abgeben sollten. Caligula, dem in seinem Allmachtsschwindel ihre patentirte Stellung ein Dorn im Auge war, drohte, dieselbe aufzuheben und es dahin zu bringen, daß die Juristen nur antworten sollten, was ihm gefällig wäre! Hadrian traf noch die Bestimmung, daß der Richter für den Fall, daß die Ansichten der Respondenten getheilt waren, seiner eigenen Ansicht folgen durfte. Noch unter Constantin wurde das Recht des Gutachtenertheilens verliehen; später aber trat der todte Buchstabe des Gesetzes an die Stelle der lebendig fortbildenden Wissenschaft. Schon unter Augustus ging auch der Name advocatus von dem Rechtsbeistand auf den Sachwalter über. Wenn die gewöhnlichen Advocaten später zu ihrem Geschäfte juristische Beihülfe brauchten scheinen sie sich, wie man aus der oben angeführten Stelle Juvenals schließen kann, an Leute gewendet zu haben, die mit den griechischen Pragmatikern auf einer Stufe standen und sich mit dem Bruchtheile eines Goldstückes bezahlen ließen. Ihre Bildung empfingen die Juristen auch später noch durch den früheren praktischen Unterricht. Aber das Studium der juristischen Literatur

wurde immer wichtiger, und es entstanden förmliche Rechtsschulen, die anfangs Privat-, dann Staatsanstalten waren und aus denen sich ordentliche Facultäten des Rechts, besonders zu Rom, Beirut und Konstantinopel entwickelten. Der Cursus dauerte fünf Jahre, und die Professoren des Rechts erhielten neben ihrer Besoldung noch Honorar von ihren Schülern; doch konnten sie das Honorar nicht einklagen, „weil man," wie Ulpian sagt, „gewisse Dinge mit Anstand nehmen kann, ohne sie mit Anstand fordern zu können."

Hermann Göll.

Der letzte Hirtenbrief des Bischofs von Trient.

Hieronymus Klebelsberg, der Landeshauptmann von Tirol ist am 7. Dec. gestorben. Er nahm eine wichtige Stellung ein; sonst allgemein geachtet, zeigte er dem Bischof von Brixen gegenüber beim letzten Landtage leider nicht jene Entschlossenheit, welche diesen zum vorhinein abgehalten hätte das Signal zur Protestantenhetze zu geben. Le roi est mort, vive le roi! werden die Ultramontanen ausrufen, wenn sie hoffnungsvoll auf seinen ihnen ganz ergebenen Nachfolger Gallinger hinblicken. Uebrigens werfen die künftigen Ereignisse bereits ihren Schatten. Man spricht davon, daß den Protestanten zwar Toleranz, aber nur eine beschränkte gewährt werden solle, der zufolge sie das Recht hätten sich anzusiedeln, aber keine Gemeinden zu bilden oder Kirchen zu bauen. Damit wären die Ultramontanen, welche Alles haben wollen, gewiß nicht zufrieden, ebensowenig als die Liberalen. Bei jenen möchte man an die Geschichte vom Pudel denken, dem sein Herr, um ihm Schmerz zu ersparen, den Schwanz nicht mit einem Male, sondern stückweise abhackte. Wir halten übrigens Schmerling zu hoch, um trotz aller Gerüchte zu glauben, er werde seinem Liberalismus durch eine derartige Toleranz ein solches Armuthszeugniß ausstellen und für das Linsengericht des Beifalls einer früher herrschenden und jetzt noch immer „einflußreichen" Clique der öffentlichen Meinung Deutschlands und Oestreichs, ja der ganzen gebildeten Welt ins Gesicht schlagen. Das würde im Jahre 1863 zu einer schwereren Niederlage führen, als die bei Solferino war. Schwillt doch dem Klerus wieder der Kamm, wie nur je zu den Zeiten Bachs. Der jüngst erlassene Hirtenbrief des Bischofs Benedict von Trient ist ein Actenstück von hohem Belang

für die innere Entwicklung Oestreichs, oder besser gesagt für das Stehenbleiben desselben auf dem alten Flecke gegenüber dem Klerus. Berechtigt die Bischofsmütze zu solchen Ausfällen, dann wird jedes Protestantengesetz zur leeren Phrase. Hören Sie selbst. „Wenn wir frei von den Leidenschaften der Welt (?!!) und mit ruhigem Auge die Gesellschaft betrachten, wie sie heutzutage gestaltet und gewachsen ist, und von der gegenwärtigen Lage derselben in die Zukunft hinblicken auf jenen Abgrund, dem sie nothwendig entgegengedrängt wird, können wir, ehrwürdige Brüder und geliebteste Söhne, nicht umhin bittere Thränen zu vergießen. Welch ein großer Theil der christlichen Familie verkennt Christus, ihr Oberhaupt! Wie viele Meister der Lüge erhoben sich und richteten einen Lehrstuhl der Bosheit auf! Wie Viele ließen sich von ihnen betrügen und schaarten sich um sie. Der Herr wird diese verabscheuungswürdigen Bemühungen vereiteln; aber indessen so lange Gott nicht zu achten scheint auf das schreckliche Sittenverderbniß, auf die Verkehrtheit der Begriffe, auf die Verachtung der Grundsätze des Glaubens, auf die Verletzung der heiligsten Rechte (von Krautjunkern und Schwarzröcken; von dem Rechte, das mit uns geboren, ist bei diesen Herren nie die Rede!) müssen wir mit dem Psalmisten wiederholen: Die Unsinnigen haben Gott verläugnet; ihre Zungen sind trugvoll, ihre Lippen verbergen Natterngift, ihr Mund ist voll Bitterkeit. Ungerechtigkeit ist ihr Gewerbe, sie verzehren mein Volk. Und dieser Strom der Bosheit bedrohte auch unsere Grenzen, innerhalb welcher sich bisher das kostbare Gut der katholischen Lehre unversehrt erhielt und das Licht des Glaubens so rein in die Luft unserer Berge glänzte. Vor dieser Gefahr schützte uns nicht hinreichend die Einsamkeit der Alpen und die herkömmliche Einfalt der Sitten; denn unter dem Scheine des materiellen Fortschrittes streute man den schlechten Samen aus, welcher nur zu sehr auch mitten unter uns die Früchte des Todes erzeugte. Wie viele werfen sich, betrogen durch Schmeicheleien, irregeführt durch Neuerungssucht, vergiftet durch Lesung schlechter Schriften zu Richtern der Kirche auf, verdrehen den Sinn des Evangeliums und sehnen sich als Lobredner jeder Neuerung nach dem Tage der Gewissensfreiheit, während durch sie die Kälte religiöser Gleichgiltigkeit verbreitet wird. (Das Compliment ergeht an die Adresse der Liberalen Tirols.)

In diesen gefahrvollen Zeiten versammelt sich nun der Landtag, auf welchem nebst mehren andern Gegenständen von größter Wichtigkeit auch die Lebensfrage Tirols wieder zur öffentlichen Besprechung kommen wird, ob nämlich Tirol auch in Zukunft der unschätzbaren Wohlthat der katholischen Glaubenseinheit sich erfreuen solle.

Ich halte für verdammungswürdige Intoleranz die Unterdrückung der Andersgläubigen in jenen Gegenden, in welchen sie während eines langen Zeitraumes Bürgerrechte erhalten haben, die ihnen durch ein allgemeines Staats-

gesetz gewährt und bestätigt worden sind (viel Gnade vom Bischof zu Trient!), denn die Religion Jesu Christi ist Liebe und nicht Gewalt (wirklich!!); aber ich halte es ebenso für eine strenge Pflicht, über deren Erfüllung der König der Könige einst Rechenschaft fordern wird, so viel möglich ein Land und Volk vor der Pest des Irrthums (Protestantismus) unbefleckt zu bewahren, welches bisher von demselben unberührt blieb (bitte nicht zu vergessen, daß Tirol im sechzehnten Jahrhundert fast ganz protestantisirt war und nur durch die blutigen Massenexecutionen der Habsburger wieder in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt wurde) und dadurch seinen Ruhm und vorzüglichsten Reichthum verlieren würde; denn es gibt keinen wahren Ruhm außer der wahren Religion, und es gibt keinen Schatz, welcher mit jener Religion verglichen werden könnte, die uns ewige Güter verschafft (und dem Klerus auch zeitliche). Die Gefahr ist um so drohender, da diejenigen, welche den Thron erschüttern wollen, sich listiger Weise bemühen, den Irrlehren Eingang zu verschaffen; indem sie wohl wissen, daß ein Volk, welches der göttlichen Majestät die Treue gebrochen hat, sich nicht scheuen wird, dieselbe auch einer irdischen zu brechen. (Der Protestantismus wird ja stets als Revolution betrachtet; seine Geistlichen waren zum wenigsten stets ebenso loyal wie der katholische Klerus und sind jetzt in Preußen meistens eifrige Verbündete des Gottesgnadenthums und der Junker.)

Ja zu Gott müssen wir unsere Zuflucht nehmen, denn er hat gesagt, daß er beim Stamme der Gerechten bleiben werde. Um unsere Bitten wirksamer zu machen, erheben wir sie zum Throne Gottes unter Anrufung aller seiner Heiligen, besonders der unbefleckten Jungfrau, welche dadurch, daß sie dem höllischen Feinde den Kopf zertrat, die ruhmvolle Besiegerin aller Irrthümer wurde, welche der Hölle entsprossen.

So der Bischof von Trient gegen Gleichberechtigung von Protestantismus und Katholizismus in Tirol.

Neue Romane und Novellen.

Olle Kamellen von Fritz Reuter. Dritter Band. — Ut mine Stromtid. Erster Theil. Wismar und Ludwigslust, Hinstorffsche Buchhandlung. 1862.

Wir müssen eine ausführliche Anzeige dieser neuesten Arbeit des liebenswürdigen

niederdeutschen Humoristen auf die Zeit verschieben, wo dieser Abschnitt der „Olle Kamellen" vollständig erschienen sein wird. Vorläufig nur so viel, daß die Dorfgeschichte, die er hier erzählt, nach ihren ernsten wie nach ihren komischen Episoden zu dem Besten gehört, was wir bis jetzt von Reuter haben. Man kann den Dichter mit Jeremias Gotthelf vergleichen. Beide stehen sich sehr nahe in ihrer realistischen Auffassung der Dinge und Menschen, in der Gabe plastischer Schilderung, in der gesunden Art, mit der sie empfinden; beide haben auch das gemein, daß die Composition bisweilen zu wünschen übrig läßt. Doch ist in letzterer Beziehung der mecklenburger Dichter jedenfalls geschickter als der schweizerische, und mag jener gelegentlich durch Zeichnungen, die sich der Karrikatur nähern, das Maß überschreiten, das auch dem Humor gesetzt ist, so hat er vor Gotthelf den großen negativen Vorzug voraus, daß er nicht predigt. Im Uebrigen stehen beide durchaus ebenbürtig neben einander. Mit sicherer Hand sind hier wieder die vielen Personen gezeichnet, in deren Gesellschaft wir gebracht werden. Wie wahr und lebensvoll erscheint ihr ganzes Thun und Leiden, und welch eine Fülle komischer Situationen entwickelt sich vor uns im Rahmen der im Grunde so einfachen Erzählung. Mag der Dichter uns an den Sarg der Frau Hawermanns oder in das friedliche Idyll des Pfarrhauses von Gürlitz führen, mag er uns die Gemeinheit Zamel Pomuchelkopps, den gutmüthigen Stumpfsinn Jochen Nüßlers, die lieblich knospende Jungfräulichkeit von Hawermanns Tochter, den Juden Moses in Rahnstädt, den sorgenbeschwerten guten alten Kammerrath von Pümpelhagen, den „gebildeten" jungen Oekonomen Fritz Triddelfitz, mag er uns unsern wackern alten Bekannten aus Schurr-Murr, den Entspecter Bräsig oder irgend einen andern Charakter schildern, stets vergessen wir, daß wir ein Buch lesen, immer leben, fühlen, fürchten und hoffen wir mit den Personen der Geschichte, lachen wir von Herzensgrund über ihre Wunderlichkeiten, genießen wir innerlichst die geistige Gesundheit der Guten, hebt uns ein schöner Humor über das Häßliche der Bösen unter ihnen hinweg. Mit wenigen Ausnahmen ist allenthalben die rechte Stimmung getroffen, und Episoden wie die Erzählung von Bräsigs Aufenthalt in der „Wasserkunst" und Fritzens mißglückter Versuch Minings Herz zu erobern, sind Meisterstücke derber Komik.

Leibnitz. Ein lebens- und sittengeschichtlicher Roman aus der Perückenzeit von **Wilhelm Andreä.** Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1863.

Eine Mosaik von Bruchstücken aus dem Leben und den Briefen des Philosophen, andern Studien und einigen eigenen Erfindungen des Verfassers. Die letztern wollen nicht viel sagen. Die Darstellung zeigt hin und wieder Talent, Aeußerliches ist gut getroffen, vom Geiste Leibnitzens aber ist in dem Buche kaum etwas zu merken.

Erzählungen und Skizzen von **Adelbert Graf Baudissin.** Zwei Theile. Hannover, Karl Rümpler, 1863.

Eine Novelle, „Die Wahrsagerin", die in St. Louis spielt und im Styl Sue'scher Romane eine Kette von allerlei Greueln entwickelt, dann einige kleinere Erzählungen, meist aus dem schleswig-holsteinischen Kriege. Letztere bekunden ein recht anmuthiges humoristisches Talent, und die Geschichte „Drei Tage in Schweden" möchten wir dem Lustigsten beizählen, was wir in diesem Genre in der letzten Zeit gelesen haben. Die Ausfälle gegen Willisen, die fast in jeder von den Skizzen

aus Schleswig-Holstein vorkommen, hätten wegbleiben sollen. Sie beruhen auf gänzlicher Unkenntniß der Person des Generals und der damals obwaltenden Verhältnisse.

Auf der Universität. Von Theodor Storm. Münster, Verlag von E. C. Brunn. 1863.

Ein schönes Bürgermädchen, in niedern Verhältnissen geboren, aber vornehm geartet und durch Einführung in einen Kreis von Gelehrtenschülern mit Gefallen an den Naturen höherer Stände erfüllt, fühlt sich unbefriedigt mit der Liebe, die ein braver, aber etwas unbeholfner Handwerker ihr entgegenträgt. Ein Mißverständniß kommt hinzu, und Lore wird die Beute eines wüsten Raugrafen, der sich Studirens halber in der Universitätsstadt aufhält, wo sie als Waise lebt. Das Ende ist freiwilliger Tod der schönen Unglücklichen im See hinter dem Ballhaus, wo sie gefallen. Die Geschichte ist sehr gut erzählt, etwa in der Art Mörikes, dem das kleine Buch gewidmet ist.

Verworrenes Leben. Novellen und Skizzen von Wilhelm Rabe. Glogau, Verlag von Carl Flemming. 1863.

Das Beste unter diesen fünf kleinen Geschichten sind die Mittheilungen „Aus dem Lebensbuch des Schulmeisterleins Michel Haas", die ein recht gutes Lebens- und Sittenbild aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts geben. Dieselben scheinen wirklich „nach einem alten Manuscript" erzählt zu sein; denn man unterscheidet deutlich zwei Arten von Stil, den des ursprünglichen Verfassers, der eine Natur wie Grimmelshausen und der Simplicissimus ist, und den des Bearbeiters, welcher die naive Erzählung mit nicht immer passenden Zuthaten ausstattete. Die übrigen Stücke der Sammlung erheben sich nicht über die gewöhnliche Leihbibliotheken-Literatur.

Vermischte Literatur.

Ernst Moritz Arndt und die Universität Greifswald zu Anfang unseres Jahrhunderts. Ein Stück aus seinem und ihrem Leben mit einem Anhang aus Arndts Briefen. Von Dr. Albert Höfer. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1863.

Großentheils nach amtlichen Quellen und ungedruckten Briefen zusammengestellt, mit warmer Liebe zur Sache geschrieben und mit Sorgfalt geordnet, ist diese Schrift ein sehr dankenswerther Beitrag zur Culturgeschichte der Zeit, in welcher Arndt in Greifswald wirkte, und ebenso zur Charakteristik des verewigten Patrioten selbst. Zu letzterer liefert sie eine nicht unbedeutende Anzahl neuer Züge, die, wenn sie zum Theil Schatten auf das verehrte Antlitz werfen, das in unsrer Erinnerung lebt, darum nicht weniger Werth haben. Wir sehen, was er der Universität und was wiederum sie ihm gewesen in der ersten Zeit seiner Lehrthätigkeit. Die Schrift zeigt uns sein unstetes Leben, aber auch die Kraft und Fülle seines Strebens. Sie stellt verschiedene äußere Begegnisse, die ihm selbst später nicht recht mehr gegen-

wärtig waren, urkundlich fest. Beachtenswerth ist vor Allem, wie wir ihn hier sich über die verschiedensten Gebiete der Geschichte verbreiten, neu, wie wir ihn seine Vorlesungen über einen weiten Kreis alter und moderner Sprachen erstrecken, ihn als Lehrer mit allerlei beginnen und dabei an Kenntniß und Erkenntniß zunehmen sehen. Auch an Urtheilen seiner Collegen und Vorgesetzten über seine Thätigkeit fehlt es nicht, und was in einzelnen Stimmen über sein Leben und seine Vorträge hervortritt, gestattet nicht selten über die Zeilen hinweg einen Blick auf den ganzen Menschen. Eine werthvolle Beigabe sind endlich die in einem Anhang mitgetheilten ungedruckten 48 Briefe Arndts, welche aus den verschiedensten Perioden seines Lebens (von 1798 bis 1860) sind.

Finsteraarhornfahrt. Von Abraham Roth. Mit einer Abbildung des Finsteraarhorns und einer Karte der Finsteraarhorn-Gegend. Berlin, 1863. Verlag von Julius Springer.

Ein lebendig geschriebener Bericht über die Besteigung des genannten Alpengipfels, welche der Verfasser, ein Berner, in den letzten Tagen des Juli 1861 unternahm und unter mancherlei schweren Gefahren glücklich ausführte. Auch Sitte und Sinnesart des Menschenschlags, der in dieser Gegend wohnt, wird in verschiedenen Zügen, in Gesprächen mit dem Führer und in einer hübschen Sage von der Entstehung der „Jungfrau" ansprechend geschildert. Die beigegebene Abbildung zeigt (in Tondruck) das Finsteraarhorn von Nordwesten gesehen, die Karte die Route, welche der Verfasser nach und von dem Gipfel verfolgt hat.

Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Denkmälern bis auf die neueste Zeit. Von Otto Roquette. Zweiter Band. Erste Abtheilung. Stuttgart, Verlag von Ebner und Seubert. 1863.

Behandelt die Epoche der Aufklärung: zuerst Gottsched, sein Wirken für das deutsche Theater und seinen Kampf mit den Schweizern, dann Haller, Hagedorn und die bremischen Beiträge, dann Klopstock, Wieland und die patriotische und anakreontische Poesie, Christian Felix Weiße, dann Lessing, endlich Winckelmann und Herder. Eine ausführliche Besprechung folgt nach Beendigung des Ganzen.

Vermischte Schriften von Dr. E. Förster. Erster Band. München, 1862. E. A. Fleischmanns Buchhandlung.

Enthält in Briefen die italienischen Reisen von 1833 und 1837, die vorwiegend kunstwissenschaftlichen Inhalts sind, doch auch mancherlei Interessantes über politische und sociale Zustände bieten, dann eine Tour durch den Kirchenstaat unter der Herrschaft der Cholerafurcht, endlich verschiedene Beobachtungen und Erlebnisse der Reisen, die der Verfasser in England und Schottland gemacht hat. Die Ansicht über die Umgestaltung in Italien, nach welcher die Italiener zur Freiheit erst berechtigt sein sollen, wenn sie aufgeklärter, weniger selbstsüchtig und mehr zum Gehorsam geneigt sind, theilen wir nicht. Soll sie etwa die bourbonische Polizei, die päpstliche Wirthschaft aufgeklärt und zu guten Staatsbürgern machen? Oder ein Wunder? Sollen sie schwimmen lernen, ohne Wasser, fliegen, ohne Luft zu haben?

Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen von Karl Gödeke. Dritter Band. Erstes Heft. Dresden, Verlag von L. Ehlermann. 1863.

Ueber Charakter und Werth dieser Arbeit haben wir uns früher ausgesprochen.

Das neu erschienene Heft behandelt in acht Capiteln die Zeit der romantischen Schule, und zwar zunächst die Häupter derselben: A. W. und Fr. v. Schlegel, Tieck und dessen Freunde Bernhardi, Wackenroder und Runge, dann die Hardenbergs, die Brentanos und Achim v. Arnim. Hierauf folgen in einer Gruppe die Charakteristiken von Romantikern wie Z. Werner, H. v. Kleist, v. Collin u. A., ferner von Fouqué, Chamisso, Baggesen, Oehlenschläger, Steffens, Varnhagen, Rahel und andern Genossen dieser Richtung. Daran knüpft sich ein Ueberblick über die Bewegung, die sich auf anderen Gebieten der Literatur, als denen der Dichtung, gleichzeitig mit der romantischen Schule geltend machte und in Gentz, Haller, Adam Müller, Kanne, Görres und Creuzer, dann in Paulus, Daub, Schleiermacher und Dräsecke, auf dem Gebiet der Jurisprudenz in Thibaut, Feuerbach, Savigny und Eichhorn, auf dem der Naturkunde in Blumenbach, Forster, Hufeland, Humboldt, Eschenmayer, L. v. Buch, Oken u. A., auf dem der Geschichte hauptsächlich durch Schlözer, Planck, Spittler, Heeren, Ukert, Schlosser, Niebuhr und Luden in verschiedenster Weise ihren Ausdruck fand. Ein viertes Capitel behandelt diejenigen Ependichter, Romanschriftsteller und Dramatiker der Periode, welche als Talente dritten Ranges gelten mögen; ein fünftes führt, nach den einzelnen Landschaften, die Dichter und Schriftsteller auf, welche noch weniger Talent und Erfolg hatten. Capitel sechs und sieben setzen diese Ueberschau fort, und Capitel acht bringt die Dichter, welche sich in Mundarten versuchten, die Autodidakten, die Uebersetzer und die Poeten und Schriftsteller von vorwiegend patriotischer Richtung, wie Arndt, Schenkendorf und Körner. — In einer Beilage finden wir folgende Bitte des Verfassers des „Grundrisses“, welcher wir, dem Wunsche desselben zu Folge, allgemeinere Verbreitung zu geben uns beeilen: „Für die Fortsetzung meiner Arbeit nehme ich die Hülfe der lebenden Autoren und Freunde der Literatur wiederholt und dringend in Anspruch und bitte die lebenden Dichter, die mir bisher Mittheilungen über ihr Leben und ihre Schriften noch nicht gemacht haben, mir auf dem Wege des Buchhandels kurze Angaben nach dem Muster der Artikel dieser Lieferung einzusenden.“ Einer Empfehlung des Werks bedarf es für die Leser d. Bl. nicht mehr. Gesundes Urtheil, echter Gelehrtenfleiß sichern ihm einen der ersten Plätze unter allen derartigen Arbeiten der Gegenwart.

Leopold Robert. Sein Leben, seine Werke und sein Briefwechsel nach Feuillet de Conches von Edmund Zoller. Hannover, C. Rümpler. 1863.

Ein interessanter Beitrag zur Kunstgeschichte, in welchem der Verfasser den Versuch macht, das Leben und die Werke des bekannten Schöpfers der „Schnitter“ an der Hand seiner Correspondenz darzustellen. Das letzte Buch löst das Räthsel des tragischen Endes Roberts: er schnitt sich am 25. März 1835 in einem Anfall von Schwermuth zu Venedig die Kehle ab. Ein Anhang bringt ein Verzeichniß der Arbeiten Leopold Roberts, wie es in dieser Vollständigkeit bisher noch nicht existirte.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Das Resultat der englischen Vermittelung in der vorjährigen holsteinischen Budgetangelegenheit.

Seit fünf Jahren hört man von Zeit zu Zeit die dänische Regierung Europa mit volltönenden Worten irgend ein „neues Zugeständniß" ankündigen, das sie dem Frieden oder den europäischen Mächten zu Liebe bringt, und dennoch ist in diesen fünf Jahren die Lage der Herzogthümer thatsächlich schlimmer geworden, als sie bereits zu Anfang war. Hinter jeder Zusage begegnen wir der Absicht, sie zu umgehen, hinter jedem Zugeständnisse stoßen wir auf ein Manöver, es in sein Gegentheil zu verkehren. So hat man in jedem Stadium der Verhandlungen neue Streitfragen, neue „Mißverständnisse", neue Schwierigkeiten, neue Verwickelungen zu schaffen gewußt. Ein Beispiel dieser Art ist die Weise, in der die dänische Regierung mit dem Compromisse umgegangen ist, welchen der großbritannische Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten im vorigen Jahre in der holsteinischen Budgetangelegenheit zu Stande gebracht hat. Diese Weise näher kennen zu lernen, hat ein doppeltes Interesse. Einerseits gewinnen wir dadurch einen Einblick in die jetzige Lage der finanziellen Differenzen, die einen so wesentlichen Theil der deutsch-dänischen Frage bilden; andrerseits erhalten wir dabei Gelegenheit, die dänischen Minister an der Arbeit, so zu sagen in der Werkstatt zu sehen und uns einigermaßen mit der Arbeit bekannt zu machen, wie die „Mißverständnisse", die Schwierigkeiten und Verwicklungen erzeugt werden.

Im Sommer 1861 hatte Dänemark wegen des holsteinischen Budgetstreits eine Bundesexecution in nächster Zeit zu gewärtigen, als es Lord Russell gelang, in Betreff des Budgets für 1861 einen Compromiß herbeizuführen, der den Boden für directe diplomatische Verhandlungen zwischen Dänemark und den deutschen Mächten Betreffs einer definitiven Ausgleichung des deutsch-dänischen Streits ebnen sollte.

Wie bekannt, hatte der Bundesbeschluß vom 7. Februar 1861 von der dänischen Regierung gefordert, daß das Budget für 1861 nicht ohne Genehmigung der holsteinischen Stände festgestellt werde. Die europäischen Mächte, die diese Forderung durchaus berechtigt fanden, hatten deshalb gemeinsam das dänische

Cabinet aufs dringendste aufgefordert, den auf den 6. März einberufenen Ständen von Holstein das Budget vorzulegen, um auf diese Weise einer Bundesexecution vorzubeugen. In Folge einer Interpellation, die Lord Ellenborough in der Sitzung des Oberhauses vom 18. März stellte, machte Lord Wodehouse die Mittheilung, daß zufolge einer officiellen Nachricht, die die Regierung J. M. erhalten, das Budget den Ständen vorgelegt sei. Die Nachricht erregte in Itzehoe ein nicht geringes Erstaunen; Niemand wußte dort etwas von der Vorlage eines Budgets. Der Minister für Holstein, Herr Raaslöff, der als königlicher Commissar den Verhandlungen der Stände beiwohnte, antwortete auf die wiederholt an ihn gerichtete Interpellation, ob den Ständen ein Budget vorgelegt sei, daß er keine Antwort auf die Frage geben könne. Am 4. April erfuhren die Stände endlich, daß der Leiter der dänischen Regierung die beiläufige, in einem Gesetzentwurfe angebrachte Erwähnung einer vor anderthalb Jahren ohne ständische Zustimmung emanirten königlichen Verordnung als Vorlage eines Budgets angesehen wissen wollte. Es sei ihnen unbenommen, hieß es, an diese — übrigens vom Bunde für rechtswidrig erklärte, von der dänischen Regierung aber nicht aufgehobene — Verordnung Berathungen zu knüpfen, Aufklärungen nachzusuchen und auf Abänderung der dort enthaltenen Bestimmungen „anzutragen", über welche Anträge die Regierung sich indessen ihre Entscheidung vorbehalten müßte. Die Stände erwiderten darauf Sr. Maj. dem Könige, „es sei nicht der Wahrheit gemäß", wenn von dem Ministerium behauptet werde, daß ihnen ein Budget vorgelegt sei. Auch Herr Raaslöff, der nicht länger in Itzehoe als königlicher Commissar fungiren mochte und aus dem Cabinete austrat, gab, indem er den Conseilpräsidenten der Zweizüngigkeit beschuldigte, öffentlich die Erklärung ab, daß bei den Verhandlungen im Geheimen Staatsrathe von der Vorlage des Budgets nicht die Rede gewesen sei.

So schien also nach dem Schlusse der Ständesession die Bundesexecution unvermeidlich, als Lord Loftus die Aufmerksamkeit des Berliner Cabinets auf eine in der dänischen Depesche vom 22. März enthaltene Auslassung hinlenkte.

Der dänische Staatshaushalt besteht nämlich in einem octroyirten als feststehend angesehenen Normalbudget, welches die für die Führung der Geschäfte unentbehrlichen Einnahmen und Ausgaben aufführt, und aus den über das Normalbudget hinaus von der Regierung beantragten weiteren Einnahmen und Ausgaben. Das Normalbudget wird der constitutionellen Bewilligung nicht unterworfen, dagegen wird die Zustimmung zu den über das Normalbudget hinausgehenden Forderungen in Dänemark als Vertrauenssache aufgefaßt. Fände die Regierung für ihre Politik nicht mehr die Unterstützung der parlamentarischen Majorität, so würde dieselbe ihr die Bewilligung zu den

über das Normalbudget hinausgehenden Ausgaben verweigern können. Für die Finanzperiode 1860—62 hatte die Regierung indessen hinsichtlich Dänemarks und Schleswigs von dem „Reichsrathe", der mit ihrer Politik übereinstimmt, die eingebrachten Forderungen bewilligt erhalten. In Betreff Holsteins hatte nun der Leiter des dänischen Cabinets in seiner Circulardepesche vom 22. März sich dahin geäußert: daß nach seiner Ansicht die Regierung des Königs, wenn die holsteinischen Stände die ihnen mitgetheilte Verordnung derart amendirt hätten, „es vorgezogen haben würde, auf die Quote Holsteins an den gemeinschaftlichen Ausgaben zu verzichten und sich in Betreff dieses Herzogthums in den Grenzen des Normalbudgets zu halten, ehe sie sich einer Bundesexecution für ein verhältnißmäßig so geringes Interesse ausgesetzt haben würde."

Lord Loftus stellte nun dem Freiherrn v. Schleinitz die Frage, ob nicht in einer ähnlichen Erklärung, wenn sie jetzt von der dänischen Regierung aufgenommen würde, eine Handhabe zu finden wäre, um das augenblicklich drohende Executionsverfahren abzuwenden. Nachdem Herr v. Schleinitz die Frage bejaht hatte, empfahl der britische Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten der dänischen Regierung, in Betreff des Budgets für 1861 die gewünschte Erklärung zu geben, wofür Preußen und Oestreich sich ihrerseits bei der Bundesversammlung für Aussetzung der Execution und Einleitung von diplomatischen Unterhandlungen Behufs endlicher Ausgleichung des langjährigen, immer erbitterter werdenden Streits verwenden wollten.

Was durch die von der dänischen Regierung verlangte Erklärung bezweckt wurde, ist ohne Schwierigkeit zu ersehen. Sie sollte die Frage wegen des Bewilligungsrechts der holsteinischen Stände, über welche zur Zeit noch Zwiespalt herrschte, hinsichtlich des Budgets für 1861 bis zum Schlusse der diplomatischen Verhandlungen, durchaus offen halten. Die Frage sollte für 1861 auf die Seite geschoben, und dem Bundesbeschlusse vom 7. Februar, der eine Feststellung des Budgets ohne Genehmigung der holsteinischen Stände für unzuläßig erklärte, nicht zuwider gehandelt werden. Holstein sollte deshalb für 1861 vorerst jedes Antheils an den das Normalbudget übersteigenden Ausgaben, da die Bewilligung der Stände für diesen Antheil nicht verlangt war, enthoben sein.

Die dänische Regierung konnte, um dies ins Werk zu setzen, zwei Wege wählen: entweder konnte sie die Ausgaben um so viel, als der desfallsige Beitrag Holsteins ausmachte, herabsetzen, oder sie mußte den Betrag, den sie zur Zeit von Holstein nicht erhalten konnte, von den Repräsentanten der andern Landestheile zu erhalten suchen. Es war weder Englands, noch Preußens und Oestreichs Sache, sich darüber mit der dänischen Regierung zu vereinbaren, welchen von den beiden Wegen sie einzuschlagen haben würde; nur Eines konnten

sie nach Allem, was vorhergegangen war, als klar und unzweideutig feststehend ansehen, nämlich, daß ein Mißverständniß über das, was durch die dänische Erklärung bezweckt werden sollte, nicht möglich war. Nicht darum, auf welche Weise man Holstein den ihm zugedacht gewesenen Beitrag zu den Ausgaben aufbürden, sondern daß ihm dieser Beitrag zu den Ausgaben, so lange die Genehmigung der Stände nicht erlangt war, nicht aufgebürdet werden sollte: das war es, was Lord Loftus proponirt, Freiherr v. Schleinitz angenommen und der britische Staatssecretär der dänischen Regierung empfohlen hatte.

Dem Grafen Russell wie den Ministern von Preußen und Oestreich lag in dieser Beziehung jedes Mißtrauen gegen die dänische Regierung so fern, daß sie auf die, bei schärferer Betrachtung allerdings zweideutig erscheinende Fassung, in welcher die dänische Regierung in der Depesche vom 29. Juli 1861 die gewünschte Erklärung abgab, nicht weiter aufmerksam wurden.

Die bezeichnete Erklärung lautet dort: „daß für das laufende Finanzjahr der Zuschuß des Herzogthums Holstein aus seinen besondern Einnahmen zum gemeinschaftlichen Budget der Monarchie vorläufig (provisorisch) auf die Quote Holsteins an derjenigen Summe eingeschränkt werde, die in dem Normalbudget vom 28. Februar 1856 als der den einzelnen Landestheilen aus den besondern Einnahmen derselben zu leistende Gesammt-Zuschuß aufgeführt ist.“ —

In London, in Berlin, Wien und Frankfurt nahm man diese Erklärung für übereinstimmend mit dem, worüber der preußische und der englische Minister sich verständigt hatten.

Hinterher erst ließ die dänische Regierung in ihren officiösen Organen verlautbaren, daß sich die Sache wesentlich anders stelle, als der preußische und östreichische Minister und selbst dänische Publicisten angenommen hatten. Durch die in die dänische Erklärung eingeschobenen Worte „aus seinen besondern Einnahmen“ werde nämlich, hieß es, die übernommene Verpflichtung darauf reducirt, den Beitrag Holsteins zu dem Budget für 1861 nicht aus seiner besondern Kasse zu nehmen; nehme man statt dessen die Deckung des Budgets aus dem vorhandenen allen Landestheilen gemeinschaftlichen Kassabehalt — der durch die Beiträge aus den früheren Jahren zusammengebracht worden war — so „werde Holstein nicht ein Schilling erlassen“. „Es ist ein vollständiges Mißverständniß,“ sagt „Dagbladet“ in seiner Nummer vom 15. August „in dem dänischen Zugeständniß auch nur das geringste finanzielle Zugeständniß zu Gunsten Holsteins zu erblicken; das dänische Zugeständniß reducirt sich auf eine bloße und pure Umstellung einiger Posten, auf eine reine Buchhaltereifrage, während sich in dem wirklichen Sachverhalte nichts ändert“. In gleicher Weise lauteten die Erklärungen der „Berlingske Tidende“. „Es handelt sich,“ sagte sie in ihrer Nummer vom 14. August „nur um die Ungelegenheit, die für

einige von den Comtoiren des Finanzministeriums damit verbunden sein dürfte, daß die Hauptbücher nunmehr ein klein wenig anders eingerichtet werden, als sie zu Anfang des Finanzjahrs eingerichtet waren."

In finanzieller Beziehung erschienen diese Explicationen den dänischen Blättern natürlich sehr angenehm. Denn sie machten die Meinung zu nichte, als werde der holsteinische Beitrag zu den Ausgaben ausfallen und das Königreich sich deshalb, um das aus seinem Schooß hervorgegangene, seine politischen Velleitäten vertretende Cabinet am Ruder zu erhalten, möglicherweise gezwungen sehen, den Ausfall wenigstens theilweise zu decken. Gleichwohl wurde den dänischen Preßorganen bei den officiösen Explicationen nicht recht wohl zu Muthe. Sie konnten sich der Frage nicht entschlagen, was wohl die fremden Mächte, wenn ihnen klar würde, daß durch die dänische Erklärung vom 29. Juli und ihre hinterherige Interpretation die ganze Concession in eine „Buchhaltereifrage" umgewandelt wurde, zu der Redlichkeit eines solchen Manövers sagen würden. „Hoffentlich," sagte selbst das ministerielle „Dagblad" in der angeführten Nummer, „hat die Regierung den freundschaftlich gesinnten Mächten bei den stattgehabten confidentiellen Verhandlungen im Vorwege deutlich und bestimmt zu verstehen gegeben, daß eben das gemachte Zugeständniß in Wahrheit auf nichts, auf eine bloße Formalität hinausläuft. Hat die Regierung dies unterlassen, hat sie es versäumt sich hierüber auszusprechen, so fürchten wir allerdings, daß sie trotz aller Erklärungen sich neuen Beschuldigungen wegen mala fides ausgesetzt sehen wird."

Die anderen dänischen Preßorgane „Danevirke", „Flyveposten", „Fädrelandet," u. s. w. waren sämmtlich darin einig, daß der Werth des dänischen Zugeständnisses, wenn es in der eben bezeichneten Weise zur Ausführung gebracht würde — und es ist thatsächlich so zur Ausführung gebracht worden — „materiell und finanziell vollständig Null sei" und zu einer bloßen Umbuchung des holsteinischen Beitrags verwandelt werde. Aber, wendeten sie ein, man werde der dänischen Regierung unzweifelhaft sagen, „daß sie Deutschland hinters Licht geführt habe." — „Fädrelandet" erklärte geradezu, daß ihm die ganze Manipulation „nicht redlich" erscheine, daß sie ein „Taschenspielerkunststück eines politischen Bosco" sei. Und wenn den dänischen Preßorganen auch nicht gerade viel daran gelegen war, welchen Eindruck das Verfahren ihrer Regierung in Deutschland machen werde, so waren sie doch der „freundschaftlich gesinnten Mächte", insbesondere Englands wegen besorgt. „Glaubt man," sagte eines dieser Organe, „daß die Mächte, an deren Freundschaft uns allerdings sehr viel gelegen sein muß, auf eine Auffassung eingehen werden, durch welche der Theil, auf dessen Seite sie sich während der vorläufigen Unterhandlungen gestellt haben, geradezu am Narrenseile umhergeführt werden würde? Werden sie nicht sich selbst für getäuscht ansehen?"

Graf Russell ist nun zwar allerdings allein in der Lage positiv sagen zu können, ob das dänische Cabinet während der betreffenden Unterhandlungen ihm „deutlich zu verstehen gegeben, daß das dänische Zugeständniß in Wahrheit auf nichts, auf eine bloße Formalität hinauslaufe;" doch kann der wahre Sachverhalt darum gleichwohl keinen Augenblick zweifelhaft sein. Wenn wir auch davon absehen, daß der britische Staatssecretär die Gesandten J. Majestät in Berlin und Kopenhagen wohl kaum in Bewegung gesetzt haben würde, um sie wegen einer dänischen „Buchhaltereifrage" d. h. über eine „Umbuchung einiger Posten in den Büchern des dänischen Finanzministeriums" diplomatische Unterhandlungen pflegen zu lassen, — so liegt doch in der Circulardepesche des Grafen Bernstorff vom 27. Juni 1862 ein Zeugniß dafür vor, daß das preußische Cabinet von der wahren Beschaffenheit des dänischen Zugeständnisses durch England nicht unterrichtet worden sein kann. Und wer könnte von einem englischen Gentleman, insbesondere von dem Grafen Russell, auch nur einen Augenblick glauben, daß er sich zu der Rolle habe brauchen lassen, als Vermittler zwischen zwei freundschaftlichen Mächten zu dienen, um der einen von ihnen ein werthloses Stück Papier als ein schätzenswerthes „Zugeständniß" zu übermitteln?

Selbstverständlich konnte ja keinem Menschen das Geringste daran gelegen sein, mit der dänischen Regierung darüber zu transigiren, ob sie den Beitrag Holsteins ohne Genehmigung der Stände, aus dem besondern Kassenbehalt Holsteins, oder aus seinem Antheile an dem gemeinschaftlichen Kassenbehalt entnehmen solle. Am wenigsten konnte man von den deutschen Mächten glauben, daß sie sich auch nur einen Augenblick in eine Transaction über die Art und Weise der Belastung Holsteins einlassen würden. Sie hätten damit ihrerseits ja das Princip, daß Holstein nicht ohne Genehmignng der Stände zu Abgaben herbeigezogen werden dürfe, welche die Grenzen des Normalbudgets übersteigen, geradezu über den Haufen geworfen. Und wie erwähnt, hatte der Bund in dem Beschlusse vom 7. Februar 1861 ja eben von der dänischen Regierung nicht blos die Einhaltung dieses Princips ausdrücklich gefordert, sondern ihr bei etwaigem Zuwiderhandeln die Execution angekündigt. Wie wäre es möglich gewesen bona fide von den deutschen Mächten, die ihrerseits ja für die Beschlüsse des Bundes einzustehen hatten, anzunehmen, daß sie eine offenbare Verletzung eines solchen Beschlusses freundschaftlich gutheißen, empfehlen, ja sogar als ein befriedigendes „Zugeständniß" hinnehmen würden?

Freilich auf der andern Seite dürfte es wohl zu den selbst in den schlechtesten Zeiten der Diplomatie ziemlich unerhörten Vorkommenheiten gezählt werden müssen, daß der Minister eines kleinen nach Freundschaft und Unterstützung umhersuchenden Staats sich herausnimmt, das Vertrauen des britischen Staatssecretairs in solcher Weise zu mißbrauchen, um ihn wider sein Wissen

und Willen in eine Affaire von so zweideutiger Beschaffenheit zu verwickeln. Und doch — ein Drittes ist nach der Depesche des Grafen Bernstorff vom 27. Juni 1862 nicht möglich.

Uebrigens liegt ein Zeugniß aus der Feder des dänischen Conseilpräsidenten selbst vor, aus dem zu ersehen ist, daß das dänische Cabinet den Grafen Russell glauben ließ, daß die dänische Erklärung vom 29. Juli nicht eine bloße „Buchhaltereifrage", eine „leere Förmlichkeit" betreffe.

In demselben Augenblick nämlich, wo die bezeichnete Erklärung in Berlin und Wien übergeben wurde, expedirte der dänische Conseilpräsident und Minister des Auswärtigen eine auch in London übergebene Circulardepesche, in welcher er die um den Preis des „neuen Zugeständnisses" der dänischen Regierung in Aussicht gestellten directen Verhandlungen zwischen Dänemark und Deutschland als „theuer erkauft" bezeichnet. Selbst ein dänisches Organ konnte nicht umhin hervorzuheben, wie seltsam es sich ausnehme, daß Herr Hall, nachdem er nicht blos die angedeuteten internationalen Verhandlungen, sondern auch die Aussetzung der Bundesexecution für eine bloße Umpostirung, also für einen „wahren Spottpreis" erlangt habe, trotz dessen diese Lösung in seiner Circulardepesche vom 2. August 1861 als „theuer erkauft" bezeichne.

Auch noch in den späteren Stadien der diplomatischen Correspondenz bezeichnet der dänische Conseilpräsident die Erklärung vom 29. Juli als ein „Opfer". Mit Bezug hierauf äußert der Graf Bernstorff in seiner Circulardepesche vom 27. Juni d. J. „Die Zeit wird kommen, wo jedermann sieht, was dieses Opfer bedeutet, von dem man ohne Scheu mit vollem Munde redet, und welches der Chef des dänischen Ministeriums an einem andern Orte, und zwar in seiner Rede vom 15. April d. J. sehr gut dahin definirt hat, daß wegen der Concession vom 29. Juli nicht ein Heller weniger in die Staatskasse geflossen sei."

Aber die Verhandlungen des Reichsraths von 1862 haben gleichwohl noch andere Thatsachen ans Licht gebracht, welche das Verhalten der dänischen Regierung in der Budgetsache noch vorwurfsvoller erscheinen lassen. Mit Bezug hierauf fährt der Graf Bernstorff in dem angeführten Schriftstücke fort: „Indem ich diese Erklärung des Herrn Hall Ihrer Aufmerksamkeit empfehle, will ich ein anderes Factum erwähnen, das in der letzten Session des Reichsraths aufgedeckt worden ist. Der dänische Minister ist nämlich durch drei königliche Erlasse ermächtigt worden, aus dem Reservefonds die Summe von etwa 2,400,000 Rthlr. zu entnehmen, um die Kosten der Rüstung zu Land und Meer und den Aufwand für Möblirung der königlichen Schlösser zu decken. Der Reservefonds ist eine gemeinsame Kasse, die allen Ländern, welche die Monarchie bilden, gehört. Der Reichsrath hat dieses Verfahren der Regierung gebilligt, aber Niemand hat die Zustimmung dazu von Holstein eingeholt, für welches die

sogenannte Verfassung vom 2. October 1855 nicht mehr gilt, und welches folglich durch den Reichsrath nicht vertreten ist. Folglich hat die dänische Regierung willkürlich über den Antheil Holsteins am Reservefonds verfügt. Das ist ein Pröbchen von der Art und Weise, wie man das, was Herr Hall das Opfer vom 29. Juli zu nennen beliebt, illusorisch gemacht hat."

In der That Niemand wird ohne Erstaunen nähere Kenntniß von den Thatsachen nehmen können, auf welche in der angeführten Stelle seitens des preußischen Cabinets hingewiesen wird.

In der Sitzung des Reichsraths vom 29. Januar 1862 (S. „Rigsraadstidende" Sp. 131) legte nämlich der Finanzminister „drei königliche Beschlüsse, gefaßt in Hinblick auf § 54 des Verfassungsgesetzes" vor. Diese Vorlage, die in den Beilagen zur „Rigsraadstidende" unter Nr. 34, Sp. 763 mitgetheilt ist, enthält drei von allen Ministern contrasignirte königliche Beschlüsse, von denen der erste im Conseil im Schlosse Christiansborg den 17. April 1861, der zweite im Schlosse Christiansborg den 4. October 1861 und der dritte auf Christiansborg den 29. October 1861 paraphirt worden ist. In dem ersten dieser Beschlüsse läßt sich das Ministerium in Abwesenheit des Reichsraths vom Könige auf Grund einer außerordentlichen, von der Regierung vor dem Reichsrathe zu vertretenden Vollmacht dazu ermächtigen, über die vom „Reichsrathe" für 1861 gemachten Bewilligungen hinaus die Summe von 1,897,000 Rthlrn. für außerordentliche Rüstungen zu Lande und zur See zu verausgaben und zur Deckung dieses Betrags 1,700,000 Rthlr. aus dem „Reservefond der Monarchie" zu entnehmen; in dem zweiten Beschlusse ist eine ebensolche Ermächtigung zur Verausgabung von 97,000 Rthlrn. enthalten, von denen 67,000 Rthlr. wiederum zu Rüstungen und 30,000 Rthlr. zu Ausgaben für königliche Schlösser verwendet werden sollen, und in gleicher Weise werden in der dritten unterm 29. October 1861 ausgefertigten Resolution 600,000 Rthlr. auf den „Reservefonds der Monarchie" und zwar wieder für Rüstungen zu Lande und zur See angewiesen.

Der „Reservefond der Monarchie" war ebenso wie der bereits im Vorhergehenden besprochene „Kassebehalt" Gesammteigenthum aller Bestandtheile der Monarchie. Was Holstein speciell betrifft, so hatte es zur Bildung dieser Fonds 23 Proc. beigetragen, und mit so viel war es also bei jeder Ausgabe, die aus denselben bestritten wurde, betheiligt. In allen drei Ordonnanzen findet sich kein Wort, welches irgend eine Reservation in Betreff der Gerechtsame Holsteins an diesen Fonds enthielte. Die Minister stellen sich einfach auf den Boden des § 54 der „Verfassung für die gemeinsamen Angelegenheiten der Monarchie" d. d. 2. October 1855.

Dieser Paragraph lautet: „Keine Ausgabe darf abgehalten werden, welche nicht in den oben angeführten Finanzgesetzen begründet ist. Jedoch kann der König

unter besonders dringenden Umständen, wenn der Reichsrath nicht versammelt ist, Ausgaben beschließen, welche nicht bewilligt sind. Aber ein solcher Beschluß soll stets in einer Ministerconferenz auf die in § 20 vorgeschriebene Weise behandelt werden, bevor er von dem Könige in dem Geheimen Staatsrathe schließlich gefaßt wird. Die Minister, welche mit dem Beschlusse einverstanden sind, contrasigniren ihn und übernehmen die Verantwortlichkeit, insoweit er nicht von dem zunächst zusammentretenden Reichsrathe, dem er stets vorzulegen ist, gebilligt wird." —

Aber die Verfassung vom 2. October 1855 war jedenfalls, was Holstein und Lauenburg betrifft, ohne jede Bedeutung. Die dänische Regierung selbst hatte unterm 6. November 1858 sie für die Bundesländer außer Kraft gesetzt. Auf Grund dieser Verfassung konnte also über den Antheil Holsteins an den betreffenden Fonds nicht disponirt werden. Was war nun die Absicht der Regierung? Holstein mit zu bebürden? Wer gab ihr das Recht dazu? Im andern Falle, wenn Holstein unbeschwert bleiben sollte, war es nicht die Pflicht der Regierung, dies in den Ordonnanzen und später vor dem Reichsrathe ausdrücklich auszusprechen?

Es mag seinen Grund haben, daß die dänischen Minister in der Fassung der drei Ordonnanzen mit Absicht jedes Wort vermieden, welches eine bestimmte Andeutung darüber, wie Holstein zu den betreffenden Ausgaben gestellt werden sollte, hätte geben können. Jetzt ist indessen die ganze Budgetangelegenheit, und zwar sowohl in Betreff der Ausführung der Erklärung vom 29. Juli wie hinsichtlich der drei angeführten Ordonnanzen zu völliger Klarheit gebracht. Das Staatsbudget für 1861 ist allerdings weder im Laufe des vorigen noch des gegenwärtigen Jahres amtlich veröffentlicht worden. Gegen die Regel wurde die Publication desselben, selbst nachdem die geschehene Feststellung durch das „Gesetzblatt" constatirt war, zurückgehalten*). Aber das 26. Stück des amtlichen „Gesetz- und Ministerialblatts" für die Herzogthümer

*) Da das Budget auffallender Weise nicht dem „Gesetzblatte" beigegeben wurde, wandte man sich im Januar d. J. durch die Akademische Buchhandlung in Kiel nach Kopenhagen, um durch buchhändlerische Vermittelung ein Exemplar des Budgets zu erlangen. Die Antwort, die man darauf von Kopenhagen erhielt und die ich Ihnen im Original beilege, lautete: „Budgettet for Finantsaaret 1861—62 er aldeles ikke at faae i Boghandelen." (Das Budget für das Finanzjahr 1861—62 ist im Buchhandel durchaus nicht zu haben.) — Damals waren die Umstände noch nicht reif, die Sache war noch zu frisch, als daß die dänische Regierung es für gerathen hätte erachten sollen, uns den urkundlichen Beweis des Betrugs, den sie Lord Russell wie den deutschen Mächten gespielt hatte, in die Hände zu geben. Am 2. Oct., wo man sowohl in Kopenhagen, wie in Glücksburg noch keine Kenntniß von der Russellschen Depesche d. d. 24. September hatte, glaubte man sich nicht weiter Zwang anthun zu dürfen. Die Sache konnte ja jetzt, da die deutschen Mächte sie so lange gänzlich hatten ruhen lassen, als abgethan und verwunden angesehen werden.

Holstein und Lauenburg enthält die „Staatsrechnung für das Finanzjahr 1861—62", mit der nachfolgenden vom Finanzminister contrasignirten Cabinetsordre:

„Frederik der Siebente u. s. w. u. s. w. Die beifolgende in Unserm Finanzministerium aufgemachte Staatsrechnung für das Finanzjahr vom 1. April 1861 bis zum 31. März 1862, welche Uns in Unserm Geheimen Staatsrathe vorgelegt gewesen ist, ermächtigen Wir Dich hierdurch allergnädigst mit diesem Unserm allerhöchsten Rescripte in dänischer und deutscher Sprache durch den Druck zur allgemeinen Kunde bringen zu lassen. Wonach Du Dich allerunterthänigst zu richten hast. Geschrieben auf Glücksburg d. 2. October 1862. Unter Unserm Königlichen Handzeichen und Insiegel

Frederik R.

Fenger."

Mit der Publication der „Staatsrechnung" ist also die definitive Erledigung alles dessen, was das Budget für 1861 betrifft, erfolgt. Aus der bezeichneten Staatsrechnung geht nun hervor, daß der gesammte „Kassebehalt der Monarchie" mit circa 1,840,000 Rthlr. zur Deckung von solchen Ausgaben, welche die Grenzen des Normalbudgets überstiegen, und daß in gleicher Weise der „Reservefond der Monarchie" und zwar nicht blos mit 2,400,000 Rthlr., sondern sogar mit circa 2,934,000 Rthlr. in Anspruch genommen worden ist. Da der Antheil Holsteins an diesen Fonds nicht nur nicht zurückbehalten, sondern nirgends auch nur mit einem Worte eine Reservation in Betreff der Ansprüche Holsteins gemacht ist, so steht also fest, daß Holstein an allen Ausgaben, die in dem Finanzjahre 1861 über das Normalbudget hinaus gemacht worden sind, betheiligt und zu allen Bewilligungen des „Reichsraths" mit seiner Quote herangezogen worden ist.

Constatiren wir also:

Erstens, daß der Werth des „Zugeständnisses" vom 29. Juli sich in Wahrheit „auf Nichts" reducirt*).

Zweitens, daß die dänische Regierung, als sie mit dem Londoner Cabinete

*) Doch nein, nicht ganz. Zu dem Kassebehalt und dem Reservefonds hat Holstein nach der früher ihm aufgebürdeten, von der Regierung selbst jetzt als zu hoch anerkannten Quote 23 Proc. beigetragen. Ende 1859 ist endlich sein Antheil an den gemeinschaftlichen Ausgaben auf circa 21½ Proc. herabgesetzt werden. Man hat also dadurch, daß man für das Finanzjahr 1861—62 die Bedeckung für die Ausgaben der Monarchie aus Kassebehalt und Reservefonds genommen hat, Holstein obendrein noch mit 23 statt mit 21½ Proc. bebürdet, während man den besondern Kassebehalt und Reservefond des Königreichs um so stärker vermehrt hat. Von den beinahe 5 Millionen, die man für Ausgaben, welche über das Normalbudget von 1856 hinausgingen, aus dem Kassebehalt und dem Reservefond verbraucht hat, gehörte reichlich eine Million dem Herzogthume Holstein; es ist also 1861 ohne jede Genehmigung der Stände über das Normalbudget hinaus fast 2 Rthlr. oder über 1⅓ Thlr. Preuß. per Kopf der Bevölkerung an außerordentlichen Ausgaben verbraucht worden, ein Betrag, der für das Königreich Preußen die Summe von über 24 Millionen repräsentiren würde.

über die Stellung Holsteins zu dem Budget von 1861 verhandelte, sich jeder Andeutung enthielt, daß seit dem Schlusse der holsteinischen Ständeversammlung die Ausgaben für 1861 um 1,897,000 Rthlr. erhöht worden, wovon bereits 1,700,000 Rthlr. aus dem Holstein mitgehörigen „Reservefonds der Monarchie" entnommen waren, und daß in gleicher Weise unterm 4. und 29. October, also zu einer Zeit, wo die „internationalen Verhandlungen" eben eröffnet wurden weitere 700,000 Rthlr. über das Normalbudget hinaus verausgabt wurden.

Drittens, daß während man bei den deutschen Mächten den Glauben erweckte, daß das Decret des Bundes vom 7. Februar, betreffend die Unzulässigkeit einer Feststellung des Budgets für 1861 ohne Genehmigung der Stände jedenfalls während der internationalen Verhandlungen respectirt werden würde, dasselbe thatsächlich über den Haufen geworfen worden ist.

So hat die dänische Regierung das Wort gehalten, das sie dem Grafen Russell gab, so ist sie mit der Transaction umgesprungen, bei welcher der britische Staatssecretair als Vermittler fungirt hat. In London hat sie dieselbe als ein „Zugeständniß", als ein „Opfer", durch welches die diplomatischen Verhandlungen „theuer erkauft" sein, dargestellt; in Kopenhagen ließ sie das Ganze zu einer „leeren Formalität", zu einer bloßen „Buchhaltereifrage" weginterpretiren, und in Wahrheit endlich war, was sie ausführte, ein vermessenes Attentat auf die Decrete des Bundes, ein maßloses Vergreifen an den Rechten und Interessen Holsteins.

Es versteht sich von selbst, daß man dies weder in Itzehoe noch in Frankfurt ruhig wird hinnehmen können.

Bei dieser Gelegenheit dürften übrigens noch einige Bemerkungen zur Erklärung der finanziellen Differenzen am Platze sein.

Wie man weiß bilden die Beschwerden über finanzielle Prägravation seit langen Jahren ein fortlaufendes Capitel in den Verhandlungen der holsteinischen Stände. Ungeachtet der Beitrag zur Civilliste und zu den Apanagen jetzt von den Herzogthümern anderweitig geleistet werden muß, hat man z. B. dennoch die Einnahmen aus den Domainen, obwohl die Domainen nach der Bekanntmachung vom 28. Januar 1852 zu den „Specialangelegenheiten" gehören, der Specialkasse entzogen und der „Gesammtstaatskasse" überwiesen, und nicht zufrieden damit hat man überdies eine Menge anderweitiger Einnahmen, die zu den Grundsteuern zu zählen sind, ebenfalls mit unter die Rubrik „Domaineeinnahmen" geworfen, um sie auf diese Weise mit für die „Gesammtstaatskasse" einzuziehen. In gleicher Weise hat man Holstein, statt circa 21 Proc., wie es die Bevölkerungszahl mit sich gebracht hätte, 23 Proc. als seinen Antheil zur Deckung der gemeinschaftlichen Ausgaben der Monarchie aufgebürdet, während das Königreich seinerseits um so viel weniger zahlte. Es hat daher Holstein seit 1852 im Verhältnisse zum Königreiche circa eine halbe Million per Jahr

zu viel zu den gemeinschaftlichen Ausgaben entrichten müssen, ohne daß der Ständeversammlung irgend ein Mittel blieb, dies zu verhindern, und ohne daß ihre Forderungen auf Rückerstattung der zu viel gezahlten Summe irgend Gehör gefunden hätten.

Bei einer solchen Finanzwirthschaft ist es leicht erklärlich, wie so das Königreich, obwohl in demselben in der Zeitperiode von nach 1848 beträchtliche Steuerherabsetzungen stattgefunden haben, und obwohl es für Literatur, Kunst und gemeinnützige Zwecke Jahr für Jahr aus seiner besondern Kasse sehr erhebliche Summen verwendet, dennoch für sich noch einen aparten Kassenbehalt und Reservefonds von gegen sieben Millionen Thlr. aufhäufen konnte, während in Holstein, wo für Literatur, Kunst und gemeinnützige Zwecke fast gar nichts von Staatswegen gethan wird, außer der Einführung einer neuen Steuer und der Erhöhung des Zolltarifs, die Landsteuer in derselben Periode auf das Vierfache und die Haussteuer auf das Doppelte erhöht werden mußte, um nur den Anforderungen der dänischen Regierung genügen zu können. Ueberhaupt ist man bei der neuen Einrichtung des Finanzwesens, durch welche die Aufhebung der frühern Finanzgemeinschaft und die Trennung in „besondere“ und „gemeinschaftliche“ Einnahmen und Ausgaben eingeführt wurde, mit der größten Willkür und Ungerechtigkeit zu Werke gegangen. Für das dänische Interesse war in dieser Hinsicht aufs Beste gesorgt; Dänemark konnte sich auf die Regierung und auf die exorbitanten Rechte des Reichstags in Finanzsachen verlassen; die Herzogthümer dagegen wurden nie um ihre Zustimmung befragt. Man hielt es nicht einmal für nöthig, ihre Landesvertretungen bei der Reorganisation des Finanzwesens auch nur zu Rathe zu ziehen.

Geld und Gewalt! — das scheint die Losung des dänischen Regimes zu sein; jede Berufung auf Recht und Billigkeit ist bisher ungehört verklungen.

Der Obliegenheit aber wird sich jedenfalls die Bundesversammlung nicht entziehen können, von der dänischen Regierung ernste Rechenschaft über ihr Verfahren in Betreff des Budgets für das Finanzjahr 1861—62 zu fordern. Sie wird dies thun müssen, einerseits um die Rechte und Interessen Holsteins vor einer so schweren Beeinträchtigung, wie die dänische Regierung sie sich nach Ausweis der „Staatsrechnung“ erlaubt hat, zu schützen, und andrerseits, um der dänischen Regierung zu beweisen, daß es derselben nicht gestattet ist, mit den Decreten des Bundes ein frivoles Spiel zu treiben.

Das Christusideal in der alten Kunst.

Der Widerwille der ersten Christen gegen Bildwerke und Gemälde verlor sich schon im zweiten und dritten Jahrhundert, und wenn auch die Darstellung

der Gottheit immer noch als ein gewagtes, ja gotteslästerliches Unternehmen angesehen wurde, so galt es doch für kein Unrecht, den Erlöser unter der Gestalt des guten Hirten oder als Orpheus, der die Seele aus der Unterwelt holt, wiederzugeben, oder seine wunderbare Geburt, seine Leidenszeit, Tod, Auferstehung und Himmelfahrt durch solche Bilder und Gestalten zu symbolisiren, die in dem Alten Testament als vorbildlich für das Neue zu finden waren.

Die Maler der Katakomben umwanden das christliche Thema mit heidnischen Verzierungen, Cupido flatterte in Weinblättern um die Gestalt des guten Hirten, die Chlamys und Tunica umhüllte die Formen der Jungfrau, das Pallium die der Propheten, während phrygische Mütze und Kleidung die Köpfe und Gestalten der Hirten oder Weisen bedeckte. Stellung, Bewegung Form und Anordnung waren die der classischen Zeit, eine gesunkene und seelenlose Nachahmung vergangener Größe. Während das Antlitz des Heilands entfernt an die Züge des olympischen Jupiter oder Apollo erinnerte, waren die Propheten nur zu oft eine Reminiscenz an griechische Philosophen. In den dunklen und verworrenen Gängen und Gewölben, in denen die ersten Christen ihre Conventikel hielten, arbeiteten die halbheidnischen Künstler, indem sie die rauh angeworfenen Wände kühn mit lebhaften klaren Wasserfarben bemalten, Gestalten mit flüchtigen Linien oberflächlich skizzirten und dem Beschauer überließen, sich Detail und Modellirung hinzuzudenken. Ihre Darstellungen hatten immer noch etwas Classisches und Kühnes in der Bewegung, ihre Gruppenbildung glich genau der aus der heidnischen Zeit, aber die Ausführung blieb roh und oberflächlich.

Zwar sträubten sich die Maler noch, die Züge des Gottessohns so darzustellen, wie er sie in seinem Mannesalter gehabt haben mochte, aber sie hegten keine Bedenklichkeit mehr, ihn als Kind auf dem Schooß seiner Mutter abzubilden. Die Jungfrau selbst war den ersten Christen noch weniger bedeutend, als den späteren Bekennern des Evangeliums, aber sie wurde im dritten und vierten Jahrhundert schon hoch in Ehren gehalten. Man sieht sie gewöhnlich auf einem Thron sitzen, entweder die Geschenke der heiligen drei Könige empfangend, oder von den Propheten des alten Testaments umgeben, die ihr Kommen geweissagt haben.

Erst im Anfang des vierten Jahrhunderts schwand die Scheu, welche den ersten christlichen Malern verboten hatte, die sichtbaren Formen und Züge des Heilands in seinem Mannesalter darzustellen; es wurde jetzt eher verdienstlich als gotteslästerlich, ihm Antlitz und Gestalt zu bilden.

Wohl war den ersten Künstlern des vierten Jahrhunderts ein frommer Betrug behilflich, um den Heiland bildlich darzustellen, jener falsche Brief des Consul Lentulus, in welchem Gestalt und Aussehn Christi beschrieben wurde. Aber dennoch ist in den zuerst angenommenen Typen die Antike sehr genau nach-

geahmt, während etwas später, als der Kopf des Erlösers mehr Bedeutung erhielt, für genügend galt, nur die regelmäßigen Formen eines Mannes wiederzugeben in der Blüthe des Alters, ruhig, mit regelmäßigen Proportionen und Zügen, imponirender Stirn, gerader Nase, leidenschaftslosen, Feierlichkeit ausdrückenden Augen und breitem muskulösem Hals. Der bartlose lockenköpfige Typus des guten Hirten verwandelte sich allmälig aus einer Imitation des Apollo in eine Nachahmung des Jupiter, der bald mit spärlichem, bald mit vollem Bart geziert wurde. Kinn und Mund blieben frei oder bedeckt, je nach der Laune des Künstlers oder dem Wunsch des Bestellers; das Haar war häufig in der Mitte gescheitelt und fiel in Locken über die Schultern.

Der Verfall der Technik machte dabei nicht so schnelle Fortschritte, als man zu glauben versucht ist, und in Rom brachten noch gegen Ende des fünften oder Anfang des sechsten Jahrhunderts die Katakombenmaler Werke hervor, die Zeugniß geben, wie nachhaltig der Einfluß der classischen Form war, und wie schwer wurde, sie durch andre Formen zu ersetzen, welche der Entwickelung der christlichen Idee angemessener gewesen wären. Der zu dieser Zeit gemalte Christus in der Katakombe von S. Pietro e Marcellino sitzt auf einem römischen Stuhl, in Tunica, Pallium und Sandalen gekleidet, mit der rechten Hand Segen ertheilend, in der linken ein Buch haltend. Der Kopf, von einem einfachen Heiligenschein umgeben, auf dessen beiden Seiten das griechische *A* und *Ω* stehen, ist von langer Form, aber jugendlichem Typus. Die breite offne Stirn, das ruhige und regelmäßige Auge drücken eine gewisse Majestät aus. Das Haar fällt in Locken über die Schultern und ein spitzzugehender Bart schmückt das Kinn. Auch der Umriß der Gestalt ist schön. Was reine Form anbetrifft, ist dieser Kopf einer der besten Typen aus dem Verfall des sechsten Jahrhunderts; er gleicht einigen, die in Ravenna entstanden waren, und nähert sich einzelnen Köpfen aus der großen Wiederbelebungszeit des vierzehnten Jahrhunderts.

Ein Jahrhundert später wurde der Erlöser zwar noch im Act des Segnens und von imponirendem Aussehen dargestellt, wie z. B. in der Katakombe von S. Pontiano, aber der Künstler hatte schon die Leichtigkeit der Hand verloren und entbehrte der Formkenntniß seiner Vorgänger. Er war zu einem gewissen Conventionalismus der Darstellung herabgesunken, der sich in den geraden Linien des fallenden Haars, der regelmäßigen Folge von Locken eines kleinen Barts, den halbkreisförmigen Bogen der Stirn und Augenlider, und in der Breite der dunklen Umrißlinien kund gab. Die Stirn war noch offen und schön, die Nase gerade und der Hals breit, aber die Augen nahmen schon, durch die Entfernung der unteren Lider von der Iris und durch die unnöthige Wölbung der oberen, einen unangenehmen Ausdruck an. Es war ein Versuch, den Begriff der Macht auszudrücken, aber er erreichte nichts, als dem Beschauer Schrecken einzuflößen.

Lange vor dieser Zeit hatten die Maler aufgehört, sich in den Katakomben zu verbergen und die höheren Orden der italienischen Geistlichkeit waren darin übereingekommen, daß das Heidenthum durch Vervielfältigung von Bildern am leichtesten ausgerottet werden könnte. Wer sich dafür interessirt, mag Paulinus, Gregorius und die Parteigänger der Bilderverehrung studiren, um die Motive zu verstehen, die sie veranlaßten, die alten Basiliken und neuerbauten Kirchen mit biblischen Gegenständen zu schmücken. Die Mosaikbilder, mit denen die großen Bauwerke dieser Zeit verziert wurden, trugen keinen andern Charakter als die Gemälde der Katakomben. Jedoch erhielt der Erlöser durch die Mosaikmaler einen kolossalen Umfang, um dem Beschauer einen richtigen Begriff von seiner Majestät und Größe beizubringen.

In einem Mosaikbilde in S. Paolo fuori le mure umschließt ein kurzer üppiger Bart, der in der Mitte getheilt und über die Backen herunter gebürstet ist, und dickes, in der Mitte gescheiteltes und nach hinten in drahtartigen Linien herunterfallendes Haar, das vergrämte, gealterte und mürrische Gesicht des Heilands. Die Augenbrauen sind vollständige Halbkreise; die Nase ist gerade, eine Andeutung der regelmäßigen classischen Form hat sich erhalten, aber der Künstler verräth schon den tieferen Verfall seiner Zeit.

Im sechsten Jahrhundert nimmt, wie z. B. in S. Cosma und Damiano, Figur und Kopfform des Heilands, wenn auch noch in geistvoller Haltung und von regelmäßiger Form, doch eine längere Gestalt an. Der Hals bleibt breit und massig, die Stirn hingegen ist muskulös entwickelt und die Augen, wie die eines Stieres glotzend, sind ganz dazu geeignet Furcht zu erregen. Das wie gewöhnlich gescheitelte Haar fällt in regelmäßigen Ringeln hinter die Schultern, und der kurze, gleichfalls getheilte Bart läßt einen Theil des Kinns unbedeckt. Es ist zwar immer noch ein römischer Typus, aber doch dem der ersten Mosaikmaler bei Weitem untergeordnet.

Auch Ravenna, als es im fünften Jahrhundert mit Rom wetteiferte, erhielt in seinen Basiliken Erinnerungen an das classische Zeitalter der Römer, ja selbst das der Griechen. In der Taufkapelle erscheint Christus als der gute Hirt mit lockigem Haupt, das an den reinsten griechischen Typus erinnert. Als aber die Gothen aus Ravenna vertrieben worden, trat ein Verfall, ähnlich wie in Rom ein.

Im siebenten Jahrhundert sank in allen Theilen der Halbinsel die Kunst immer tiefer, ein Christusbild in der Katakombe von S. Pontiano gibt noch heute ein trauriges Zeugniß davon. Der Künstler entwarf hier mit dunklen Linien, auf einer nur grob präparirten Wand, einen von den vorhergehenden gänzlich abweichenden Typus, der dann im achten und neunten und sogar im dreizehnten Jahrhundert oft wiederzufinden ist. Der Kopf des Heilands war bis jetzt wenigstens regelmäßig geblieben. So lange noch antikes Gefühl den

Künstler beherrschte, diente das lange wallende Haar dazu, dem Kopf einen gefälligen Umriß zu geben. Der Maler des obenerwähnten Bildes in der S. Ponziano-Katakombe aber schuf ein Antlitz, das beinahe ebenso breit wie lang war, mit gewölbter Stirn, starrenden Augen, deren Winkel einfielen, kugeliger Nasenspitze, hervorstehenden Backenknochen und kleinem Kinn. Eine Ueberfülle von Haar, das in der Mitte gescheitelt war und auf die Stirn zwei Locken herunterhängen ließ, bildete einen Kreis um das Gesicht und gab dem breiten Hals ein dünnes Ansehen. Ein kleiner verwilderter Bart deckte den untern Theil des Kinns. Die rechte zum Segen erhobne Hand war unförmig; der Faltenwurf hatte alle Rundung verloren und erschien auffallend eckig.

Gegen Ende des achten Jahrhunderts ging dann in dem leeren Umriß und den fehlerhaften Formen auch die Majestät des Ausdrucks gänzlich verloren und der Christus, wie er in der Kapelle der heiligen Cäcilia in der S. Calisto-Katakombe abgebildet ist, verdient überhaupt nur Beachtung, weil er mit einer gewissen Großartigkeit die Erniedrigung kund gibt, in welche zu dieser Zeit die Kunst versunken war.

Daß die Mosaiker dieselbe Richtung einschlugen, wie die Maler, ist selbstverständlich; aber sie begnügten sich mit der Wiederholung der allereinfachsten Gegenstände wie z. B. der Verherrlichung Christi, der Jungfrau und der Heiligen, und wollten sich eine eigne Composition nicht zutrauen. Daher erhielt sich in gewissen Typen eine Reminiscenz der antiken Auffassung, die sich in einer Art würdevollen Ausdrucks und Stellung und in der Breite des vollen Faltenwurfs geltend machte, obgleich dieser nur durch parallele Linien angedeutet wurde.

Während aber der Typus der Christusgestalt immer mehr an Interesse verlor, war es eigenthümlich, daß die Künstler nach und nach versuchten, einzelne Momente aus der Passionszeit bildlich darzustellen, von denen jedoch die schmerzvollsten bis gegen Ende des neunten Jahrhunderts sorgfältig vermieden wurden. Das höchste Wagniß war der Weg zur Schädelstätte, wobei Christus von dem, der ihm das Kreuz trug, begleitet wurde. Bald aber ging man weiter. Schon das zehnte und elfte Jahrhundert gefällt sich gewissermaßen darin, die Leiden und den Tod des Heilands darzustellen.

In den Kirchen, wo diese Bilder zuerst erschienen, hingen sie gewöhnlich solchen gegenüber, die Christus nach der Auferstehung zeigen, wie er in einer Glorie sitzt und über „die Lebendigen und die Todten" Gericht hält. Zu S. Urbano alla Caffarella in Rom findet sich auf der inneren Seite des Portals eine Kreuzigung aus dem elften Jahrhundert. Der Heiland steht dort auf einer Art Vorsprung, seine Füße, etwas von einander entfernt, sind an das Holz genagelt; eine leichte Draperie bedeckt die Hüften; rechts hält Calpurnius den Schwamm in die Höhe, während auf der linken Seite Longinus seine Lanze

in die Seite des Erlösers stößt. Auf den Seiten befinden sich die Jungfrau und der Evangelist Johannes und über ihnen die Schächer, von denen der eine reuevoll nach dem Heiland blickt. Beide sind mit auf den Rücken gebundenen Armen in ruhiger Haltung dargestellt. Am Fuß des Kreuzes hält eine eigenthümlich gekleidete Gestalt, die vielleicht Magdalene vorstellen soll, ein Tuch und scheint den Vorsprung stützen zu wollen, auf dem die Füße des Herrn ruhen. Ueber dem Heiland sind die Halbfiguren zweier geflügelter Engel angebracht. Andere Scenen der Passionsgeschichte finden sich auf den beiden Seitenwänden.

Wagten nun zwar die Maler schon, die letzten Todesqualen des Herrn bildlich darzustellen, so verbot ihnen doch eine gewisse Achtung vor den althergebrachten Anschauungen der Kirchenväter, irgend welche Spur von Leiden oder Schmerz in der Gestalt des Sterbenden auszudrücken, und deshalb findet man in den ersten Kreuzigungen den Heiland gewöhnlich aufrecht stehend, beide Füße an das Kreuz genagelt, mit offenen Augen und entweder drohendem Ausdruck oder einem Blick voll Ruhe und Frieden.

Die allmälige Modification dieser letzten Auffassung kann man jedoch mit überraschender Genauigkeit in den bemalten Crucifixen von Pisa, Lucca, Siena verfolgen; bis endlich der heilige Franciscus die Phantasie der Maler mit seinem Wunder der Stigmata erfüllte, dadurch den schmerzzerrissenen Erlöser in den Vordergrund stellte und durch diese Richtung der religiösen Anschauung die Schilderung des Erlösers in eine ganz andere Bahn lenkte.

Die zahllosen Crucifixe des elften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderts beweisen einmal wie groß der Wunsch der Gläubigen jedes Standes war, ein solches Kunstwerk zu besitzen und zweitens, wie das Verlangen rege wurde, die bloße Darstellung auf den Wänden der Bauwerke durch ein greifbares Symbol ersetzt zu sehen.

Indessen genügte es nicht, nur den Heiland auf dem Kreuz darzustellen, denn um die biblische Geschichte vollständiger und eine richtige Vorstellung von der heiligen Tragödie zu geben, wurde die Gestalt des Gekreuzigten mit kleinen Bildern umgeben, für welche die Enden der Kreuzarme, die Stelle über dem Kopf und der Kreuzfuß, außerdem die Seitenflächen neben dem Kreuz benutzt wurden. Der Evangelist Johannes und die Jungfrau sind in der Regel auf den äußersten Enden der Arme, der Erlöser in einer Glorie Segen ertheilend oben an der Spitze, und Scenen der Passionsgeschichte an den Seiten des Kreuzes angebracht.

Eigenthümlich ist die Beobachtung, wie diese Art von Composition mit der Construction der Kirchen große Aehnlichkeit trägt, welche in Form des lateinischen Kreuzes mit darangefügten Seitenkapellen gebaut sind. Unter die frühesten dieser Crucifixe zählt wohl das kolossale von San Michele in Foro

zu Lucca, auf dem ein Künstler des elften Jahrhunderts den Heiland in aufrechter Haltung und guter Proportion mit offenen Augen und etwas von einander getrennt angenagelten Füßen dargestellt hat — mit einfachem, aber etwas grobem und dunklem Umriß gezeichnet. Der ein wenig nach rechts geneigte Kopf ist sowie die Nase etwas lang und Mund und Augen klein. Der Körper, wenn auch unvollkommen gezeichnet, verräth doch nichts von der fehlerhaften Anatomie späterer Erzeugnisse. Um einen Eindruck von Relief hervorzurufen hat Bildhauerei der Kunst des Malers helfen müssen, und während die ganze Figur in eintöniger, von Zeit und Auffrischung beschädigter Farbe gehalten ist, wird die Rundung durch ein Heraustreten der Gestalt angedeutet, das in einer Mittellinie culminirt und nach dem Hals, den Handgelenken und Füßen hin sich ins Flache verläuft. Die Füße, schwächlich und spitz zugehend sind wie der Kopf auf der Fläche gemalt, nur daß letzterer, um dem Beschauer mehr ins Auge zu fallen, mit seinem Heiligenschein etwas aus der Fläche hervorragt. Das auf dem obersten Ende des Kreuzes angebrachte kleine Bild des Erlösers ist Segen ertheilend und ein Buch haltend abgebildet, mit grünem Heiligenschein und einer Gewandung von traditioneller Färbung. Zu beiden Seiten knien zwei Engel in anbetender Stellung. Auf den äußersten Enden der Arme befinden sich die Attribute der Evangelisten und ein schwebender Engel. Rechts und links vom Kreuz und unter den Armen schließen sich drei Reihen kleiner Täfelwerke an, auf denen „die Jungfrau" und „der Evangelist Johannes", „die Kreuzigung der Schächer", „Christi Grablegung" und „Marien am Grabe" oberflächlich entworfen sind, und zwar in den alten typischen Formen, wie bei den Gemälden und Miniaturbildern der ersten Jahrhunderte häufig zu finden sind. Auf einem kleinen Täfelwerk am Fuß des Kreuzes sieht man Petrus sitzend die Fragen der Magd anhören.

Ein gleichartiges Werk aus späterer Zeit in S. Guiglia in Lucca, auf Holz gemalt und ohne Relief, stellt außer dem Heiland, den Evangelisten, einigen Heiligen und Engeln, auch noch dieselben Scenen der Passionszeit dar, wie in S. Michele; aber der Verfall, dem auch diese Kunstübung erlag, ist sowohl in Form und Darstellung, als in der Art der Malerei wahrzunehmen. Der Körper steht noch aufrecht, aber der Kopf ist schon mehr gebeugt als früher und der Umriß nicht fehlerfrei. Wahrscheinlich gehört dies Crucifix dem Ende des zwölften Jahrhunderts an.

Auch in Pisa scheinen, wie in Lucca, Crucifixe die ersten Malereien gewesen zu sein, wovon das älteste wohl zweifellos das in Santa Maria ist. Der Leib hängt hier schon in Bezug auf die Lage der Arme tiefer als in irgend einem andern Bilde, aber der Körper steht noch immer aufrecht, die Augen sind noch offen und drohend und die Füße von einander getrennt; daher ist wahrscheinlich, daß dies eine Arbeit des elften Jahrhunderts ist. Das offenbar

von der Spitze des Kreuzes abgebrochne Brustbild des Erlösers in Glorie ist jetzt unmittelbar über dem hervorragenden Heiligenschein des unten Gekreuzigten angebracht. Auf den Armen des Kreuzes finden sich wie gewöhnlich die Figuren der Jungfrau und der Evangelist Johannes, aber die kleinen Seitenbilder weichen in Gruppirung und Wahl des Gegenstandes von denen in Lucca ab.

Auf einem andern Crucifix, derselben Zeit angehörend, und erst kürzlich in Sepolcro in Pisa entdeckt, ist der Erlöser noch aufrechter als gewöhnlich und in guter Proportion dargestellt; aber an der Spitze fehlt der Christus in Glorie und statt des Evangelisten und der Jungfrau finden sich hier zwei kleinere Bilder vom Abendmahl und der Fußwaschung, und am Fuße des Kreuzes statt S. Peter und der Magd das Herniedersteigen des h. Geistes. Das Crucifix in der Kapelle Maggiore des Campo Santo in Pisa, von späterem Datum, zeigt in der mageren Gestalt des Heilands eine geschmeidige Elasticität, das geneigte Haupt und die geschlossenen Augen deuten schon die Entwickelung einer späteren religiösen Auffassung an. Aber der Begriff von Schmerz wird noch durch keine Uebertreibung im Ausdruck, sondern durch ruhige Traurigkeit gegeben. Haltung und Ausdruck des Gekreuzigten lassen den Schluß ziehen, daß dies Werk zwischen 1150 und 1190 entstanden ist.

In einem noch späteren Crucifix in S. Pietro in Vinculis, jetzt San Pierino, von Pisa sieht man dann deutlich wie die neue Auffassung, den Heiland schmerzvoll darzustellen, an Ausdehnung gewann. Die Füße des kolossalen Christus sind zwar dort noch von einander entfernt an das Kreuz genagelt, aber der Leib und die Hüften hängen nach außen hin über, und geben so die Idee des Todes mit einer gewissen Realität. Die Augenbrauen sind schräger, die Augen geschlossen, die Stirn ist mit Runzeln bedeckt, und gibt dem Gesicht ein finstres Aussehen, gemischt mit dem Ausdruck drückender Sorge und vorzeitigen Alters. Anatomie scheint von dem Künstler vergeblich studirt zu sein, und die Ausführung zeugt durch den dunklen Umriß und gelbliche Farbe von dem allmäligen Untergange der Kunst.

Diese traurigen Darstellungen von der Göttlichkeit des Erlösers bilden den Uebergang zu dem entarteten Stil Giunta Pisanos, dessen Werke in Gemeinschaft mit denen von Margaritone die unterste Stufe einnehmen, zu der die Kunst in Italien jemals herabsank.

Erst Giotto, dem Erfinder neuer Typen in der florentinischen Schule, war es im vierzehnten Jahrhundert vorbehalten, der Gestalt des Heilands wieder Würde und Erhabenheit zu verleihen.

Die von seiner Hand herrührende Kreuzigung in dem südlichen Querschiff der Basilika von Assisi bildet mit dem weder verdrehten noch entstellten Antlitz des Heilands, durch das Fehlen der blutenden Wunden unter dem Dornen-

kranz, und durch die große Einfachheit und Schmiegsamkeit des Umrisses der Formen, einen gewaltigen Contrast mit den vorangegangenen Versuchen.

Obgleich schön und dramatisch aufgefaßt, ist die Kreuzigung in der Scrovegni-Kapelle in Padua doch nicht in demselben Grade gelungen, wie die eben erwähnte; aber die Proportionen des Gekreuzigten sind correct, die Form gut gewählt und der Ausdruck würdevoll und mild. Der dargestellte Moment ist der des Todes, wo der Engel die letzten Ströme Blut aus der wunden Seite auffängt. Die Züge drücken Schmerz aus, und der Mund ist geöffnet; die Hände sind etwas zusammengekrampft, aber die Gelenke gut aneinandergefügt und in Ruhe.

Ein bei weitem besseres Werk und dem von Assisi sehr verwandt, ist das in dem Chor der Scrovegni-Kapelle aufgehängte Crucifix. Der Christuskopf dort drückt völlige Ruhe und Ergebenheit aus und verwirklicht am besten den Begriff des Mensch gewordenen Gottes, die christliche Auffassung des Erlösers, der für die Sünden der Welt den Kreuzestod erduldet. Aber nicht allein die Darstellung des gekreuzigten Heilands war es, die Giottos hohe Begabung verrieth, auch seine Bilder, in denen Christus in Glorie erscheint und Segen ertheilt, sind ebenso glücklich in der Erfindung eines neuen Typus.

In einer von ihm gemalten und erst kürzlich entdeckten Freske zu Santa Chiara in Neapel drückt die Gestalt des Heilands Jugend und Majestät aus; der Kopf ist von edlem, jedoch einfachem Umriß, und die schön gezeichneten Züge von gefälliger und regelmäßiger Form. Ein dünner flaumartiger Bart bedeckt Kinn und Lippen, die Augen, nicht mehr in conventioneller Form, sind nach den Regeln der Natur mit rundem Kanthus (Thränenwinkel) und Iris gezeichnet, der Typus kennzeichnet die Umbildung des alten in ein neues Ideal, das der Phantasie künftiger Jahrhunderte zur Grundlage diente. Im Vergleich mit andern Christusköpfen in Glorie von Giotto zeigt gerade dieses Bild, welchen Fortschritt der Maler selbst während seiner Künstlerlaufbahn gemacht hat. In der Halbfigur mit dem Doppelschwert und den Schlüsseln in dem Altarblatt von S. Peter wurde die aus der Zeit Giuntas geerbte kugelige Form des Kopfes auf einfache Proportionen zurückgeführt; der schreckliche Ausdruck aus der Zeit Papst Paskals, der sich mehr oder weniger bis gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts erhielt und selbst in den Bildern Cimabues wahrzunehmen ist, verschwand gänzlich und machte einem natürlicheren, wenn auch ebenso ernstem Blick Platz. Dieselben Verbesserungen sind bei dem Christus oberhalb der Thür in dem südlichen Querschiff der Kirche von Assisi mit Vortheil benutzt.

In der That kehrte Giotto zum großen Theil zu den ersten Formen und Umrissen der römischen Katakombenmaler des fünften und sechsten Jahrhunderts und zu denen der Mosaikmaler in der Taufkapelle und S. Apollinare Nuovo

in Ravenna zurück. Der segnende Erlöser auf dem Crucifix von Ognissanti, war ein majestätischer und jugendlicher Typus, von anmuthigem Umriß und gemüthvoller religiöser Auffassung. Der bloßen Regelmäßigkeit und Ernsthaftigkeit fügte Giotto den Anschein einer eigenen Inspiration hinzu. Majestätische Ruhe, friedlicher Ernst und edle Proportionen kennzeichnen den „Heiland in Glorie" im Ciborium von S. Peter in Rom und in ähnlichen Darstellungen der Scrovegni-Kapelle in Padua. Das milde, sanfte und geistvolle Antlitz des Erlösers zu Santa Chiara von Neapel scheint jedoch am besten die christliche Idee auszudrücken und erfüllt sowohl in Großartigkeit des Umrisses als in richtiger Proportion und Haltung jede Forderung der Kunst. Der klare offene Blick des regelmäßigen Auges vereint weiche Schönheit und Majestät, die breite Stirn bekundet einen kräftigen Geist und das gescheitelte, in Locken herabfallende Haar gibt dem Gesicht einen eigenen Reiz.

Wenn nun Giottos Werke eine unendlich viel größere Energie, Kraft und Gedankenfülle und ein männlicheres Ideal des Heilands verkörpern, als sein Nachfolger Angelico je erreichte, so durchweht sie aber auch sehr viel weniger warmes religiöses Gefühl, als die des Letzteren. Fra Giovanni, gewöhnlich Angelico genannt, der Letzte der Giottesker, gab seinem Christusbild am vollkommensten den Ausdruck der Resignation und Opferfreudigkeit. Der weiche Charakter der Züge, die leichte Beugung des Hauptes, drückten am schönsten das Gefühl der Freude aus, wie sie der empfunden hat, welcher die menschliche Gestalt annahm und unter den größten Schmerzen noch Zufriedenheit im Herzen trug, daß ihm vergönnt war, für die Sünden der Welt zu sterben. Die Gestalt des Gottessohns am Kreuz ist in edlerer Weise aufgerichtet und einfacher als die Giottos, aber da die Gestalt nicht so leblos erscheint und der Schwere des eigenen Gewichts weniger nachhängt, ist sie auch weniger kraftvoll wie bei jenem; sie versinnbildlicht zweifellos am besten das erhabene Opfer und bleibt das Ideal einer menschlichen Gestalt in solcher Lage. Es ist schwer die Werke dieser beiden Künstler zu analysiren, aber der charakteristische Unterschied liegt in der Kraft und Energie des Einen, und in der sanften religiösen Resignation des Anderen. Giotto gibt natürliche, Angelico idealisirte Formen. Die Ausdrucksweise des Ersteren entspricht der Macht seines Genies, die des Letzteren steht im Einklang mit seinem sanften, nachgebenden und freundlichen Wesen. Vom künstlerischen Standpunkt aus sind bei Beiden die Proportionen gleich schön. Giotto erschuf seinen Typus im vollen Bewußtsein junger Kraft, die in einem hohen Grade durch das Aufblühen der Kunst und Religion erregt worden war. Angelico bediente sich des von Giotto erfundenen Typus verlieh ihm aber eine intensiv religiöse Auffassung.

Giotto gab als Erster, Angelico als Letzter dem gekreuzigten Heiland die

für alle Folgezeit mustergültigen Formen. Der Mönch Angelico aber fand das bleibende Ideal einer Gestalt, deren Bedeutung zuerst durch Giotto, den Gründer der italienischen Kunst, entwickelt worden war. Joseph Archer Crowe.

Griechische Märchen*).

1. Vom Asterinos und der Pulja.

(Aus Kukuli in Çagori.)

Es war einmal eine Frau, die hatte zwei Kinder, einen Knaben, der hieß Asterinos (d. i. Morgenstern), und ein Mädchen, das hieß Pulja (ein Sternbild). Eines Tages kam ihr Mann von der Jagd zurück und brachte ihr eine Taube, die sie zum Essen kochen sollte. Die Frau nahm die Taube, hängte sie an einen Nagel und ging vor die Thüre, um mit den Nachbarinnen zu plaudern; da kommt die Katze, sieht die Taube am Nagel hängen, springt darnach, erhascht sie und frißt sie. Als nun Essenszeit herankam und die Weiber auseinandergingen, wollte die Frau die Taube holen, und da sie nichts mehr fand, so merkte sie, daß die Katze sie geholt habe, und hatte nun Furcht, daß ihr Mann zanken werde. Die Frau bedachte sich also nicht lange, schnitt sich die eine Brust ab und kochte sie. Da kam der Mann nach Hause und fragte: „He Frau! hast Du etwas zu essen gekocht?" — „Ja, ich habe etwas für Dich," antwortete diese, und als sie sich zu Tische setzten, sagte er zu ihr: „Setze Dich zu mir;" sie aber erwiderte: „Ich habe schon vor einem Weilchen gegessen, weil Du so lange ausgeblieben bist."

Nachdem der Mann gegessen hatte, sagte er: „Was das für schmackhaftes Fleisch war! So habe ich noch niemals welches gegessen." Da sagte die Frau ihm: so und so ist es mir ergangen; ich hatte die Taube an den Nagel gehängt und ging hinaus, um Holz zu holen, und als ich zurückkam, fand ich sie nicht, die Katze hatte sie geholt; da schnitt ich mir die Brust ab und kochte sie, und wenn Du es nicht glauben willst, so sieh her"; und dabei zeigte sie ihm die blutende Brust.

Darauf sprach der Mann: „Wie schmackhaft ist doch das Menschenfleisch! Weißt Du, was wir thun wollen? Wir wollen unsere Kinder schlachten und sie essen. Wenn wir morgen in die Kirche gehen, so gehe Du früher nach

*) Die folgenden für die Ethnographie hochinteressanten neugriechischen Märchen sind Proben aus einer Sammlung solcher Volksdichtungen, die, von dem Consul v. Hahn in Syra, dem Verfasser der „Albanesischen Studien" aus dem Volksmunde zusammengetragen wurde. Der Abdruck hier geschieht nach der den Grenzboten zugesandten handschriftlichen Auswahl des Sammlers. Die ganze wichtige Sammlung soll, mit einer erklärenden Einleitung begleitet, im Verlag von W. Engelmann in Leipzig erscheinen. D. Red.

Hause, und dann schlachte und koche die Kinder, und wenn sie fertig sind, so rufe mich."

Was sie da zusammen sprachen, das hörte aber das Hündchen, und da die Kinder bereits schliefen, so ging es an ihr Bett und bellte ap! ap! Davon erwachten die Kinder und hörten eine Stimme, die sagte: „Stehet auf und fliehet, sonst kommt Eure Mutter und schlachtet Euch." Doch die Kinder riefen: „Still! still!" und schliefen wieder ein. Als aber der Hund abermals bellte und die Stimme nochmals sprach, da standen sie auf und zogen sich an.

„Was sollen wir mitnehmen?" fragte der Knabe die Pulja. — „Was wir mitnehmen sollen? Ich weiß es nicht, Asterinos," antwortete das Mädchen; „doch ja! nimm ein Messer, einen Kamm und eine Hand voll Salz." Das nahmen sie und auch den Hund, machten sich auf den Weg und liefen ein Stück; und indem sie so liefen, sahen sie von Weitem ihre Mutter, die sie verfolgte. Da sagte Asterinos zu seiner Schwester: „Sieh, dort läuft die Mutter uns nach; sie wird uns einholen." — „Lauf, Herzchen, lauf!" erwiderte das Mädchen, „sie holt uns nicht ein." — „Jetzt hat sie uns, lieb Pulja!" — „Wirf das Messer hinter Dich!" — Das that der Knabe, und daraus ward eine ungeheure Ebene zwischen ihnen und der Mutter; diese aber lief schneller als die Kinder und kam ihnen wieder nahe. „Jetzt packt sie uns!" rief der Knabe wiederum. — „Lauf, Herzchen, lauf! sie holt uns nicht ein." — „Da ist sie!" — „Wirf den Kamm hinter Dich!" — Er that es, und daraus ward ein dichter, dichter Wald. Die Mutter arbeitete sich aber auch durch das Dickicht, und als sie zum dritten Male die Kinder erreichte, warfen diese das Salz hinter sich, und das ward zum Meere; da konnte die Mutter nicht durch. Die Kinder blieben am Rande stehen und sahen hinüber. Die Mutter aber rief ihnen zu: „Kommt zurück, liebe Kinder! ich thue Euch nichts." Und als diese zögerten, drohte sie ihnen und schlug sich vor Zorn an die Brust. Da erschraken die Kinder, wandten sich um und liefen weiter.

Als sie nun ein gut Stück gelaufen waren, sagte Asterinos: „Pulja, mich dürstet." — „Geh' zu," erwiderte diese, „da vorn ist die Quelle des Königs, da kannst Du trinken." Sie gingen ein Stück weiter; da rief er wieder: „Mich dürstet, ich verschmachte." Und indem er so klagte, erblickte der Knabe eine Wolfsspur, die voll Wasser war, und da sagte er: „Davon will ich trinken." — „Trinke nicht"! rief Pulja; „denn sonst wirst Du ein Wolf und frissest mich." — „So will ich nicht trinken und leide lieber Durst."

Darauf gingen sie ein gut Stück weiter und fanden eine Schafspur, die voll Wasser war. Da rief der Knabe: „Ich halte es nicht länger aus, davon muß ich trinken." — „Trinke nicht!" sagte ihm das Mädchen, „sonst wirst Du zum Lamm, und sie werden Dich schlachten." — „Ich muß trinken, wenn ich auch geschlachtet werde." — Da trank er und wurde in ein Lamm ver-

wandelt, lief der Schwester nach und blökte: „Bäh, Pulja! bäh, Pulja!“ — „Komm mir nach,“ sagte diese und ging noch ein Stück weiter, fand die Quelle des Königs, neben der ein hoher Cypressenbaum stand, und trank Wasser. Darauf sagte sie zum Schäfchen: „Bleibe Du hier mit dem Hunde, mein Herz!“ und während das Lämmchen graste, betete sie zu Gott: „Lieber Gott! gibst Du mir nicht Kraft, auf die Cypresse zu steigen?“ Sowie sie ihr Gebet vollendet hatte, hob sie die Kraft Gottes auf die Cypresse, und es ward dort ein goldener Thron, auf den sich das Mädchen setzte; das Lamm aber blieb mit dem Hunde unter dem Baume und weidete.

Bald darauf kamen des Königs Knechte, um die Pferde zu tränken. Wie aber die Pferde in die Nähe der Cypresse kamen, da zerrissen sie die Halfter und liefen davon, denn sie scheuten vor den Strahlen der Pulja, die wunderschön war. „Komm herunter,“ riefen ihr die Knechte zu, „damit die Pferde saufen können, denn sie scheuen sich vor Dir.“ — „Ich thu's nicht,“ erwiderte sie, „ich hindere Euch nicht, laßt die Pferde saufen, so viel sie wollen.“ — „Komm herunter,“ riefen diese abermals. Aber sie hörte nicht auf sie und blieb auf dem Baume sitzen.

Da gingen die Knechte zum Sohne des Königs und sagten ihm, daß auf dem Cypressenbaume ein wunderschönes Mädchen sitze und mit ihren Strahlen die Pferde nicht saufen lasse und doch nicht herunterkommen wolle. Als der Prinz das hörte, ging er selbst zur Quelle und befahl dem Mädchen, vom Baume zu steigen; aber sie weigerte sich, und zum zweiten und dritten Male rief er: „Steige herunter, sonst fällen wir den Baum.“ — „Fällt ihn immerhin, ich komme nicht hinunter.“ Da holten sie Leute, um den Baum umzuschlagen; während diese aber hieben, kam das Lamm herzu und leckte die Cypresse, und davon ward sie noch zweimal so dick. Sie hieben und hieben, und konnten sie nicht umhauen. Endlich wurde der Prinz ungeduldig, schickte die Leute heim, ging zu einer alten Frau und sagte zu ihr: „Wenn Du mir jenes Mädchen von dem Baume herunterbringst, so gebe ich Dir so viel Gold, als in Deine Haube geht.“ Die Alte versprach es ihm und nahm eine Mulde, ein Sieb und einen Sack Mehl und ging damit unter die Cypresse. Als sie nun vor dem Baume stand, stürzte sie die Mulde verkehrt auf die Erde, nahm das Sieb verkehrt in die Hand und siebte. Da rief das Mädchen vom Baume: „Herum mit der Mulde, herum mit dem Sieb!“ Die Alte that, als hörte sie nicht, und sagte: „Wer bist Du, Schätzchen? ich höre nicht.“ — „Herum mit der Mulde, herum mit dem Siebe!“ rief das Mädchen zum zweiten und dritten Male. Drauf sagte die Alte: „Schätzchen, ich höre nicht; wer bist Du? ich sehe Dich nicht; komm und zeige mir, wie man sieben muß, und Gottes Segen sei mit Dir!“ Da kam das Mädchen nach und nach herunter, und während sie zur Alten ging, um ihr's zu zeigen, sprang der Prinz aus

einem Versteck hervor, hob sie auf seine Schulter und trug sie fort in das Königsschloß; das Lamm und der Hund folgten ihnen, und nach kurzer Zeit vermählte sich der Prinz mit ihr.

Der König aber liebte seine Schwiegertochter so sehr, daß die Königin neidisch wurde. Als daher der Prinz eines Tages ausgegangen war, und seine Frau im Garten lustwandelte, befahl die Königin ihren Dienern, sie sollten ihre Schwiegertochter nehmen und in einen Brunnen werfen. Die Diener thaten, wie ihnen die Königin befohlen hatte, und warfen sie in den Brunnen. Darauf kam der Prinz nach Hause und fragte seine Mutter: „Wo ist meine Frau?“ — „Sie ist spazieren gegangen,“ war die Antwort. Darauf sagte die Königin: „Jetzt, wo diese nicht mehr da ist, wollen wir auch das Lamm schlachten.“ — „Das ist recht,“ sagten die Diener. Als das Lamm das hörte, lief es zum Brunnen und klagte seiner Schwester: „Lieb Pulja! sie wollen mich schlachten.“ — „Schweig still, mein Herzchen! sie thun Dir nichts.“ Das Lamm aber rief wiederum: „Lieb Pulja! sie wollen mich schlachten.“ — „Sei ruhig, sie schlachten Dich nicht.“ — „Sie wetzen die Messer, lieb Pulja! — Sie laufen mir nach und wollen mich fangen, lieb Pulja! — Sie haben mich gefangen und wollen mich schlachten, lieb Pulja!“ — Da rief diese aus dem Brunnen: „Was kann ich Dir helfen? Du siehst, wo ich bin.“ — Die Diener aber brachten das Lamm zum Schlachten, und wie sie ihm das Messer an die Kehle setzten, da betete die Pulja zu Gott und sprach: „Lieber Gott, sie schlachten meinen Bruder, und ich sitze hier im Brunnen.“ Sogleich bekam sie Kraft und sprang aus dem Brunnen, lief herzu und fand das Lamm mit abgeschnittenem Halse. Da schrie und jammerte sie, sie sollten es loslassen, aber es war zu spät, es war schon geschlachtet. „Mein Lamm!“ rief Pulja, „mein Lamm!“ und klagte und schluchzte so sehr, daß der König selbst herbeikam. Der sagte zu ihr: „Was willst Du? Soll ich Dir ein gleiches von Gold machen lassen? oder wie willst Du es sonst haben?“ — „Nein, nein!“ rief sie, „mein Lamm! mein Lamm!“ — „Sei ruhig, Kind! was geschehen ist, ist geschehen!“

Als die Diener es nun gebraten hatten, da sagten sie zu ihr: „Komm her und setze Dich und iß mit.“ Die Pulja aber erwiderte: „Ich habe schon gegessen; ich esse jetzt nicht noch einmal.“ — „Komm doch, Liebe, komm!“ — „Eßt, sage ich Euch, ich habe schon gegessen.“ — Als sie nun vom Tische aufstanden, sammelte Pulja alle Knochen, legte sie in einen Krug und begrub sie in die Mitte des Gartens. Da aber, wo sie begraben waren, wuchs ein ungeheuer großer Apfelbaum und trug einen goldenen Apfel, und Viele versuchten, ihn zu brechen; es gelang ihnen aber nicht, denn je näher sie ihm kamen, desto höher stieg der Apfel.

Da sagte die Pulja zum Könige: „Alle seid ihr hingegangen und habt

ihn nicht pflücken können; laß mich doch auch einmal mein Glück versuchen, vielleicht pflücke ich ihn." — „Es haben es schon so viel geschickte Leute versucht und konnten es nicht dahin bringen, und nun willst Du es zu Stande bringen?" — „Laß mich es doch einmal versuchen, thue mir den Gefallen!" — „Nun so geh in Gottes Namen!" sagte der König. Sowie sie zum Baume kam, senkte sich der Apfel mehr und mehr, bis sie ihn erreichen konnte, und als sie ihn gefaßt hatte, sagte er ihr leise: „Ziehe, bis Du mich gepflückt hast." So pflückte sie ihn und steckte ihn in die Tasche und rief: „Lebe wohl, mein süßer Schwiegervater! aber über die Hündin von Schwiegermutter möge alles Unglück kommen!" Darauf ging sie fort und kam nicht wieder.

2. Das Mädchen im Krieg.

(Aus Kapessowo in Cagori.)

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter und wurde eines Tages aufgeboten, um in den Krieg zu ziehen. Da er aber schon alt und schwächlich war, so betrübte ihn das sehr, und er saß Tage lang, um darüber nachzusinnen, was er thun solle.

Da kam seine älteste Tochter zu ihm und fragte: „Was hast Du, Herr, daß Du so traurig bist?"

„Das geht Dich nichts an, packe Dich Deiner Wege!"

„Nein, Herr, ich muß es wissen, und gehe nicht eher von der Stelle!"

„Was soll ich Dir sagen, mein armes Mädchen? Man hat mich zum Kriege aufgeboten, und ich bin zu alt, um mitzuziehen."

„O weh! Ich glaubte, Du zerbrächst Dir den Kopf, wie Du mich endlich unter die Haube bringen könntest," rief das Mädchen trotzig und verließ den Vater.

Drauf kam die zweite und sprach: „Was ist Dir, Väterchen, daß Du so traurig bist?"

„Das geht Dich nichts an, packe Dich Deiner Wege!"

„Nein, nein! Du mußt es mir sagen, ich will es wissen!"

„Ich sage Dir's nicht, denn sonst antwortest Du mir wie die andere."

„Nein, das thue ich gewiß nicht!"

„Nun so höre, mein Kind! Man bietet mich auf zum Kriege, und ich bin zu alt dazu und kann nicht mitgehen."

„O Unheil! ich glaubte, Du zerbrächst Dir den Kopf, wie Du mich unter die Haube bringen könntest," rief das Mädchen und ging seiner Wege.

Drauf kam die jüngste und fragte: „Was ist Dir, Vater, daß Du so traurig bist?"

„Das geht Dich nichts an, packe Dich Deiner Wege! Denn sonst antwortest Du mir wie die beiden andern."

„Nein, nein! das thue ich gewiß nicht; sage es mir, ich beschwöre Dich!"

„Also, mein Töchterchen! Du willst wissen, warum ich so traurig bin? Man hat mich zum Kriege aufgeboten, und ich bin alt geworden und kann nicht mitziehen."

„Und das kümmert Dich so sehr? Weißt Du was! Laß mir schöne Mannskleider machen und gib mir ein gutes Pferd, und ich will statt Deiner in den Krieg ziehen."

„Ach, geh' doch! Du bist ein Mädchen und willst in den Krieg ziehen?"

„Das laß Dich nicht kümmern! Ich will nicht blos hingehn, sondern auch siegen."

„Nun denn, in Gottes Namen!" sagte der König, ließ ihr Mannskleider machen und gab ihr ein gutes Pferd. Das Mädchen zog in den Krieg und überwand die Feinde.

Bei diesem Feldzuge war auch ein Prinz aus einem andern Königreiche; und als sie zusammen nach Hause zogen, kehrten sie in dem Schlosse dieses Prinzen ein, und da kam es ihm vor, als ob sein Gast kein Mann wäre. Er ging also zu seiner Mutter und sprach: „Ich glaube, das ist ein Mädchen, Mutter!" Die wunderte sich sehr über diese Rede und sagte: „Wie kann das sein, mein Sohn? Wie kann ein Mädchen in den Krieg ziehn?" Er aber blieb bei seiner Meinung, und um ins Klare zu kommen, rieth ihm die Mutter: „Führe sie in den Wald und schlafe mit ihr zusammen auf dem Grase, und wenn Du beim Aufstehn siehst, daß der Platz, wo Du gelegen, frischer ist, dann ist es ein Mädchen."

Da gingen sie zusammen in den Wald und schliefen auf dem Grase. Als aber der Prinz eingeschlafen war, da schlich sich das Mädchen weg und schlief an einer andern Stelle und kehrte erst kurz vor Tagesanbruch an seinen ersten Platz zurück. Als sie aufgestanden waren, untersuchte der Prinz die Plätze und sah, daß der, wo die Prinzessin gelegen, grüner war als der seinige; und bei der Rückkehr gestand er seiner Mutter, daß sein Platz am dürrsten gewesen sei. Da erwiderte diese: Hab' ich Dir's nicht gesagt, daß es ein Mann sei?" Er aber blieb bei seiner Meinung.

Als nun das Mädchen Abschied nahm, um in sein Reich zurückzukehren und aus der Stadt hinausgeritten war, da rief es: „Ein Mädchen im Kriege! Als Mädchen bin ich in den Krieg gezogen zur Schande des Esels von König!"

Als das der Prinz hörte, sagte er zu seiner Mutter: „Siehst Du, Mutter, daß ich Recht hatte, und daß es ein Mädchen war! Aber ich will hinziehen in ihr Reich und sie zur Frau nehmen."

Der Prinz zog also alte Kleider an, kaufte sich eine Anzahl Spindeln, Kunkeln und Halsbänder, ging nach der Stadt der Prinzessin und bot seine

Waaren dort feil, indem er schrie: „Spindeln, Kunkeln, Halsbänder für den goldnen Zahn!“ Denn er wußte, daß die Prinzessin einen Zahn verloren und dafür einen goldnen eingesetzt hatte.

Als das die Mägde der Prinzessin hörten, sprachen sie zu ihr: „Hörst Du nicht, Herrin, was dieser Lump ruft?“

„Laßt ihn schreien!“ antwortete diese.

„Wollen wir denn nichts von ihm kaufen?“

„Kauft was ihr wollt!“

Als sie nun den Kaufmann heraufgerufen, fragte ihn die Prinzessin: Wie viel Thaler er für ein Halsband verlange? Der aber antwortete: „Ich verlange kein Geld, sondern ein Maaß voll Erbsen.“ Als das die Mägde hörten, lachten sie laut. Die Prinzessin aber befahl, dem Kaufmann die Erbsen zu geben. Und wie er sie nun in seinen Sack schütten wollte, ließ er sie auf die Erde fallen und setzte sich dann hin, um sie Stück für Stück aufzulesen, bis es Nacht wurde. Da sprachen die Mägde: „Warum hast Du uns nicht um ein anderes Maaß Erbsen gebeten, statt hier zu sitzen und die aufzulesen?“

„Nein, das geht nicht,“ sagte dieser, „denn das ist mein erster Handel. Statt dessen aber bitte ich Euch, mir ein Kämmerchen zu zeigen, wo ich die Nacht schlafen kann.“ Die Mägde gingen zur Prinzessin und erhielten von ihr die Erlaubniß dazu. Da legte sich der Prinz auf die Lauer und entdeckte so den Ort, wo die Schlüssel lagen, mit denen die Prinzessin eingesperrt wurde. Und in der Nacht nahm er die Schlüssel, öffnete das Schlafgemach, warf ein Schlafkraut auf die Prinzessin, das er deshalb bei sich führte, nahm sie auf die Schultern und trug sie in seine Heimath.

Als die Prinzessin aufwachte, fand sie sich an einem fremden Orte und sprach drei Jahre lang gar nicht. Da verlor die Mutter des Prinzen endlich die Geduld und sagte zu ihm: „Du bist wirklich ein Narr, daß Du einen so weiten Weg gemacht und so viel ausgestanden hast, um Dir eine stumme Frau zu holen! Werde doch endlich klug und laß sie sitzen und nimm eine andere.“ Sie stellten also eine große Hochzeit an, und als es zur Trauung des neuen Brautpaares ging und alle Gäste Kerzen erhielten, gaben sie der Stummen auch eine, und wie die Feier zu Ende war, da warf sie die Kerze nicht weg gleich den Andern, sondern behielt sie in der Hand, und alle Welt sagte zu ihr: „Du verbrennst Deine Hand, Stumme!“ Sie aber that, als hörte sie es nicht. Da kam der Bräutigam selbst und sagte zu ihr: „Stumme, Du verbrennst Dir die Hand!“ Sie aber that, als hörte sie's nicht. Drauf sprach der Bräutigam: „Laßt auch die Braut ihr zureden!“ Und die Braut sprach: „Stumme, Du verbrennst Dir die Hand!“ Da rief diese plötzlich: „Stumm sollst Du selbst werden und dahin gehen, wo Du hergekommen bist! Ich habe zum Prinzen ein Wort gesprochen und bin deswegen drei Jahre stumm ge-

wesen, und Du, Braut, hast noch die Krone auf und schiltst mich eine Stumme?“ Als der Prinz hörte, daß die Stumme wieder sprach, da verstieß er die neue Braut und nahm die alte und lebte mit ihr glücklich und in Freuden.

3. Der Mann mit der Erbse.

Es war einmal ein junger Mann, der hieß Penteklimas, und der ging in die Welt, um sein Glück zu suchen. Als er eine Weile gegangen war, fand er auf dem Wege eine Erbse liegen und hob sie auf. Indem er sie aufhob, fiel ihm ein, daß er ausgezogen sei, um sein Glück zu suchen, und da er nun die Erbse gefunden, so müsse diese sein Glück sein. Als er darüber nachdachte, wie das sein könnte, sagte er bei sich: „Wenn ich die Erbse stecke, werde ich über's Jahr hundert Erbsen haben, und wenn ich diese das andere Jahr säe, werde ich das Zehnfache ernten, und im vierten Jahre werde ich viele tausend Erbsen haben; ich bin also gut daran und will die Erbse wohl aufheben.“ Er band sie in sein Taschentuch, hatte aber seine Gedanken immer nur auf die Erbse gerichtet, und so oft er irgend ein Geschäft vornahm, ließ er es in der Hälfte, holte sein Taschentuch hervor und sah nach, ob er seine Erbse noch habe. Darauf nahm er eine Feder und rechnete aus, wie viel Erbsen er in dem einen und wie viel er in dem andern Jahre ernten werde, und so fort, und wenn er mi der Rechnung fertig war, sprach er: „Ich bin gut daran.“

Nachdem er es so eine Weile getrieben hatte, machte er sich auf und ging an die Küste und verlangte zweihundert Schiffe zu miethen, und als ihn die Leute fragten, was er denn mit so viel Schiffen vorhabe, sagte er, daß er darauf seine Habe verschiffen wolle. Da staunten die Leute und glaubten anfangs, er wolle sie zum Besten haben. Als er aber fort und fort nach Schiffen fragte, verlangten sie von ihm genau zu wissen, wie viel Schiffe er nöthigt habe. Da holte der Mann seine Erbse hervor, machte nochmals seine Rechnung und schloß danach seine Verträge mit den Schiffern.

Drauf liefen die Schiffer zum Könige und erzählten ihm, daß ein Mann in den Hafen gekommen wäre, der so reich sei, daß er 200 Schiffe verlange, um darauf seine Habe zu verschiffen. Als das der König hörte, wunderte er sich sehr und ließ den Menschen zu sich kommen, um selbst mit ihm zu sprechen. Der Penteklimas war aber von Gestalt recht ansehnlich und hatte sich so schöne Kleider machen lassen, daß ihm von seinem Gelde nur 200 Piaster übrig blieben; aber er machte sich keine Sorgen, denn er hatte ja seine Erbse, mit der er sein Glück machen wollte. Er erschien also gutes Muthes vor dem Könige, und der fragte ihn, wo er sein Vermögen habe. Der Penteklimas aber antwortete: „Ich habe es an einem sichern Orte und brauche 200 Schiffe, um es hierher zu schaffen.“ Da dachte der König: das wäre ein Mann für meine Tochter, und fragte ihn also, ob er nicht seine Tochter heirathen wollte. Als

der Penteklimas das hörte, wurde er ganz nachdenklich und sagte bei sich: ich bin meiner Sache freilich noch nicht sicher, doch wenn ich nein sage, so gibt mir der König die Schiffe nicht. Als ihn aber der König um eine Antwort drängte, sprach er endlich: „Ich will erst hingehen und mein Vermögen holen, und dann soll die Hochzeit sein.“ Daß nun der Penteklimas bei einem solchen Vorschlag so bedenklich that, das machte den König nur noch hitziger, und er sprach also: „Wenn Du erst die Reise machen willst, so verlobe Dich wenigstens mit ihr und nimm sie, wenn Du zurückkommst.“ Das war der Penteklimas zufrieden. Ueber dem Reden war es Abend geworden, und der König wollte ihn nicht von sich lassen, sondern befahl, daß er in seinem Schlosse schlafen solle. Um nun zu sehen, ob er's auch wirklich gut gewohnt sei, befahl der König heimlich, daß man ihm zerrissene Betttücher und eine zerlumpte Decke aufbreiten, und daß ein Diener ihn die Nacht über beobachten solle, ob er schlafe oder nicht, denn wenn er schläft, dachte der König, so ist er ein armer Schlucker, wenn er aber nicht schläft, so ist er gut erzogen und in neuem Bettzeug zu schlafen gewohnt, und kann also in den Lumpen nicht schlafen.

Am andern Morgen erzählte der Diener dem Könige, daß der Penteklimas die ganze Nacht über sehr unruhig gewesen sei und kein Auge zugethan habe. Das kam aber daher: weil der Penteklimas fürchtete, in diesen Lumpen seine Erbse zu verlieren und sie nicht mehr zu finden, so konnte er nicht schlafen und griff immer wieder dahin, wo er sie verborgen hatte, um sich zu überzeugen, daß sie noch da sei. Darauf befahl der König, ihm in der nächsten Nacht ein so weiches und schönes Lager als möglich zu bereiten. In diesem aber schlief der Penteklimas ganz vortrefflich, weil er da keine Furcht hatte, daß er seine Erbse darin verlieren könne. Als das der König hörte, war er überzeugt, daß dies der rechte Mann für seine Tochter sei, und drang nun darauf, daß die Verlobung gehalten werden solle. Am Verlobungsabend legte man die Prinzessin zu ihm; er hatte jedoch wenig Aufmerksamkeit für sie; denn sein Sinn war auf die Erbse gerichtet und auf die Ernten, die er von ihr erwartete, und kaum war er eingeschlafen, so träumte ihm, daß er sie verloren habe; da wachte er im Sprunge auf und griff so hastig nach seiner Erbse, daß diese zu Boden fiel. Nun fing er an zu schreien und zu schluchzen: „O Unheil! o Unheil! wo ist mein Glück! wo ist mein Glück!“ bis er sie wiedergefunden hatte, und die Prinzessin wunderte sich nicht wenig über das sonderbare Treiben ihres Verlobten.

So trieb er es eine Weile und vertiefte sich mehr und mehr in seine Rechnungen, bis er endlich auf das Drängen des Königs zur See zu gehen beschloß und sich mit zweihundert Schiffen auf den Weg machte. Als er aber während der Fahrt wieder einmal über seinen Rechnungen saß, da fiel es ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen, wie unsinnig sein Treiben sei; denn

noch habe er ja nicht einmal für ein Feld gesorgt, um die eine Erbse zu säen, und nun gehe er mit 200 Schiffen, um die Ernte zu holen, die sie erst nach vielen Jahren liefern könne. Ich bin ein Wahnsinniger, sagte er bei sich, aber was soll ich nun anfangen, wo ich den König und so viele Leute betrogen habe? Es bleibt mir nichts Anderes übrig, als mich in das Meer zu stürzen. Er sann nun auf einen Vorwand, wie er von den Schiffen loskommen könne, und sprach zu den Schiffern, als sie der nächsten besten Küste nahe kamen: „Hier sollt Ihr mich an das Land setzen und so lange warten, bis ich Euch rufe, denn um meine Schätze aufzusuchen, muß ich allein sein. Als er aber auf das Land kam, da ging er in einen Wald und versteckte sich darin, und wollte nicht eher wieder hervorkommen, als bis die Schiffer des Wartens müde abgefahren wären. Die Schiffer warteten lange Zeit auf ihn vergeblich, und als er gar nicht kommen wollte, beschlossen sie ihn aufzusuchen. Sie durchsuchten also den ganzen Wald und entdeckten darin eine ganz mit Goldstücken angefüllte Höhle, welche ein Mohr mit dem Schwerte in der Hand bewachte. Nicht weit davon aber entdeckten sie den Penteklimas in einem Dickicht versteckt. Sie riefen ihm also zu: „Komm her! komm her! wir haben Deinen Schatz gefunden." Als das der Penteklimas hörte, wollte er anfangs seinen Ohren nicht trauen, doch faßte er sich ein Herz und kam hervor und befahl den Schiffern, den Mohren todtzuschlagen, und als sie das gethan hatten, füllten sie die 200 Schiffe mit den Schätzen, die sie in der Höhle fanden und kehrten damit nach Hause zurück. Der König aber empfing den Penteklimas in größter Pracht mit Fackeln und Laternen, und dieser hielt darauf seine Hochzeit mit der Königstochter und ward ein großer Mann. Wie dem unser Herrgott beigestanden hat! Denn wenn der Schatz nicht gefunden worden wäre, so hätten ihn die Schiffer unfehlbar todtgeschlagen. Siehst Du, wie ihn trotz seiner Narrheit mit der Erbse der liebe Gott nicht zu Grunde gehen ließ?

4. Von der Füchsin Pilgerschaft.

(Kapessowo.)

Es war einmal eine Füchsin, die hatte nichts zu essen und stellte sich daher, als ob sie auf die Pilgerschaft gehen wollte. Auf dem Wege begegnete sie einem Hahn, der fragte sie: „Wo gehst Du hin, Frau Marja?" — „Auf die Pilgerschaft und wieder zurück," erwiderte diese. „Da will ich mit Dir gehen." „So komm und setz Dich auf meinen Rücken," und so ging's weiter.

Ueber eine Weile traf sie auf ein Paar Tauben und als diese die Füchsin ansichtig wurden, flatterten sie auf; diese aber rief: „Bleibt ruhig, bleibt ruhig, Kinder! ich habe das aufgegeben und gehe jetzt auf die Pilgerschaft." „Da will ich mit Dir gehen," sagte der Tauber. „So komm, da wo der Hahn ist, hast auch Du Platz."

Darauf ging es wieder ein Stück weiter, da traf sie auf ein Paar Enten.

Als diese die Füchsin sahen, flatterten sie auf; sie aber rief: „Bleibt ruhig, Kinder, die alten Streiche hab' ich gelassen und bin jetzt auf der Pilgerfahrt.“ „Da will ich auch mitgehen,“ sagte der Enterich. „So komm und steig auf meinen Rücken, da wo die Andern sind, kannst auch Du sitzen!“

Nachdem sie so ein gut Stück Weg gemacht hatten, kamen sie zu einer Höhle. Da sprach die Füchsin: „Da drin wollen wir uns einander Beichte hören, denn wir müssen über Flüsse und Meere hinüber, und Gott weiß, ob wir so glücklich sind, bei der Gnadenstätte anzukommen. Also komm' Du her, Meister Hahn, damit ich Dich zuerst verhöre.“ — „Was hab' ich gethan, Frau Marja?“ — „Was Du gethan hast?“ fragte die Füchsin, „weißt Du nicht, daß Du schon um Mitternacht zu krähen anfängst und die Leute aus dem besten Schlaf aufweckst, daß Du dann rasch nachher noch einmal kräh'st und die Karavanen irre in der Zeit machst, so daß sie zu früh aufbrechen und den Räubern in die Hände fallen; das sind schwere Sünden, die verlangen schwere Bußen.“ Da packte sie den Hahn bei dem Kragen und fraß ihn auf. Nachdem sie fertig war, trat sie vor die Höhle und rief: „Jetzt komm Du, kleiner Täuber, damit ich Dich beichte.“ „Was hab' ich denn Böses gethan, Frau Marja?“ „Was Du Böses gethan hast?“ erwiderte die Füchsin; „wenn die Leute ihre Saaten aussähen, um Frucht davon zu ernten, gehst Du da nicht hin und scharrst sie aus und frißt sie? Das ist eine schwere Sünde, die fordert schwere Buße!“ — Drauf fraß sie auch den Tauber. Und als sie damit fertig war, trat sie vor die Höhle und rief: „Nun komm Du herein, Herr Enterich, damit ich Dich beichte.“ „Was hab ich denn Böses gethan, Frau Marja?“ „Was Du Böses gethan? Hast Du nicht dem König die Krone gestohlen und trägst sie auf Deinem Kopfe?“ — „Nein, Frau Marja, das ist nicht wahr, wart' ein Bischen, ich will Zeugen holen.“ — „Gut, so geh!“

Da ging der Enterich und setzte sich auf einen Holzbirnbaum. Unter dem kam ein Jäger vorbei und zielte nach dem Enterich mit der Flinte, um ihn zu schießen. „Schieße mich nicht,“ rief dieser, „was hast Du an mir? Komm lieber mit, ich will Dir einen Ort zeigen, wo ein Füchslein versteckt ist.“ Der Jäger war es zufrieden, und sie gingen zusammen hin. Als sie nun zu der Thür der Höhle gekommen waren, da rief der Enterich: „Komm heraus, Frau Marja, ich hab' die Zeugen gebracht;“ „sind es denn so viele? und wollen sie nicht hereinkommen?“ „Das geht nicht, also komm Du nur heraus!“

Der Jäger aber zielte nach der Thür der Höhle, und wie nun die Füchsin heraussah, drückte er ab und schoß sie todt, aber bevor sie verendete, rief sie zum Entrich: „Schwarze Unglückstage über Dich und die Zeugen, die Du mir gebracht hast!“

Zur Geschichte des deutschen Dramas.

Tirol nahm an der Literatur des Mittelalters — sowohl der höfischen als der bürgerlichen — einen hervorragenden Antheil. Was jene betrifft, verweisen wir auf die große Anzahl Minnesänger, die in dem Werke Hagens erwähnt sind, und auf den letzten derselben Oswald von Wolkenstein, dessen bunte Lieder Beda Weber dem Druck übergab. Insbesondere war es der Adel, welcher der Poesie und Kunst mit warmer Liebe zugethan war, während er jetzt meistens vorziebt Variationen zu Berangers Marquis Carabas oder dem Donquixote des Cervantes zu liefern. Die Zahl der Handschriften, darunter die einzige der Gudrun, war auf den Burgen sehr groß, viele derselben hat spätere Unwissenheit vertrödelt oder als Makulatur verworfen. Den größten Schaden stiftete in dieser Beziehung die Rococozeit, wie etwa von einem Adeligen zu erzählen, der den Bauernjungen die wichtigsten Pergamenturkunden schenkte, um sie als Taschen zum Aufbewahren der Leimruthen beim Vogelfang zu benutzen. Was die bürgerliche Dichtung betrifft, so erinnern wir an Vintlers Blume der Tugend, welche, um 1411 verfaßt, deutsche und italienische Literatur verknüpft und demnächst einen neuen Abdruck erlebt. Das Werk ist didaktisch. Kein Zweig der Poesie wurde aber vielleicht so gepflegt als das Drama. Wir meinen hier nicht die Bauernkomödien, welche aus der Nachahmung der Jesuitenspiele entstanden und auch jetzt noch an manchen Orten Legenden, Mordthaten und Ritterspektakel darstellen, sondern jene Stücke, die Ereignisse aus dem Leben Jesu, insbesondere sein Leiden und Sterben enthalten. Nördlich des Brenners war Hall eine der wichtigsten Stätten für die Geschichte des deutschen Dramas; — das lustige Hall, welches Sigmund der Münzreiche so gern besuchte, um dort mit den Frauen zu tanzen und zu scherzen, wenn ihm die Burg zu Insbruck mit ihren Hofschranzen verleidet war. Hier blühte das Passionsspiel, hier wurden auch schon frühzeitig Faschingsschwänke gegeben, davon jedoch wollen wir dann erzählen, wenn wir das massenhafte culturhistorische Material, welches in den Reitbüchern der guten, jetzt allmälig heruntergekommenen Stadt aufgehäuft ist, vollständig bewältigt haben. Ueberschreiten wir den Brenner, dort an der Etsch war in den Burgen, deren zertrümmerte Wände noch Bilder aus den Nibelungen, der Tafelrunde und Tristansage schmücken, das Minnelied erwacht; in den Städten führten die Bürger die Charwoche hindurch ihre Passionsspiele auf. Zu Botzen liegt der „berüembt notist und bassist, auch Schulmeister Benedikt Debs, welcher eine alte Scardegge von Ingolstadt gebracht.“ Diese alte „Scardegge“, enthielt Passionsspiele, welche zu Botzen, Fleims und Trient, wo damals das Deutsche einen bessern Curs gehabt haben muß als jetzt, aufgeführt wurden. Debs starb 1515 und hinterließ die alte „Scardegge“, dem Vigil Raben zu Sterzingen, einem Maler, welcher dann den Passion umarbeitete und in seiner Heimath zur Darstellung brachte, wobei auch die Rollen der Frauen von Männern gespielt wurden, deren Namen uns alle erhalten sind, lauter wackere Bürger. Ihre Söhne und Nachkommen sitzen noch zu Sterzingen, die Lust zum Passion ist ihnen aber längst vergangen, es sei denn, sie blättern in ihren Schuld- und Steuerbüchlein. Wer sich über diese Dinge näher unterrichten will, den verweisen wir auf das Buch: Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol von Adolf Pichler, welches vor einigen Jahren zu Insbruck erschien. Er kann sich daraus überzeugen, daß Debs und Raben kein deutscher Lope und Calderon gewesen, welche die Geheimnisse des Katholizismus mit der feurigen Pracht ihrer mystischen Poesie geschmückt, sondern ehrsame Bürger, welche die Poesie fast in der Weise des Handwerkes betrieben. Dem Sterzinger Passion, so wie dem von Hofmann mitgetheilten und anderen Dramen dieser Art lag höchst wahrscheinlich ein älteres Stück zu Grunde; denn sonst könnten nicht allen ganze Reihen von Versen, sei nun die Stellung der Scenen so oder so, ge-

meinsam sein. Dieses ältere Stück mag vielleicht dem andächtigen Geiste eines ächten Dichters entsprungen sein, das schimmert sogar aus mancher Stelle durch, die späteren Ueberarbeitungen sind durchschnittlich herzlich mittelmäßig und erhielten ihr Gepräge zum Theil wahrscheinlich dadurch, daß sie sich nach den Bedürfnissen der Personen, der Zeit und des Ortes richten mußten. Sei dem aber, wie ihm wolle, das Drama des Mittelalters hatte zweifellos auf das Volk einen größeren Einfluß als der Minnegesang, der zunächst auf einen Stand beschränkt blieb, und behauptet demgemäß neben dem Volksliede und den Volksbüchern seinen Rang. Die Forschung brachte Manches von diesen alten Resten zu Tage, doch sind wir noch ziemlich weit davon, eine vollständige Geschichte des älteren Dramas in nächster Zeit erwarten zu dürfen. Einen Beitrag zu derselben mag der Bericht über ein Manuscript des Passion, welches jüngst zu Brixen aufgefunden wurde, liefern. Es trägt zwar die Jahreszahl 1551 und auch die Schrift verweist es hieher; daher ist der Schluß erlaubt, daß es damals, vielleicht von den Schülern des bischöflichen Seminars, aufgeführt worden, die Sprache jedoch, wenn auch mit Tirolismen gemischt, deutet auf einen viel älteren Ursprung. Auch hier liegt jenes Stück zu Grunde, welches wir als Grundlage der Passionsspiele des späteren Mittelalters vermuthen dürfen. Das Brixner Manuscript wird schwerlich jemals abgedruckt werden, dadurch mag es gerechtfertigt sein, wenn wir hier eine kurze Inhaltsanzeige und eine Probe geben. Zuerst kündigt der Präcursor den Inhalt an:

Hort zu alle frommen Christenleut
Was euch hie wird vorbedeut,
Wir wollen euch zu dieser Stund
Durch ein Figur machen kund
Das Abendmal unseres Herrn Jesu Christ,
Auch wie er in sein Leiden gangen ist.

Christus tritt mit seiner Mutter und den zwölf Jüngern auf und kehrt bei Simon dem Aussätzigen ein, wo ihm Magdalena die Salbe auf die Füße gießt und deswegen von Judas gescholten wird. Dann sagt jener sein Leben und Sterben voraus; Maria erhebt sich und macht dem Engel Gabriel Vorwürfe, warum ihr Sohn, nachdem er ihr einst in fröhlicher Botschaft angekündet worden, sie jetzt mit solchem Schmerz erfüllen müsse. Darauf wendet sie sich sehr naiv an diesen und spricht:

Gedenk Herr und Sun an das,
Was du vorgeboten hast:
Vater und Mutter zu ehren
Und ihr Lob stets zu mehren,
Ich ermahn' dich an dein Gebot,
So du leiden willt den Tod,
So kehr dein Sterben in ein andre Weis',
Denn an dem hohen Galgen das Kreuz.

Der Erlöser antwortet, daß er von ihr nur die Menschheit habe, aber von ewig die Gottheit, darum sei er dem himmlischen Vater verpflichtet, sein Gebot auszurichten und die Menschheit mit ihm zu versöhnen. Das kann und mag nicht anders sein! Nun werden wir in das Synedrium versetzt, Judas erbietet sich seinen Meister zu verrathen und erhält dafür die bedungene Summe. Auf dem Rückweg begegnet ihm Maria und frägt ihn, ob es recht sei, daß man beschlossen habe, ihren Sohn in den Tod zu bringen. Jener läugnet es, nun empfiehlt sie ihm in rührender Weise den Sohn, er gelobt ihn treulich zu bewahren. Solche feine Züge begegnen uns öfter unter aller Rohheit. Christus verfügt sich zum letzten Abendmahle, auf dem Wege tritt ihm Maria noch einmal entgegen, voll Traurigkeit fleht sie ihn an:

O Sun mag ich's um dich erwerben,
So laß mich erstlichen vor dir sterben!

Salvator zu Maria:

O liebste und traurige Mutter mein,
Wann ich gewährt das Bitten dein,
So wird dein liebe Seel' fahren
Zu den Altmüttern, die vor Jahren
Sindt kummen in die Finsterniß,
Da sie denn noch sind in Betrübniß,
Niemand mag in das Himmelreich kummen,
Mir sei denn vor mein Leben genummen
Durch große Schmerzen, Angst und Pein;
Alsdann wird der Himmel offen sein
Ich hab' gebeten meinen himmlischen Vater
Daß er dich tröst in meiner Marter.

Maria geht betend ab. Darauf das letzte Abendmahl im treuen Anschluß an die Bibel. Judas forscht, ob er der Verräther sei, Christus antwortet bündig:

Du hast's von dir selbs gesagt,
Niemand hat dich darumb gefragt.

Folgt dann die Scene auf dem Oelberg, die Gefangennehmung Christi, sein Verhör bei Annas, wobei ihn Petrus verläugnet, dann stürzt Judas, als er sieht, welchen unglücklichen Ausgang die Sache nehmen wird, verzweifelnd ab. Den Schluß macht der Präcursor, der die Versammelten zur Fortsetzung des Spieles am Charfreitag einladet.

Am Charfreitag begann der eigentliche Passion, den wieder der Präcursor mit einer Anrede einleitet, welche den Inhalt desselben kurz angibt. Nun tritt der Prophet David auf und weist darauf hin, daß jetzt seine Prophezeihungen erfüllt werden. Christus wird zu Kaiphas geschleppt, welcher die Zeugen wider ihn vernimmt und dann vor Pilatus, um hier das letzte Urtheil zu empfangen. Dieser schickt ihn zu Herodes, wo er im Königsmantel verhöhnt wird. Von da kehrt der Zug zu Pilatus zurück, wir sehen die Geißelung und Krönung, wobei die Propheten David und Jeremias als Zeugen des alten Bundes auftreten. Mittlerweile naht Judas wieder, wirft den Priestern das Geld für das unschuldige Blut hin, wird aber von ihnen verspottet. Der Satan flüstert ihm in das Ohr:

Judas willt du dich erhenken,
Nimm hin, den Strick will ich dir schenken,
Den knüpf an den Hals gar vest
Und häng' dich bald, das ist das best.
Du hast so schwerlich gesündt wider Gott,
Dir ist nu nicht besser, denn der Tod.
Du wirst auch in der Hell' ein werther Gast,
Da ist dir schon bereit ein Palast.

Jesus wird von Pilatus den Juden übergeben; er nimmt das Kreuz auf die Schulter und trägt es, beweint von den „heidnischen Frawen" zur Schädelstätte. Dort angelangt setzt er sich neben das Kreuz, während Jesaias zu dem Volke spricht und auf das 53. Capitel seiner Prophezeihungen hindeutet, wo von dem Lamme die Rede ist, welches stumm zur Schlachtbank geführt wird. Nun folgen die verschiedenen Scenen der Kreuzigung nach dem Texte der Bibel; wenn den rechten Schächer ein Engel tröstet, den linken ein Teufel ins Ohr flüstert, daß er seinem bußfertigen Gesellen nicht glauben solle, dieser wolle ihm nur die Vernunft rauben, so fühlt man sich unmittelbar an manche altdeutsche Gemälde erinnert, wo der gute und der böse Geist leibhaftig dargestellt sind. Die Krieger des Pilatus gemahnen vollständig an die Lanzknechte, so ist auch hier die Vergangenheit in die unmittelbare Gegenwart übersetzt, was wohl

jedes Volk thut, dessen gesunde Kraft noch nicht von dem Alexandrinismus gelehrter Reflexion überwuchert ist. Die Klage des Johannes und der Maria unter dem Kreuze schließt sich vollständig an die bereits veröffentlichten berühmten „Marienklagen" an und ist nur eine Variante derselben. Vielleicht ist die alte „Marienklage" der Kern, um welchen nach und nach die andern Theile des Passion anschossen, sie weist in den verschiedenen bis jetzt veröffentlichten Stücken mit der größten Uebereinstimmung auf einen Urtext zurück. Die „sieben Worte" singt Christus am Kreuze in lateinischer Sprache, dann wiederholt er sie in gewöhnlicher Rede auf deutsch. Nachdem er verschieden, erbittet Joseph Arimathias von Pilatus den Leichnam, nimmt ihn vom Kreuze ab und legt ihn unter Beihilfe des Nicodemus in das Felsengrab. Dann kommt ein Bote des Synedrium von Damaskus und macht die Juden aufmerksam, daß Christus sich vermessen habe, nach drei Tagen mit eigener Kraft aus dem Grabe zu erstehen. Sie sollten daher zu Pilatus gehen und von diesem eine Wache erbitten. Nun tritt wieder der Präcursor auf und erinnert in einem kurzen Rückblicke an das Geschehne:

Ein jeder Mensch das in sein Herz faß,
Billig sollen ihm die Augen werden naß.

Am heiligen Ostertage wurde zum Schluß die dritte Abtheilung des Dramas aufgeführt, welche der Präcursor in ganz ähnlicher Weise wie die erste und zweite mit einer Rede einleitete. Die Juden, beunruhigt durch die Nachricht aus Damaskus, halten Rath und fordern schließlich von Pilatus eine Wache: dieser läßt ihnen die Auswahl unter seinen Rittern und Soldaten. Kaiphas gibt ihnen Geld, doch ist viel schlechte und falsche Münze darunter, worüber dann Streit entsteht; eine Scene, die im Sterzinger Passion fast mit den gleichen Worten bei dem Verrathe des Judas verwendet wurde. Schließlich gehen die Soldaten singend an das Grab, und renommiren hier noch mit plumpen Reden, bis jeder seinen Platz eingenommen. Dann erscheint der „Angelus percutiens" und singt:

Recedite, recedite infideles!
Schweigt ihr Ritter und laßt eur Schallen sein,
Süß schlaft Jesus der Herre mein,
Der von dem Tod aufsteh'n soll,
Laßt ihn schlafen, bis er gerastet wol.

Die Ritter springen erschrocken auf, wenden sich aber dann zur Weinflasche und schlafen endlich ein. Das Stück hat von jetzt ab einen fast opernhaften Charakter, der lateinische Kirchengesang beherrscht das Gespräch und verleiht dem Ganzen Schwung und Feierlichkeit. Die Wirkung muß jedenfalls groß gewesen sein. Wir geben ein längeres Bruchstück.

Deinde iterum venit angelus percutiens cantans et inter cantando percutit milites jacentes apud sepulcrum. Angelus canit:

Terra tremuit et quievit, dum resurgeret in judicio deus. Alleluja!

Deinde duo angeli veniunt stantes unus ad pedes et alter ad caput canentes:

Exsurge, quare obdormis, domine exsurge.

Angelus secundus dicit:

Warum schlafst du Kaiser des Firmament,
Steh auf, alles Leiden hat ein End,
Das ist der Will des Vaters dein,
Du sollst hinfür unleidlich sein.
Es ist vollbracht die heilige Schrift,
Du hast vertrieben der Sünde Gift
Und hast aus deiner Barmherzigkeit
Gewalt erworben der Menschheit
Gottes erwählte Sün' zu werden,
Die recht thun hie auf Erden.

Hic salvator surgit de monumento et angelus tertius porrigit ei diadema et vexillum dicens:

Herr Gott nimm hin von uns die Kron,
Die aus des Himmels obristen Thron
Dein Vater dir hat hergesandt
Herab auf das irdisch Land.

Salvator canit:

Ego dormivi et somnum cepi et resurrexi! Alleluja!

Nachdem kummt der erste Engel zu dem Salvator und hat zwei Weihrauchfäßlein in der Hand und gibt das eine secundo angelo. Tunc quatuor angeli precedunt ad infernum. Duo portant candelas et cantantes: „Cum rex gloriae usque huc advenisti desiderabilis". Deinde angeli ante portas inferni canunt:

Tollite portas principes inferorum et elevamini portas aeternas.

Primus angelus dicit:

Ihr Hellen Fürsten thut auf die Thor
Der Ehren Kunig steht hievor!

Lucifer clamat:

O verfluchtes Marterhaus mein Hell',
Bald darnach dich stell',
Daß du empfahest Jesum Christ
Der da gegenwärtig ist.
Er hat mir Leides viel gethan,
Die Blinden hieß er Augen han
Und die todt waren gewesen,
Macht er mit seiner Kunst genesen.
Nur allein mit seinen Worten
Thut er auf die Hellenpforten;
Wir sullen ihn an dieser Stund
Begraben in der Helle Grund.

Der erste Teufel spricht zum Lucifer:

Lucifer, wo mag sein der Christ,
Der dir so widerwärtig ist,
Oder wie ist es um ihn gestalt't,
Daß er treibt so großen Gewalt?
Kummt er zu uns herin,
Er wird daran haben kleinen Gewinn.

Lucifer dicit:

Er hat ein menschliche Figur
Und ist wunderlicher Natur.
Er hat erlitten Hungers Noth,
Seine Seele traurig was auf den Tod,
Seiner Jünger einer ihn verrieth,
So er sie zum Abendessen lud.
Denselben ich mit meinen Listen erwarb,
Daß er an dem Kreuze starb.

Secundus diabolus dicit:

Sag an Lucifer zu dieser Frist,
Ist es derselbe Jesus Christ,
Der Lazarum hieß von dem Tod ersteh'n
Und von uns aus der Hölle geh'n.
Herr Lucifer gib den in mein Gefängnuß
Zu der Helle grundloser Finsternuß,
So will ich ihn darin setzen

Und seinen Hoffart gar wol ergetzen
Mit brennendem Pech und Schwebel
Mit finsterem und stinkendem Nebel
Und mit allerhand Pein,
Die indert in der Helle mag gesein.

Duo angeli secunda vice canunt ut supra: Tollite portas principes etc.

Secundus angelus dicit:

Ihr Helle Fürsten thut auf die Thor,
Der Ehren Kunig steht hievor.

Lucifer schreit laut: Quis est iste rex gloriae? et dicit:

Wer ist dieser Kunig der Ehren,
Der da zu uns herein thut begehren?

Die Engel singen:

Dominus fortis et potens in praelio!

Secundus angelus dicit:

Das ist der großmächtig und unsterblich Gott,
Der da zerstören will eur Gebot.

Nachdem schreit der dritte Teufel grausamlich und spricht:

Ach weh und immer ach!
Solich Wunder ich nie gesach!
O der teufelischen Helle Fürsten
Lasset euch nach ihm nit dürsten,
Er kummt in klarem Licht und großer Macht,
Wir haben nie ein solches gebracht
Aus aller Welt Reichen und Landen
Sider daß unser Hell' ist gestanden.

Quartus diabolus:

Ich beschwöre euer teuflischen Gewalt,
Daß ihr ihn einlaßt nicht so bald,
Wann ich in große Forcht kam
Da er Lazarum hieß aufstan.
In diesem Menschen Gott selber ist; —
Kummt er herein zu dieser Frist,
Die Seelen werden all erlost
Von unserm gewaltigen Hellen Rost.

Quintus diabolus:

O Luzifer schick das hellisch Heer
Und stell dich wider den Rauber zur Wehr,
Wann laß wir den hereinkummen
So wurd' uns aller Gewalt genummen.

Lucifer dicit ad socios suos:

Mein Fürsten, Ritter und Knecht
Nun bewahrt mir die Helle recht.
Eilet all behendiglich zu dem Thor,
Daß dieser Rauber bleib davor.

Tunc concludunt daemones infernum, post conclusionem sancti Patres dicunt. Adam dicit:

Hört ihr lieben Freunde mein,
Ich merk, daß dieser Schein
Von meinem Schöpfer Jesu Christ
Allher zu uns kummen ist.

Isaias dicit:

Ich weissagt' Isaias,
Da ich auf Erden lebendig was,

Dem Volk, das in der Finster lebt
Und in des Todes Schatten strebt,
Dem weissagt ich ein lichten Schein,
Der scheint zu der Hell herein.

Johannes baptista dicit:

Ich bin geheißen Johannes Baptist,
Ich weiß wol von unsern Herrn Jesu Christ,
Du ich ihn tauft' mit meiner Hand,
Daß der heilig Geist kam gesand.
In dem Jordan das geschah
Wo ich denn von ihm sprach:
Das ist das Lamm der Gottheit,
Das aller Menschen Sünde trait
Das Lamm ist uns zu Trost kummen,
Als ihr von mir wohl habt vernummen.

Seth dicit:

Ich Seth will euch sagen gar fügsam
Daß ich zu dem Paradiese kam.
Da sprach ein Engel: Ich sag dir wahr,
Ueber etweil tausend Jahr
Nachdem wurd Gottes Sun geboren
Von einer Maget auserkoren,
Und wenn er dann wurd gemartert,
Gewaltiglich zur Helle fahrt.
Und erlöset mit großen Wunn'
Adam und Eva zu derselben Stund.

David rex canit:

Gottes Wunder jedermann
Soll loben so er am besten kann.
Sein Barmung ist worden schein,
Er hat viel starker Rigel eisarein
Zerbrochen und auch viel ehrein Thor,
Der stat in dieser Nacht hievor.

Nachdem singen die Engel wiederum: Tollite portas! ut supra; primus angelus dicit:

Ihr Hellen Fürsten thut auf die Thor
Der Ehren Kunig steht selbs hievor.

Lucifer clamat: Quis est iste rex etc. et dicit:

Wer ist der Kunig davor
Der da klopft an der Helle Thor?

Angeli canunt: Dominus fortis, ut supra; secundus angelus dicit:

Ein mächtger Kunig in den Streit
Voll Lobes und Ehren zu aller Zeit!
Dem thue auf die Helle pforten,
Er gesiegt mit seinen Worten,
Er will zerstören dein Angsthaus
Und all seine Freund lösen daraus.

Nachdem singen die Engel wiederum: Tollite portas etc. und unter dem Gesang stößt der Salvator die Thür auf. Tunc diaboli clamant et unus dicit:

O weh, o weh heut und immermehr,
Er eilet auf uns daher!
Fliehet ab zum Grund der Helle,
Daß er uns nit zu schnelle

Und als gar gewaltiglich
Uns zieh aus unserem Reich.

Da fliehen die Teufel alle hinweg und Salvator reicht die Hand.
Adam dicit:

Vernehmt alle meinen Ruf,
Ich seh die Hand, die mich geschuf!

Salvator canit: Venite benedicti patris mei et possidetis regnum coelorum. Nachdem singen die Altväter: **Advenisti desiderabilis!** Die Vertheidigung der Hölle durch die Teufel ist ganz in obiger Weise sehr possierlich auf einem Gemälde der Brüder Rosenthaler, welche sich im funfzehnten Jahrhundert eines berühmten Namens erfreuten, im Kreuzgange der Franziskanerkirche zu Schwatz dargestellt. Gar drollig ist ein Teufel, welcher das Vergebliche jedes Widerstandes einsehend mit der einen Hand die Waffen wegwirft, mit der andern sich dicke Thränen aus den Augen wischt. Man thut überhaupt gut, wenn man bei diesen Passionsspielen immer auch die Schöpfungen der gleichzeitigen Künstler des Mittelalters in das Auge faßt: eines erläutert das andere.

Nachdem Christus das Höllenthor gesprengt, erfolgt eine lange Unterredung mit einzelnen Altvätern, während des Chorgesanges: **Te nostra vocabant suspiria** führt er sie heraus und übergibt sie einem Engel, der sie zum Paradies geleitet. Vor dem Thore desselben stehen Elias, Enoch und der rechte Schächer, auch sie schließen sich dem Zuge an, dem sich alsbald der Himmel öffnet. Die sich unmittelbar anschließenden Scenen mit den Marien am Grabe, Thomas, Petrus und Johannes, welche auch hier laufend ankommen, stimmen fast ganz mit denen in bereits veröffentlichten Passionsspielen, sind jedoch minder roh. Schließlich erwachen die Ritter und gehen, nachdem sie das Grab leer gesehen, unter gegenseitigen Anschuldigungen sich prügelnd ab. Den Schluß bildet eine komische Scene: Luzifer schilt die Teufel aus, daß sie Christus und den Altvätern nicht den Weg verlegt und sie unbeschädigt aus der Hölle gelassen. Um diese wieder zu füllen, steigen sie auf die Oberwelt zu neuem Fange. Da bringt der eine einen Müller, der andere eine Hexe auf dem Rücken dahergeschleppt, keiner kehrt ohne Beute zurück, an derben Späßen fehlt es auch nicht, so daß es den Teufeln des Mittelalters in der Hölle gar nicht so schlecht gegangen sein kann. Den Schluß macht der Präcursor nach einer kurzen Predigt.

Darum lat von Sünden und Schanden
Und singt frolich: Christ ist erstanden.

Das Stück ist in Bezug auf Sprache ziemlich roh und formlos, von einem höheren Schwunge, wie er doch durch den Gegenstand geboten scheint, merkt man kaum eine Spur, wo wäre aber ein deutsches Passionsspiel zu treffen, welches einer auch nur bescheidenen Anforderung entspräche! Der Brixner Passion zeichnet sich vor den bis jetzt gedruckten vortheilhaft durch eine größere Ordnung in der Composition der Scenen aus und vermeidet ziemlich sorgfältig jene Zoten und gemeinen Witze, welche andere Werke dieser Art verunstalten. Das Mitgetheilte genügt für den Freund der Literatur vollkommen, um dem Werke unter ähnlichen die gebührende Stelle anzuweisen, einen Abdruck des Ganzen halten wir für überflüssig, obwohl jetzt Liebhaber des Alterthumes jede staubige Scharteke der Presse übergeben.

Was die Scenerie unseres Stückes betrifft, so war sie höchst einfach. Der Präcursor führte die Personen auf die Bühne; jede hatte ihren bestimmten Platz, wo sie sich niedersetzte, und trat, wie die Reihe an sie kam, vor. Man erinnert sich dabei an die alte Bühne der Engländer und Spanier, über welche freilich die Gestalten anderer Dichter schritten, als die waren, welche für deutsche Bürger und Bauern reimten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Der mecklenburgische Landtag von 1862.

1.

Die kleine Stadt Malchin theilt mit der noch kleineren Stadt Sternberg das landesvergleichsmäßige Vorrecht, ein Jahr um das andere die „hochansehnliche" Landtagsversammlung in ihrer Mitte zu beherbergen. Für die Hausbesitzer wie für die Kaufleute und Gewerbetreibenden beider Orte hat dieses Vorrecht natürlich seine kleinen Vortheile, und auch die Stadtkasse hat ihren directen Nutzen davon, indem für das Sitzungslocal des Landtags eine Miethe an die Stadt gezahlt wird. Anderweitige Vortheile bieten die genannten Orte als Landtagssitze begreiflich nicht dar, wohl aber mancherlei Nachtheile. Keiner von beiden wird bis dahin von einer Eisenbahn berührt, Sternberg entbehrt auch noch der Telegraphenverbindung. Die landesherrlichen Commissarien müssen mit einem großartigen Apparat von Tafel- und Küchengeräth, Wein, Spielkarten u. s. w. die Uebersiedlung vollziehen, um ihren geselligen Pflichten gegen die Landstände in gebührendem Maße entsprechen zu können. Ihre geschäftliche Verbindung mit den Landesregierungen zu Schwerin und zu Neustrelitz läßt sich, wegen der Abgelegenheit der Orte und der Mangelhaftigkeit der Communicationsmittel, nur auf beschwerlichem Wege und nicht anders als schriftlich unterhalten. Die ständischen Beamten sind genöthigt, aus ihrem zu Rostock befindlichen Archive große Actenstöße mit sich zu führen, um für alle Eventualitäten sogleich die nöthigen Informationsquellen bereit zu halten, und doch kommen häufig genug unvorhergesehene Fälle vor, wo das erforderliche Actenbund nicht zur Hand ist. Die Städte haben auch keine Garnison, und es muß daher jedesmal, um der Landtagsversammlung die nöthige Sicherheit zu bieten und für sonst etwa vorkommende Veranlassungen zum Einschreiten, aus dem nächstbelegenen Garnisonsort, welcher von Malchin acht Meilen entfernt ist, ein Detachement von 50 Mann gestellt werden, welches unter Commando eines Lieutenants dort Quartiere bezieht. Aber welches Gewicht dürfen diese Unbequemlichkeiten und Mißstände beanspruchen? Es entspricht einmal dem Gesetz und Herkommen, daß der ordentliche Landtag abwechselnd in Malchin und Sternberg und nicht am Sitz der Landesregierung gehalten wird,

und daß auch der Engere Ausschuß, das die Ritter- und Landschaft außerhalb Landtags repräsentirende Collegium, mit allen Acten, Büchern, Kassen u. s. w. gleichfalls an einem andern Orte, nämlich in Rostock, residirt. Und selbst wenn die Stände wollten, so könnten sie dieses Verhältniß gar nicht ändern, da Mecklenburg zwar nur eine Ritter- und Landschaft, aber zwei Landesherren und zwei Landesregierungen hat, so daß die Verlegung der ständischen Verwaltungsorgane, Institute und Zusammenkünfte nur immer einen der beiden Regierungssitze zum Ziele nehmen könnte, wogegen der andere leer ausgehen würde.

Am 19. November v. J. ward, nach Auswechselung der üblichen gegenseitigen „ergebensten Empfehlungen" zwischen den landesherrlichen Commissarien und den Ständen, der Landtag unter dem herkömmlichen Ceremoniell eröffnet, und nach ungefähr fünf Wochen, am 22. December, waren seine Berathungen bereits beendigt, so daß er durch Verkündigung der großherzoglichen Landtagsabschiede geschlossen werden konnte.

Die Physiognomie des letzten Landtags war nicht ganz die gewohnte, da die aus einer Anzahl von bürgerlichen Mitgliedern der Ritterschaft bestehende constitutionelle Partei noch schwächer vertreten war als bisher. Es lag dieser Zurückhaltung eine veränderte Anschauung von dem Nutzen zu Grunde, den die Freunde der constitutionellen Staatsverfassung durch ihre allerdings mit Opfern verbundene Anwesenheit auf dem Landtage erzielen könnten. Früher hatte man gehofft, Anträge auf Wiedereinführung einer Repräsentativverfassung wenigstens zur Verhandlung bringen zu können. Seitdem man sich aber wiederholt davon hatte überzeugen müssen, daß dies nicht durchzusetzen sei, war die ohnehin sehr laue Theilnahme vieler Mitglieder an den Bestrebungen der Partei noch mehr gesunken, und die Mehrzahl hielt es für nutzlos, noch ferner das Opfer an Geld und Zeit an den Landtagsbesuch zu wenden Wir billigen diese Entschließung nicht, die überdies bei manchen bisherigen Mitgliedern der Partei nicht als Ausdruck politischer Taktik aufzufassen, sondern aus bloßer Liebe zur Bequemlichkeit oder aus Stumpfsinn oder aus anderen mit Politik in keiner Verwandtschaft stehenden Ursachen abzuleiten ist. Wir sind vielmehr überzeugt, daß jeder wahrhaft von politischem Geist durchdrungene Mann durch die scheinbare Erfolglosigkeit der bisherigen Bestrebungen seiner Partei sich nicht bestimmen lassen wird, den Kampf aufzugeben und der ferneren Entwickelung der Dinge unthätig zuzusehen. Und selbst wenn es unmöglich wäre für die Genossen der liberalen Partei, auf Landtagen das Gute positiv zu fördern, so würden sie doch noch immer im Stande sein, durch ihre Stimmen manchen Schaden und Nachtheil abzuwenden. Indessen war nun einmal bei ihnen die entgegengesetzte Ansicht zur Herrschaft gelangt. Die Folge war, daß nur der Führer der Partei, der Rittergutsbesitzer Pogge auf Pölitz (früher auf Jaëbitz) dem

Landtage in gewohnter Weise dauernd beiwohnte. Nur vorübergehende Besucher waren die Herren Manecke auf Duggenkoppel und Dethloff auf Carlsruhe. Der Rittergutsbesitzer Hillmann auf Scharstorf, welcher früher ein vielgenanntes und geschäftiges Mitglied der liberalen Partei auf dem Landtage war, hat sich bis dahin von den constitutionellen Bestrebungen seiner Standesgenossen zu entfernt gehalten, als daß er der Poggeschen Partei beigezählt werden dürfte. Er widmete im Uebrigen dem Landtage gleich Herrn Pogge eine dauernde Anwesenheit, unterstützte denselben auch in einzelnen Fragen, hielt aber seiner Gewohnheit gemäß bei der Verhandlung über die Verfassungsangelegenheit mit seinem Urtheil zurück, wiewohl gerade er durch seine politische Vergangenheit — er war Mitglied der Abgeordnetenkammer, mit welcher der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin das am 10. Oct. 1849 publicirte Staatsgrundgesetz vereinbarte — sich vor Anderen verpflichtet halten sollte, sich an dem Kampf für die Wiederherstellung des Staatsgrundgesetzes zu betheiligen. Die Führer der feudalen Partei waren wie immer vollzählig auf dem Platz, und an den Tagen, wo die Wahlen für ständische Aemter vorgenommen wurden, zählte die Partei über 100 anwesende Mitglieder. Während einiger Sitzungen beehrte Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz, jüngerer Bruder des Großherzogs, Gemahl der Großfürstin Catharina von Rußland und russischer General, als Besitzer des nicht weit von Malchin belegenen Gutes Remplin, wo er sich gerade aufhielt, Mitglied der mecklenburgischen Ritterschaft, die Landtagsversammlung, welche ihn jedesmal durch Aufstehen begrüßte, auf kurze Zeit durch seine Gegenwart. Er nahm auch einmal das Wort, um bei der zur Verhandlung stehenden Frage wegen eines Beitrages zu einem Denkmal für die mecklenburgischen freiwilligen Kämpfer von 1813 sich für die Bewilligung des Beitrags auszusprechen. — Von den Bürgermeistern läßt sich so leicht keiner im Landtagsbesuch säumig finden, da hier die Pflichterfüllung sich mit einer angenehmen und noch dazu gut honorirten Erholung verbindet, und so war denn auch diesmal die Bürgermeisterschaft ohne Lücken. — Als großherzogliche Commissarien fungirten Schwerinscherseits die beiden Excellenzen v. Levetzow, Finanzminister und Patron des Grenzzollprojects, und v. Bülow, Oberhofmarschall. Der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz war durch seinen neuen Staatsminister, den erst zwei Tage vor Beginn des Landtags in dieses Amt eingeführten bisherigen dänischen Bundestagsgesandten für Holstein und Lauenburg v. Bülow repräsentirt.

Die beiden ersten Sitzungen des Landtags wurden, wie herkömmlich, durch Verlesung der zugleich gedruckt vertheilten Engeren-Ausschuß-Propositionen und durch die Wahlen zu den Commissionen in Anspruch genommen. Aber schon in der dritten Sitzung erhielt die Versammlung Gelegenheit, wiederum einmal ihre Abneigung gegen eine Verfassungsänderung zu constatiren, was ihr jedes

Mal einen bewegten Charakter verleiht, der bei der Ungezwungenheit der Geschäftsformen stets mit einigen tumultuarischen Scenen verbunden zu sein pflegt.

Der Rittergutsbesitzer Manecke auf Duggenkoppel, schon bekannt durch die zuerst von ihm erneuerte Opposition gegen die auf nicht legalem Wege wiederhergestellte Feudalverfassung und durch die Unermüdlichkeit, mit welcher er seit länger als zwei Jahrzehnten den Feudalismus in allen seinen Gestalten bekämpft, hatte unter dem 1. August 1862 folgenden Antrag beim Engeren Ausschuß von Ritter- und Landschaft. Zwecks Intimation zum nächsten Landtage, eingereicht: „die Landtagsversammlung wolle erklären: Ritter- und Landschaft erkennen nach ruhiger Ueberlegung und genauer Prüfung der obschwebenden Verfassungsfrage und in Berücksichtigung des allgemeinen Wunsches der Bevölkerung Mecklenburgs die zwischen dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin und den von der Bevölkerung des Landes gewählten Abgeordneten vereinbarte und am 10. October 1849 publicirte Repräsentativverfassung nunmehr als zu Recht bestehend an, und soll der Großherzog nicht allein von dieser Anerkennung in Kenntniß gesetzt, sondern auch das Gesuch an Allerhöchstdenselben gerichtet werden, für die schleunigste Wiedereinführung der Verfassung vom 10. October 1849 Sorge zu tragen."

Der Engere Ausschuß von Ritter- und Landschaft war jedoch über diesen Antrag schweigend hinweggegangen und hatte dessen Intimation absichtlich unterlassen, auf Grund einer von diesem Collegium während der letzten Jahre ausgebildeten Theorie, wonach es mit dem von den Mitgliedern desselben auf die alte Landesverfassung geleisteten Eide nicht vereinbar sein soll, einen Antrag, der auf Aenderung der Verfassung gerichtet ist, zur Berathung zu befördern. In Erwartung eines solchen Verhaltens des Engeren Ausschusses hatte Herr Manecke inzwischen die Intimation seines Antrags durch den Engeren Ausschuß dadurch zu ersetzen gesucht, daß er den Antrag selbst an die einzelnen ritterschaftlichen Aemter und Städte mit Begleitschreiben versandte und ihn auf diesem Wege zur vorgängigen Kenntniß der Landstände brachte. In der Landtagssitzung vom 21. November versuchte er nun, den in der Reihe der Engeren-Ausschuß-Propositionen fehlenden Antrag mittelst Dictamens zum Landtagsprotokoll zu übergeben und dadurch die Verhandlung über denselben anzubahnen. Er fand jedoch mit diesem Vorhaben bei dem Vorsitzenden der Landtagsversammlung, dem durch seine lutherische Orthodoxie mehr als durch seine dramatischen Dichtungen bekannten Landrath Friedrich v. Maltzan auf Rothenmoor, Reichsfreiherrn zu Wartenberg und Penzlin, so wie bei mehren anderen Mitgliedern des Landtagsdirectoriums entschlossenen Widerstand. Eines der letzteren, der Landrath v. Rieben auf Galenbeck, warf Herrn Manecke Inconsequenz vor, wenn er die Verfassung von 1849 für zu Recht bestehend erkläre und dennoch an der Versammlung von Ritter- und Landschaft sich betheilige

und in derselben Anträge stelle. Herr Manecke ertheilte darauf die Antwort, daß die Verfassung von 1849 nur rechtlich, aber noch nicht wieder factisch bestehe, und daß er daher einstweilen seine Stimme nur in einer Landtags-vertretung erheben könne, die zwar ein factisches, aber nicht ein rechtliches Dasein habe. Den Landrath v. Rieben aber erinnerte er, wie er im Jahre 1848 mit der ganzen Ritterschaft auf das Landstandschaftsrecht verzichtet habe, womit es doch schwer vereinbar sei, den factisch bestehenden Ständen den rechtlichen Bestand zu vindiciren. Er wandte sich sodann an die ganze Versammlung und bat sie zu bedenken, daß es jetzt noch Zeit sei, den Antrag ruhig in Erwägung zu ziehen, daß aber wieder Zeiten kommen könnten, wo der Schreckensruf erschalle: „populus ante portas“, und eine ruhige Behandlung des Gegenstandes nicht mehr zulasse.

Das vorauszusehende Ende dieser Unterhaltung war, daß das Landtags-directorium Herrn Manecke seinen Vortrag zurückgab. Es geschah dies mittelst folgender schriftlicher Erklärung: „Das Landtagsdirectorium retradirt dem Herrn Manecke auf Duggenkoppel den am heutigen Tage übergebenen Vortrag mit dessen Anlagen, die Verfassung Mecklenburgs betreffend, weil dieser Vortrag schon aus formellen Gründen sich nicht zur Vorlage eignet und deshalb auch seiner Verlesung nicht Statt gegeben werden kann.“

Herr Pogge protestirte gegen ein solches Verfahren und verlas in der folgenden Sitzung einen Vortrag in dieser Angelegenheit, welcher durch seine offene und scharfe Kritik der Zustände des Landes die Gegner zu den leidenschaftlichsten Aeußerungen entflammte. Der Vorsitzende unterbrach ihn wiederholt und suchte ihn vom Weiterlesen zurückzuhalten. Höhnisches Gelächter und stürmische Rufe übertönten den Vortrag oft so stark, daß Herr Pogge kaum von den Nächststehenden gehört werden konnte, obgleich er sich einer recht starken Stimme erfreut. Herr Pogge las jedoch unbeirrt weiter, bis das Schriftstück zu Ende war. Als er dasselbe aber darauf zu Protokoll überreichen wollte, verweigerte der Protokollführer, Landrath v. Oertzen auf Woltow, die Annahme. Einer der Bürgermeister, Namens Wulffleff aus Sternberg, dessen Name aus der constitutionellen Zeit dadurch bekannt ist, daß er einmal gleichzeitig in drei verschiedenen Wahlkreisen sich um die Stimmen der Wähler angelegentlich bewarb, ohne es jemals bis zum Abgeordneten bringen zu können, erhebt gegen diese Weigerung formelle Bedenken, da das Schriftstück einmal verlesen sei, räth jedoch zu dem Ausweg, dessen sofortige Retradirung nach erfolgter Annahme zu beschließen. Herr v. Oertzen auf Brunn empfiehlt, den Landesherrn zu ersuchen, daß er Herrn Pogge nicht wieder zum Landtage einberufen möge, da er immer von Neuem die Ruhe des Landtags störe. Herr v. Dewitz auf Milzow räth, den Vortrag zurückzugeben; wenn dies mehrmals geschehe, so würden solche Dictamina schon von selbst wegbleiben. Ein Anderer,

Kammerherr v. Oertzen auf Kotelow, bezweifelt, daß Herr Pogge dadurch zu bekehren sei, da schon eine dreimalige Erfahrung dieser Art keine Wirkung auf ihn hervorgebracht habe. Herr Pogge ruft den erregten Gemüthern zu, sie möchten von ihrer Freiheit sich auszusprechen nur recht ungenirten Gebrauch machen, wie auch er dies gethan habe.

Das Ende dieser wüsten Scene bildete der Beschluß der Landtagsversammlung: das Dictamen solle wegen seines ungeeigneten Inhaltes dem Herrn Pogge zurückgegeben werden. Die Adelspartei erklärte damit wiederholt, daß sie die bestehende Verfassung einer Aenderung nicht für bedürftig, ja schon eine bloße Erörterung dieser Frage für unzulässig halte, und daß sie entschlossen sei, die Verfassung völlig unverändert der Nachkommenschaft zu überliefern.

Zur Charakteristik der von Herrn Manecke vertretenen Auffassung dient vorzüglich der nachstehende Satz aus dem vom Landtagsdirectorium zurückgewiesenen Vortrag: „Da die augenblicklich in Mecklenburg fast unumschränkt herrschende Partei es durchzuführen gewußt hat, daß schon seit einer Reihe von Jahren keine Stimme ihrer so zahlreichen Gegner im Lande selbst laut werden darf, so muß das Bemühen, die einzig noch übrig gebliebene Gelegenheit, die Wünsche, Hoffnungen und Bedürfnisse des Landes auf dem Landtage vorzubringen, zu unterdrücken, jedem Unbefangenen als ein Entsetzen erregendes erscheinen." Solche Bestrebungen seien nicht blos verderbenbringend für das Land, sondern auch, nach Ausweis der Geschichte, den Mitgliedern der gegnerischen Partei selbst aufs Aeußerste gefährlich.

Noch schärfer und umfassender legt der Poggesche Vortrag die bedenkliche Lage dar, in welche das Land durch das Verhalten der Adelspartei in der Verfassungsfrage gerathen ist. Wegen der Bedeutung dieses Actenstücks als eines aus der Mitte der Ritterschaft selbst hervorgegangenen Urtheils über die unglücklichen Zustände des Landes, ihre Ursachen, ihre Gefahren und ihr Heilmittel wird sich eine ausführlichere Mittheilung desselben um so mehr rechtfertigen als die einheimische Presse meistens nur dürftige Auszüge daraus und kein einziges mecklenburgisches Blatt es ohne Lücken gebracht hat. Im Eingange wird die dem Antrage Maneckes widerfahrene Behandlung referirt und das Bedauern ausgesprochen, daß der Landtagsversammlung über eine so wichtige Frage die Beschlußnahme entzogen werde. Weiter heißt es dann:

„Nachdem der von 82 Ständemitgliedern gestellte Verfassungsantrag nicht einmal hat zur Berathung gebracht werden können, ist man vielfach zu der Ueberzeugung gekommen, daß nur ein Zurückgehen auf das Staatsgrundgesetz von 1849 uns die so nothwendige Reform unserer politischen Zustände bringen kann, und ist diese Ansicht nicht allein im Lande weit verbreitet, sondern auch durch gewichtige Stimmen in den deutschen Bundesstaaten unterstützt. — Das Werk, welches auf unsere Veranlassung hin durch die gesetzlich berufenen Ver-

treter des mecklenburgischen Volkes mit seinem Landesherrn vereinbart worden, wurde von Diesem, von seinem Ministerium und vom ganzen Lande mit Freuden begrüßt. Mit Ausnahme der wenigen renitenten Mitglieder der Ritterschaft, welche das Aeußerste versuchten, um von den Zugeständnissen der alten Landstände entbunden zu werden, war die ganze Bevölkerung von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Vereinbarung des Staatsgrundgesetzes und erfolgte Auflösung der Ritter- und Landschaft auf völlig legalem Wege erfolgt sei. Wenn nun durch die Compromißinstanz die renitenten Mitglieder der Ritterschaft mit auswärtiger Hülfe es dahin zu bringen gewußt, daß unser allverehrter Landesherr die gegebene Verfassung zurücknehmen mußte, so kann das Recht des mecklenburgischen Volkes nicht alterirt worden sein. Dasselbe hat seine Zustimmung nicht dazu gegeben, und besteht sein auf die gegebenen Versicherungen und Landtagsbeschlüsse sich stützendes Recht fort. — Die traurigen Folgen jener Compromißinstanz hat das mecklenburgische Volk seitdem bis zum Uebermaß empfunden. Die steigende und überhandnehmende Auswanderung, der Verfall der Seestädte, die steigende Verarmung der Landstädte, die Verminderung der Ehen, die erschreckliche Vermehrung der unehelichen Geburten und des Verbrechens der Kindestödtung, die Theuerung der Lebensmittel und der Mangel an Zufuhr der nothwendigsten Lebensbedürfnisse auf den Märkten unserer Städte, und vieles Andere bezeugen dies zur Genüge. Hätten wir unser Staatsgrundgesetz behalten, so wäre alles dies anders geworden. Dem Arbeiter wäre damit die Möglichkeit gegeben, im Lande Grund und Boden als Eigenthum zu erwerben und die Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu erringen, die er hier vermißt und in Amerika findet. Der Bauer wäre freier Besitzer seiner Hufe geworden, und hätte unbekümmert um gutsherrliche Einflüsse, Kündigung und Abmeierung seinen eignen Grund und Boden bewirthschaften können. Das Recht der Theilbarkeit des großen Grundbesitzes hätte die Verkleinerung der größeren Güter ermöglicht und vielen kleinen Capitalisten, die jetzt nach den benachbarten Ländern auswandern und dem Lande Millionen an Capital entziehen, Gelegenheit gegeben, sich im Lande selbst anzusiedeln. Dadurch und durch die Abtretung des Domanium wären die Mittel gegeben zur Wiedererstehung des uns so nothwendigen Mittelstandes. — Unsere Handwerker könnten dadurch die Vielheit bemittelter Kunden erlangen, deren Mangel hauptsächlich mit der Grund ihrer traurigen Lage ist. Der zahlreiche Mittelstand auf dem Lande ist es, der in den kleinen Städten seinen Absatz sucht und deren Erzeugnisse kauft. — Die Creirung der Gemeinden, die Abschaffung der Patrimonialgerichte würde einem allgemein gefühlten Bedürfnisse entsprochen haben. Mit der Aufhebung des Adels als Stand würde das Land von dem größten Gegner seiner freiheitlichen Entwickelung befreit sein. — Das sind außer vielem Andern die großen Vortheile, die uns die Einführung des Staats-

grundgesetzes gebracht haben würde. Wollen wir nun, daß es besser in Mecklenburg wird, so müssen sich alle diese in dem Streben vereinigen: daß das Staatsgrundgesetz von 1849 wiederhergestellt wird. Die öffentliche Meinung in Deutschland wird uns darin unterstützen."

Das besonders Erfreuliche an dem von Manecke gestellten und von Pogge unterstützten Antrage ist, daß hier zum ersten Male von Mitgliedern der Ständeversammlung auf den richtigen Weg eingelenkt und die Verfassungsfrage in correcter Weise behandelt wird. Die Freunde einer Repräsentativverfassung in der Ritterschaft waren bis dahin stets um die Frage herumgegangen, ob das durch die Feudalpartei in scheinbarem Rechtswege beseitigte Staatsgrundgesetz vom 10. Oct. 1849 zu Recht bestehe, ja sie hatten durch die Fassung ihrer bisherigen bezüglichen Anträge der Auslegung Raum gegeben, daß sie die Rechtsgültigkeit der factisch zurückgeführten Feudalverfassung nicht gesonnen wären zu bestreiten. Erst Manecke und sich ihm anschließend Pogge emancipirten sich von dieser bisherigen Behandlung der Frage und traten als die Ersten auf dem Landtage mit dem offenen männlichen Bekenntniß der Ueberzeugung von der fortdauernden Rechtsbeständigkeit der durch die Feudalpartei im Jahre 1850 gestürzten constitutionellen Staatsverfassung hervor.

Noch bedeutungsvoller wird dieses Zeugniß aus der Ritterschaft dadurch, daß es ein Zeugniß gleichen Inhalts aus der Landschaft hervorrief. Der Magistrat der Residenzstadt Schwerin ertheilte dem städtischen Landtagsdeputirten die Instruction, für den Maneckeschen Antrag zu stimmen, und der Schweriner Bürgerausschuß sprach dem Magistrat dafür seine dankbare Anerkennung aus. Konnte nun auch diese Instruction nicht in Wirksamkeit treten, da der Maneckesche Antrag überhaupt nicht zur Verhandlung gelangte, so übte sie doch eine belebende und stärkende Wirkung auf weite Kreise aus, und dies um so mehr, als der Minister des Innern, v. Oertzen, der auch noch immer mit der Antwort auf den Beschluß in Rückstand war, welchen am 8. Oct. 1862 die Generalversammlung des durch ministerielle Bekanntmachung in Mecklenburg verbotenen deutschen Nationalvereins zu Coburg in der mecklenburgischen Verfassungsangelegenheit gefaßt hatte, von dem Beschlusse des Schweriner Magistrats Veranlassung nahm, den Großherzog zu einem demonstrativen Schritt gegen die Agitation für das Staatsgrundgesetz von 1849 zu bestimmen.

Durch den Minister v. Oertzen mit der Andeutung vorbeschieden, daß der Großherzog ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen habe, fanden sich am 3. December auf dem großherzoglichen Schlosse zu Schwerin der Bürgermeister Möller und der Senator Voß als Magistratsdeputirte ein und wurden vom Großherzog in Gegenwart von zwei Adjutanten empfangen. Der Großherzog fragte zunächst, ob es begründet sei, daß der Magistrat den städtischen Landtagsdeputirten angewiesen habe, den Maneckeschen Antrag zu unterstützen. Die

Deputirten bejahten dies. Darauf ließ der Großherzog sich von einem der Adjutanten ein Concept reichen und verlas von demselben die nachstehende Rede:

„Es ist zu meiner Kenntniß gekommen, daß der Magistrat meiner Residenzstadt Schwerin seinen Deputirten zum diesjährigen Landtage instruirt hat, bei Gelegenheit für eine Wiederherstellung des Staatsgrundgesetzes von 1849 zu stimmen. Diese Thatsache, wenn sie auch keinen Erfolg gehabt, veranlaßt mich, dem Magistrat meine entschiedene Mißbilligung dieses Schrittes zu erkennen zu geben. Der verständige mecklenburgische Sinn wünscht jene Periode politischer Verwirrung, aus welcher das gedachte Staatsgrundgesetz hervorgegangen, nicht zurück. Das Land hat die Erlebnisse, gewerblichen Stockungen und Verluste jener Tage noch in frischer Erinnerung. Ich könnte aus diesem Grunde die Agitation für dieses Staatsgrundgesetz, wie ich bisher gethan, auch ferner ihrem Schicksal überlassen. Allein der Ruf nach diesem Gesetze, welches auf vollkommen rechtmäßigem Wege und für immer beseitigt ist, hat jetzt eine andere Bedeutung. Er ist nur ein Glied in der Kette, mit welcher die aus jener Zeit noch völlig erkennbare Partei des Umsturzes das engere wie das weitere Vaterland zu umschlingen und ihren aller bestehenden rechtlichen Ordnung feindlichen Plänen dienstbar zu machen bemüht ist, und welche gerade dadurch allen gesunden Fortschritt hindert und unmöglich macht. Dies hätte der Magistrat meiner Residenzstadt Schwerin einsehen müssen und darnach sein Verhalten einrichten sollen. Bei den nahen Beziehungen der Stadt zu meiner Person und bei dem Werthe, den ich darauf lege, daß das bisherige Verhältniß des Vertrauens nicht auf solche Weise zerrissen werde, habe ich es für meine Pflicht gehalten, meine feste Willensmeinung hiermit dem Magistrate offen auszusprechen. Ich hoffe, daß er diese wohlgemeinten Worte richtig verstehen, und daß er sie berücksichtigen wird."

Offenbar hatte die feudale Partei, auf deren Einfluß dieser Ausdruck der Mißbilligung zurückgeführt werden muß, den Großherzog über die Bedeutung und Tendenz der dem Landtagsdeputirten von dem Magistrat ertheilten Instruction zu täuschen gewußt. Das Staatsgrundgesetz war gerade der Schluß „jener Periode politischer Verwirrung", über welche der Großherzog, nachdem er in der Proclamation vom 23. März 1848 dem Lande eine constitutionelle Verfassung verheißen hatte, demselben mittelst Ausführung dieser Verheißung hinweghalf. Wenn „gewerbliche Stockungen und Verluste" in jener bewegten Zeit vorkamen, so fallen dieselben nicht auf Rechnung des Staatsgrundgesetzes, sondern derjenigen Zeitbewegungen, welche für Mecklenburg gerade in dem neuen festen Rechtsboden, welcher mit dem Staatsgrundgesetz geschaffen ward, ihren auf vollkommen gesetzmäßigem Wege, ohne irgend eine gewaltsame Einwirkung herbeigeführten Abschluß fanden. „Es herrscht die größte Ruhe in

dem hiesigen Lande"; so konnte das mecklenburgische Gesammtministerium in einem Schreiben an die provisorische Bundes-Central-Commission vom 19. Januar 1850 mit Recht behaupten. Die Unruhe begann erst wieder, als in dem bekannten Wege das eben erst gelegte Fundament wieder zerstört und die alte Ritter- und Landschaft wieder ins Dasein gerufen ward. Und wenn die dadurch geschaffene innere Zerrissenheit nicht sofort in deutlichen Symptomen hervortrat, so lag dies theils an den strengen Maßregeln, durch welche die zur Herrschaft gelangte Partei ihre Gegner zum Schweigen brachte, theils an der allgemeinen Abspannung. Naturgemäß aber mußte schon nach Verlauf einiger Jahre das Verlangen des Volkes nach einer Rückkehr zu der ihm verheißenen constitutionellen Verfassung wieder hervortreten, und es ist nicht eine Umsturztendenz, sondern die klarste Gewißheit von dem Bedürfnisse des Landes, was seitdem mit steigender Kraft die Wiederherstellung des von der Adelspartei unter der Maske von Rechtsformen gestürzten Staatsgrundgesetzes fordert und auch nicht eher davon ablassen wird als bis das Ziel erreicht ist. Wie wäre es auch wohl möglich, anzunehmen, daß die 82 Rittergutsbesitzer, welche im Jahre 1860 den Antrag auf Wiedereinführung einer Repräsentativverfassung stellten, das aus den Handwerkszünften gebildete zweite bürgerschaftliche Quartier zu Rostock, welches im Anschluß an den Antrag der 82 die Verfassung von 1849 zurückforderte, und so viele andere Körperschaften und Personen, welche zu den ruheliebendsten und conservativsten Elementen im Staate gehören, in diesem Punkte Umsturztendenzen huldigen sollten? Man will nichts weiter als von der Herrschaft der Adelspartei frei werden, welche auf dem Landtage die ihr nicht genehmen Anträge nicht einmal zur Verhandlung zuläßt, und welche gerade die in der ganzen Geschichte Mecklenburgs erkennbare Partei ist, die „allen gesunden Fortschritt hindert und unmöglich macht".

Die Rede des Großherzogs, anfangs von Mund zu Munde sich verbreitend, ward demnächst in dem ministeriellen Organ, „Norddeutscher Correspondent" genannt, in der obigen authentischen Fassung veröffentlicht. Aus dem nach Mittheilung der Rede kurz abbrechenden Bericht dieses Blattes hätte man folgern sollen, daß der Großherzog sofort nach deren Beendigung die Deputation entlassen habe. Es verlautete aber nachträglich, daß dies keineswegs der Fall war, sondern daß der Bürgermeister Möller noch Gelegenheit zu einer Erwiderung fand, in welcher er muthig und würdevoll die Sache des Magistrats vertheidigte. Nach glaubwürdigen Nachrichten sprach er ungefähr folgende Worte: Zwar sei die Deputation nicht beauftragt, auf diese Willensmeinung sich zu erklären, da der Magistrat nicht gewußt habe, um was es sich handle. Indessen wolle er doch jetzt schon darauf aufmerksam machen, daß hier die Instruction eines Landtagsdeputirten zur Frage stehe, für deren Inhalt der Magistrat nur Gott und seinem Gewissen verantwortlich sei. So vielen

Werth auch der Magistrat auf die gnädige Gesinnung des Großherzogs lege, und so viele Beweise der Liebe und Anhänglichkeit an seine Person und sein Haus auch Magistrat und Bürgerschaft der Residenz dem Großherzog gegeben haben, so dürfe doch nicht verkannt werden, daß der Magistrat auch Pflichten gegen das Land habe, die er gerade in jetziger Zeit zu üben sich berufen fühlen müsse. Daß Mecklenburg in seiner Entwickelung nicht voranschreite und die in ihm wirkenden berechtigten Interessen ihre Anerkennung im Staatsleben nicht fänden, das dürfe nicht außer Acht gelassen werden, und ebenso wenig könne man sich verhehlen, daß die jetzige Verfassung gerade der Hemmschuh jeder gedeihlichen Entwickelung sei. Dieser durch weite Kreise gehenden Anschauung habe der Magistrat durch seinen Beschluß Ausdruck gegeben, und es sei dringend zu wünschen, daß die Lage der mecklenburgischen Verfassung bald eine solche werde, daß alle berechtigten Interessen des Volkslebens zu ihrer Geltung kämen.

Der Großherzog erwiderte, daß der Magistrat nun seine Meinung kenne, und entließ darauf die Deputirten, welche beim Weggehen noch den Adjutanten um Vermittlung einer Abschrift der großherzoglichen Rede ersuchten, die ihnen auch zugesichert und demnächst zugestellt ward. Der Magistrat beschloß nun, dem durch die Veröffentlichung im „Norddeutschen Correspondenten" noch verstärkten Ausdruck großherzoglicher Mißbilligung gegenüber sein Verhalten in der Verfassungsangelegenheit mittelst einer Denkschrift zu rechtfertigen. Als aber eine Deputation des Magistrats bei dem Großherzog angemeldet ward, welche ihm jene Rechtfertigungsschrift überreichen sollte, erfolgte durch Adjutanturschreiben die Antwort, daß der Großherzog es ablehnen müsse, in dieser Angelegenheit etwas Weiteres, sei es Mündliches oder Schriftliches, vom Magistrat entgegenzunehmen. Damit war denn dem Magistrat der Weg der Rechtfertigung auch nach außen abgeschnitten, wenn es ihm nicht gelingen sollte, einen loyalen Anlaß aufzufinden, um die für den Großherzog bestimmt gewesene Schrift an die Oeffentlichkeit zu bringen.

Während so auf dem Landtage durch das Landtagsdirectorium und gleichzeitig außerhalb Landtags durch die Allerhöchste Mißbilligungsrede Alles geschah, was möglich war, um den Bestrebungen für die Wiedereinführung des Staatsgrundgesetzes jede Aussicht auf Erfolg zu benehmen, schien es, als wenn auf Seiten der feudalen Partei die Erinnerung an die Ereignisse, Verheißungen und Beschlüsse des Jahres 1848 bis auf die letzte Spur erloschen sei oder wenigstens durch kühnes Ignoriren ertödtet werden sollte. Ein auffallendes Beispiel dieser geschichtsfeindlichen Praxis lieferte der Senior der Ritterschaft, Herr v. Laffert auf Lehsen. Als ältester anwesender Ritter kam derselbe in den Fall, Namens der Stände an die beiden schon erwähnten Landräthe v. Maltzan und v. Rieben, deren 25jähriges Landrathsjubiläum in die Land-

tageszeit fiel, eine beglückwünschende Anrede zu richten. Bisher nur als Agitator gegen die Rostocker Correspondentrheder bekannt, welche er in einer Druckschrift wegen „heilloser Mißbräuche“ denuncirte und durch Anträge auf Landtagen unter die Curatel einer Staatsbehörde zu bringen suchte, bewegte er sich jetzt auf dem ihm ungewohnten politischen Gebiet und erlaubte sich dabei, den beiden alten Herren nachstehende Anerkennungsphrase anzuheften: „Sie haben in guten und in bösen Tagen an unserer ganz vortrefflichen, über alles Lob erhabenen Verfassung unverbrüchlich festgehalten.“ Mit dem unverbrüchlichen Festhalten in „guten Tagen“ hatte es allerdings seine Richtigkeit. Aber als die „bösen Tage“ des Jahres 1848 kamen, da machten es die beiden Herren Landräthe gerade so wie alle andern Mitglieder der Ritterschaft und wirkten willig zu dem Beschlusse der Stände mit, ihre bisherigen landständschaftlichen Rechte zu der Folge aufzugeben, daß künftig nur gewählte Repräsentanten die Landesvertretung bilden sollten. Der eine von ihnen, der Landrath v. Rieben, nahm später sogar ein Mandat als Abgeordneter an, um in der mecklenburgischen constituirenden Versammlung an der Vereinbarung wegen eines constitutionellen Staatsgrundgesetzes mitzuarbeiten. Der andere, der Landrath v. Maltzan, veröffentlichte um dieselbe Zeit eine Beurtheilung des im Auftrage des Großherzogs der Abgeordnetenversammlung vorgelegten Verfassungsentwurfs und erklärte es darin für seine Pflicht, sich gleich anfangs für diesen Entwurf, von welchem das später vereinbarte Staatsgrundgesetz nicht wesentlich verschieden ist, auszusprechen, und für diese seine Ansicht unter den Gleichgesinnten zu wirken.

Wer wollte den Beiden aus diesem Verhalten einen Vorwurf machen? Aber auf das ihnen vom Herrn v. Laffert ertheilte Lob des unverbrüchlichen Festhaltens an der alten Landesverfassung haben sie damit für immer verzichtet, und den Anspruch auf ein solches Lob können sie auch nicht dadurch wiedergewinnen, daß sie jetzt sogar schon die bloße Verhandlung über eine Verfassungsänderung für verfassungswidrig und daher unstatthaft ausgeben.

Die Handelsvertragsagitation in Schwaben.

Es war ein richtiger Gedanke, der die schwäbische Fortschrittspartei bestimmte, den deutsch-französischen Handelsvertrag nicht unter die Gegenstände der Landesversammlung zu Eßlingen aufzunehmen. Zwar die Rücksicht auf die

„Einheit der Partei", die gleichwohl in die Brüche ging, wäre kein begründetes Motiv gewesen. Allein bei der Wichtigkeit der politischen Fragen, die dort zum Austrag kamen, wäre jener Angelegenheit nicht ihr volles Recht geworden, sie hätte nur nebenbei behandelt werden können, sie wäre zudem vor einem Publicum verhandelt worden, das schwerlich das nöthige Verständniß und die Competenz eines sachlichen Urtheils hatte. Wie auch das Votum ausfiel, es wäre mit Recht das Gewicht einer Entscheidung in Frage gezogen worden, die unter diesen Umständen wesentlich aus politischen Gründen erfolgt wäre. Ganz anders, wenn diejenigen Kreise, die vorzugsweise zu einem Urtheil befähigt und verpflichtet waren, endlich aus ihrer zuwartenden Stellung heraustraten, um durch eine unzweideutige Kundgebung das Versäumniß wieder gut zu machen, das allzulange die Regierung in ihrem einseitigen Vorgehen bestärkt hatte. Nachdem der Notenwechsel zwischen Stuttgart und Berlin vorläufig abgeschlossen war und seine Veröffentlichung ein helles Licht auf die gegenwärtige Lage geworfen hatte, durfte man nicht länger zögern, eine allgemeine Versammlung zu veranstalten, welche die geeigneten Mittel berathen sollte, um „unsere Regierung über die wahre Stimmung des Landes aufzuklären und dieselbe zu veranlassen, die geeigneten Schritte für die Sicherheit und Fortdauer des Zollvereins zu thun."

Aber kamen nicht diese Anstrengungen jetzt zu spät, nachdem die Regierung mit ihren Bundesgenossen die unbedingte Ablehnung des Handelsvertrags ausgesprochen? Allerdings diese Schritte waren nicht mehr rückgängig zu machen; allein eine Agitation für den Vertrag war überhaupt erst möglich in dem jetzigen Stadium der ganzen Frage. So wie die Dinge in Schwaben lagen, war eine nachhaltige Opposition erst denkbar, nachdem es sich nicht mehr um den Handelsvertrag, sondern um die Existenz des Zollvereins handelte. So lange die Frage war: Annahme oder Ablehnung des Vertrags, abgesehen von den Folgen, welche sich an die Entscheidung knüpften, blieb die Stimmung eine dem Vertrag im Allgemeinen entschieden ungünstige. Man suchte, mißtrauisch gemacht durch die ersten Schmerzensschreie, mit Absicht nur nach solchen Positionen, durch welche die Interessen des Landes etwa könnten verletzt werden. Die Bedenken überwogen weit. Von den eingeholten Gutachten hatte zwar, wenn wir recht wissen, kein einziges sich für unbedingte Ablehnung erklärt, aber jedes hatte erhebliche Ausstellungen gemacht. Auch wo man den Vertrag im Allgemeinen als einen nothwendigen und heilsamen Fortschritt betrachtete, wurde der Vorbehalt zahlreicher Abänderungen gemacht. Unbedingte Lobredner gab es keine. Die Zahl derjenigen war klein, welche von Anfang an die principielle Bedeutung des Vertrags für den Zollverein erkannten. Der Versuch einer Agitation in dem damaligen Stadium hätte nothwendig scheitern müssen.

Allein sobald die brüske Entscheidung der süddeutschen Regierungen erfolgt

war, trat die heilsame Wendung ein. Die Alternative war jetzt nicht mehr: Annahme oder Ablehnung des Vertrags, sondern Erhaltung oder Auflösung des Zollverbandes. Eine Gefahr, die Alle unmittelbar berührte, lag jetzt offen vor Augen. Es kam nicht mehr darauf an, zu untersuchen, ob diese oder jene Bestimmungen bedenklich seien, sondern es fragte sich, ob die einzelnen Punkte, die man anders gewünscht hätte, einen Entschluß rechtfertigen konnten, der eine segensreiche Verbindung vernichten und die materiellen Interessen des Landes einer unberechenbaren Krisis aussetzen mußte. Jetzt erst war der Boden für eine Agitation vorhanden, deren Kern Allen verständlich war. So sehr hatte sich die Sachlage geändert, daß man sagen kann, alle jene Gutachten, die damals von den Handelsvereinen und gewerblichen Corporationen eingeholt worden, seien jetzt zum guten Theile antiquirt; denn sie hatten sich eben nur die Prüfung des Vertrags als solchen zum Zweck gesetzt. Sie hatten dabei zwar einstimmig sich für die Erhaltung des Zollvereins ausgesprochen, aber dieser Gesichtspunkt erschien damals noch nicht als der dominirende, die Gefahr war noch nicht eine brennende. Es ist keine Frage, daß manche dieser Gutachten heute die Nothwendigkeit für Würtemberg, am Zollverein um jeden Preis festzuhalten, ganz anders betonen würden.

Von hier aus ward nun auch der Umstand, daß die Regierung ohne Zustimmung der Stände vorangegangen war, ganz anders beurtheilt, als zuvor. Man hatte früher — und mit Recht — der Regierung ihre einseitige Entscheidung zum Vorwurf gemacht. Formell war sie allerdings berechtigt, dem Vertrag ihre Zustimmung zu versagen. Allein schwerlich handelte sie im constitutionellen Geiste. Denn die Folge der definitiven Verwerfung des Vertrags ist nicht die einfache Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes, sondern die Nothwendigkeit, nach Sprengung des Zollvereins sich nach neuen Zollverbindungen umzusehen, und hierzu ist die Regierung verfassungsmäßig an die Einwilligung der Stände gebunden. Diese neue Zollverbindung ist aber, sobald jener Fall eintritt, mit Nothwendigkeit gegeben, und das Zustimmungsrecht der Stände deswegen rein illusorisch gemacht, wenn ihnen blos die Möglichkeit eingeräumt wird, die Folge zu acceptiren, nicht auch, sie abzuwenden.

Dennoch muß es jetzt als ein besonders günstiger Umstand erscheinen, daß damals die Kammer noch nicht gehört wurde. Unter dem Druck der damaligen Stimmung hätte sie in ihrer weit überwiegenden Mehrheit der Politik der Regierung zugestimmt. Schon die Wahl der volkswirthschaftlichen Commission bewies dies. Nun aber hat sich die Kammer noch durch kein Votum gebunden. Jetzt würde auch sie vor Allem die Eventualität eines Bruchs des Zollvereins ins Auge zu fassen haben, und so darf ihr Votum wenigstens immerhin als zweifelhaft betrachtet werden. Die Hauptsache ist, daß die Schuld für die gegenwärtige Lage allein auf der Regierung liegt.

Allein war denn der Vertrag wirklich ein so großes Unheil für das Land, daß man es nur, um ein noch schwereres Unheil abzuwenden, über sich nehmen konnte? Rechtfertigte eine eingehende Prüfung der einzelnen Bestimmungen wie des Vertrags als Ganzen jene Unglücksprophezeihungen, mit denen man gleich im Anfang das Urtheil einzuschüchtern versuchte? Auch in dieser Beziehung hatten Viele inzwischen unbefangener urtheilen gelernt, zumal da die Meinung im ganzen übrigen Zollverein so ganz verschieden lautete von derjenigen in Würtemberg und Bayern. Dieser Stimmung einen öffentlichen Ausdruck zu geben und sie dadurch zu befestigen, war der Hauptzweck der Versammlung, die auf den 3. Jan. nach Stuttgart ausgeschrieben wurde. Unter der drohenden Perspective eines Zollvereinsbruchs durfte man hoffen, daß eine umsichtigere Würdigung des Handelsvertrags und seiner unläugbaren Vorzüge endlich auch in weiteren Kreisen Platz greifen werde.

Die Einladung ging aus von Pfeifer, dem Director der Stuttgarter Lebensversicherungsgesellschaft, der früher in der Kammer ein namhaftes Mitglied der Opposition gewesen war, und von dem Kaufmann G. Müller, demselben, der aus Anlaß des Handelsvertrags, der ihn gegenüber der Stuttgarter Handelskammer in die Minorität brachte, die Vorstandsstelle derselben niederlegte und kurz darauf auf dem Handelstag in München in den Ausschuß gewählt wurde. Außerdem aber zählte die Einladung eine Reihe von Namen, welche größtentheils einen guten Klang in der Handels- und Gewerbswelt hatten. Es war das erste öffentliche Zeichen, daß zahlreiche Freunde des Vertrags im Lande verbreitet und zu gemeinsamem Handeln entschlossen waren.

Schon dies war ein Erfolg, der das gegnerische Lager bestürzt machte. Was sollte geschehen? sollte man in Masse die Versammlung beschicken und den Versuch machen, sie zu majorisiren und damit die Niederlage zu rächen, welche Herr v. Kerstorf auf der in schutzzöllnerischem Sinn intendirten Versammlung zu Frankfurt erlitten hatte? Aber das Mittel war zweifelhaft, und eine offene Discussion der beiden entgegenstehenden Ansichten gefährlich. Oder sollte man eine Gegenversammlung halten? Aber auch dies war bedenklich und jedenfalls bedurfte es dazu Zeit. So blieb denn für den Augenblick nichts übrig, als der Versuch, durch Appellation an die gewöhnlichen Schutzzollsympathien von der Versammlung abzumahnen und mit der Waffe möglichst zahlreicher Namensunterschriften den schwankenden Gemüthern, deren wohl die Mehrzahl war, zu imponiren. Die Erklärung, die zu diesem Zweck aufgesetzt wurde, ging davon aus, daß die Drohung mit Auflösung des Zollvereins gar nicht ernstlich gemeint und Preußen selbst am meisten bei dessen Erhaltung interessirt sei, billigte das Vorgehen der Regierung, polemisirte gegen die Freihandelstheorie, hob das nationale Interesse am Schutzzoll hervor und forderte schließlich alle Gleichgesinnten auf, die Versammlung nicht zu besuchen. So rasch wurde die Gegen-

agitation eingeleitet, daß in wenigen Tagen Hunderte von Unterschriften zu dieser Erklärung veröffentlicht werden konnten, ein Beweis, wie wohlorganisirt die Gegner waren, und über welche Mittel sie geboten.

Ein besonders geschickter Zug war es, daß sich die Führer der östreichischen Partei dabei geflissentlich im Hintergrunde hielten. Man war seit der Versammlung zu Eßlingen um eine Erfahrung reicher. Gewisse Namen an der Spitze hätten von Anfang an die Agitation discreditirt. Die politische Tendenz hätte gar zu offen durchgeschienen, und daß man damit kein Capital mehr machen kann, hatte eben jene Versammlung deutlich eingeschärft. Somit fiel es zwei Männern, die in politischer Beziehung einen makellosen Namen haben, zwei anerkannt liberalen Wortführern, den Fabrikanten Ammermüller und Deffner zu, die Agitation zu leiten. Man war sicher, durch Moriz Mohl, der überhaupt in den letzten Jahren einen von der östreichischen Partei in die Demokratie eingetriebenen Keil bildet, den nöthigen Einfluß zu behalten. Mohl fehlte denn auch nicht bei den Vorberathungen. An einer Stelle, die sich gegen den Handelsvertrag erklärt, fand sich die ausdrückliche Clausel: „wie er vorliegt". Dies war schwerlich in Mohls Sinn, aber Viele hatten die Clausel zur Bedingung ihrer Unterschrift gemacht. Man begreift, welche Abschwächung darin in den Augen eines Mannes liegen mußte, der überhaupt gegen die bloße Idee eines Zollvertrags mit Frankreich sich empört. Aber auch an sich darf diese Clausel nicht übersehen werden, um die Bedeutung eines Theils der Unterschriften richtig zu würdigen.

Mohl hatte nicht unterzeichnet, ebensowenig — aus den angegebenen Gründen — die Herrn vom Reformverein; die Mitglieder des oberschwäbischen katholisch-großdeutschen Vereins hatte man sich ausdrücklich verbeten. Nach anderer Seite war man jedoch weniger wählerisch gewesen. Zwar fehlte es durchaus nicht an sehr respectablen Namen und Firmen, ja man wird anerkennen müssen, daß die Mehrzahl der großen Industrie, namentlich die ganze Baumwollspinnerei auf dieser Seite stand. Aber andrerseits wollte man zugleich durch die Menge Eindruck machen, es ward eine Art suffrage universel organisirt, und aus den Städten und Städtchen des Landes Hunderte von Unterschriften aufgenommen, deren Gewicht höchst zweifelhaft war. So ließ man über hundert Weingärtner der Stadt Stuttgart unterzeichnen, was allerdings gleich ein gutes Stück gab. Daß man aus einem kleinem Städtchen, dessen Gewerbverein sich überdies für den Vertrag ausgesprochen hatte, 165 Unterschriften aufzuweisen hatte, bewies, in welche Regionen die Colporteure sich an manchen Orten verirrten.

Gleichzeitig mit dieser Gegenagitation wurde nun in der Presse ein großartiger Sturm gegen den Handelsvertrag organisirt, speciell gegen die projectirte Versammlung gerichtet. Denn eine Zeit lang war die Polemik sehr

gelassen geführt worden. Auch in dieser Beziehung suchte man durch die Masse — der eingesandten Artikel zu wirken. Bald wurde der diplomatische Schleier ein wenig gelüftet und aus Depeschenauszügen gezeigt, wie unredlich Preußen an seinen Bundesgenossen gehandelt, bald wurden die Gefahren heraufbeschworen, die aus dem Vertrag für Würtembergs Industrie und landwirthschaftliche Production erwüchsen, bald endlich das dringende Interesse nachgewiesen, das Preußen für sich selbst am Zollverein habe, und das ihm verbiete, mit seiner Drohung Ernst zu machen. Die Witzigen setzten hinzu: „Bange machen gilt nicht". Die Freunde des Vertrags wehrten sich tapfer. Da die Fehde zum Theil zwischen politischen Gesinnungsgenossen geführt wurde, war sie doppelt erbittert. Das Organ der Opposition, das bisher geschwankt hatte, ging eben in dieser Zeit völlig in das Lager der Vertragsfreunde über. Dennoch war angesichts jener rührigen, fast betäubenden Agitation Grund vorhanden, mit einiger Besorgniß dem Ausfall der Versammlung vom 3. Januar entgegenzusehen.

Diese Besorgnisse sollten sich nicht erfüllen. Die Versammlung fiel, sowohl was Zahl und Bedeutung der Anwesenden als was den Geist der Berathung betrifft, über Erwarten günstig aus. Es war ähnlich wie in Eßlingen. Waren dort die Anhänger der Nationalpartei selbst überrascht, sich in so weit überwiegender, geschlossener Majorität zu finden, so schienen auch hier die Anwesenden überrascht, daß sich in dem schutzzöllnerischen Schwaben eine so ansehnliche stille Gemeinde für die Annahme des Vertrags gebildet hatte. Alle Theile des Landes waren vertreten, am schwächsten verhältnißmäßig die Stadt Stuttgart, am stärksten der Schwarzwald, der für seine bedeutende Ausfuhr von Holz und Vieh ein besonderes Interesse an der Erhaltung des Zollvereins hat. Viele waren im ausdrücklichen Auftrag der gewerblichen Vereine erschienen. Die Industrie und der Handel waren in den verschiedensten Zweigen repräsentirt. Einen politischen Charakter trug die Versammlung nicht, wie auch in den Verhandlungen der sachliche Charakter durchaus gewahrt blieb. Daß eine Anzahl Abgeordneter Theil nahm, konnte nicht überraschen. Das Finanzministerium bewies sein Interesse an der Versammlung durch die Absendung desjenigen Beamten, der das Referat über den Vertrag geführt und an den Münchener Conferenzen Theil genommen hatte.

Das Nähere der Debatte ist aus den Tagesblättern bekannt. Es wurden theils die einzelnen Vertragsbestimmungen, theils die Eventualität der Auflösung des Zollvereins eingehend besprochen. In ersterer Beziehung zeigte der Vortrag G. Müllers, der das Hauptreferat übernommen hatte, daß diejenigen Bestimmungen, welche am lautesten den Wunsch nach Abänderung hervorgerufen, sich, sofern sie für Würtemberg von Bedeutung seien, auf eine sehr kleine Zahl reducirten, und daß auch diese keineswegs ein solches Gewicht hätten, daß ihretwegen sich die Gefährdung des Zollvereins rechtfertigen lasse. Niemand

widersprach ihm, als er den Schutz von zwei Thlr. pro Ctnr. für Baumwollgarne von dreißig aufwärts und den Schutz von zehn Thlr. für Tuch- und Wollengewebe für genügend erklärte, und dem Einwand, der aus der Einführung der Werthzölle für Baumwollgewebe hergeleitet wird, wenigstens damit die Spitze abbrach, daß die Ausfuhr die Einfuhr um zehn Procent übersteige. Nur daß die landwirthschaftliche Production im Vertrage ganz übergangen und keine ausdrückliche Stipulation eine Erhöhung der bisherigen französischen Zölle ausschließt, wurde als ein Mangel bezeichnet, welcher der Abhilfe bedürfe. Dagegen wurde mit Berufung auf das Gutachten der Centralstelle für Handel und Gewerbe eine ganze Reihe von Industriezweigen aufgeführt, die durch den Vertrag wesentlich gewinnen werden. Ein anderer Redner widerlegte noch insbesondere die Befürchtungen der würtembergischen Weinproducenten und die Bedenken gegen den vielfach mißbrauchten Artikel 31. So kamen alle für Würtemberg speciell belangreichen Positionen zur Sprache, allerdings nicht so eingehend, wie dies der Fall gewesen wäre, wenn eine stärkere Opposition sich eingefunden hätte. Allein gerade diese Einmüthigkeit bewies nur, wie sehr die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der schließlichen Annahme des Handelsvertrags schon in weiten Kreisen Wurzel gefaßt hat. Fast alle Redner erklärten einzelne Abänderungen für wünschenswerth. Aber — dies ist bezeichnend — Niemand wußte solche Abänderungen im Einzelnen namhaft zu machen, die als unerläßliche Bedingung der Annahme des Vertrags zu bezeichnen seien, und deren Verweigerung die Ablehnung desselben rechtfertige. Auch Staatsrath Goppelt, der das größte Gewicht auf die Erlangung solcher Abänderungen legte, enthielt sich eines detaillirten Nachweises, welche Bestimmungen abgeändert werden müßten.

Die Rede Goppelts, der im Märzministerium von 1848 Chef des Finanzdepartements war, bezeichnet einen in Würtemberg weit verbreiteten Standpunkt, der, wäre er früher mit Nachdruck geltend gemacht worden, vielleicht auf das Vorgehen der Regierung nicht ohne Einfluß gewesen wäre, jetzt aber, nachdem die Regierung die Brücke hinter sich abgebrochen hat, schwerlich mehr praktische Geltung hat. Auch jetzt noch, meinte Goppelt, wäre es möglich, einen Weg zu finden, auf welchem die Regierung von ihrer schroffen Haltung wieder umlenken könne, wie es auch der preußischen Regierung nur erwünscht sein könne, wenn ihr die Brücke zu einer Verständigung geschlagen werde. Gerade durch die jetzige Ablehnung besitze man eine Waffe, die man nicht ohne Weiteres aus der Hand zu geben brauche. Schließlich müsse allerdings der Vertrag angenommen werden, mit oder ohne Abänderungen. Allein es könne Preußen nicht gleichgiltig sein, ob Würtemberg jetzt schon beitrete oder die Krisis des Zollvereins noch ins Ungewisse verlängere. Würde also Würtemberg jetzt schon seine Geneigtheit aussprechen, den Vertrag im Princip an-

unehmen, würde es zugleich sich bereit erklären, zu einer Reform der Zollvereinsverfassung die Hand zu bieten, so werde dies Angebot ohne Zweifel Preußen dazu bestimmen, seinerseits den Wünschen auf Abänderungen im Einzelnen entgegenzukommen.

Wie gesagt, heute kann dieser Ausweg keine praktische Bedeutung mehr haben. Gerade Würtemberg hat jede Möglichkeit der gegenseitigen Annäherung wie mit Absicht, abgeschnitten. Sind überhaupt noch Abänderungen zu erlangen, so kann jedenfalls Würtemberg keine Initiative dazu ergreifen. Das Erste, was es thun müßte, wäre doch nur die Annahme der Grundlagen des Vertrags, ein Zurückgehen auf den Standpunkt, auf welchem man seiner Zeit Preußen die Vollmacht zum Abschluß eines Vertrags ertheilt, ein Aufgeben der chimärischen östreichischen Vorschläge: mit einem Wort, es wäre ein guter Wille nöthig, und dies ist eben dasjenige, was man in gewissen Kreisen am wenigsten suchen darf. Selbst daß man dort ein Interesse an der Erhaltung des Zollvereins habe, wird trotz der Betheuerungen des Herrn v. Hügel neuerdings bestimmt in Zweifel gezogen.

So bleibt denn auch von jener vermittelnden Auffassung nur der praktische Kern zurück: daß der Handelsvertrag anzunehmen ist, weil seine Ablehnung gleichbedeutend wäre mit der Auflösung des Zollvereins. Denn darüber herrschte in der Versammlung keine Meinungsverschiedenheit, daß es Preußen Ernst sei und Ernst sein müsse mit der Durchführung des Vertrags, und daß, nachdem Preußen bereits die entschiedene Mehrheit der Zollvereinsbevölkerung für sich habe, der Minderheit nichts übrig bliebe, als der Mehrheit sich zu fügen. Von einer Isolirung Würtembergs — analog der Schweiz — wagte nur ein Redner, von einem Zollbündniß mit Oestreich gar keiner zu reden. In der That sind die Interessen des Landes nach allen Beziehungen so eng und unauflöslich mit dem Zollverein verknüpft, daß eine Zerreißung dieses Bandes von Freunden und Gegnern des Vertrags für gleich undenkbar gehalten wird. Die Gegner erkennen nur die richtige Fragstellung noch nicht an, sie läugnen die Gefahr, sie läugnen, daß Preußen es aufs Aeußerste ankommen lassen werde. Allein je näher die Kündigungsfrist rückt, um so hinfälliger werden die Stützen für die Gegner des Vertrags, um so mehr wird die Losung: Erhaltung des Zollvereins, auch um den Preis des Handelsvertrags — die allgemeine werden. Jetzt hat die Agitation erst begonnen, aber jeder Tag, der die Krisis verlängert, verstärkt das Gewicht ihrer Gründe, und es kann kein Zweifel sein, daß das Interesse des Landes schließlich über den Eigenwillen der Regierung den Sieg davon tragen werde, in welcher selbst bekanntlich nur eine Partei die rücksichtslosen Schritte gegen Preußen durchgesetzt hat.

γ.

Die östreichische Artillerie.

1.

„Die Oestreicher sind uns weit zuvorgekommen, wir werden zu thun haben, sie einzuholen, wenn ihr Fußvolk mit der Artillerie und der Reiterei gleichen Schritt hält; ich wollte, es hätte sich auch bei mir ein Liechtenstein gefunden!" So soll Friedrich der Große kurz vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges sich geäußert haben. Und er hatte Recht!

Von Napoleon dem Ersten aber wird erzählt, daß er erklärt habe: „wer die französische Infanterie, die russische Cavallerie und die östreichische Artillerie besäße, könnte die ganze Welt erobern." Gegenwärtig würden indeß die Urtheile dieser beiden großen Feldherrn kaum so günstig lauten.

Die östreichische Artillerie, ein aus den Geschützcontingenten der verschiedenen Provinzen und den kläglichen Zuflüssen des römischen Reiches bunt genug zusammengestoppeltes Wesen, während der kraftlosen Regierung Karls des Sechsten noch mehr herabgekommen, befand sich bei dem Regierungsantritte Maria Theresias in einem Zustande, welcher um Weniges besser als jener zur Zeit des Herzogs von Friedland sein mochte.

Aber die geniale Kaiserin, welche nur in der Wahl ihrer Feldherren nicht glücklich war, aber für die Leitung der Politik einen Kaunitz und für die übrigen Zweige der Staatsverwaltung die gediegensten Kräfte zu finden wußte, wählte auch für ihre Artillerie in dem Fürsten Wenzel Liechtenstein den passendsten Mann. Er war der Reorganisator, oder besser gesagt, der Schöpfer der östreichischen Artillerie; denn vor ihm hatte eine solche eigentlich gar nicht existirt. Es ist fast unglaublich, was er während seiner achtzehnjährigen Amtsthätigkeit (von 1754—1772) leistete, und das Denkmal, welches die Kaiserin dem Fürsten in dem Waffensaale des Wiener Zeughauses setzen ließ, zeigte, daß die Monarchin den Werth dieses Mannes auch nach seinem Tode anerkannte. Zu jener Zeit kam es nur selten vor, daß Souveräne ihren Unterthanen Denkmale setzten!

Der bekannte preußische Artilleriegeneral und Militärschriftsteller v. Decker sagt: „Liechtenstein, welcher seiner Zeit um mindestens ein halbes Jahrhundert vorangeeilt war, machte die östreichische Artillerie zur ersten in Europa."

Liechtensteins Nachfolger, der Feldmarschall Fürst Kinsky bekleidete den Posten eines Artilleriedirectors durch kein volles Jahrzehnt und hatte mit der Durchführung der von Liechtenstein hinterlassenen Entwürfe vollauf zu thun. Er vollendete nur das Werk, welches jener entworfen und auch bereits zum größten Theile ausgeführt hatte.

Ihm folgte der Graf Colloredo-Walsee, welcher durch volle achtunddreißig Jahre dem östreichischen Artilleriewesen vorstand und sich des Vertrauens dreier Monarchen in gleichem Grade, wie einst Liechtenstein, erfreute. Im Anfange führte er einige wesentliche Verbesserungen des todten Materials seiner Waffe ein, wodurch das bestehende System in seinen Grundzügen nicht verändert, wohl aber im Detail vervollkommnet wurde. Dabei blieb es aber auch, und in der Folgezeit widersetzte sich Colloredo mit der größten Beharrlichkeit allen Neuerungen, besonders wenn solche vom Auslande stammten, mochte ihr Nutzen auch noch so augenscheinlich sein*).

Größere und folgenreichere Aufmerksamkeit wendete er dagegen der Artillerie als Truppe zu, und so wie Liechtenstein die östreichische Artillerie in Bezug auf das Material gehoben hatte, so that Colloredo in Bezug auf das Personal mindestens das Gleiche. Selten hat wohl eine Truppe von gleicher Trefflichkeit existirt, als das von Colloredo nach und nach auf fünf Regimenter, ein Bombardier- und ein Feuerwerks- oder Raketeurcorps vermehrte östreichische Artilleriecorps. Das System konnte immerhin zurückbleiben, die Construction der Laffeten und die taktische Beweglichkeit der Batterien mochte den Anforderungen der Zeit nicht mehr ganz entsprechen, aber die Tapferkeit und Geschicklichkeit der Mannschaft glich diese Mängel aus, und so lange die nach Colloredos Grundsätzen geschulten Artilleristen bei den Liechtensteinischen Geschützen standen, war ein Herabsinken von der früher erreichten hohen Stufe bei der östreichischen Artillerie nicht so bald zu besorgen.

Und in der That bewährte die östreichische Artillerie während der nun folgenden Kriege ihren alten Ruf und erwies sich der Artillerie der feindlichen Heere vollkommen ebenbürtig — ja bei den meisten Gelegenheiten überlegen. Die technischen Fortschritte, welche die Artillerien anderer Staaten machten, waren während dieser Epoche verhältnißmäßig gering, daher das durch die höhere Ausbildung der Truppe hervorgebrachte Uebergewicht um so bedeutender in die Wagschale fiel. Diese Ueberlegenheit wurde auch allgemein anerkannt, und es fand z. B. die Nachricht von der Erstürmung der Brücken bei Lodi und Arcole nur schwer Glauben, da man es für undenkbar hielt, daß die Franzosen unter dem Feuer der „ausgezeichneten östreichischen Artillerie“ nur an die Unternehmung eines solchen Wagestückes denken konnten.

*) Ein in Wien ansässiger ehemaliger sächsischer Artillerist schlug dem Artilleriedirector einst eine nicht unwesentliche technische Verbesserung an einer Laffetengattung vor. Colloredo durchlas den ihm überreichten Entwurf und — zerriß denselben. Durch einen seiner Adjutanten aber ließ er den Mann zum Eintritte in die östreichische Artillerie bewegen, ernannte ihn auf der Stelle zum Oberfeuerwerker und ließ sich ihn vorstellen. „Er soll eine Erfindung gemacht haben,“ sagte er zu ihm, „reiche Er die Sache ein!“ Und das Project wurde jetzt, da es von einem östreichischen Artilleristen herrührte, angenommen.

Colloredo hegte und pflegte die ihm unterstehende Truppe mit wahrhaft väterlicher Liebe. Durch den hohen Gehalt seiner militärischen Würden, die Revenuen seiner bedeutenden Besitzungen und vor Allem durch den Genuß seiner Pfründen als Großkomthur des Malteserordens im Besitze eines immensen Einkommens, verwendete er dasselbe zum größten Theile für seine Artilleristen. Er erhöhte aus eigenen Mitteln die Löhnung der Unterkanoniere (Gemeinen), schaffte goldene Tressen für die Hüte der Unteroffiziere und Bombardiere an und testirte, damit diese Beneficien seinen Lieblingen auch für die Zukunft erhalten bleiben möchten, einen großen Theil seines Vermögens der Artillerie. Auch sonst war er sehr freigebig, unterstützte seine Offiziere und belohnte besonders hervorragende Leistungen mit reichlichen Geschenken. Ob, schon er bei den Beförderungen das System der Anciennetät aufgestellt hatte und hiervon nur höchst selten abwich, wußte er doch besonders befähigte Köpfe herauszufinden und ihren Verdiensten Geltung zu verschaffen. Vega, Smola, Häring und Unterberger gelangten erst unter ihm und durch ihn zu Namen und Stellung. Obgleich einer der ältesten Adelsfamilien Oestreichs angehörend und für seine Person in mancher Hinsicht ein Aristokrat vom reinsten Wasser, zog er doch, wenn es sich um seine Artillerie handelte, das bürgerliche Element unbedingt vor und gewährte höheren Adeligen, wenn er auch nicht geradezu ihren Eintritt verbat, auch nicht die mindeste Begünstigung. Bemerkenswerth ist auch, daß er in Hinsicht der Nationalität nur das deutsche und slawische Element duldete, letzterem aber noch den Vorzug gab. Von den Ungarn und Italienern wollte er nichts wissen. „Die taugen zu den Husaren oder zu den Jägern," sagte er, „aber niemals wird man gute Kanoniere, wie ich sie haben will, aus ihnen machen. Es fehlt ihnen das kalte Blut, die Ausdauer, der unbedingte Gehorsam und — die Lust zum Lernen. Zwei Sprachen kann einer leicht erlernen, und wenn der Lieutenant auch nicht Böhmisch versteht, so kann es gewiß die Hälfte seiner Korporale. Was sollte aber geschehen, wenn wir auch noch Ungarn, Italiener, Wallachen und Zigeuner bekämen. Und wenn ich auch diese Leute in besondere Compagnien zusammenstellen wollte, wer würde mir den Artillerieunterricht, Batteriebau und alle andern Vorschriften in alle diese Sprachen übersetzen?" Wie richtig waren diese Ansichten, und wie weit ist man in der Neuzeit davon abgewichen!

Der noch jetzt lebende Erzherzog Ludwig wurde nach Colloredos Tode Artilleriedirector. Besaß er auch nicht entfernt das Genie oder die gründliche artilleristische Kenntniß seiner Vorgänger, so brachten doch seine Leutseligkeit und der Umstand, daß ein kaiserlicher Prinz an der Spitze der Artillerie stand, der letzteren manchen Vortheil. Dem Bruder oder Oheim des Kaisers gegenüber erlaubten sich der Hofkriegsrath und die Finanzbehörden weit geringere Einmengungen, als ein gewöhnlicher General erfahren haben würde. Er trug

auch aus seinen eigenen Mitteln Vieles zum Besten der Artillerie bei, und das Verhältniß gestaltete sich noch günstiger, als er zum Mitregenten des Kaisers Ferdinand — wenn auch nicht dem Namen nach — so doch factisch ernannt wurde. Von erfahrenen und mitunter sehr intelligenten Offizieren umgeben und deren Rath beachtend, wurde er vor Mißgriffen und schädlichen Neuerungen bewahrt. Leider aber wurde er durch diese, allem Altbergebrachten mit übergroßer Vorliebe huldigenden Männer auch von allen nützlichen Reformen zurückgehalten. Und so blieb ziemlich Alles bis zum Jahre 1848 beim Alten. Denn die etwas gefälligere Außenseite der Geschütze, einige unbedeutende Aenderungen an den Laffeten und bei der Erzeugung der Munition, und eine zweimalige Umgestaltung der Adjustirung der Artillerie können doch nicht in Betracht gezogen werden.

Die östreichische Artillerie stand also beim Beginn der Kämpfe des Jahres 1848 beinahe noch auf demselben Fuße, wie im Jahre 1815, ja vielleicht wie beim Anfange der französischen Revolutionskriege. Ihr Verhältniß gegenüber der Artillerie anderer Staaten aber war ein minder günstiges geworden. Denn die Letzteren hatten ihr Material bedeutend vermehrt und den Fortschritten der technischen Wissenschaften Rechnung getragen, was — wie erwähnt — in Oestreich nicht der Fall gewesen war. Und in Bezug auf das Personal lag bei der östreichischen Artillerie wenigstens darin ein bedeutender Nachtheil, daß alle Generale und die meisten Stabsoffiziere und Hauptleute lebensmüde, hinfällige Greise waren und daß auf die Möglichkeit einer rasch zu bewirkenden Erhöhung des Standes der Artillerie keine Vorsorge getroffen worden war. Es gab Infanterie-, aber keine Artillerie-Landwehren oder Reserven. Waren also die Mannschaften der im Frieden und Kriege gleich starken Regimenter verbraucht, so war kein Ersatz derselben vorhanden.

Es dürfte hier am Orte sein, eine kurze Skizze der Organisation, der dienstlichen und socialen Verhältnisse der östreichischen Artillerie zu jener Zeit zu geben, um so mehr, da diese Darstellung für einen Zeitraum von mehr als fünfzig Jahren — natürlich mit Ausnahme der wechselnden Zahl und Stärke der einzelnen Regimenter — anwendbar ist und nur dadurch die allmälige Entwicklung der gegenwärtigen Zustände begreiflich wird.

Die Zahl der Artillerieregimenter betrug, wie schon erwähnt, bei Colloredos Tode fünf und blieb bis zum Jahre 1854 ungeändert. Jedes Regiment bestand aus dem Stabe und aus achzehn Compagnien. Der Stand der Compagnien war für den Friedens- und Kriegsfuß mit 205 Köpfen normirt, doch konnten im Frieden 45 Mann mit zweijährigem Urlaub in die Heimat geschickt werden. Es war diese eigenthümliche Art der Beurlaubung eine der Artillerie zugestandene besondere Begünstigung. Der Mann wußte, daß er nur im Falle eines Krieges einberufen würde, konnte also eher sein Handwerk wieder auf-

nehmen und fand auch leichter eine gute Unterkunft, als der beurlaubte Soldat einer andern Truppe, welcher alljährlich zur Exercirzeit, oft aber noch früher nach der bloßen Laune seines Hauptmannes einberufen wurde.

Die Mannschaft der Artillerieregimenter war ausschließlich zur Bedienung der Geschütze und zur Verrichtung artilleristischer Arbeiten bestimmt, hatte aber mit der Bespannung nichts zu thun. Eine eigentliche reitende Artillerie existirte in Oestreich niemals, und die Feldbatterien wurden im Bedarfsfalle von dem einen abgesonderten Körper bildenden Militärfuhrwesen bespannt.

Indeß waren die Ansprüche, welche an die Geschicklichkeit der Artilleristen gestellt wurden, bedeutend höher, als bei jenen Armeen, bei welchen das sogenannte Batteriesystem eingeführt war. Der Kanonier mußte für alle Zweige des Artilleriedienstes gleich verwendbar sein. Da nun die Compagnien sehr stark waren, die Batterien aber nur aus sechs Geschützen bestanden, welche überdieß eine sehr schwache Bemannung erforderten, so war es ein leicht möglicher Fall, daß eine einzige Compagnie eine sogenannte Cavalleriebatterie und eine zwölfpfündige Batterie besetzen mußte, der Rest aber in eine Festung commandirt und heute in einem Laboratorium und bei dem Baue einer Schanze, morgen aber zur Bedienung einer Mörserbatterie oder bei einem Ausfalle zur Zerstörung der feindlichen Arbeiten verwendet wurde. Dazu kam noch, daß die Zahl der Chargen sehr gering war. So wurde eine Feldbatterie von einem Lieutenant befehligt, und in Festungen stand oft die Artillerie eines großen, mit vielen Geschützen armirten Werkes nur unter der Leitung eines Feuerwerkers oder Corporals. Der Artillerist mußte also sehr vielseitig ausgebildet sein und große Erfahrung und Selbständigkeit besitzen, um allen an ihn gestellten Anforderungen zu entsprechen. Daß dieses aber im Allgemeinen auch wirklich geschah, war eben nur bei der langen Dienstzeit der Mannschaft, bei der damaligen Einrichtung des Dienstes und bei der fast übertriebenen Strenge, mit welcher der Unterricht betrieben wurde, möglich.

Noch unter dem Generalissimus Erzherzog Karl war die Dienstzeit in dem östreichischen Heere auf vierzehn Jahre festgesetzt worden. Doch war der Soldat nach Beendigung dieser Dienstzeit noch bis zu seinem 38. Jahre zum Eintritte in die Landwehr verpflichtet. Da es keine Landwehrartillerie gab, so mußte der Artillerist bei einem Infanteriebataillon eintreten und zwar obendrein als Gemeiner, wenn er auch selbst den Grad eines Feuerwerkers bekleidet hatte! Daher zogen die Meisten, selbst wenn sie keine Aussicht auf Beförderung hatten, es vor, bis zum Aufhören der Landwehrpflichtigkeit bei der Artillerie zu verbleiben oder gleich nach Beendigung ihrer Liniendienstzeit sich als Stellvertreter auf weitere vierzehn Jahre anwerben zu lassen. Zudem aber existirte in der Artillerie noch eine lebenslängliche Capitulation. Gegen ein Handgeld von 45 Gulden opferte so mancher Leichtsinnige seine Zukunft und verpflichtete

sich für sein ganzes Leben dem Soldatendienste! Auch wurde den Unteroffizieren und selbst den Kanonieren die Heirathsbewilligung ziemlich häufig ertheilt, jedoch nur gegen die Verpflichtung einer freiwilligen Verlängerung der Dienstzeit. Die bei der damals fast in der ganzen Monarchie herrschenden Wohlfeilheit sehr ansehnliche Löhnung, der im Ganzen wenig anstrengende Dienst, die Hoffnung auf Beförderung oder auf ein sorgenfreies Greisenalter (durch Versetzung zu der später zu erwähnenden Garnisonsartillerie), der ganz vorzügliche — wenn auch etwas pedantische Corpsgeist und bei Vielen wohl auch die Ueberzeugung, nach einer so langen Militärdienstzeit zu keinem andern Berufe mehr tauglich zu sein, vermehrten noch die Zahl der ihre Dienstzeit Verlängernden, und so gab es bei keiner Truppe so viele Veteranen, als bei der Artillerie. Corporale und Kanoniere, welche dreißig Jahre und darüber dienten, waren bei jeder Compagnie zu finden, und die höheren Unteroffiziere und die meisten Offiziere mußten schon des überaus langsamen Avancements wegen eine namhafte Dienstzeit durchgemacht haben.

Gab eine so lange Dienstzeit hinlängliche Gelegenheit, die verschiedenen Zweige des Artilleriedienstes praktisch kennen zu lernen, so war man doch auch bemüht, selbst die gemeine Mannschaft durch unausgesetzten Unterricht theoretisch auszubilden, und der Artillerist war während seiner ganzen Dienstzeit mehr Schüler und Lehrer, als wirklicher Soldat.

Fünf Monate jedes Jahres wurden von dem Exerciren, den Schießübungen und den Schanzarbeiten in Anspruch genommen. Die Mannschaft wurde hierbei nach dem Grade der bereits erlangten Fertigkeit in drei Classen, „Vorzügliche, ältere Mannschaft und Rekruten“ eingetheilt. Erst nach einer dreijährigen Dienstzeit wurde der Mann, selbst wenn er bereits zum Kanonier vorgerückt war, nicht mehr zu den Rekruten gezählt. Zu den „Vorzüglichen“ aber gehörten nur wenige Glückliche. Dadurch wurde allerdings ein reger Eifer, aber auch Eigendünkel und Kastengeist erzeugt. Sowie in der ganzen Artillerie überhaupt das alte Zunftwesen der Büchsenmeister noch üppig fortblühte, so fand man auch hier in der untersten Sphäre Meister, Gesellen und Lehrjungen.

Weitaus den größten Theil des Jahres aber brachten die Artilleristen in den Schulen zu. Der Hauptgegenstand, welcher in den Compagnieschulen gelehrt wurde, war der sogenannte Artillerieunterricht. Derselbe enthielt die Kenntniß des Geschützes, die Anleitung zum Bau von Batterien, die Elementartaktik der Artillerie, sowie die Anfangsgründe der Geometrie und zerfiel in vier oder sechs Classen. Erst nach abgelegter befriedigender Prüfung wurde das Vorrücken in eine höhere Classe gestattet und das Aufrücken vom Unterkanonier zum Kanonier hing von dem Fortschritte in den Schulen ab. Tapferkeit und anderweitige Verdienste wurden nicht durch Beförderung, sondern durch Medaillen und Geldgeschenke belohnt. Uebrigens hatte der Grundsatz: „Nur derjenige

kann vorwärts kommen, welcher etwas gelernt hat" die besten Folgen. Die Artillerie stand darum bei dem Bürgerstande in besonderem Ansehen. Man wußte, daß nur dem Verdienste, wenn gleich dasselbe ziemlich einseitig war, der Weg zu einem zwar langsamen, aber sicheren Emporkommen offen stand. Auch sah man in der Artillerie die einzige Truppe, welche in allen ihren Schichten dem Bürger- und Bauerstande entstammte, da selbst die meisten Generale und Stabsoffiziere Bürgerliche waren. Dafür mied auch der Adel, zumal der höhere, die Artillerie. In dem ganzen Corps befanden sich jederzeit höchstens zwei bis drei Grafen, einige wenige Barone und mehre — gewöhnlich blutarme — niedere Adelige.

Es gab zwar auch in der Artillerie Cadetten, und die Zahl derselben war sehr groß, da Geburt und Vermögen bei ihrer Aufnahme nicht maßgebend waren; aber sie genossen auch nicht die mindeste Begünstigung, daher sie sich fast nur aus verunglückten Studenten und thatendurstigen Handlungscommis, Beamten- und Offizierssöhnen rekrutirten. Jene jungen Leute dieser Kategorie, welche nicht als Cadetten aufgenommen werden konnten, traten häufig freiwillig als einfache Unterkanoniere ein. Daher besaß die Artillerie in ihren Elementen weit mehr Intelligenz, als jede andere Truppe, und es hätte Großes erzielt werden können, wenn man diese Kräfte besser auszubilden und zu verwenden gesucht oder verstanden hätte. Manche dieser jungen Leute erlangten allerdings mit der Zeit eine höhere Stellung; aber ein großer Theil verunglückte, oft eines einzigen Jugendstreiches wegen, häufiger aber nicht durch eigene Schuld — sondern erdrückt von dem nach und nach eingerissenen Systeme der engherzigsten Pedanterie und eines verrotteten Zopfgeistes.

Denn kleinliche Formenhascherei und aberwitziges Schulmeisterthum hatten es endlich dahin gebracht, daß man nicht auf das Können, sondern nur auf das Lernen Rücksicht nahm, daher das wirkliche Talent, welches die ihm ertheilte Aufgabe spielend löste, oft schlechter fuhr als der Dummkopf, wenn dieser einen unermüdlichen, wiewohl ganz unfruchtbaren Fleiß an den Tag legte!

Außer dem Artillerieunterrichte wurde in den Compagnieschulen den ganz ungebildeten Leuten Unterricht in der deutschen Sprache, dem Lesen und Schreiben, dann in den vier Species, den Schülern der höhern Classen aber in den Anfangsgründen der Algebra, dem Linearzeichnen und der Militärstilistik ertheilt. Mochte es sich auch komisch ausnehmen, wenn man Leute in einem mitunter ziemlich vorgerückten Alter, die seither nur den Spaten, den Säbel und das Ladzeug zur Hand genommen hatten, mit Zirkel und Reißfeder hanthieren und sich mit dem Ausziehen der Quadratwurzel abmühen sah; so blieb doch bei dem beschränktesten Kopfe von dem ewigen Wiederholen etwas hängen, und so besaß denn selbst der gemeine östreichische Artillerist in der Regel eine

weit über seinen Stand gehende Bildung. Freilich erzeugte dieses nur zu oft einen maßlosen Eigendünkel, und die guten Leute hielten sich wirklich für ausgemachte Gelehrte, weil sie einige mathematische Formeln auswendig gelernt hatten und zur Noth die Eselsbrücke hinzeichnen konnten.

Doch hatte selbst dieser Dünkel sein Gutes, indem er Liebe zur Waffe und einen Corpsgeist erzeugte, wie solcher gegenwärtig nur selten zu finden sein dürfte. Hatte ein Kanonier irgend eine unehrenhafte oder gemeine Handlung begangen, so wurde er gewiß von seinen Kameraden schärfer als von seinen Vorgesetzten gezüchtigt, nicht weil er das Gesetz übertreten, sondern weil er seinen Kameraden Schande gemacht und sich nicht als „ein braver Kanonier" benommen hatte. Gröbere Vergehen kamen überhaupt nur selten vor, da jeder Kanonier, welcher eine entehrende Strafe erhalten hatte oder auch ein nicht zu besserndes moralisches Gebrechen besaß, so bald als möglich als Gemeiner zur Infanterie versetzt wurde.

Eigenthümlich war es auch, daß Juden nur ausnahmsweise zur Artillerie assentirt werden durften, man hielt sie für zu furchtsam und zu schwächlich. Ja diese Judenscheu ging sogar so weit, daß die Schildwachen an den Thoren der Artilleriekasernen noch vor wenigen Jahren den Auftrag erhielten: „Juden, Bettler und anderes verdächtiges Gesindel" nicht einzulassen.

In der Neuzeit ist man toleranter geworden: es befinden sich jetzt gerade bei der Artillerie verhältnißmäßig die meisten Israeliten, und dieselben rücken fast durchgängig sehr rasch zu Unteroffizieren vor.

Diejenigen Schüler der höchsten Classen der Compagnieschulen, welche sich hierzu meldeten und zu einer weiteren Ausbildung geeignet erschienen, wurden in die Regimentsschulen aufgenommen. Diese Letzteren bildeten einen zwei-, früher sogar einen dreijährigen Lehrcurs und wurden mit außerordentlicher Strenge geleitet. Hier war der Hauptgegenstand die Mathematik, von welcher die Arithmetik und Algebra, Geometrie, Trigonometrie und die Curvenlehre in sehr umfassender Weise tradirt wurden. Außerdem wurden der Artillerieunterricht, die Anfangsgründe der Befestigungskunst, Linear- und Planzeichnen, Militärstilistik und Kenntniß der verschiedenen Reglements und Dienstinstructionen vorgetragen, doch wurde auf diese zum Theil wichtigen Gegenstände wenig Gewicht gelegt, sondern vor Allem Fortschritte in den mathematischen Studien verlangt. Die Strenge, welche in diesen Schulen herrschte, war außerordentlich groß. Das geringste Vergehen oder eine einzige schlecht bestandene Prüfung zog die augenblickliche Entfernung des betreffenden Schülers nach sich, und diesem blieb nun in der Artillerie beinahe jeder Weg zum weiteren Fortkommen versperrt. War jedoch diese zweijährige — wahrhaft herbe Prüfungszeit überstanden, so wurden die minder vorzüglichen jungen und alle älteren Schüler zu Corporalen befördert, und damit war — wenigstens in den meisten Fällen — ihre mili-

tärische Laufbahn abgeschlossen. Denn für den Corporal in der östreichischen Artillerie war das bekannte: „Wer es erst zum Corporal hat gebracht ꝛc." vollkommen unanwendbar. Er mochte noch so geschickt, thätig und tapfer sein, ihm stand in der Regel höchstens die Beförderung zum Feldwebel vor Augen. Da aber jede Compagnie nur einen Feldwebel hatte und dieser seine verhältnißmäßig einträgliche Stelle in der Regel vor dem Eintritt in das höchste Greisenalter nicht leicht aufgab, so kann man ermessen, wie selten ein Corporal diesen Posten erreichte.

Die jüngsten und intelligentesten Zöglinge der Regimentsschulen aber wurden zu Bombardieren befördert und in das Bombardiercorps, die Pflanzschule der Artillerieoffiziere, versetzt.

Dieses Bombardiercorps hatte eine Stärke von über tausend Mann, die einzelne Compagnie bestand aus 120 Bombardieren, 36 Feuerwerkern, 24 Oberfeuerwerkern und 6 sogenannten k. k. Cadetten, 2 Tambouren und 4 Offizieren. Der Bombardier galt als „der vorzüglichste Gemeine der Armee", war also dem Corporal subordinirt, avancirte aber in der Regel sogleich zu dem im Feldwebelrange stehenden Feuerwerker. Der Oberfeuerwerker war der Vorgesetzte des Feuerwerkers, verrichtete, wenn er einer Batterie oder Artilleriecompagnie zugetheilt war, den Dienst eines Offiziers nnd wurde im Falle der Invalidität als Offizier pensionirt.

Der neubeförderte Bombardier hatte immer eine drei- oder mindestens zweijährige Dienstzeit zurückgelegt, wurde aber demungeachtet längere Zeit als Neuling behandelt und zugleich zur Fortsetzung seiner Studien angehalten. Die Schulen umfaßten einen Lehrcurs von fünf Jahren, und der Hauptlehrgegenstand war die Mathematik, welche mit einer Gründlichkeit und in einer Ausdehnung, wie kaum an irgend einer polytechnischen Lehranstalt behandelt wurde. Neben der niedern und höhern Arithmetik und Geometrie, Elementar- und höheren Mechanik wurden noch Terrainlehre, die Perspective, Befestigungskunst, Pyrotechnik und höhere Artillerielehre, Taktik und Geographie gelehrt. An der Spitze aller Lehrer stand ein Stabsoffizier als „Professor matheseos", welcher an der Wiener Universität das Doctordiplom erlangt haben mußte. Die Strenge, womit diese Schulen gehandhabt wurden, war sehr groß; doch wurde hier mehr auf den Erfolg, als auf das Lernen selbst geachtet und der Besuch der Schulen nicht zur unabweislichen Pflicht gemacht. Derjenige, welcher keine Lust oder nicht die Fähigkeit zur Fortsetzung der Studien besaß, wurde hiervon auf sein eigenes Ansuchen, im Falle eines begangenen Vergehens aber auf Befehl des Corpscommandanten, ausgeschlossen und unter die Classe der sogenannten praktischen Bombardiere, welche den größten Theil des Dienstes zu bestreiten hatten, versetzt, verlor aber auch den Anspruch auf Beförderung. — Denn der Bombardier konnte nur dann, wenn er diesen fünfjährigen Lehr-

curs wenigstens mit ziemlich guten Zeugnissen absolvirt hatte, zum Feuerwerker befördert werden! Für diese Aspiranten und die jüngsten Feuerwerker bestand jedoch noch ein obligater zweijähriger Lehrcurs für Physik und Chemie, französische Sprache und Geschichte. Erst nach einer Zeit von wenigstens vier Jahren erfolgte die Beförderung zum Oberfeuerwerker und nach einer fast gleichen Frist jene zum Lieutenant.

So dauerte es also unter den günstigsten Verhältnissen fünfzehn bis sechzehn, gewöhnlich aber gegen zwanzig Jahre, bevor der Artillerist das Ziel seiner Wünsche, das goldene Porteépée erreichen konnte!

Nur die schon erwähnten k. k. Cadetten, „Kaiser-Cadetten" genannt, hatten ein etwas rascheres Fortkommen zu erwarten. Die Stellung dieser Leute war eine eigenthümliche und hatte viele Aehnlichkeit mit jener der preußischen Porteépéefähnriche. Nur jene gewöhnlichen Cadetten, welche Söhne verdienter Artillerieoffiziere waren, hatten auf die Ernennung zu k. k. Cadetten Anspruch. Sie verrichteten sodann den Dienst der Feuerwerker, trugen aber die Uniform der Oberfeuerwerker und wurden gleichzeitig mit denselben zu Oberoffizieren befördert. Doch verging auch bei ihnen eine Zeit von acht bis zehn Jahren von dem Eintritte bis zur Erlangung des Offiziersgrades.

Das Bombardiercorps war somit gleichzeitig eine Militärakademie und eine für den activen Dienst bestimmte Truppe. Denn alle Individuen dieses Corps waren wirkliche Soldaten. In Friedenszeiten war zwar nur ein Theil der ältesten Ober- und Unterfeuerwerker in den Laboratorien und Regimentsschulen zur Aufsicht und als Lehrer angestellt; im Kriege aber mußten auch die Bombardiere und die übrigen Unteroffiziere ausrücken. Sie wurden dann theils bei den Feldbatterien, theils bei den Belagerungsparks und in Festungen verwendet.

Waren die Offiziere, welche die Artillerie aus dem Bombardiercorps erhielt, eben nicht besonders salonmäßig und selbst in wissenschaftlicher Beziehung ziemlich einseitig ausgebildet, so hatten sie doch das, was sie gelernt hatten, gründlich inne, waren also jedenfalls tüchtige Fachmänner und zeichneten sich vor den Zöglingen einer Akademie durch Erfahrung und Selbständigkeit vortheilhaft aus. Auch der jüngste Artillerieoffizier war in jedem Zweige seines vielumfassenden Berufes vollkommen bewandert.

Es scheint allerdings eine harte Aufgabe für einen jungen Menschen zu sein, sieben bis acht Jahre als Kanonier und Bombardier — also als Gemeiner — hinzubringen! Aber die jungen Leute tröstete nicht nur die Allgemeinheit ihres Schicksales, sondern auch die Ueberzeugung, mit der Beförderung zum Feuerwerker ihre Zukunft gesichert zu haben. Denn von dieser Charge angefangen ging das Avancement bis zu den höchsten Stellen der Artillerie nach der Anciennetät fort. Die pecuniäre Stellung aber konnte jeder auf verschie-

dene Weise leicht verbessern, und es wurde ihm bei dem Bestreben hierzu von seinen Obern die möglichste Unterstützung gewährt. Die Einen ertheilten den Söhnen reicher Bürger in den verschiedensten Gegenständen Unterricht, während Andere bei Ingenieuren und Fabriken als Zeichner beschäftigt waren, oder wenigstens durch Abschreiben und Coloriren sich Einiges verdienten. Mehre Bombardiere und Feuerwerker wurden nachmals als Professoren an verschiedenen Lehranstalten angestellt*).

Von den Artillerietruppen, welche in Oestreich zu jener Zeit noch bestanden, sind noch das Feuerwerkcorps, das Feldzeugamt und die Garnisonsartillerie zu bemerken.

Ersteres, zur Bedienung der im Jahre 1810 durch den damaligen Major Augustin aus England gebrachten Kriegsraketen bestimmt, bestand aus fünf Compagnien, welche so wie jene der Artillerieregimenter organisirt waren. Man hat viel von dem Geheimniß, welches bei der Erzeugung der östreichischen Kriegsraketen beobachtet werde, und von deren Vortrefflichkeit gefabelt. Indeß dürfte der Grund der vergleichsweise etwas besseren Leistungsfähigkeit der östreichischen Raketen wohl nur in der guten Ausbildung der Raketeure und der Großartigkeit der Raketenfabrik in Wiener-Neustadt zu suchen sein. Uebrigens haben die Raketen durch die in den letzten Kriegen gemachten Erfahrungen, besonders aber durch den Tod des Feldzeugmeisters Augustin, welcher das Raketeurwesen mit fast unbegrenzter Vorliebe pflegte, einen argen Stoß erlitten.

Das Feldzeugamt, die erzeugende Artillerie, umfaßte die Geschützgießereien, Gewehrfabriken und den größten Theil der Artilleriewerkstätten, bestand demnach nur aus Ouvriers und den zu der Leitung der verschiedenen Arbeiten erforderlichen Offizieren, stand jedoch bei seiner Dienstleistung mit der Garnisonsartillerie in engster Verbindung.

Die Garnisonsartillerie bestand aus vierzehn Districten, welche sich in den Provinzhauptstädten und den wichtigsten Festungen befanden. Sie hatte die Aufbewahrung und Verwaltung aller Artillerievorräthe zu besorgen und nahm auch an der Erzeugung derselben Antheil. Im Kriege sollte sie aber auch bei der Vertheidigung der Festungen mitwirken. Sie ergänzte sich aus Individuen der Feldartillerie, welche für den Dienst bei der letzteren nicht mehr geeignet waren und nicht krüppelhaft genug schienen, um in ein Invalidenhaus auf-

*) Es würde zu weitläufig sein, alle jene Männer, welche in dem Bombardiercorps ihre Ausbildung erhielten und sich außer der Artillerie einen Namen erwarben, anzuführen. In der neuesten Zeit sind besonders der General Klapka, der kürzlich verstorbene ehemalige Minister v. Schwarzer, der bekannte Romanschriftsteller Eduard Breier und viele andere Schriftsteller als ehemalige Bombardiere zu bemerken.

genommen zu werden. Offiziere wurden auch wohl moralischer Gebrechen wegen zur Garnisonsartillerie versetzt. Dieselben bezogen zwar eine etwas geringere Gage, hatten aber dafür die Gewißheit, bis an ihr Lebensende in einer ziemlich behaglichen Stellung verbleiben zu können. Daher waren Leute mit mehr als fünfzigjähriger Dienstzeit und siebzig- bis achtzigjährige Greise eine ganz gewöhnliche Erscheinung. So starb vor mehren Jahren in Ollmütz ein Corporal, welcher 72 Jahre gedient hatte, und in einer kleinen dalmatinischen Stadt befand sich einst ein aus dreizehn Individuen bestehendes Detaschement Garnisonsartillerie, zwei Offiziere, vier Unteroffiziere und sieben Kanoniere, welche zusammen gerade 800 Jahre alt waren!

Was man von den physischen Leistungen solcher Greise und Krüppel erwarten konnte, läßt sich leicht vorstellen. Indessen haben sie hin und wieder, besonders während des letzten ungarischen Krieges sich über Erwarten wacker gehalten.

Betrachtete man diesen Theil der Artillerietruppen nur als ein Invalidencorps, in welchem verdiente Krieger den Rest ihrer Tage verbringen konnten, ohne sich von der Gesellschaft ihrer Kameraden und der gewohnten Ausübung ihrer Berufsgeschäfte gänzlich trennen zu müssen, so war die Garnisonsartillerie gewiß ein ebenso wohlthätiges als zweckmäßig eingerichtetes Institut. Sie gewährte den Artillerieveteranen eine bessere Existenz, als ihnen ein Invalidenhaus bieten konnte, ohne daß dadurch der Staatsschatz um ein Bedeutendes höher belastet wurde. Und zudem leisteten die Offiziere und Soldaten dieser Truppe — wenn auch wenig — so doch immerhin etwas.

Aber man hatte der Garnisonsartillerie die Verwaltung und theilweise Erzeugung des Artilleriematerials übertragen, und sie übte dieses Geschäft aus, ohne unter einer genügenden Controle, oder selbst nur einer entsprechenden höheren Leitung zu stehen. Dadurch wurden dem Unterschleife, der Bestechlichkeit und der Nachlässigkeit alle Pfade geebnet. Die Höheren übten entweder den Betrug in der größten Ausdehnung aus, oder waren zu schwach, der Pflichtverletzung ihrer Untergebenen hindernd und strafend entgegenzutreten, und die Niedern benutzten jede Gelegenheit, wo sie auf Kosten des ihnen anvertrauten Gutes ihren Vortheil befördern konnten. Der beständige Aufenthalt in demselben Orte, die Anwesenheit einer übergroßen Anzahl von Weibern und Kindern (da besonders die Verheiratheten nach der Versetzung in „das Zeughaus" strebten) und die geringe Beachtung, welche die höheren Vorgesetzten dem Dienstbetriebe bei der Garnisonsartillerie schenkten, trugen vereint dazu bei, in dieser Truppe einen ächt spießbürgerlichen Geist zu erzeugen. Daher waren Klatschsucht, Neigung zum Trunke, gemeines Betragen, Geiz und Servilismus noch die geringsten Fehler eines großen Theiles der Garnisonsartilleristen aller Grade. Man erkannte dies selbst in der übrigen Artillerie so gut, daß

man, wenn man ein recht verwahrlostes und aller militärischen Tugenden entbehrendes Subject mit dem gehörigen Namen bezeichnen wollte, dasselbe als „für die Garnisonsartillerie ganz reif" erklärte.

Abgesehen jedoch von den Mängeln, welche dem letztgenannten — übrigens der Zahl nach unbedeutenden — Theile der östreichischen Artillerie anhingen, verdiente die letztere im Ganzen noch immer die Achtung, welche man ihr schon seit alter Zeit im In- und Auslande gezollt hatte. Die theoretische und praktische Ausbildung der einzelnen Individuen konnte eine vortreffliche genannt werden, und die Tapferkeit und Treue des ganzen Corps waren unbestreitbar.

Hier konnte man von einem Corpsgeiste im wahren Sinne des Wortes sprechen, wenn er auch zuweilen nur zu sehr den Charakter eines starren, unduldsamen Kastengeistes annahm, und Selbstüberschätzung, blinde Verehrung des Althergebrachten und Pedanterie offen hervortraten. Besonders die beiden letzten Eigenschaften machten sich häufig bemerkbar, und schon die Bekleidung der Artillerie deutete darauf hin. In der That erinnerte auch die Uniformirung der östreichischen Artillerie selbst noch im Beginne des zweiten Drittels dieses Jahrhunderts sehr lebhaft an die Constabler aus dem Zeitalter des Prinzen Eugen.

Ein graubrauner — rehfarbiger — Frack mit rothem Kragen und Aufschlägen und gelben numerirten Knöpfen, weiße enge Beinkleider, Kniestiefel, eine Halsbinde von Roßhaar mit einem breiten weißen Vorstoße und ein Hut à la Corsee von einer wahrhaft schauerlichen Form und Größe — vorn mit einer faustgroßen Rosette von gelber Wolle und einem schuhlangen Federstutze, bei den Unteroffizieren auch noch mit Tressen von verschiedener Breite geziert, bildeten die Bekleidung der östreichischen Artilleristen. Tornister und Feuergewehre wurden nicht getragen, jedoch hing der eng zusammengeschnürte Mantel gleich einem Ränzchen quer über dem Rücken des Mannes.

Die Bewaffnung bestand blos aus einem Infanteriesäbel, welcher an einem weißen Wehrgehänge getragen wurde. Die Bombardiere und Kanoniere trugen außerdem an einem Bandelier das sogenannte Besteck, eine lederne Hülse, in welcher sich ein messingener Kaliberstab und ein Reißzeug befanden.

Als ein besonders auffallendes Erinnerungszeichen an die Zopfzeit mußte endlich der Haselstock bezeichnet werden, welcher nicht nur wie bei den übrigen Truppen von den Corporalen, sondern auch von den Bombardieren und Kanonieren getragen wurde; die Feuerwerker trugen ein spanisches Rohr mit einem großen Knopfe von Elfenbein. Ging der Artillerist auf der Straße spazieren, so mußte er die linke Hand an den Griff seines Säbels legen, mit der rechten aber den Stock oder das Rohr beinahe wagrecht vorgestreckt tragen.

Die Offiziere waren auf gleiche Weise uniformirt, nur trugen sie Degen und Sturmhüte, zur kleinen Uniform durften sie schwarze Beinkleider und lange Kapots tragen.

Kein Artillerist durfte einen Schnurrbart tragen. Das Tabakrauchen war in und außer Dienst strengstens verpönt, das Schnupfen dagegen gestattet, und in früherer Zeit wurde sogar der Mannschaft Schnupftabak verabfolgt.

Erst im Jahre 1838 wurde die soeben beschriebene Adjustirung wesentlich abgeändert. Die Farbe der Fracks wurde dunkelbraun, und an die Stelle der weißen Kniehosen traten lichtblaue Pantalons mit rothen Streifen. Die Offiziere erhielten Schleppsäbel und blaue Pantalons mit Goldtressen. Dagegen wurden die Hüte, die Stöcke und Röhre, die unbequeme Halsbinde und die Bestecke beibehalten.

Doch hatte das System, nach welchem die östreichische Artillerie organisirt war, auch große und unverkennbare Schattenseiten.

Die Offiziere, besonders jene der höheren Grade, waren in der Regel so alt, daß sie nur ausnahmsweise noch die hinlängliche Kraft und Beweglichkeit bewahrt hatten. Allerdings verfuhr man bei der Auswahl der Befehlshaber ziemlich haushälterisch, indem man z. B. einer Batterie von sechs Geschützen nur einen Offizier und fünf Unteroffiziere zutheilte, man also die Jüngsten und Rüstigsten aussuchen konnte.

Die Compagnie bildete, wie erwähnt, zwei bis drei Batterien, wobei der Hauptmann, der Feldwebel und die Tamboure ohne Verwendung und daher in dem Garnisonsorte des Regiments zurückblieben. Der Hauptmann, der Vater seiner Compagnie, welcher den Soldaten mit gutem Beispiele voranleuchten und alle Gefahren und Entbehrungen mit ihnen theilen soll, schickte also gleichsam Andere für sich hinaus, begann gerade bei dem Ausbruche eines Krieges das Leben zu genießen und konnte sich dem ungestörtesten Nichtsthun überlassen, wofern er nicht zufällig in eine Festung oder zu einem Artilleriepark beordert wurde. Auch von den höhern Offizieren rückten nur einige in das Feld, während die Mehrzahl, vor allen Gefahren und Anstrengungen geschützt, bei den Depots zurückblieb.

Dieses Verhältniß mußte auf die Gesinnung der Untergebenen gegen ihre Vorgesetzten jedenfalls einen nachtheiligen Einfluß ausüben. Allerdings beruhte die Thätigkeit der Artillerie auf den Subalternoffizieren und Unteroffizieren, also auf Männern, welche im besten Mannesalter standen; aber es fehlte doch immer der von oben ausgehende belebende Impuls und eine Alles umfassende, kräftige Leitung, und die Offiziere, durch das Gefühl ihrer untergeordneten Stellung bedrückt und die zu übernehmende Verantwortung scheuend, begnügten sich im Allgemeinen damit, ihre Pflicht zu erfüllen und wagten sich selten über ihre Sphäre hinaus. Daß übrigens nicht Alle so handelten, zeigte die verhältnißmäßig große Menge der Theresienordenskreuze, welche nach jedem Feldzuge an subalterne Artillerieoffiziere verliehen wurden. Dieselben hatten gewöhnlich eben das gethan, was eine Pflicht ihrer altersschwachen Vorgesetzten gewesen wäre.

Doch nicht nur im Felde, sondern auch in vielen andern Fällen bezeigte ein großer Theil der Artillerieoffiziere eine ähnliche Lauheit oder, wenn sie auch ihren Dienst gewissenhaft verrichteten, nur ein geringes Vorwärtsstreben. Und es konnte auch nicht anders sein. Sowie die höchste Tapferkeit im günstigsten Falle nur mit einem Orden, nie aber durch Beförderung belohnt wurde, so hatte auch derjenige, welcher sich durch den regsten und erfolgreichsten Diensteifer oder durch die ausgezeichnetsten Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft hervorthat, keine Bevorzugung zu erwarten. Jeder avancirte nach seiner Rangstour, mochte er nun eifrig oder träge, kenntnißreich oder ungebildet sein, und nur zuweilen machte man eine Ausnahme, indem man ein Individuum, dessen moralische Gebrechen allzu auffallend waren, für einige Zeit von der Beförderung ausschloß. So kam es denn, daß selbst der neubeförderte Offizier, sich von einem durch so lange Zeit erduldeten Zwange befreit fühlend, fürs Erste die nunmehr erlangte größere Selbständigkeit und Freiheit recht zu genießen suchte, dadurch aber aus der gewohnten Thätigkeit herauskam und selbst in dem anfänglich bewiesenen Eifer bei der Verrichtung seiner gewöhnlichen Dienstobliegenheiten erkaltete. Er wußte, daß eine erhöhte Thätigkeit und das Streben nach einer noch umfassenderen Ausbildung ihm keinen sonderlichen Vortheil bringen konnte. Wozu sollte er, der seine Stellung so mühevoll erreicht und — ohne einen eigenen Antrieb zum Studium zu besitzen — nur darum das Nothwendigste gelernt hatte, um Offizier zu werden, jetzt in seinen reiferen Jahren sich abermals abmühen und plagen, da er ja sogar befürchten mußte, seine Bemühungen übel gedeutet zu sehen. Vorschläge, welche eine wirkliche Verbesserung des bestehenden Systems bezweckten, wurden überhaupt selten und dann nur in dem Falle angenommen, wenn sie von einer höher gestellten Persönlichkeit ausgingen; daher wurde selbst der Strebsamste davon abgeschreckt, für die Vervollkommnung seiner Waffe zu wirken. Die schriftstellerische Thätigkeit, welche in der östreichischen Armee überhaupt nicht bedeutend war und auch nicht besonders günstig aufgenommen wurde, war überaus spärlich und beschränkte sich mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen nur auf die erbärmlichste Compilation und Abschreiberei.

Ein großer Nachtheil war jedenfalls auch die gänzliche Trennung der Artillerie von ihrer Bespannung. Man schenkte dem hippologischen Fache, diesem so wichtigen Zweige der heutigen Artilleriewissenschaft, so viel wie gar keine Beachtung, und stand in dieser Beziehung noch ganz auf dem Standpunkte jener Zeit, in welcher die Kanonen durch Ochsen auf das Schlachtfeld geschleppt und dort stehen gelassen wurden. Man hielt es für genügend, wenn der Kanonier gut laden und zielen konnte und der Offizier ein Adept in der Kriegspyrotechnik, ein tüchtiger Mathematiker und aller die Bedienung der Geschütze betreffenden Handgriffe wohl kundig war.

Daher besaßen die wenigsten Artilleristen auch nur die oberflächlichste Kenntniß vom Pferdewesen und konnten selten mehr als nothdürftig reiten, so daß oft die in jeder andern Hinsicht ausgezeichnetsten Offiziere an der Spitze ihrer Batterie eine höchst klägliche Figur spielten.

Es fehlte sogar die Gelegenheit, das in dieser Beziehung Mangelnde zu erwerben, da die von dem Fuhrwesen beigestellten Bespannungen nur für die Zeit des Exercirens bei der Artillerie verweilten. Selbst ein sonst ziemlich guter Reiter mußte oft in Verlegenheit gerathen, wenn er auf einem Pferde, welches er nie zuvor bestiegen hatte, vom Platze weg seine Batterie vorführen sollte.

Der Commandant der Bespannung war für dieselbe verantwortlich und verstand vom Artilleriewesen nichts, führte aber gleichwohl die Aufsicht über die Munitionswagen und war dem Artilleriecommandanten der Batterie untergeordnet. Nicht selten traf es sich, daß ein alter Oberlieutenant des Fuhrwesens sich den Anordnungen eines jungen Feuerwerkers, welcher während der Abwesenheit seines Offiziers die Batterie befehligte, fügen mußte. Durch solche Mißverhältnisse mußten natürlich zahllose Reibungen und Mißverständnisse entstehen, welche auf das Wohl des Ganzen und auf das Zusammenwirken dieser beiden Truppengattungen nur nachtheilig einwirken konnten.

Der größte Fehler des Systems aber war die unzureichende Ergänzung der Artillerie in dem Falle eines Krieges. Waren die Männer, welche man mit solcher Mühe und während einer so langen Reihe von Jahren endlich für ihren Dienst gründlich ausgebildet hatte, durch Tod, Verwundung, Gefangenschaft, Beförderung oder auf irgend eine andere Weise entfernt worden — was sehr leicht schon nach den ersten Monaten eines Feldzuges geschehen sein konnte — so konnten die entstandenen Lücken fast gar nicht oder doch nur mit höchst unentsprechenden Kräften ausgefüllt werden. Begann der Kampf nur etwas größere Dimensionen anzunehmen, so marschirte nach und nach fast das ganze Bombardiercorps, so wie der größte Theil der übrigen Artillerieregimenter vor den Feind, daher die Schulen sich von selbst auflösten und oft für längere Zeit, mitunter sogar mehre Jahre hindurch, geschlossen blieben. Für die erste Zeit genügte freilich das Bombardiercorps selbst den unerwartetsten und übertriebensten Anforderungen; denn mehr als ein Drittel seiner Mitglieder konnte ohne Bedenken in jedem Augenblicke zur Besetzung offener Offiziersstellen verwendet werden. Bei den Regimentern gab es Corporale und Kanoniere in hinlänglicher Zahl, um das Bombardiercorps sogleich wieder zu ergänzen. Dauerte es aber länger, so mußte auch diese reichhaltige Quelle endlich versiegen, und man mußte bei der nachfolgenden Beförderung immer nachsichtiger werden, bis man endlich Leute beförderte, deren Nichtbefähigung nur zu

bald bei jeder Gelegenheit offen an das Licht trat, die jedoch — weil man das Princip der Anciennetät nicht verletzen wollte — nunmehr ganz gemächlich bis zu den höchsten Stellen vorrücken konnten.

Die Eröffnung des Landtages in Preußen.

Heute Nachmittag las vor verhülltem Thronsessel der Minister des Auswärtigen die Worte seines königlichen Gebieters den versammelten Herren und Landboten Preußens vor. Schon jetzt, zwei Stunden, nachdem die Rede in Berlin gehalten wurde, läuft sie gedruckt durch die Straßen Leipzigs. Und mit einer Spannung, welche jedes andere politische Tagesinteresse in den Hintergrund drängt, erwartet der Deutsche die ersten Lebensäußerungen des Abgeordnetenhauses, welches in einer bis jetzt unerhörten Lage des Staates zusammenberufen wurde.

Wer die glattflüssigen Perioden der Thronrede durchliest, ohne Kenntniß von dem harten Kampf zwischen Ministerium und Volk zu haben, der wird schwerlich merken, daß der Staat, in dem sie gesprochen wurde, sich in der gefährlichsten Entwickelungskrankheit befindet. Nachträgliche Genehmigung der Ausgaben für 1862 soll beantragt werden, die Staatshaushaltsetats von 1863 und 1864 sollen vorgelegt werden, das angenommene Deficit des vergangenen und des laufenden Jahres ist mit Mehreinnahmen verrechnet worden. Ein Gesetzentwurf zur Abänderung und Ergänzung des Gesetzes vom 3. September 1814 soll der neuen Militärorganisation gesetzliche Grundlage geben. Die Regierung ist überzeugt, daß auch die Bundesverträge von 1815 den veränderten Verhältnissen der Zeit nicht mehr entsprechen, und sie wird in der Lage sein, die Fortdauer dieser Verträge für unthunlich zu halten, wenn die deutschen Bundesgenossen die Pflichten, welche diese Verträge ihnen auflegen, nicht gewissenhaft erfüllen wollten.

Voraussichtlich wird die Landesvertretung dem Ministerium die Indemnität für die Ausgaben von 1862 nicht ertheilen, sie wird den Militäretat für 1863 und 1864 nicht bewilligen, sie wird die Novelle zum Dienstgesetz von 1814 nicht annehmen, sie wird endlich der Regierung grade heraussagen, daß es ein übles Symptom einer hülflosen Stellung in Deutschland sei, wenn man

in demselben Satz, in dem man das Unzulängliche der Verträge von 1815 ausspricht, nichts weiter in Aussicht zu stellen wisse, als ein Aufgeben dieser ungenügenden Verträge, im Fall deutsche Bundesgenossen dieselben Verträge ebenfalls für ungenügend halten sollten.

Welche Bedeutung der gegenwärtige Landtag gewinnen und welchen Einfluß er auf die Stimmungen Deutschlands ausüben wird, hängt fast allein von der Stellung ab, welche die Fractionen der liberalen Partei zu einander einnehmen. Seit einem Jahre ist von verschiedenen Seiten, zumal von der preußischen Partei außerhalb Preußens, gemahnt, gebeten, gedrängt worden, daß Altliberale und Nationalpartei ihre alten Späne wegräumen und sich erinnern sollen, wie nur einmüthiges und festes Zusammenhalten in der Opposition gegen die bestehende Regierung ihren Staat und die Deutschen aus der gegenwärtigen Katastrophe herausheben kann. Beide Parteien begreifen, wie es scheint, die Nothwendigkeit des Zusammengehens, in Wirklichkeit bricht immer wieder der Gegensatz hervor, jede sucht ihren Standpunkt zu wahren und wirft den Gegnern vor, daß sie gemeinsames Handeln unmöglich machen. Es läßt sich voraussagen, daß der Landtag, wenn diese stillen Antipathien nicht völlig in den Hintergrund gedrückt werden, schädliche Wirkungen statt segensreicher ausüben wird. Er wird den Gegnern eine innere Schwäche des Liberalismus verrathen, die Reaction vorläufig befestigen, eine große Zahl der Wähler tiefer in den Radicalismus hineintreiben.

Die altliberale Partei hat die meiste Veranlassung, den Fractionen der Nationalpartei mit Resignation und gutem Willen entgegen zu kommen; denn sie ist die Minderzahl. Und sie ist nicht ohne eigene Schuld und die Schuld ihrer Führer in diese Lage gekommen. Aber gerade bei ihren Vertretern hat die letzte Niederlage und die Verminderung der Popularität eine innere Schärfe zurückgelassen, welche sich nicht ungern gegen die Personen und Zwecke der Fortschrittspartei richtet. Das ist natürlich und immer so gewesen. Der Gentleman dieser Fraction empfindet mit Stolz, daß er seit dem Eintritt Preußens in die parlamentarische Bewegung bis zum Eintritt in die neue Aera, unter den widerwärtigsten Kämpfen die politische Sittlichkeit, gesunden Menschenverstand und das Interesse des Staates gegen die linke und rechte Seite vertreten hat. Sicher ist dies Selbstgefühl nicht ohne Berechtigung. In einer Zeit, in welcher die Demokratie als politische Partei noch eine chaotische Masse von tüchtigen Männern und schlechtem Gesindel darstellte, wo auch die Führer den schwersten Vorwurf auf sich luden, der eine Partei treffen kann, die Bundesgenossenschaft mit unwürdigen Elementen, mit Feinden Deutschlands, mit den Feinden der socialen Ordnung und bürgerlichen Gesellschaft, wenigstens nicht energisch genug von der Hand gewiesen zu haben, erfüllten die Altliberalen mit Selbstverläugnung eine Pflicht. Sie warfen zuerst das Gewicht ihres Ein-

flusses auf Seite der bestehenden Macht, um die Grundlagen des Staates, die Sicherheit der bürgerlichen Ordnung zu erhalten, und sie kämpften darauf gegen die Einseitigkeit und Perfidie derselben Gewalt, welche durch ihre Hülfe wieder befestigt worden war, muthvoll und ausdauernd durch die parlamentarischen Sessionen von fast zehn Jahren. Es war keine Thätigkeit, welche große Resultate möglich machte, sie war deshalb nicht minder mannhaft; unsere Nachkommen werden das nicht vergessen, und die Geschichte wird der Partei das ehrende Zeugniß geben, daß sie, im Ganzen betrachtet, in der schlechten Zeit von 1848 bis 1858 das möglichst Beste mit Ausdauer und Opfermuth gethan hat. Aber der größte Segen ihrer Thätigkeit in diesen zehn Jahren wird merkwürdiger Weise von ihr selbst nicht vollständig gewürdigt. Denn in dieser Zeit hat sich unter dem Eindruck ihrer parlamentarischen Kämpfe, unter den Einflüssen der fortschreitenden politischen und geistigen Bildung in Deutschland auch die demokratische Partei gehoben, geläutert, veredelt. Sie hat in diesen zehn Jahren die gesunden Grundlagen gefunden, welche die Voraussetzungen einer deutschen Volkspartei sind. An die Stelle des unwürdigen Kokettirens mit Franzosen und Polen ist ihr ein tüchtiges, gesundes Nationalgefühl getreten. Gerade sie hat einzelne, bedeutende Persönlichkeiten entwickelt, welche der bürgerlichen Gesellschaft mit verehrungswerther Selbstopferung einen Damm gegen den wüsten Socialismus des Jahres 1848 errichteten; gerade sie hat durch ihre stärksten Talente die Bildung einer populären preußischen Partei in einer Zeit möglich gemacht, in welcher die preußische Regierung nur Ungenügendes that, den höchsten Forderungen der Nation gerecht zu werden. So hat sich jetzt allmälig das Verhältniß der Altliberalen in Preußen zu der neuen Nationalpartei und ihre Stellung im Staate gänzlich geändert. Nicht immer behält eine Partei das beste Recht, und die Altliberalen sind in dringender Gefahr dies Recht, welches allerdings unabhängig von der Popularität des Tages ist, zu verlieren. Denn aus dem alten Beamtenstaat und aus der Zeit, wo sie im Kampfe gegen rohe Straßenhaufen und gegen das Ministerium Manteuffel fast allein stand, sind manchen ihrer Mitglieder auch einige Schwächen zurückgeblieben. Schon darin lag ein Uebelstand, daß sie nur unvollkommen verstanden, sich eine warme Popularität zu erwerben. Sie waren heraufgekommen im Kampfe gegen die Uebergriffe der Demokratie von 1848, und etwas von der Verstimmung, welche diese Zeit zurückließ, blieb zwischen ihnen und den Wählern hängen. Sie sind ferner in der Mehrzahl feinfühlende, hochgebildete Männer, von reizbarem Selbstgefühl, ihre Führer von der Opposition des vereinigten Landtages her gehören fast sämmtlich Familien des höhern Beamtenstandes oder des Landadels an, welche aus alter Zeit gewöhnt sind mit einem stillen Aristokratismus in das Volk zu blicken. Sie besitzen außer ihrer warmen Loyalität auch die Neigung, viel auf Stimmung und An-

sichten der regierenden Kreise zu achten, und sie sind durch Temperament, Bildung und bürgerliche Stellung vorzugsweise der Versöhnung und dem Vermitteln der Gegensätze hold.

Ohne Zweifel gibt es noch jetzt in dieser Partei ehrenhafte Männer, welche die Herrschaft des Junkerthums für ein großes Uebel halten, aber die gegenwärtige ungemüthliche Spannung zwischen Krone und Volk für ein größeres. Und welche träumen, daß einige Concessionen der Regierung in der Militärfrage, z. B. die zweijährige Dienstzeit und etwa die Vertauschung des Herrn v. Bismark mit einem Herrn von sanfterem Wesen dem preußischen Volk das Gefühl der Zufriedenheit und Kraft zurückgeben könnte. Die Tyrannei und die Uebergriffe der Militär- und Administrativbehörden, die Knechtschaft, welche jetzt dem preußischen Staatsbürger durch die übereifrigen Handlanger eines unwürdigen Systems aufgelegt wird, die schlechte Kreisordnung, der Verfall der Bildungsanstalten, die mittelalterliche Stellung des Heeres im Staate, endlich das persönliche Regiment und die damit zusammenhängende Schwäche der innern und äußeren Politik, das Alles werde sich dann allmälig von selbst geben.

Wer dergleichen glaubt, betrügt sich selbst. Aber auch wenn eine Besserung der preußischen Zustände auf solchem Wege stiller Bekehrung an sich möglich wäre, so ist sicher, daß sie thatsächlich nicht mehr in dieser geräuschlosen Weise vor sich gehn wird. Und da ein Hauptmotiv unserer altliberalen Freunde ihre warme Loyalität und der Wunsch ist, dem hohen Königsgeschlecht der Preußen dauerhafte und glorreiche Regierung zu bewirken, so mögen sie auch erwägen, daß jetzt der loyalste und treueste Dienst, welchen sie der Zukunft der Hohenzollern leisten können, der ist, wenn sie als feste Männer gegen die Regierung stehen und halben Concessionen, schwacher Vermittelung nicht ein Haar breit nachgeben.

Denn nicht der gegenwärtige Kampf ist das Gefährlichste für Preußen und seine Fürsten. Diesen Kampf, und wenn er auch um vieles heißer und grimmiger wird, hält der Staat recht wohl aus. Alle Erscheinungen des preußischen Staatslebens, Personen und Umbildungen haben sich von je in scharfen Gegensätzen durchgearbeitet. Das Große ist dort größer, das Gemeine schlechter als anderswo. Tugend und Unfähigkeit, beides wandelt in nicht gemeinen Verhältnissen. Zu einem ruhigen, bescheidenen, gemüthlichen Volk, welches auf die Länge fünf gerade sein läßt, sind die Preußen nicht geschaffen. Die Wogen können dort sehr hoch gehen in empörter Zeit, viel Leidenschaftliches kann im Streit gesprochen und gethan werden, der Menschenverstand ist so massiv und der Volkscharakter so energisch, daß er dergleichen ohne schweren Schaden für den Staat überwinden wird. Er hat weit Schwereres durchgelitten und durchgekämpft als den gegenwärtigen Streit mit dem alten privilegirten

Junkerthum in seinem modernen Costüm. Nicht in dem gegenwärtigen Streite liegt das Unerträgliche für Preußen und die größte Gefahr für sein Fürstenhaus, sondern in der Art, wie dieser Streit beendigt wird. Der Staat der Hohenzollern ist gerettet und gesichert, wenn der Streit mit einer gründlichen Niederlage der alten Velleitäten und mit einem glorreichen Siege des Liberalismus endigt. Ein fauler Friede, eine halbe Versöhnung werden das acute Fieber in eine chronische, schleichende Krankheit verwandeln. Und offen muß ausgesprochen werden, die Zukunft Preußens und seiner Dynastie hängen davon ab, daß der nächste Umschlag in der Umgebung der Krone die Ursachen des alten Leidens gründlich beseitige. Ein König von Preußen, der Stiller des Kampfes werden will, darf nicht mehr die gemüthliche Duldsamkeit und die Verschleppungstheorie für genügend halten, welche nicht wenigen unserer altliberalen Patrioten das Versöhnende scheint. Es sind scharfe Schnitte, gründliche Reformen nothwendig geworden. Diese Nothwendigkeit aber der Regierung eindringlich und unvermeidlich zu machen, ist jetzt die höchste patriotische Pflicht der Volksvertreter.

Das erste Mittel dazu, welches den Volksvertretern durch das Gesetz an die Hand gegeben wird, ist eine Adresse, welche in ehrerbietiger Form Alles sagt, was das Volk jetzt seinem König zu klagen hat. Wenn es möglich wäre, daß die altliberalen Fractionen in der Kammer sich gegen eine solche Adresse erklärten, oder wenn sie durch fortgesetztes Bemängeln des Wortlautes und durch Verlängerung der Verhandlungen dieselbe abschwächten, sie würden eine Schuld auf sich laden, welche die Deutschen, wie die Preußen ihnen schwerlich vergessen würden.

Wenn jemals eine Adresse in Preußen nöthig war, so ist sie es jetzt, und die Abgeordneten mögen daran denken, daß die Wirkung derselben in Preußen selbst und im Auslande um so größer sein wird, je mehr lange Verhandlungen vermieden werden, je einmüthiger die Annahme derselben durch die Volksvertretung wird.

♀.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. G. Elbert in Leipzig.

Deutsche Briefe aus der preußischen Provinz Posen*).

1.

Das Land.

Vor etwa zwei Jahren durchzog ein deutscher Poet, Herr Hugo Grapow — ich kann nicht dafür, wenn er Ihnen fremd ist — mit einer freimaurerischen Empfehlung und einem sauber gebundenen Büchlein, seine sämmtlichen Werke enthaltend, unsere Provinz. Er wollte sich, so bescheinigten ihm die hohen Gönner, durch den Verkauf dieses Bändchens in die Lage bringen, sich eine Zukunft zu gründen. Ich fragte, warum er gerade zu uns seine Schritte gelenkt. „Die andern Provinzen," erwiderte er freimüthig, „sind in der Cultur so weit vorgeschritten, sind schon so durch und durch blasirt, daß ich schwerlich Erfolg haben würde; aber bei Ihnen suche ich noch einfachen Sinn für das Schöne. Hier" — er stockte; ich aber hatte ihn verstanden und zahlte willig den gewünschten Thaler als einen geringen Betrag für die neugewonnene Erfahrung von der Achtung, in welcher wir bei unsern deutschen Mitbürgern stehen.

Herr Hugo Grapow ist gewiß nicht der Einzige, der eine so gütige Meinung von der Landschaft hat, welche ein Monopol auf „das Heulen der Wölfe und das Gutenachtsagen der Füchse" besaß, bis die Kölnische Zeitung deren Spuren in Gumbinnen entdeckte. Die Gleichgültigkeit, mit der manche unserer deutschen Landsleute auf die Provinz herabsehen, in welcher mehr als eine halbe Million der Ihrigen für deutsches Wesen und deutsche Sitte kämpfen und leiden, ist wirklich rührend. Die daraus entspringende Unwissenheit erstreckt sich selbst auf Lehrer und Lehrbücher. Wenn wir in Körners „Vaterland"

*) Die folgenden sechs Briefe werden den Lesern der „Grenzboten" ganz besonders empfohlen. Daß sie aus gründlichster Kenntniß des Landes und seiner Verhältnisse, namentlich des Wesens und Treibens der revolutionären polnischen Partei geschrieben sind, wird sich aus ihnen selbst ergeben. Wo Namen weggelassen oder nur angedeutet sind, geschah es aus Gründen, die wir ehren. Doch hat uns der Herr Verfasser diese Namen sämmtlich genannt, und könnte im Nothfall davon Gebrauch gemacht werden. D. Red.

auf einer Zeile den Städten Schenegel und Bonist statt Schmiegel und Bomst begegnen, so mögen diese Druckfehler hingehen. Wie aber, wenn ein 1862 erschienenes geographisches Werk*), das sich in 1513 Seiten über Deutschland, Posen und Preußen verbreitet, unser Kempen in den Kreis Schroda verlegt? Das ist ein Fehler etwa, wie eine Versetzung von Stendal in den Kreis Wolmirstedt oder Wanzleben.

Sie verdienen deshalb gewiß den Dank der deutschen Bewohner unserer Provinz, wenn Sie den folgenden Zeilen die Aufnahme in Ihr geschätztes Blatt gewähren. Von welchem Gesichtspunkt aus sie geschrieben sind, ergibt dem Kundigen schon die Ueberschrift. Die Polen kennen keine Provinz Posen. Ihnen genügte es, daß Herr v. Bonin seinen ersten Erlaß als „Ober-Präsident der Provinz Posen" unterzeichnete, um denselben Unwillen und Trotz gegen ihn zu kehren, mit dem sie seinen Vorgänger verfolgt hatten. Dieses eine Wort sagt für uns aus, daß wir uns als Unterthanen des Königs von Preußen, als Bürger des preußischen Staats und unsere Heimath als einen integrirenden Bestandtheil desselben ansehen; während sich mit der sonst unverfänglichen Bezeichnung „Großherzogthum" hier sofort die Vorstellung von einer bloßen Personalunion des Ländchens mit der Krone Preußen verbindet. „Großpolen" vollends führt uns in die polnischen Zeiten „polskie czasy" zurück, indem es die dermaligen Grenzen verwischt. Posen umfaßt nämlich nur die ehemaligen Woywodschaften Posen, Gnesen, Kalisch, Sieradz, Brzesc-Kujawien und Inowraclaw, resp. Theile derselben. Das alte Großpolen reichte nach Norden, wie nach Osten hin weiter.

Indem ich dies schreibe, bemerke ich, daß ich mich auch von einer Unart nicht werde freihalten können, in welche nicht nur wir Deutsche, sondern auch die Polen, so oft sie deutsch schreiben, verfallen. Ich meine die stehende, aber dabei doch völlig willkürliche Vermischung deutscher und polnischer Orthographie und Ortsbezeichnung überhaupt. Wir schreiben Krotoschin (Krotoszyn), Schwersenz (Swarzędz), Pleschen (Pleszew), Schildberg (Ostrzeszow), Samter (Szamotuły) u. s. w. Dagegen Koźmin (Koschmin), Jarocin (Jarotschin), Dobrzyca (Dobbr'schyza), Kostrzyn (Kostr'schin) u. s. f.; ja wir statuiren Bastardnamen, wie Xions und Santomysl, anstatt entweder deutsch Kschonz und Santomischel oder polnisch Xiąż und Zaniemyśl zu schreiben.

Die Provinz Posen bildet ein etwas unregelmäßig angelegtes stumpfwinkliges Dreieck, dessen Spitze sich nach Westen zu kehrt. Sie können letztere sowohl in Waldowstränk, wo die alte Berliner Chaussee in die Provinz eintritt, als bei dem Bahnhof Creuz suchen, wo die Ostbahn sich mit der

*) Das von Daniel.

Posen-Stargarder-Bahn schneidet. Westpreußen und Schlesien schirmen uns von Norden und Süden her, während die Neumark unsern Westen begrenzt. Der ganze Osten öffnet sich nach dem „Königreich" d. i. nach Russisch-Polen.

Die 536 □Meilen oder 11½ Millionen Magdeburger Morgen, welche die Provinz Posen bilden, sind in zwei sehr ungleiche Regierungsbezirke getheilt; der nördliche, Bromberg, umfaßt nur 214,83 □Meilen, während der Posener deren 321,38 □Meilen mißt. Bei der Eintheilung ist nur die Rücksicht geltend gewesen, zusammengehörige große Gütercomplexe nicht zu zerreißen.

Eine Gebirgsreise wird Niemanden zu uns führen; wohnen wir doch in der großen norddeutschen Tiefebene. Aber innerhalb derselben beanspruchen wir einen gewissen Vorrang, welcher dem Osten derselben wohl auch allgemein zugesprochen wird. Dieser gehört der uralisch-baltischen Tiefebene an, und zwar wird gerade unsere Provinz von jener dritten Zone desselben durchzogen, welche sich durch die merkwürdige Regelmäßigkeit ihrer einzelnen Theile auszeichnet. Immer sind es je zwei Flüsse, von denen der eine in dieser Ebene gegen Westen zieht, während der andere mit längerem Laufe von Süden ihm zuströmt. Wie im Osten Narew und Bug, im Westen Havel und Spree, Aller und Leine in solchem Laufe gegen einander strömen, so hier Netze und Warthe. Die Ebene dacht sich von Osten nach Westen zu ab und ist bei uns schon erheblich flacher als im eigentlichen Stromgebiet der Weichsel; ja der Nullpunkt des Pegels beim Einfluß der Brahe in die Weichsel erhebt sich nur 80' über den mittleren Stand der Ostsee. Dies ist aber auch der niedrigste Punkt in unserer Provinz, die trotz alledem an einzelnen Stellen ganz allerliebste Hügelpartien aufzuweisen hat. Der Annaberg bei Owinsk an der Warthe, kaum zwei Meilen unterhalb Posen, erhebt sich bis zu einer Höhe von 985'. Bei der tiefen Lage des Thales bietet der Hügel, auf welchem der Grundherr einen hölzernen Thurm errichtet und dessen ganze Umgegend er mit großem Kostenaufwande parkartig eingerichtet hat, eine reizende, weithin reichende Aussicht.

Zu den Füßen des Beschauers liegen die Klostergebäude von Owinsk, jetzt zu einer Irrenanstalt benutzt, ringsum Wald und Feld, weiterhin die Thürme und Wälle der Hauptstadt; in größerer Ferne die Stargard-Posener Eisenbahn und endlich, das ganze Thal belebend, die breite Warthe mit ihren Flößen und Kähnen.

Lieblicher noch und mannigfacher ist die Hügellandschaft bei Gorzyn im Birnbaumer Kreise. Ueberhaupt gehört es zu den Vorzügen der Provinz, daß sich diese kleinen Höhen fast überall gleichmäßig vertheilen. Es ist kaum ein Kreis, der nicht da oder dort durch eine anmuthige Landschaft überrascht. Selbst aus dem Sande von Miłosław erhebt sich der freundliche Weinberg von Winnagóra, und im Schubiner Kreis, wo der vierspännige Postwagen sich mühsam

durch den Sand fortschleppt, findet sich die 330′ hohe Anhöhe bei Exin, während sich bei Dolzig und Moschin im Schrimmer Kreise, bei Lubin im Kostener, bei Bomst und Wollstein sogar kleine Ketten lieblicher Anhöhen finden.

Was aber diesen Gegenden einen besonderen Reiz gibt, ist der große Wasserreichthum unserer Provinz. Zwei mächtige Ströme bewerben sich um unser Land und theilen sich in dasselbe; aber obgleich die Weichsel es nicht verschmäht, ihre Bewerbung durch persönliches Erscheinen und Locken von der Ostgrenze her zu unterstützen, so muß sie doch der schwächern Oder den bei weitem größten Theil des Gebietes überlassen, und so geben auch die Ströme ein Zeugniß dafür ab, wohin Posen durch seine natürliche Lage gewiesen ist.

Den Süden der Provinz beherrscht die Bartsch, den Schlesiern übelberüchtigt durch die großen Ueberschwemmungen, mit denen sie die Gegend von Guhrau und Herrnstadt heimsucht. Sie entspringt im Adelnauer Kreise, den sie auch fast seiner ganzen Breite nach durchschneidet, verläßt aber bald ihr Heimathsland, das ihr die Orla, den polnischen Landgraben, den Obersitzko, die faule Obra und eine große Anzahl andrer Bäche und Flüßchen nachsendet. Wie klein diese Gewässer sein mögen, richten sie doch bei heftigen Regengüssen und plötzlichem Thauwetter erhebliche Verwüstungen an. Sowohl 1854 wie 1860 bezeichneten zerstörte Brücken, zerrissene Wege, überschwemmte Felder die elf Meilen des Weges der Orla. Mit Ausnahme dieses kleinen Bartschgebietes und des vielleicht noch kleineren der Weichsel, von dem wir zuletzt reden werden, gehört alles Uebrige der Warthe mit der Netze.

Die Warthe, die vornehmste unter den Vasallen der Oder, hat bei ihrem Eintritt in die preußische Monarchie schon eine reiche Vergangenheit. Sie hat einen Lauf von 70 Meilen zurückgelegt, ist schiffbar geworden und nimmt eine Breite von 250′ ein. Gleich an der Grenze, zwischen dem russischen Peisern und dem preußischen Pogorzelica nimmt sie die Prosna auf, den Grenzfluß zwischen Preußisch- und Russisch-Polen, dessen Schiffbarkeit dem Handel noch größeren Gewinn bringen würde, wenn die russischen Behörden stark genug wären, die preußischen Flößer und Schiffer vor den Neckereien der polnischen Anwohner zu schützen. Weiterhin mündet die Lutynia, welche gleich der Prosna von Süden nach Norden geht, in die Warthe. In jener Gegend haben wir das Wasserbad Dembno und das Städtchen Żerkow zwischen Wald und Hügelland zu suchen, Plätze, die anderwärts eine Frequenz erreicht hätten. Bei uns nicht. Der patriotische Pole fühlt keinen Drang, sei es Heilung, sei es Vergnügen in seiner nächsten Heimath zu suchen. Bei Neustadt geht die Warthe zum ersten Male unter das Joch einer Brücke, das sie während ihres 35 Meilen langen Weges durch Posen noch etwa zehnmal zu tragen hat. Die Neustädter eiserne Brücke ist die jüngste; sie wurde erst 1859 vollendet.

Von Schrimm ab wendet sich der Strom, der bis dahin westwärts ging, fast unter rechtem Winkel nordwärts. In dieser Richtung durchschneidet er, nachdem er vorher den Abfluß des großen Obrabruches empfangen, die Stadt Posen, 300′ breit, und ändert seinen Lauf erst bei Obornik, wo er sich mit der Welna verbindet. Von da an geht die Warthe wieder gen Westen und ergießt sich bald nach ihrem Austritt aus Posen, über 400′ breit in die Oder. Zur polnischen Zeit waren ihre Ufer Sumpf und Moor, mit Gesträuch und Wald durchwachsen; schiffbar war sie erst von Posen ab, und auch da hinderten zahllose Mühlen die Schifffahrt. Seitdem ist unendlich viel geschehen. Das Strombett ist regulirt, die Sümpfe sind trocken gelegt, eine große Wasserstraße, unterstützt durch einzelne Seitenlinien, hat der Industrie und dem Handel der Provinz aufgeholfen und ihr reiche Erwerbsquellen geöffnet. Wenn trotzdem noch Klagen über den Fluß und Wünsche in Betreff desselben laut werden, so liegt darin gewiß ein Grund für die Provinzialen, selbst Hand ans Werk zu legen.

Was für das Departement Posen die Warthe, dasselbe und vielleicht noch mehr ist für Bromberg die Netze (Notec). Sie entspringt im Goplosee, nahe bei Kruszwitz; ihr erster nördlicher Lauf geht unausgesetzt durch kleinere und größere Seen, darunter einmal 1¼ Meile lang durch den Trlongsee, bis Nakel, wo sie schiffbar wird. Darauf durchzieht sie den Norden der Provinz in der Richtung von Osten nach Westen und verläßt dieselbe nach ihrer Vereinigung mit der Drage, unterhalb Filehne, um sechs Meilen weiterhin in die Warthe zu münden. Ihre Breite, die bei Nakel 100′ beträgt, steigt bis zu 300′, ihre Tragkraft bis 600 Ctnr. Nicht fern von Nakel liegt Bromberg an der Brahe, auch Braa oder Braanie genannt. Dieser Nebenfluß der Weichsel, welche selbst etwa fünf Meilen lang, bei Schulitz und Fordon vorüber, die Grenze von Posen und Westpreußen macht, ist 40—50′ breit, flößbar und seit 1772 von Bromberg ab schiffbar. Das ganze Weichselgebiet der Provinz Posen beträgt 36 □Meilen.

Zwischen Netze und Weichsel fand der große Friedrich eine Wüstenei, ein „europäisches Kanada". Mit unermüdlicher Energie und Freigebigkeit hat er die wilde, verrottete Gegend in einen Fruchtgarten verwandelt. Den Mittelpunkt seiner Arbeiten bildete der Kanal, welchen er von Nakel bis Bromberg zur Verbindung von Netze und Brahe anlegen ließ. Der Kanal ist 9,624 Ruthen lang, 60′ breit, 5′ tief. Der höchste Punkt desselben steht 78′ über dem Wasserspiegel der Brahe und 13′ über dem der Netze. Zwölf Schleußen vermitteln einerseits das Aufsteigen der Schiffe von der Brahe, anderseits deren Herablassung von der Netze aus. Ein Speisekanal aus der Netze führt Wasser herbei. Die Arbeit geschah sehr rasch; sie wurde am 1. März 1773 begonnen, und schon am 15. September 1774 fuhren Schiffe aus der Netze in die Weichsel.

Dieselbe Gegend, welche innerhalb des letzten Jahrhunderts die merkwürdigste culturhistorische Veränderung erfahren hat, scheint auch, selbst noch in der geschichtlichen Zeit, der Schauplatz gewaltiger Erdrevolutionen gewesen zu sein. In dieser Gegend begegnen wir nicht blos verlassenen Strombetten, sondern auch andern Anzeichen dafür, daß die Kämpfe zwischen dem Stromgebiete der Weichsel und der Oder, welche diesen Strömen und ihren Nebenflüssen ihre dermalige Gestalt gegeben haben, hier ausgerungen worden sind, und daß sich hier noch größere Vorgänge zugetragen haben.

Es ist hier nicht der Ort, geologischen Forschungen über die Bildung der Ostseeküste nachzugehen. Doch sei es vergönnt, einige Zeugnisse dafür anzuführen, daß bei der entscheidenden Aenderung der Flußbetten vulkanische Kräfte mitgewirkt, und daß die letzten Bewegungen bereits eine gewerbthätige Bevölkerung vorgefunden zu haben scheinen. In den Anhöhen der Braheufer finden sich zahlreiche Versteinerungen von Seethieren, während der Bernstein vielfach nesterweise, oft in größeren Stücken, angetroffen wird. Aber es finden sich auch in grobkörnigem Kiese solche Petrefacten, welche von Vegetabilien, wie Bohnen, Nüssen und andern Früchten herzurühren scheinen. Ebenso fehlt es nicht an Knochen. Letztere sind calcinirt, erstere in Feuerstein umgewandelt, zum Theil auch von Eisenoxyd durchdrungen. Märchenhaft klingt die Versicherung eines glaubwürdigen Mannes, „daß unsern Bromberg im Lehm vor längern Jahren ein versteinerter Pferdekopf sammt Hals vorgefunden worden sei. Leider habe der große Feuerstein die Finder gereizt, die schöne Versteinerung in Stücke zu zerschlagen." Thatsache ist es, daß 1827 bei dem Bau der Bromberg-Nakeler Chaussee beim Durchstechen einer Strecke des alten Stromufers ein Schiffsanker zum Vorschein kam, und daß 1844 in der Niederung bei Lochowitz, 1½ Meile westlich von Bromberg, im Torfe Theile eines größeren Schiffs aufgefunden worden sind. Endlich stieß man vor längerer Zeit auf der Friedrichsstraße zu Bromberg, bei Anlegung eines Brunnens, 20' unter der Oberfläche auf Holzwerk. Beim Durchbrechen desselben wurde Getreide vorgefunden, welches noch zum Gebrauch verwandt werden konnte; man gelangte dann in einen Stallraum, der mit Thierknochen angefüllt war. Als man auch diese Räumlichkeit durchbrochen hatte, fand man ungewöhnlich starke Baumstämme, die einen hohen Pfahlrost zum Schutz des untergegangenen Gebäudes gebildet hatten.

Daß das Land einst so revolutionslustig war, wie jetzt die Mehrzahl seiner Bewohner, das verrathen auch die vielen Seen. Wir haben deren 560, die zusammen einen Flächenraum von 7 □Meilen bedecken. Sie sehen daraus, daß die allermeisten sehr klein sind. Anmuthig sind auch diese. Selbst der hartnäckigste Schlesier, der von „Gegend" hier nichts wissen will, gibt sich besiegt, wenn er die kleinen Seen von Santompsl, die sich übrigens bis hinter

Kurnik fortsetzen, bei günstiger Beleuchtung sieht. Dichter Laubwald, der tausendstimmig widertönt, umsäumt die Ränder des einen; der andere umgibt die kleine Insel, auf der einst Graf Raczynski ein gastlich eingerichtetes Sommerhaus unterhielt, und die durch den Tod dieses seltenen Mannes eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Auch da im Osten des Bromberger Departements, wo die größte Monotonie der Landschaft das Auge ermüdet, wird es angenehm überrascht, wenn es dem langen Zuge der weithin schimmernden Gewässer begegnet, durch welche sich die Netze und ihre Zuflüsse winden. Aber nicht alle unsere Seeen sind blos vornehme „Teiche". Ihrer 27 haben gerechten Anspruch auf den Namen See, denn sie zeigen das Normalmaß von mehr als 300 Morgen. Einige von ihnen haben dann noch ihre Inseln, und darauf auch wohl menschliche Wohnungen. Auch sie sind ziemlich über die ganze Provinz vertheilt, doch sind die Stromgebiete der Netze und der Obra besonders reich an ihnen. Von denen, die ersterer angehören, ist der Goplosee der größte und merkwürdigste. Er ist $3^3/_4$ Meilen lang, aber wie der obenerwähnte Irlongsee unverhältnißmäßig schmal, so daß er doch nur eine Fläche von $^2/_5$ □ Meilen einnimmt. Sein Süden streckt sich $^5/_4$ Meile lang in das „Königreich". Von seinen Inseln haben besonders Sienganow und Potrzymiechy ebenso wie die Seeufer prächtige Wiesen, die den Bewohnern der vielen umliegenden Dörfer reichlichen Unterhalt gewähren.

Der Goplosee hat übrigens bessere Tage gesehen. König (Herzog?) Popiel der Erste verlegte vor mehr als tausend Jahren seine Residenz von Gnesen nach Kruschwitz am Nordwestende des Sees (heute ein Städtchen von 591 Seelen). Sein Sohn Popiel der Zweite überbot die Bosheit und Nichtswürdigkeit seines Vaters und ward auf Anstiften seines Weibes zum Mörder seiner Vettern. Aber aus den Leichen derselben erwuchsen Mäuse, welche den Wütherich ganz so verfolgten, wie ihre Stammverwandten seiner Zeit den Bischof Hatto von Mainz. Der Mäusethurm auf dem Goplosee, vielleicht die Ruine eines Leuchtthurmes, sieht nun als ein Warnungszeichen ins Land. Ob die deutsche und die polnische Sage unabhängig von einander entstanden oder welche die ältere sei, wäre interessant zu untersuchen. Bald nach Popiels Tode bewirtheten dann Piast, ein Landmann in der Gegend von Kruschwitz, mit seiner Frau Rzepicha zwei Engel mit Meth und Schweinefleisch und wurden zum Lohn dafür auf den Thron erhoben. Krüschwitz ward Residenz und später auch der Sitz des Bischofs von Kujawien. Im Jahre 1863 soll dort das tausendjährige Jubiläum gefeiert werden.

Einen letzten Beleg für unsre Voraussetzung früherer Erdrevolutionen geben endlich die mineralischen Bestandtheile des Bodens. Die Braunkohle wird an den Ufern der Netze, unsern Wolsko, d. h. an dem alten verlassenen Weichselbett, an den Ufern des Braheflusses bei Stopka, in der Nähe von

Polnisch-Crone, so wie bei Fordon an den Weichselufern gefunden; dort auch in bergmännischem Betriebe zu Tage gebracht. Ein zweites großes Lager ist im Warthethal zwischen Obornik und Schwerin, am reichhaltigsten bei Wronke, entdeckt worden; ein drittes, jüngeres, mit dem Grabscheit zu bebauen, breitet sich zwischen Gostyn und Reisen über 2000 Morgen aus, ein viertes ist bei Schrimm gefunden, aber noch unbenutzt. Torf scheint überall in weiter Ausdehnung, zum Theil auch in vorzüglicher Qualität vorhanden zu sein, selbst die Ränder der kleinen Bäche, die sich in die Warthe ergießen, ermangeln desselben nicht, und das alte verlassene Weichselbett birgt ihn in unerschöpflicher Mächtigkeit. Doch bleibt er zum großen Theil noch immer unbenutzt, sowohl wegen der Schwerfälligkeit der Besitzer, als weil wir sein eben noch nicht dringend bedürfen. Auch beträchtlicher, bei Wapno, unsern Exin, bergmännisch bearbeiteter Gypsbrüche und verschiedener guter Kalklager erfreuen wir uns im Netzedistrict. Die Bruchwiesen des Schönlanker Forstes zeigen häufige Wiesenerze, deren Verarbeitung in Sattlerhütte bei Dratzig im äußersten Nordwesten der Provinz wir recht gutes Gußeisen verdanken. Der Boden, aufgeschwemmtes Land, ist sehr ungleich. In dem Departement Posen haben wir Mittelboden; doch auch weite Sandflächen, nicht blos in den Kreisen Birnbaum, Meseritz und Bomst, sondern selbst in den Kreisen Schroda und Wreschen, deren Boden als der beste gilt, so bei Santomysl, Nekla, Pudewitz u. s. f. Vorzüglichen Rufes erfreut sich das Obrabruch. Ein altes polnisches Sprüchwort rühmt: Kto przy Obrźe ma się dobrźe d. h. an der Obra ist gut wohnen. Im Bromberger Departement sind die schönen Seeen gewöhnlich von einem Gürtel von Wiesen, dann von einem weiteren sandigen umgeben. Der Süden des Bromberger Kreises, der Schubiner, ein Theil des Wongrowitzer, ebenso wie die Umgegend von Filehne und Schneidemühl im Westen sind wahre Sandbüchsen; dagegen ist Kujawien (Inowraclaw) durch seine Fruchtbarkeit sprichwörtlich geworden.

Man sucht gewöhnlich bei uns besonders weite und große Wälder. Mit Unrecht. Unter den acht Provinzen der Monarchie hat Posen in Rücksicht auf seinen Wälderreichthum nur noch Sachsen, Pommern und Preußen hinter sich. Die 2,390,754 M. Morgen Forst machen nur 20,6% unseres Areals aus, während in der Rheinprovinz und in Brandenburg 29,9%, in den hohenzollerschen Landen sogar 32,1% des ganzen Gebietes mit Wald bestanden sind. Vermindert hat sich indessen die Ausdehnung der Wälder nicht, obgleich der Holzhandel ins Große geht. Der Grund davon liegt darin, daß die meisten Forsten im Besitz des Staates oder doch der großen Grundbesitzer sind.

Habe ich bisher schon durch trockenen Ton ermüdet, so muß ich, um über die Erwerbsverhältnisse der Provinz die gewünschte Auskunft zu geben, auf den folgenden Seiten leider noch ein wenig trockner werden, was Sie gütigst mit der Natur der Statistik entschuldigen wollen.

Das Hauptgewerbe in unserer Provinz ist der Ackerbau. Von den 11,563,920 Morgen seiner Fläche waren bereits 1855 9,930,250 Morgen der Cultur gewonnen, 1858 aber schon 10,224,253; und es ist nicht anzunehmen, daß in den drei letzten Jahren weniger geschehen sei als in den ihnen vorangegangenen.

Das Areal vertheilt sich

unter	2,665	Besitzungen von mehr als	600 Morgen
„	1,079	„ „ „ „	300—600 „
„	45,229	„ „ „ „	30—300 „
„	32,850	„ „ „ „	5— 30 „
„	24,669	„ „ „ „	1— 5 „

Um einen Maßstab zu geben, sei erwähnt, daß Sachsen 107,171, Schlesien und Westphalen ohngefähr 121,000 und daß die an räumlicher Ausdehnung hinter Posen um 1 Million Morgen zurückbleibende Rheinprovinz sogar 564,759 Besitzungen der fünften Classe hat. Im Departement Bromberg vertheilt sich die Ackerfläche so, daß

1,651,705	Morgen auf die	574 Rittergüter,
1,673,342	„ „ „	16,088 Landgüter,
34,307	„ „ „	20 Kämmereigüter,
169,184	„ „ „	16,524 kleineren Besitzungen kommen.

Von den 1,651,705 Morgen liegen 557,328 in den Händen der 30 größten Besitzer, und zwar gehören von letzterem Areal 321,301 Morgen Deutschen, 236,027 Morgen Polen. Von diesen 30 größten Complexen umfaßt der kleinste, der des Grafen Konstantin Bninski, Glesno bei Wirsitz, 5,362 Morgen, der größte, der des Herrn Schultz auf Rothwendig bei Czarnikau 65,062 Morgen.

Da die polnischen Abgeordneten unter nachheriger Berufung auf die besondern Verhältnisse unserer Provinz gegen die Grundsteuerausgleichung gestimmt haben, so sei erwähnt, daß Graf Bninski seine 5,362 Morgen mit 80 Thlr. 16 Sgr. jährlich versteuert, während Herr v. Zoltowski für 5,419 Morgen im Gnesener Kreise, also schlechtern Bodens, 192 Thlr. 5 Sgr. zahlt. Die Swinarskischen Erben versteuern ihre 25,870 Morgen mit 210 Thlr., Graf Skorzewski seine 19,541 Morgen mit 663 Thlr. das Jahr.

Die Zahl der Personen, welche sich mit Ackerbau beschäftigen, ist im Abnehmen begriffen. Im Jahre 1858 machten ihn 594,641 Personen zum Haupt-, 81,355 zum Nebengewerbe.

Dem Ackerbau im engern Sinne gehörten 1858: 6,042,183 Morgen, also 52% des ganzen Areals. In dieser Hinsicht nimmt Posen die zweite Stelle unter den preußischen Provinzen ein. Nur Sachsen steht voran. Ein weiteres Zeugniß für Fleiß und Einsicht in der Landwirthschaft gibt die Thatsache, daß die Benutzung der Weide im raschen Abnehmen begriffen ist. Während in Pom-

mern 11,8% der Fläche Weideland sind, repräsentiren unsere 784,103 Morgen nur 6,7%, so daß nur in Sachsen und Schlesien die Stallfütterung noch allgemeiner ist. Ueberraschend ist in dem wasserreichen Lande der Mangel an Wiesen; der Durchschnitt ist für dieselben in der ganzen Monarchie 7,9% und beträgt hier nur 6,9%.

Einen gewaltigen Aufschwung nimmt die Viehzucht, obgleich unsere Landwirthe in derselben noch viel zu thun haben, ehe sie den westlichen Nachbarn nachkommen. Die größte und beste Schäferei ist die Lipskische in Ludom bei Polajewo. Im Departement Bromberg befanden sich bei der letzten Zählung

13,405 Füllen, 29,766 Pferde von 3—10 Jahren, 16,894 ältere Pferde 8 Maulesel, 160 Esel;

2,165 Bullen, 31,783 Ochsen, 90,892 Kühe, 45,055 St. Jungvieh;

307,504 ganz edle, 382,870 halb edle, 179,777 gewöhnliche Schafe;

5,129 Ziegen und 74,553 Schweine.

In der Provinz überhaupt kommen auf die □Meile 303 Pferde, 965 Stück Rindvieh und 434 Schweine.

Seit 1819, wo die preußische Regierung zum ersten Mal statistische Aufstellungen veranlaßte, ist in der ganzen Provinz die Zahl der Pferde von 85,964 auf 162,883, die der edeln Schafe von 32,146 auf 738,026, die der halbedlen von 127,219 auf 1,193,405 gestiegen. Solchen Ziffern begegnen wir sonst nirgends im Bezirke des deutschen Zollvereines.

Im Jahre 1859 wurden 16,072 Ctr. Wolle auf den Markt nach Posen gebracht; außerdem gehen erhebliche Quantitäten aus dem Norden der Provinz nach Stettin, aus dem Westen nach Berlin und Landsberg, aus dem Süden nach Schlesien zu Markte. Von 13,687 Ctr. waren in einem späteren Jahre 56 Ctr. hochfein, 5,811 Ctr. fein, 7,725 Ctr. mittel und 95 Ctr. ordinär.

Die Menge des Schwarzviehes steht trotz des bekannten Handels, der hier mit demselben getrieben wird, hinter andern Provinzen zurück. Den Grund davon suchen Sie in der geringen Zahl kleiner Besitzer.

Dem Boden edlere Früchte abzugewinnen, ihn zur Pflege des Weines oder Obstes, sowie vorzüglicher Handelsproducte zu erziehen, werden vereinzelte Versuche gemacht. In der Gartencultur nehmen wir mit Schlesien und Westphalen die zweite Stelle ein, die 162,702 Morgen Gartenland machen 1,2% unseres Gesammtareals aus. In den fruchtbaren Gegenden finden Sie die Städte mit Gürteln wohlgepflegter Gemüsegärten umzogen. Obst ist häufig, auch in edlern Sorten, und wir sahen oft in den polnischen Kreisen größere Geneigtheit, das Entgegenkommen der Behörden in der Baumzucht anzunehmen, als in manchen Gegenden der deutschen Provinzen. Geschichtlich berühmt und seit Piasts Zeiten nicht verläugnet ist der Fleiß des Polen in der Bienenzucht. Es macht einen sehr freundlichen Eindruck, wenn wir in den Gärten bei den Vor-

werken unserer Ackerbürger die bunten Bienenstöcke, oft in ganzen Gruppen, sehen und beim Eintritt ins Haus statt des landesüblichen Wodka ein Glas selbstbereiteten Methes empfangen.

Auch Wein wird gebaut, und ob sich gleich „die Bomster Schattenseite" noch herbe Scherze gefallen lassen muß, steht sie wenigstens dem Grünberger kaum nach, und der Anbau von etwa tausend Morgen Weinland mit einem Ertrage von 2,375 Eimern gewährt immerhin einer guten Zahl von Einwohnern ihren Unterhalt. Doch ist diese Cultur im Abnehmen. Wie jetzt überall, so findet auch der Seidenbau seine Pflege; sowohl seitens einzelner Lehrer, besonders derjenigen von Paradies und Wollstein, wie seitens einiger Dominien, von denen das Gorzyner auf den Potsdamer Ausstellungen regelmäßig prämiirt wird. Es stehen dort 1500 Bäume und 1800 laufende Fuß Hecke in Cultur.

An Runkelrüben werden nur 23,201 Ctr. gewonnen und in fünf Fabriken, an denen noch nicht zweihundert Arbeiter Beschäftigung finden, raffinirt. Ebensowenig ist der Tabacksbau von 2,221 Morgen Ausdehnung der Rede werth. Desto mehr thun wir uns auf den Hopfen zu gut. Anfangs auf die Umgebung von Neutomysl beschränkt, wo zur Zeit eine Fläche von 6,000 Morgen mit Hopfen bebaut wird, breitet er sich in jener Gegend nach allen Seiten immer weiter aus und gewinnt von Jahr zu Jahr an Güte. Der Handel erstreckt sich natürlich so weit wie der Anbau; doch concentrirt er sich auf Neutomysl, ein Städtchen von 1140 Einwohnern, im Kreise Buk gelegen. Dort thut sich in den Monaten September und Anfang October ein frisches, reges Leben auf. Käufer und Verkäufer strömen herzu, und die sonst wenig beanspruchte Postexpedition bedarf der Hülfe, um den Ansprüchen an Fuhrwerk und andre Dienste genügen zu können. Im September 1861, wo der Centner Hopfen bis 140 Thlr. und darüber stieg, fand ein Umsatz von 2,200,000 Thlr. statt. Für ein Dominium, wie das des Grafen Raczynski auf Wonowice, welches 85 Ctr. zu Markte führt, wirft der Hopfen also ein recht erhebliches Capital ab; indeß stehen die deutschen Bauern nicht nach; diejenigen von Paprotsch gewannen in jenem Jahre je 1800 bis 2500 Thlr. Wie es sich geziemt, verarbeitet die Hauptstadt des Kreises, Grätz, in vier trefflichen Brauereien das einheimische Gewächs, wobei ihr ein ganz vorzügliches Wasser zu Hülfe kommt. Das bittere Bier ist reich an Kohlensäure, hat keine narkotische Wirkung und gilt als ein äußerst gesunder Trank, der über die ganze Provinz versandt und überall gern genossen wird. Von den andern 234 Brauereien der Provinz soll die beste in Bromberg sein.

Vorläufig ist allerdings die edle Wodka, welche sich der Pole in der traurigsten Gestalt gefallen läßt, und welcher Ritter und Knecht sich gleich begeistert zu Füßen legen, das herrschende Getränk. Es gibt freilich nur etwa 300 Brennereien, aber zahllose Schankstätten. Ich kenne eine Stadt von 2,800 Seelen, wo

am Markte und bis zehn Schritt von demselben 13 höhere und niedere Wódkatempel offen stehen.

Sonst ist nicht viel von Gewerbe zu erzählen. Es sind bei uns 555 Wassermühlen, 2,676 Bockwindmühlen, 20 solche mit holländischem Werke, 144 von Thieren gezogen, 33 von Dampf getrieben, im Gange. Der letztern gibt es nirgends so wenige wie hier; doch gehört die Herkulesmühle in Bromberg zu den großartigsten ihrer Art. Die Windmüllerei machte vordem einen erheblichen Nahrungszweig unserer Städte aus, und noch jetzt macht sie alle Anstrengungen, um den vordringenden Dampfwerken nicht ohne Kampf zu unterliegen. Die Mühlen stehen massenhaft bei einander, in der Regel alle an derselben Seite der Stadt, vor welcher sie eine mächtige Brustwehr zu bilden scheinen und dem Fremden einen gar eigenthümlichen Eindruck machen. Der Heimische kennt sie und freut sich ihrer, wenn er nach langer Tour über die schneebedeckte Ebene oder durch böse Wege „zu den Mühlen" kommt und sich so wieder unter menschlichem Obdach weiß.

Von andern industriellen Unternehmungen können wir 8 Eisenwerke, 2 Frischfeuer, 9 Kugelöfen, 4 Flammöfen, dann 13 Glashütten mit 446 Arbeitern, und 9 Fabriken irdener Waaren anführen. Besonders gern erwähne ich die meist sehr gelungenen Arbeiten, die Herr Krzyzanowski zu Posen in Gußstein ausführt. Ein anderes bedeutendes Etablissement ist die große Fabrik landwirthschaftlicher Werkzeuge, welche Dr. Cegielski in Posen ins Leben gerufen hat und an der mehr als zweihundert Arbeiter beschäftigt werden. Der Chef dieser Anstalt erwirbt sich auch dadurch ein besonderes Verdienst, daß er die von ihm construirten Maschinen öffentlich ausstellt und Versuche mit ihnen auch auf offenem Felde gestattet, wodurch die Landwirthe über ihre Brauchbarkeit sich ein eignes Urtheil zu bilden vermögen.

Leider bin ich nun ziemlich am Ende. Das Handwerk blüht bei uns noch nicht. Städte wie Posen und Bromberg haben zwar einen achtungswerthen und fleißigen Handwerkerstand. In den kleinen Orten fehlt er. Es ist das sehr zu bedauern; denn wenn sich der Pole zu einem Gewerbe entschließt, so erreicht er bei einiger Sorgfalt in der Regel eine große Gewandtheit darin. Selten aber will er. Schlechte Schulbildung, Hang zur Trägheit, damit verbundene Abneigung vor dem Wandern und vorzüglich das zeitige Heirathen halten ihn ab. Meister, ehe er Meisterschaft erlangt hat, vermag er der Concurrenz der Geschickteren und namentlich des Importes aus Posen und Berlin nicht zu widerstehen. Er sucht als Obstpächter, Landwirth u. s. w. Nebenerwerb und ist bald genug ein darbender Stümper.

Einst war das Alles in unserer Provinz anders. Da standen die Gewerbe, wenigstens in den deutschen Städten, im höchsten Flor.

Der Reichthum der Stadt Bojanowo lag in der Fabrikation und dem

Verkauf von Tuchen. Als Bojanowo unter preußische Regierung kam, lebten dort 256 Tuchmacher mit 120 Gesellen, 16 Tuchscheerern und Bereitern, sie verfertigten jährlich 7,659 Stück Tuche und verhandelten deren 24,000. Unter preußischer Regierung und während der Zeit des Herzogthums Warschau wuchs dieser Verkehr zusehends. Das Jahr 1815 fand 279 Tuchmacher, welche 13,478 Stück Tuche anfertigten, deren 27,000 verhandelten. Ohne daß ein Kaufmann oder Fabrikant nöthig gehabt hätte, die Messe zu beziehen, betrug der jährliche Verkehr 600,000 Thlr. Diesen Wohlstand hat die russische Grenzsperre mit einem Schlage in Armuth verwandelt; 700 Menschen wanderten zwischen 1820 und 1829 nach Rußland aus; 1840 verfertigten 40 Tuchmacher 3,002 Stück Tuche, waren aber nicht im Stande, dieselben abzusetzen. Die Noth der Stadt war so groß geworden, daß auf Befehl des Königs die Regierung in Posen eine eigene Untersuchungscomission deshalb einsetzte.

Die Geschichte von Bojanowo ist die von Zduny, von Rawicz, Fraustadt, Kröben und zahlreichen andern Städten; nur daß einzelne von ihnen bald neue Erwerbsquellen fanden. Die Grenzsperre fiel wie ein Mehlthau auf den kräftigen Wuchs einer weit verbreiteten Industrie, und nur die unermüdliche Sorgfalt, welche die preußische Regierung der neuerworbenen Provinz zuwandte, im Verein mit der Fruchtbarkeit des Landes vermochte allgemeine Verarmung fern zu halten. Dadurch erklärt sich auch das Herunterkommen einzelner, ja vieler Städte der Provinz neben dem Aufblühen anderer, ein Umstand, den wühlerische Agitation recht geschickt zu benutzen weiß, um gegen die Regierung aufzustacheln und für die polnischen Zeiten zu begeistern. Damit mag auch die meines Wissens nur hier vorkommende Erscheinung zusammenhängen, daß viele Kreisstädte kleine Flecken sind, in welche 1849 die neuen Kreisgerichte nicht gelegt werden konnten, und aus denen zuletzt auch die andern Behörden nach den Kreisgerichtsstädten übersiedelten. So haben Sie die eigentliche Kreisstadt des Kröbener Kreises in Rawicz, des Fraustädter in Lissa, des Bomster in Wollstein, des Adelnauer in Ostrowo, des Schildberger in Kempen, des Buker in Grätz, des Oborniker in Rogasen, des Wirsitzer in Lobsens, des Chodziesener in Schneidemühl, des Czarnikauer in Schönlanke zu sehen.

Ein neues Leben wird sich uns aufthun und die Provinz Posen zu den wohlhabendsten der Monarchie gehören, wenn die Schlagbäume von Szalmierzyce und Pogorzelice fallen dürfen; denn schon jetzt haben wir Handel und einen so erheblichen Geldverkehr, daß unsere Bank die einzige ist, welche die ihr gestatteten 1,000,000 Thlr. in Banknoten wirklich in Umlauf hat. Wir sind jetzt hier 1,476,675 Einwohner und haben zu unserem Schutz 17,946 Soldaten bei uns, und zwar kommen auf Bromberg 516,973 und auf Posen 959,702 Seelen. So die Zählung vom 3. December 1861, aus welcher resultirte, daß sich die Bevölkerung seit 1858 im Posenschen um 5,91%, im Bromberg'schen um 4,64%,

in der ganzen Provinz um 5,47% vermehrt hat. Sehen wir von der Stadt Berlin und vom Jahdegebiet ab, so ist bei uns die Bevölkerung am mächtigsten gewachsen. Zu meinem Bedauern muß ich bei den weiteren Mittheilungen die Volkszählung von 1858 zu Grunde legen, da die Details der letzten noch nicht veröffentlicht sind. Damals wohnten im

Dep. Posen	450,207	Männer,	468,015	Frauen,	184,100	Familien.
„ Bromberg	248,548	„	250,358	„	96,912	„
Provinz	698,755	„	718,373	„	281,012	„

Unter den acht preußischen Provinzen hat nur Preußen eine verhältnißmäßig größere Zahl von Ehen. Auch in Rücksicht der Sittlichkeit steht Posen auf zweiter Stelle. In Westphalen ist das 27. Kind ein uneheliches, in Posen das 15.; dann fallen die Zahlen schnell; in Schlesien ist es schon das 7. bis 8.

Eingewandert sind bei uns in Posen 587;
in Bromberg 641.
Ausgewandert „ „ aus Posen 2,256;
aus Bromberg 3,428.

Diese zahlreiche Auswanderung drängt nach zwei Seiten. Brodlose Arbeiter, Unzufriedene aller Art und leider auch aufgeredete und nachmals furchtbar betrogene Dienstleute ziehen nach Russisch-Polen. Es kann nicht ernst genug hiervor gewarnt werden. Mit den gleißendsten Versprechungen angelockt, erfahren die Opfer, sobald sie nur die Grenze hinter sich haben, die traurige Wahrheit. Eheleute werden getrennt; der Mann harter Frohnde unterworfen, mit der Knute zum Schweigen gebracht, zu arm, um zurückzukehren, vermag er nicht einmal den Aufenthaltsort seines jungen Weibes zu ermitteln und hat in Bezug auf sie das Schlimmste zu fürchten. Nackt und bloß, so versichert er seinem früheren deutschen Grundherrn durch Briefe, die er auf sinnreichem Wege ihm zuzusenden weiß, möchte er wiederkommen, wenn dieser Mittel wüßte, ihn nach Preußen zurückzuführen.

Sie bemerken, daß ich einen erlebten Fall im Auge habe, aber fast jeder, der sich hier für das Leben des Volkes interessirt, könnte mit einem solchen dienen.

Eine andere Auswanderung geht nach Westen, nach Amerika, auch nach Australien. Dorthin ziehen vor Allem unsere Juden, und fast jede jüdische Familie hat dort einen oder mehre ihrer Angehörigen, meist jüngere Leute, welche später die Ihrigen nachrufen sollen, und auf welche diese ihre Hoffnung gesetzt haben, wie die alte Frau, die mir gegenüber wohnt und die einzige Person in der Stadt ist, die es nicht weiß, daß „ihr Kind in Amerika" seit vier Jahren todt ist.

Die Einwanderer sind Deutsche von allen drei Richtungen bis aus Sachsen her. **Sie mögen kommen, denn es ist noch genug Raum da.** Es

leben durchschnittlich nur 2,643 Einwohner auf der Quadratmeile. Die Hoffnung aber, als gebe es hier einen andern und leichtern Weg, zu Wohlstand zu gelangen als in ihrer Heimath, mögen sie zurücklassen. Ohne Fleiß, Ordnung und Nüchternheit werden sie im fremden Lande dem Prolatariat nur doppelt schnell verfallen.

Sie kennen die Mischung unserer Bevölkerung. 1858 waren bei uns:

	Polen.	Deutsche.	Ev.	Kath.	Jud.
Posen	536,840	381,382	261,287	608,851	47,907
Bromberg	246,852	252,081	203,306	271,222	24,291
Provinz	783,692	633,463	464,593	880,073	72,198.

Polnisch und katholisch, deutsch und evangelisch sind also nicht congruente Begriffe. Es gibt gegen 20,000 evangelische Polen und über 100,000 deutsche Katholiken im Lande; gleichwohl werden diese Beziehungen als gleichbedeutend genommen. Daß, wie man erzählt, ein Bauer vor Gericht erklärt, er „spreche nicht lutherisch", ist gewiß selten; der Ausdruck aber: „deutsch oder polnisch werden" für den Uebertritt zur evangelischen oder zur katholischen Kirche ist der allein herrschende. Der unirt gesinnte evangelische Pfarrer, welcher sich zu dem verständlichen „lutherisch" nicht bequemen mag, hat große Mühe, ehe er von seinem Schüler ein anderes Bekenntniß, als das zum „deutschen Glauben" erlangt. Wir können uns die Sache gefallen lassen, aber für die deutschen Katholiken und für die Polen ist sie gleich verderblich. Ersteren wird unter der Vorstellung, daß jeder Katholik Pole sein müsse, die Befriedigung ihrer kirchlichen Bedürfnisse verweigert oder vorenthalten. „Lernen Sie," sagt man ihnen, „die Sprache Ihres Vaterlandes, diejenige, in welcher hier das Evangelium gepredigt wird" und unter dem Vorgeben, jeder Streit wider die polnische Sache werde auch gegen die katholische Kirche geführt, werden sie wider besseres Meinen und Wollen unter das Joch der polnischen Mehrzahl ihrer Glaubensgenossen gezwungen. Noch unheilvoller ist diese von unserer katholischen Geistlichkeit ausgestreute Lüge für die Polen selbst. Ich kenne keinen furchtbareren Feind des polnischen Volks und Landes als den Katholicismus, speciell: den Jesuitismus; er ist die Boa constrictor, unter deren Umarmungen Polen politisch untergegangen ist und ohne unsere Reaction auch physisch und moralisch zu Grunde gehen würde. Ich kann mich dafür auf das Wort des berühmten polnischen Predigers Samuel Dąbrowski (Dombrowski) berufen, welcher schon ums Jahr 1600 seinen Landsleuten den Untergang des Reiches als eine Strafe für die Verfolgung des Evangeliums ankündigte. „Die Zeit wird es kund thun; es wird über euch kommen all das gerechte Blut, und nicht allein das, sondern auch die Thränen der um ihres Glaubens willen geplagten Leute" — — „veniet es wird kommen, was wird kommen? vindicta dei, die gerechte Rache Gottes" — — „so ist nichts gewisser als daß man Trümmer und kläglichen Verfall zu erwarten habe."

Erlauben Sie mir aber auch das Zeugniß eines katholischen Polen anzuführen. Der Literarhistoriker Wojcicki schreibt: „Kaum hatten die Jesuiten im Volke die Oberhand gewonnen, so war es, als ob eine finstre Decke, eine undurchsichtige Dämmerung die noch nicht erstorbene Literatur der Sigismundschen Zeiten verhüllt hätte. Ein dem polnischen Volke bis dahin unbekannter Fanatismus besudelte die Namen der verdienstvollsten Schriftsteller des goldenen Zeitalters. Die jesuitischen Zöglinge suchten in denselben Stellen auf, um ihren mangelhaften Glauben nachzuweisen und sie der Ketzerei anzuklagen. Sie zertraten in den jugendlichen Gemüthern die persönliche Würde; denn indem sie die Knäblein des niedern Adels hochmüthig machten, lehrten sie dieselben doch zugleich vor dem hohen Junkerlein kriechen und sich gemein machen. Die schnurrbärtigen Schulbuben richteten sie zu blutigen Händeln und Störungen des bürgerlichen Friedens ab, indem sie ihre Schaaren im Namen Gottes und der Religion zur Zerstörung und Niederbrennung der Gotteshäuser andersgläubiger Brüder anführten. Nachdem die Bildung des sechzehnten Jahrhunderts vergessen war, redete und schrieb der Zögling ihrer Schulen eine barbarische Sprache und war dermaßen ungebildet und unaufgeklärt, daß er von dem Standpunkte und den Bedürfnissen seines Volkes nichts verstand und begriff. Sonst allezeit gottesfürchtig und edelmüthig, begann nun der Edelmann, wie ein Blinder umherzutappen und hielt den ihm eingeredeten blinden Glaubenseifer und die Frömmelei für Religion, die Jesuiten aber für Muster der Heiligkeit. Ohne Verständniß für den Geist der Zeit war die ganze Masse des niedern Adels ein Spielball der hochmüthigen Magnatlein, welche ihn leiteten, wie sie wollten, aber es nie auf die rechte Weise wollten. Der Verfall der Nation erfolgte nicht, wie dies Adrian Krzyzanowski behauptet, durch die Schuld der Könige, sondern durch die Schuld der Magnaten und der Jesuiten."

Die Lage der Dinge ist noch dieselbe. Die Sache, für welche die polnische Bewegungspartei einsteht, ist die des religiösen Obscurantismus, des politischen und socialen Feudalismus, des Junkerthums in der häßlichsten Form. Die Sache der preußischen Regierung und der Deutschen in der Provinz Posen ist die des Rechtes, der Freiheit und Wahrheit. Es wäre nur die Schuld meiner Darstellung, wenn die in den nächsten Briefen folgenden Schilderungen den Beweis dafür schuldig blieben.

Was die kirchliche Versorgung der Provinz anlangt, so hat Herr v. Montalembert Europa belehrt: die Katholiken werden versäumt; wo fünf bis sechs Protestanten in einem Orte leben, wird ihnen ein Kirchen-System errichtet. Lassen wir die Zahlen aufmarschiren, bemerken aber vorher, daß die Protestanten, da sie zerstreuter wohnen, mehrer Kirchen und Geistlichen bedürfen, als die mehr concentrirten Katholiken, sodann daß diese ihre Pfarreien durch die Missalien unterhalten, welche ohne Unterschied des Glaubens — nach staatlicher

Entscheidung — nur in unserer Provinz und auch da nur an katholische Pfarrer von sämmtlichen Grundbesitzern, selbst von evangelischen Geistlichen entrichtet werden.

Im Kreise Fraustadt übernahm ein katholischer Besitzer ein bis dahin evangelisches Gut und ließ sofort den Decem ruhen, wie dies auch in Schlesien geschieht; der evangelische Geistliche klagte und ward mit seinem Anspruch auf Weiterleistung der Gefälle abgewiesen. Nun weigerte ein evangelischer Besitzer desselben Kreises seinem katholischen Pfarrer das Meßgetreide, und siehe da, er ward gerichtlich gezwungen, es ferner zu geben; denn die preußische Regierung schützt die katholische Geistlichkeit in den Rechten, die sie zu polnischen Zeiten hatten. Ja, sie gibt ihnen insofern noch neue, als sie die im Landrecht ausgesprochene Verpflichtung der Patrone und der Gemeinden, die Baulichkeiten der Pfarrer zu unterhalten, auch auf die Dominien überträgt, welche die Widemut unserer Pröbste bilden. Einer derselben hatte bei der seinigen eine Schenke gehabt. Das Schenken in derselben hatte aufgehört, und das Gebäude mit seinem Zubehör zerfiel. Da verlangte ein späterer Geistlicher von der Gemeinde Wiederaufbau des Etablissements; dieselbe weigerte sich; der Landrath stellte vor, daß er dem geistlichen Herrn niemals eine Schenkgerechtigkeit geben werde. Vergeblich, die Gemeinde ward genöthigt, dem Probst die geforderten Gebäude aufzuführen.

Doch zu den Zahlen.

	Ev.	mit Kirch.	u. Geistl.	Kath.	mit Kirch.	u. Geistl.	Jud.	mit Syn.
Posen	261,287.	108.	132.	608,851.	434.	428.	47,907.	88.
Bromberg	203,306.	83.	66.	271,222.	194.	198.	24,291.	52.
überhaupt	464,593.	191.	198.	880,072.	628.	626.	72,128.	140.

d. h. eine Kirche auf 1082 Kath. und auf 2432 Ev.
„ „ ein Geistlicher „ 1085 „ „ „ 2412 Ev.

Sie sehen, der fromme Herr v. Montalembert hat entweder dreist gelogen oder der hochgelehrte Akademiker ist von dem polnischen Klerus hinters Licht geführt worden. Man lasse ihn wählen, was er lieber zugibt.

Im Einzelnen stellt sich das Verhältniß der Polen und Deutschen so, daß in den Kreisen an der polnischen Grenze mit Ausnahme von Inowraclaw von 100 Seelen 78 poln. 22 deutsche.

Ebenso in den Kreisen Posen, ...	„	100	„	78	„	22	„
Schrimm und Schroda		—		—		—	
In Stadt Posen	„	100	„	40	„	60	„
Kr. Krotoschin und Kröben	„	100	„	62	„	38	„
westlich, nordwestlich und nördlich von Posen, sowie in Inowraclaw . . .	„	100	„	60	„	40	„
Im Norden der Provinz im Osten . . .	„	100	„	41	„	59	„
„ „ „ „ im Westen . .	„	100	„	23	„	77	„

Der größere Wohlstand ist auf unserer Seite. In Stadt und Kreis Bromberg, wo das Verhältniß der Deutschen zu den Polen das von 3:2 ist, beträgt die Einkommensteuer 21,000 Thlr.; davon zahlen die Deutschen 19,700 Thlr., die Polen 1300 Thlr., also 15:1. In der Stadt Posen zahlen von 30,813 Deutschen 537, von 16,727 Polen 89 Personen Einkommensteuer, also 7:1. Im Posener Landkreis zahlen 25 deutsche, 22 polnische; im Kreise Obornik 34 deutsche und 23 polnische Familien Einkommensteuer. Dies Verhältniß ist ziemlich überall dasselbe; nur in den östlichen Grenzkreisen ist der polnische Grundbesitz weit überwiegend.

Um mit meinem Vorrath statistischer Notizen zu Ende zu kommen, muß ich noch anführen, daß bei uns 378,110 Städter mit 1,039,045 Landleuten zusammen wohnen. Wir haben 138,192 Privatwohnhäuser, überhaupt 365,002 Gebäude. Sie mögen sich dieselben in 143 Städten, 4 Flecken, 3141 Dörfern, 1504 Vorwerken, 876 Weilern, 981 andern Etablissements aufsuchen. Die Summe von 6649 Niederlassungen ist verhältnißmäßig gering, die der Städte unverhältnißmäßig groß, doch sind diese selbst meist unbedeutend. Ihre Menge hat ihren Grund einmal in der Geschichte der deutschen Einwanderung (über welche im dritten Briefe) und dann in der Neigung des Magnaten groß zu thun und den Herrn zu machen. Dieser Hochmuth hat manche Stadt errichtet, welcher die ersten Lebensbedingungen fehlten, und die darum nie etwas Anderes als ein Dorf mit städtischen Rechten sein konnte. Man erzählt, daß als Graf Bninski Bnin gegründet habe, jetzt ein Städtchen von 1259 Einwohnern, sein Nachbar, Graf Dzialynski, darüber unwillig und selbst der Gründer einer dicht an Bnin stoßenden Stadt geworden sei, welcher er zum Hohn den Namen Kurnik d. i. Hühnerstall gegeben habe. Nun standen, um in der Sprache der Magnaten zu bleiben, zwei Kurniks neben einander.

Im nächsten Briefe schildere ich Ihnen nach dieser etwas trocknen, aber nothwendigen Orientirung über Land und Volk unserer Provinz im Allgemeinen das Volk in den lebendigeren Farben, die es bei näherer Betrachtung zeigt. Ohne weiter viel nach statistischen Zahlen zu fragen, wollen wir den Deutschen und den Polen, den Christen und den Juden im Hause und auf dem Felde aufsuchen und ihn dort genauer kennen lernen, wie er sich gibt, auch Persönliches nicht ausschließend. Wo sichs ermöglicht, thun wir dabei einen Griff in die polnische Geschichte. Nur erwarten Sie da nicht zu viel; denn der Pole kennt weder conservirende Sorgfalt, noch historischen Sinn. „Die Ruinen als solche sind überall das Werk der Polen," sagt Kattner in seiner muthigen und auf fleißige Studien gegründeten „Deutschen Abrechnung mit den Polen", und auch Herr v. Alberg meint in seiner maßvollen und gründlichen Schrift: „Das Großherzogthum Posen und die Polen", daß manches sogenannte Zamek, Schloß, besser zamczysko Trümmer, heißen sollte.

Der mecklenburgische Landtag von 1862.

2.

So einig auch Regierung und Stände in politischen Dingen waren, so vielen Anlaß zu Streitigkeiten gab es seit Jahren auf dem Gebiet des Kirchenwesens, namentlich im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, wo noch während der constitutionellen Aera in dem Oberkirchenrath eine von der Staatsregierung unabhängige, in unmittelbarer Beziehung zum Landesherrn als Oberbischof stehende höchste Kirchenbehörde geschaffen war, welche die Stände als verfassungsmäßiges Organ bisher nicht anerkannt und in deren Anordnungen sie schon mehrfach Grund zur Beschwerdeführung gefunden hatten. Die Landschaft fast ohne Ausnahme und dazu ein großer Theil der Ritterschaft waren Gegner der in dem Oberkirchenrath, dessen Seele Kliefoth ist, repräsentirten und auf die Mehrzahl der Pastoren der Landeskirche, zumal die jüngeren, übergegangenen modernen Kirchlichkeit. Auch die orthodox gesinnten Mitglieder der Ritterschaft waren nur theilweise mit der Richtung des Kliefothschen Kirchenregiments einverstanden, indem es unter ihnen auch solche gab, welche die Macht und Wirksamkeit der Kirche wohl im Uebrigen schätzten und dankbar sich gefallen ließen, aber doch verlangten, daß das Kirchenregiment sich vor allen Collisionen mit dem Competenzkreise der Stände hüte und nicht als selbständige Macht neben den staatlichen Organen eine Wirksamkeit üben wolle.

Auch auf dem Landtage von 1862 trat die Mißstimmung der Stände gegen das Kirchenregiment an mehr als einem Punkte und in größerer Schärfe als bisher hervor.

Zunächst war es eine Anordnung des Oberkirchenraths in Betreff der Wiedertrauung geschiedener Eheleute, worin die Landtagsversammlung einen Eingriff in die Landesgesetzgebung und daher einen Grund zu lebhafter Beschwerde fand. Der Oberkirchenrath hatte unter dem 4. Juni 1860 die Geistlichen angewiesen, geschiedenen Eheleuten auch in den Fällen, wo die Eingehung einer neuen Ehe durch richterliches Erkenntniß ausdrücklich gestattet war, nur nach Einholung seiner Genehmigung die erbetene Trauung zu gewähren. Nachdem die Stände schon im Jahre vorher die Zurücknahme dieser Anordnung verlangt, hatte ein großherzogliches Rescript vom 10. Mai 1862 sich zu Gunsten derselben ausgesprochen. Die Landtagsversammlung beharrte jedoch bei ihrer Ueberzeugung, verwahrte sich gegen die in dem großherzoglichen Rescript enthaltenen Anschauungen und beantragte wiederholt die Zurücknahme der Anordnung.

Das Gutachten der Landtagscommission, welches diesem Beschlusse zu Grunde lag, erklärt sich über den Charakter der Maßnahme des Oberkirchenraths mit folgenden scharfen Worten:

„Dem vollberechtigten Verlangen des unschuldigen Ehegatten, nicht im

erzwungenen Cölibat zu bleiben, stellt sich in Mecklenburg der Oberkirchenrath entgegen, und das Allerhöchste Rescript billigt und rechtfertigt seinen Widerstand. Machen wir uns die Consequenzen klar: Der Oberkirchenrath beansprucht für sich in allen nicht ausdrücklich von ihm ausgeschlossenen Fällen die höchste Cognition in Ehesachen, die ihm nimmermehr zusteht. Ohne Gehör der Parteien, ohne hinreichende Kenntniß der Acten will er seine Entscheidungen, seine Inhibitorien erlassen, und die Normen seiner Entscheidungen sind nicht die Landesgesetze, sondern seine Schriftauslegung. Er hält sich für berechtigt zu verbieten, was die Gerichte, ja was unter Umständen der Großherzog selbst erlaubt hat, er untergräbt damit das Ansehen der Gerichte, damit zugleich der Obrigkeiten, und verkehrt das Princip der im Staate geordneten Gewalten. Er thut dies angeblich, weil er sich an den von ihm behaupteten Ueberschreitungen der Gerichte nicht betheiligen will. Diese Ueberschreitungen kann er aber ohne vollständige Kenntniß der Acten nicht beweisen, er vermuthet sie nur; und wenn dennoch in dieser Materie das Ansehen der Gerichte dem des Oberkirchenraths untergeordnet würde, so ist nicht abzusehen, wo die Grenze solcher kirchlichen Uebergriffe sein möchte. Der Kirche selbst wird dadurch der größte Schaden zugefügt. Nicht das bringt ihr Schaden, daß der einzelne Geistliche eine Trauung vollzieht, für welche das Gericht die Verantwortung trägt, wenn es dieselbe erlaubt hat, sondern daß sie die Schuld trägt an allen Folgen des unnatürlichen Zwanges zum ehelosen Leben, daß sie die Schuld trägt, wenn derjenige aus seinem Vaterland, aus seiner Kirche scheidet, dem die letztere unberechtigt ihre Segnungen versagt und den das erstere dagegen nicht zu schützen vermag." Schließlich empfiehlt die Commission: „die Wiederaufhebung der Circularverordnung des Oberkirchenraths zur Beseitigung eines Conflictes wiederholt zu verlangen, dessen Folgen die lebhafteste Sorge und Bedenken der Stände wachgerufen."

Diese Angelegenheit stand noch mit einer andern in enger Verbindung. Auf dem Landtag von 1860 ward ein Gesetzentwurf wegen der Trauungen im Auslande vorgelegt, den die Stände unter der Bedingung annahmen, daß die Circularverordnung des Oberkirchenraths wegen Wiedertrauung geschiedener Eheleute zurückgezogen würde. Dieser Bedingung ward noch die Bitte hinzugefügt: der Großherzog wolle den Predigern die Weisung zugehen lassen, daß sie in Fällen der beantragten Trauung geschiedener Personen nur die gesetzlichen Bedingungen zu berücksichtigen und bei der Frage über die Zulässigkeit lediglich das bezügliche Ehescheidungserkenntniß zu Grunde zu legen hätten. Das Gesetz ward nach einigen weiteren Verhandlungen in beiden Großherzogthümern publicirt, ohne daß die für Schwerin gestellte Bedingung erfüllt worden wäre und die hinzugefügte Bitte Berücksichtigung gefunden hätte. Die Landtagscommission äußert sich auch über diesen Differenzpunkt in sehr scharfer Weise.

Sie erklärt ganz offen, daß, da die Bedingung nicht erfüllt sei, zwischen Regierung und Ständen eine Vereinbarung nicht stattgefunden habe, daß also das Gesetz nicht auf verfassungsmäßigem Wege zu Stande gekommen sei und daher nicht hätte publicirt werden dürfen, und fährt dann fort: „Wie die Sache jetzt liegt, gereicht sie den Ständen zur größten Beschwerde, indem jetzt nicht allein gesetzlich im Inlande zulässige Trauungen durch Inhibitorien des Oberkirchenraths unmöglich gemacht werden, sondern auch, durch die Versagung der Proclamation im Inlande, gesetzlich erlaubte Trauungen Geschiedener im Auslande mit Strafen belegt werden. Wie aber, fragen wir billig, ist es möglich, daß Jemand in Untersuchung, ja in Strafe genommen werde, wenn er eine erlaubte Handlung begeht, d. h. sich im Auslande trauen läßt, nachdem ihm die Trauung durch rechtskräftiges Erkenntniß, ja vielleicht im Namen Sr. K. H. des Großherzogs selbst, ausdrücklich erlaubt worden ist? Widerspricht es nicht der Würde, dem Ansehen der Gerichte, wenn sie Unschuldige zur Strafe ziehen sollen, wenn diesen blos deshalb eine Gefängnißstrafe bis zu drei Monaten aufzuerlegen ist, weil sie die Proclamation, die ihnen nach den bestehenden Landesgesetzen nicht versagt werden durfte und dennoch versagt wurde, nicht erreichen konnten und nun ohne Proclamation sich im Auslande trauen ließen? Hat endlich nicht das Gewissen des Richters gleichen Anspruch auf Berücksichtigung wie das eines Predigers? Ein Strafgesetz, das ein Gericht zwingt zu bestrafen, was gesetzlich erlaubt ist, ist eine solche Abnormität, daß sie nicht von Bestand bleiben darf. Stände haben aber auch die Berücksichtigung der Wiedertrauung Geschiedener im Auslande, denen im Inlande aus ungesetzlichen Gründen die Trauung versagt wurde, schon in ihrer ersten unter dem 12. März 1861 abgegebenen Erklärung so bestimmt im Gesetze verlangt, daß sie im Falle der Nichtberücksichtigung die ständische Erklärung als eine den Entwurf ablehnende betrachtet sehen wollen. Demnach glaubt das Justizcomité, daß in der weiter abzugebenden ständischen Verwahrung gegen die Publication jenes Gesetzes, das in seiner jetzigen Fassung und so lange die Circularverordnung bei Bestand bleibt, nicht legal zu Stande gekommen ist, das ganze Gewicht der ständischen Beschwerde gegen die oberkirchenräthliche Circularverordnung zu richten sei. Zugleich möchte es aber nöthig sein, auch die Bitte um die oben erwähnte Weisung Sr. K. H. dringend und deshalb in Hoffnung auf Gewährung der Bitte zu wiederholen, weil dadurch erst wieder ein Rechtsgebiet seine gesetzliche Begrenzung erhält, welches der Oberkirchenrath durch unberechtigtes Hineinbringen kirchlicher Fragen verwirrt hat.“ Auch mit diesem Antrag und seiner Motivirung erklärte sich die Landtagsversammlung ohne Abstimmung einverstanden.

Der tiefe Zwiespalt zwischen den Ständen und dem von der Staatsregierung in Schutz genommenen Kirchenregiment zeigte sich auch noch an einem weiteren Streitpunkt, welcher den Landtag schon seit vier Jahren beschäftigt

Der Oberkirchenrath hatte in den Jahren 1852, 1855 und 1858 Vorschriften und Formulare für die Taufe, die Trauung, die Ordination und Introduction der Prediger und die Confirmation erlassen. Die Stände beschwerten sich darüber seit dem Landtage von 1858, indem sie behaupteten, daß in jenen neuen Regulativen Abweichungen von den Vorschriften der mecklenburgischen Kirchenordnung enthalten wären, weshalb dieselben nicht ohne ihre Zustimmung hätten erlassen werden können. Anfangs ward die erbetene Mittheilung der neuen Formulare Seitens des Oberkirchenraths verweigert. Als aber die Stände sich dieselben auf andere Weise zu verschaffen gewußt hatten und nun von Neuem mit ihren Beschwerden vorgingen, ward es von der Gegenseite bestritten, daß die Formulare mehr als blos formelle Abweichungen von der mecklenburgischen Kirchenordnung enthielten. Der Engere Ausschuß empfing nun den Auftrag, den Gegenstand näher zu prüfen, und legte in Folge dessen dem Landtage von 1862 einen umfänglichen Bericht vor, in welchem die wesentlichen Neuerungen der Formulare nachgewiesen wurden. Der Engere Ausschuß war dabei zu dem bemerkenswerthen Ergebniß gelangt, daß ein Theil der eingeführten Abänderungen nicht in einem rituellen Bedürfniß, sondern in einem abweichenden dogmatischen System des Oberkirchenraths seinen Grund habe, und dies veranlaßte ihn zu einem scharfen Protest, durch welchen der Oberkirchenrath, welcher gerade auf die Erhaltung der reinen Lehre ein so großes Gewicht legt, nun selbst unter die Anklage der Abweichung von derselben gerieth. „Auf das Ernstlichste und Nachdrücklichste“, so sagt der Bericht, „müssen Stände sich dagegen verwahren, daß der Lehrbegriff der Kirchenordnung im Geringsten alterirt wird, was aber geschieht, wenn die agendarischen Vorschriften der Kirchenordnung einer Doctrin zu Liebe abgeändert werden, die in der Kirchenordnung keinen Anhalt und auch sonst keineswegs allgemeine Anerkennung gefunden hat.“ Die Stände beschlossen, auf Grundlage dieses Berichtes die Verhandlungen fortzusetzen und die Forderung zu stellen, daß die neuen Formulare entweder zurückgezogen oder dem Landtage zur verfassungsmäßigen Berathung vorgelegt würden. Zugleich sollten diese Verhandlungen sich auch auf die neuen Vorschriften und Formulare in Betreff der Beerdigung erstrecken, welche der Oberkirchenrath ungeachtet des schwebenden Streites noch in neuester Zeit den früheren hinzugefügt hatte.

Diesen Zeichen eines tiefgehenden Zwiespalts gegenüber hat es wenig auf sich, daß in einer Streitfrage von geringerer Bedeutung durch das Entgegenkommen des Oberkirchenraths eine Einigung erzielt ward. Es handelte sich dabei um die sogenannten Kircheninspectionen, welche die Superintendenten seit längerer Zeit in verschiedenen Gemeinden vorgenommen hatten. Die Stände erklärten diese Inspectionen mit Kirchenvisitationen gleichbedeutend, für welche im Landesvergleich von 1775 verschiedene Formen vorgeschrieben waren, deren Beob-

achtung man bei den Inspectionen nicht für nöthig gehalten hatte. Der Oberkirchenrath erbot sich jetzt, es zur oberbischöflichen Genehmigung zu empfehlen, daß künftig die Aufforderung an die Gemeinde zur Anbringung ihrer etwaigen kirchlichen Wünsche und Beschwerden wegfiele, wogegen die Stände ihren Widerspruch gegen die öffentliche Anmeldung des Superintendenten zur Kircheninspection und gegen die Rede desselben aus dem Altar an die Gemeinde aufgeben sollten. Ferner erbot sich der Oberkirchenrath, die Superintendenten zur Anzeige der bevorstehenden Inspection einer Kirche ständischen Patronats an den Kirchenpatron zu verpflichten. Die Stände nahmen diese Anerbietungen an und gaben damit ihren Widerspruch gegen die Kircheninspectionen auf.

In der Baumgartenschen Sache waren die Stände vor mehren Jahren so weit vorgegangen, daß sie die Vertretung des Professor Baumgarten wegen seiner Amtsentlassung übernommen hatten. Sie bereuten aber bald diesen Schritt und gaben schon auf dem nächsten Landtag den Beschluß wieder auf. Der Mehrzahl der Landstände gilt Baumgarten als ein politischer Unruhestifter, dessen Sache man selbst dann nicht aufnehmen dürfe, wenn sie gerecht sei. Daher fand denn auch der Antrag des Herrn Dethloff auf Carlsruhe: den Großherzog zu ersuchen, daß er dem Oberkirchenrath befehlen möchte, „die in mehren Schriften von Baumgarten, Sellin und Lenz erhobenen und zur allgemeinen Kunde gekommenen Anklagen mit Thatsachen öffentlich zu widerlegen, widrigenfalls sein Amt niederzulegen"; bei der Landtagsversammlung keinen Anklang.

Die von den Ständen angeregte Prüfung der Frage, ob der Oberkirchenrath in der ihm angewiesenen Stellung ein mit der Landesverfassung vereinbartes Organ sei, ruhet seit längerer Zeit. Dagegen spielt sich eine die Strelitzer angehende analoge Frage, welche die Rubrik trägt: „Beseitigung der mit der gegenwärtigen Stellung des Consistoriums zu Neustrelitz verbundenen Unzuträglichkeiten", von Landtag zu Landtag fort. Die Strelitzer Landesregierung sorgt für die regelmäßige Wiederkehr dieses Punktes unter den Propositionen des Engeren Ausschusses dadurch, daß sie den bezüglichen ständischen Anträgen ein beharrliches Schweigen entgegensetzt. Der Engere Ausschuß mußte auch diesmal wieder berichten, daß er auftragsmäßig den Großherzog von Mecklenburg-Strelitz ersucht habe, die schon seit längerer Zeit wiederholt erbetene Resolution nunmehr zu ertheilen, bisher jedoch gleichfalls ohne Erfolg. Die Stände faßten darauf den Beschluß, dringend zu maturiren.

Alle diese auf das Kirchenwesen bezüglichen Verhandlungen verliefen in dem gewohnten Gange und ohne im größeren Publicum besondere Beachtung zu finden. Dagegen ward durch ein Mitglied der Ritterschaft ein Fall aus der modernen Kirchenpraxis zur Sprache gebracht, welcher schon sofort nach seiner Kundwerdung das größte Aufsehen im Lande gemacht hatte und nun auch auf dem Landtage eine lebhafte Bewegung hervorrief, die sich dann auch

in der Presse innerhalb der gegebenen Grenzen einigermaßen abspiegelte und sogar die Wirkung hatte, daß mehre der höchsten Kirchensäulen, die sonst nicht gewohnt sind, ihr Verhalten in den Zeitungen zu rechtfertigen, wie der Oberkirchenrath Kliefoth und der Superintendent Polstorff, mit Berichtigungen und Verantwortungen öffentlich hervorgingen.

Es handelte sich um einen Act der Kirchendisciplin, welchen der Pastor Plaß zu Serrahn, einem im „Hahnschen" belegenen Dorfe, durch Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses geübt hatte.

Der Pastor Plaß gehört zu den vorgeschrittensten Kampfwerkzeugen der modernen Kirchlichkeit. Auf der Gadebuscher Pastoralconferenz im Jahre 1861 hatte er die These aufgestellt, daß Niemand ein wahrer Christ sei, der nicht mindestens alle Vierteljahre einmal zum hl. Abendmahl gehe und nicht an seinen Kindern die Taufe noch vor Ablauf des achten Tages nach der Geburt vollziehen lasse. Noch bekannter als durch diese These ist er durch seine Diabolologie oder Teufelslehre geworden, welche er in der Zeitschrift für lutherische Theologie und Kirche von Rudelbach und Guerike, Jahrgang 1853, als die Frucht seiner gelehrten Forschung in der hl. Schrift veröffentlichte. Er verkündigt hier, gleichfalls in Thesenform, die Entdeckung, daß es auch in der Teufelswelt eine Art Dreieinigkeit gibt, allerdings nur „ein Affenspiel der Trinität". Nach seiner Lehre ist die erste Person des Teufels oder Teufel Vater der Satan, auch der große Drache und die alte Schlange genannt. Die zweite Person oder Teufel Sohn ist das „Thier von der Erde" mit zwei Hörnern, auch als falscher Prophet bezeichnet. Die dritte Person oder Teufel Geist ist das „Thier aus dem Meere" mit sieben Häuptern, zehn Hörnern und zehn Kronen. „Alle drei sind stetig zusammen, nicht sub-, sondern coordinirt." Die Macht dieser drei, in gewisser Hinsicht, nämlich im Streben und Wirken, einigen Personen reicht nicht weiter als sie ihnen Gott einräumt. Alle drei bösen Personen haben ihre Werkzeuge, wiederum lebendige Wesen, in welche sie sich verstellen. Diese Offenbarungen in der Geschichte aufzusuchen ist Aufgabe der theologischen Wissenschaft, deren Ergebnisse dadurch an Bedeutung nur gewinnen können, da es sich nicht um todte, nichtssagende Gedanken, sondern um lebende Personen handelt. Dem in drei Personen bestehenden obersten Teufel sind alle übrigen Teufel oder bösen Engel untergeordnet. „Gute Engel gibt es mehr denn zwölf Legionen (72,000). Böse Engel gibt es nicht soviel, aber doch mehr als einen. Aus Maria Magdalena wurden sieben unreine Geister ausgetrieben (Luc. 8, 2). Bei den besessenen Gadarenern kommen 6000 vor (Marc. 5, 9). Mehr werden nicht erwähnt. Der guten sind zum Trost und Dienst der Gläubigen mehr als der bösen." Jene bösen Geister sind aber, nach der Lehre des Pastor Plaß, nicht Abstracta oder Gedankendinge, etwa die Sünde im Menschen, sondern Personen. „Denn sie kön-

nen gehen und kommen, reden und handeln, ausfahren und Pläne zur Rückkehr schmieden (Luc. 11, 26)." Sie heißen: die Teufel (Jac. 2, 19).

Es würde nur im Bereiche dieser Vorstellungen liegen, wenn es wahr wäre, was das Gerücht sagt, daß der Pastor Plaß bei Vollziehung von Taufen stets dafür zu sorgen pflegt, daß eines der Fenster des Taufzimmers geöffnet ist, damit der aus dem Kinde ausfahrende unsaubere Geist sofort einen bequemen Ausgang finde. Der Vater eines Täuflings soll einmal im Winter bei großer Kälte um Dispensation von dieser Bedingung gebeten und statt des Fensters den geöffneten Ofen zur Verfügung gestellt, demnächst aber schalkhafter Weise dem Pastor das Geständniß abgelegt haben, daß es vergessen worden sei, den Schieber in der Ofenröhre zu öffnen, so daß nun wohl der ausgefahrene Teufel sich im Ofen verfangen haben werde, wodurch er begreiflich den Unwillen des Pastors in hohem Maße gegen sich herausforderte.

Daß ein solcher Seelenhirt auch mit manchem guten Christen in seiner Gemeinde in einem sehr übeln Verhältnisse stehen mußte und daß es nicht Jedermanns Sache sein konnte, gerade in seiner Kirche Erbauung zu suchen, ist ebenso gewiß, als daß ein Geistlicher, der in der Teufelswelt so umfassende Studien gemacht hatte, nicht in allen übrigen Obliegenheiten seines Amtes und Berufes gleich gut zu Hause sein und daher bei der Uebung der Kirchenzucht wohl manchmal die kirchenordnungsmäßigen Grenzen seines Rechts verfehlen konnte.

Zu den Gemeindegliedern des Pastor Plaß gehörte der frühere Gutsbesitzer Krüger, Schwiegervater des Herrn v. Bassewitz auf Dersentin, bei dem er sich seit einigen Jahren aufhielt, und des Herrn v. Hintzenstern auf Lütgendorf und Blücherhof. Der alte Herr hatte als mecklenburgischer freiwilliger Jäger die Feldzüge von 1813 bis 1815 mitgemacht und mit Zeichen der Tapferkeit geschmückt einen ehrenvollen Abschied bekommen. Obwohl keineswegs ein Verächter der Kirche und des geistlichen Amtes, war er aus Gründen, die in der Person des Pastors Plaß lagen, seiner Predigt und Seelsorge fern geblieben. Der Pastor aber fand hierin die Zeichen einer kirchenfeindlichen Richtung. Als nun Herr Krüger am 18. October 1862 gestorben war, glaubte er demselben die mit den üblichen kirchlichen Ceremonien ausgestattete Beerdigung versagen zu müssen. Die beiden Töchter des Verstorbenen suchten, von ihren Ehemännern, den genannten Gutsbesitzern v. Bassewitz und v. Hintzenstern, unterstützt, zunächst bei dem Superintendenten Polstorff zu Güstrow, einem Schwager Kliefoths, Abhülfe gegen diese ihnen ebenso schmerzliche als unbegreifliche Weigerung, und wandten sich, als dieser Schritt sich vergeblich erwies, mit einem gleichen Gesuch direct an den Großherzog. Nun erfolgte ein Rescript des Oberkirchenraths, durch welches den beiden Frauen erwidert ward, daß „unter den von ihnen dargelegten Umständen" der kirchlichen Beerdigung

ihres verstorbenen Vaters ein kirchliches Hinderniß nicht entgegenstehe, dieselbe vielmehr in kirchenordnungsmäßiger und ortsgebräuchlicher Weise mit Glockengeläute, Gesang und Leichenrede durch einen Geistlichen geschehen könne und daß ihnen aus bewegenden Gründen freigegeben sein solle, statt des Pastors Plaß einen anderen, im Rescript namhaft gemachten benachbarten Prediger zu requiriren. Der Pastor Plaß sei mit der nöthigen Instruction versehen. In Folge dessen fand die Beerdigung am 25. October mit allerlei kirchlichen Ehren statt.

War nun damit auch für den einzelnen Fall Remedur erfolgt, so war doch, da ein disciplinarisches Verfahren gegen den Pastor Plaß nicht eingeleitet ward, weder der Familie hinlängliche Genugthuung gegeben, noch einer Wiederholung solcher Vorgänge vorgebeugt. Sowohl aus diesem Grunde als wegen des die ganze Landeskirche berührenden Charakters der gemachten Erfahrung hielt Herr v. Bassewitz sich für verpflichtet, die Sache auf dem Landtage zur Sprache zu bringen. Er beantragte, daß Stände den Großherzog ersuchen möchten, die Einleitung eines Disciplinarverfahrens gegen den Pastor Plaß zu befehlen und den Pastoren der Landeskirche dergleichen unmotivirte und unberechtigte Angriffe auf den Frieden der Familien zu untersagen. Der Syndicus Meyer von Rostock, zur Zeit der Herrschaft des Staatsgrundgesetzes von 1849 Minister des Innern, unterstützte den Antrag in seinem allgemeinen Theil, den er dahin formulirte: die Pastoren anweisen zu lassen, eines Mißbrauchs des Amtes, wie er im Falle des Pastor Plaß vorliege, sich zu enthalten.

Die Frage ward durch mehre Sitzungen mit großer Lebhaftigkeit verhandelt, und diese Verhandlung führte zunächst dahin, daß die Ritterschaft, mit 79 gegen 63 Stimmen, beschloß, eine Separaterklärung darüber abzugeben. Die Freunde des Oberkirchenraths und der herrschenden kirchlichen Richtung mochten hoffen, auf diese Weise am leichtesten einen ihnen nicht zusagenden Landtagsbeschluß abzuwenden, und wenn es sich auch demnächst herausstellte, daß sie selbst in der Ritterschaft nicht die Mehrheit hatten, so erreichten sie doch soviel, daß der Beschluß der Ritterschaft von der Landschaft nicht adoptirt ward, und es daher nicht zu einem Landtagsbeschluß in dieser Angelegenheit, sondern nur zu Separatbeschlüssen beider Stände kam. Der auf Antrag des Kammerherrn v. Oertzen auf-Kotelow, mit 52 gegen 41 Stimmen gefaßte Beschluß der Ritterschaft lautet: Der Engere Ausschuß werde beauftragt, „in einem an Serenissimum Suerinensem abzulassenden Vortrage vorzustellen, daß, wenn zwar der Beschwerde des Herrn v. Bassewitz auf Dersentin wegen des von dem Herrn Pastor Plaß verweigerten Begräbnisses seines Schwiegervaters durch Verfügung des Oberkirchenraths abgeholfen sei, Stände doch zu ihrer Beruhigung eine landesherrliche Anerkennung dahin erbitten wollten: daß, von der Beerdigung der Selbstmörder abgesehen, es den Pastoren nicht zustehe, das kirchliche Begräbniß Jemandem zu versagen, der nicht auf Grund kirchengericht-

lichen Erkenntnisses excommunicirt gewesen." Die Landschaft erklärte darauf, daß sie diesem Beschlusse nicht in allen Stücken beitreten könne, da die Ritterschaft von dem über die Beerdigung der Selbstmörder gefaßten Landtagsbeschlusse, an welchem die Landschaft festhalte, abzugehen scheine, und da die Ritterschaft außerdem die Excommunication durch ein kirchengerichtliches Erkenntniß als noch jetzt anwendbar hinstelle, während doch feststehe, daß der Consistorialproceß, so weit derselbe auf Kirchenstrafen gehe, längst aus der Uebung gekommen sei. Die Landschaft aber erkenne gleich der Ritterschaft an, daß der Beschwerde des Herrn v. Bassewitz auf Dersentin wegen verweigerten kirchlichen Begräbnisses seines Schwiegervaters abgeholfen worden, und halte einen Vortrag an den Großherzog für nothwendig, um eine Verfügung dahin zu erwirken, daß die Pastoren, denen die Erkennung von Kirchenstrafen nie zugestanden worden, von jeglicher Ueberschreitung ihrer Amtsbefugnisse in dieser Beziehung für die Zukunft sich fernhalten möchten. Die landschaftlichen Deputirten im Engeren Ausschusse wurden beauftragt, einen Vortrag in diesem Sinne an den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin zu richten.

Die östreichische Artillerie.

2.

Mehre der im ersten Abschnitt hervorgehobenen Mängel hatten sich schon im Anfange der Vierziger Jahre bemerkbar gemacht; die ganze Gebrechlichkeit des Systems aber trat erst 1848 hervor, und die Kämpfe dieses und des folgenden Jahres verzehrten nach und nach auch den größten Theil des Materials, so daß eine Reorganisation oder vielmehr die Neuerrichtung der Artillerie zur unabweisbaren Nothwendigkeit wurde. Nur schoß man hierbei über das Ziel hinaus.

Die gänzliche Aufhebung der lebenslänglichen Capitulation (1844) und die Herabsetzung der Dienstzeit von vierzehn auf acht Jahre (1845) lichteten die Reihen der altgedienten Artilleristen um einen nicht unbeträchtlichen Theil und stellten auch für die Zukunft eine weit geringere Zahl von Stellvertretern in Aussicht, da derjenige, welcher bereits vierzehn Jahre oder noch länger gedient hatte, sich gewiß eher zum ferneren Verbleiben im Militärstande entschloß, als jener, welcher erst acht Jahre Soldat war, und sich demnächst auch leicht anderwärts eine Zukunft gründen konnte.

Das Jahr 1848 wurde von den jüngeren Artilleristen, zumal von den intelligenten Jünglingen des Bombardiercorps, mit großen Hoffnungen erwartet. Man ahnte, daß große Ereignisse bevorstanden, und die Mitglieder des Bombardiercorps, aus dem Bürgerstande herstammend und mit demselben in steter

Verbindung, hatten von der fast bei der gesammten Bevölkerung herrschenden Unzufriedenheit bessere Kenntniß als die Soldaten irgend eines andern Truppenkörpers. Es fehlte nicht an Liberalen, welche mit „Studenten und Ausländern" — mit diesen Namen bezeichnete die Polizei die Gegner des Metternichschen Systems — Zusammenkünfte hielten und über Politik und die Nothwendigkeit einer Reform im östreichischen Regierungswesen sich besprachen, verbotene Bücher und Journale lasen und eine humanere Behandlung der Soldaten begehrten.

Als die zunehmende Theuerung der Lebensmittel einen Volksaufstand in Wien befürchten ließ, traf die Regierung verschiedene Vorsichtsmaßregeln und bewaffnete unter Anderm die in der Residenz garnisonirende zahlreiche Artillerie mit Infanteriegewehren, um sie in den Straßen gleich einer andern Truppe verwenden zu können. Später wurde ein Theil der Mannschaft consignirt und mußte vollständig gerüstet in beständiger Bereitschaft verbleiben. Ein Hauptmann setzte seine Untergebenen von dieser Anordnung in Kenntniß und verbot zugleich, von dieser Sache „außer der Kaserne etwas zu erzählen", damit, wie er sich ausdrückte, „die armen Leute nicht erführen, daß man sie, weil sie nichts zu essen hätten, auch noch todtschießen wolle." Daß diese freimüthige Aeußerung, obgleich sie höheren Orts ganz wohl bekannt wurde, dem Betreffenden nicht einmal eine Rüge zuzog, war wohl das Merkwürdigste an der Sache und ein sicheres Zeichen des sich vorbereitenden Umschwunges.

In den Märztagen besetzte die Artillerie mehre Punkte der inneren Stadt und der Vorstädte, jedoch kam es nirgends zwischen ihr und der Bevölkerung zu einem Conflict. Die Märzerrungenschaften wurden auch bei der Artillerie mit Jubel begrüßt, und die nächstfolgenden Tage fraternisirte besonders das Bombardiercorps mit den Studirenden und dem gebildeteren Theile der Bevölkerung, ja einzelne Bombardiere erschienen sogar mit angehefteten schwarzroth-goldenen Bändern und Kokarden. Natürlich erregte diese Haltung des Corps die höchste Erbitterung der conservativen Partei und war die Hauptursache der nachmaligen Auflösung dieser Truppe.

Die vielverbreitete Erzählung von dem Feuerwerker, welcher sich vor die Mündung seines Geschützes gestellt und ausgerufen haben sollte, „daß nur durch seinen Leib die gegen das Volk gerichteten Kugeln dringen dürften", ist eine Fabel oder eigentlich eine tendenziöse Ausschmückung und Verdrehung eines ganz unbedeutenden Factums. Ein Oberfeuerwerker, welcher eines der vor der Burg aufgestellten Geschütze befehligte, wurde von einem Erzherzog beauftragt, im Falle das Volk in feindlicher Absicht herandringen sollte, Feuer zu geben. Da er aber sah, daß der Prinz ihn für den Befehlshaber sämmtlicher Geschütze halte, so verwies er wie natürlich jenen an seinen vorgesetzten Offizier,

welchem denn auch wahrscheinlich der Prinz jenen Auftrag ertheilte. Die Sache machte, wie erwähnt, vieles Aufsehen, dem bald darauf zum Offizier beförderten Oberfeuerwerker aber in späteren Jahren manchen Verdruß, was jedoch Alles wäre vermieden worden, wenn er gleich anfangs eine offene Widerlegung aller über ihn umlaufenden Gerüchte gegeben hätte. Vielleicht glaubte er eine Nationalbelohnung, von welcher damals die Rede war, zu erhalten, oder er war der Ansicht, man würde seine Erklärung für erzwungen halten. Uebrigens hat der gute Mann einige Monate darauf nicht nur bei dem Juniaufstande in Prag, sondern in den letzten Octobertagen selbst vor Wien seine Batterie recht tüchtig feuern lassen und sich später als ein tapferer Soldat bewiesen.

Das intime Verhältniß zwischen der Artillerie und der Bevölkerung Wiens dauerte jedoch nur kurze Zeit. Die meisten Individuen des Bombardiercorps, welche während der Märztage in Wien gewesen waren, gingen nach Italien oder Ungarn, wo sich ihre Gesinnung in kurzer Zeit gänzlich änderte. Zum Theil wurden sie befördert und zu den Regimentern versetzt, ihre Stellen aber durch Leute, welche sich in Prag, Ungarn, Galizien, Italien und an andern Orten ausgezeichnet hatten, ergänzt. So wurde der Geist dieser Truppe dergestalt umgestimmt, daß die Bombardiere nach dem Ausbruche der Octoberrevolution einen Cadetten, bei welchem man einen Brief an einen Studenten gefunden hatte, in ihrer Kaserne aufhängen wollten und hieran nur durch das energische Einschreiten ihres Obristen gehindert wurden.

Gleich bei dem Beginne des italienischen Krieges zeigte es sich, daß der Stand der Artillerie zu schwach war. Im Verlaufe eines Jahres wurden sechs Artillerie-Landwehrbataillone, mehre Raketeurcompagnien, Reserveabtheilungen und eine neue Bombardiercompagnie errichtet, außerdem aber die Zahl der Offiziere und Unteroffiziere bei den schon bestehenden Abtheilungen erhöht, so daß zuletzt eine Bombardiercompagnie nicht weniger als 84 Oberfeuerwerker und Feuerwerker zählte.

Durch diese außerordentliche Vermehrung wurde natürlich ein in der Artillerie bisher beispiellos rasches Avancement herbeigeführt, um so mehr, da viele Unteroffiziere und Cadetten als Offiziere bei der Infanterie und Cavallerie aufgenommen wurden, viele Individuen des in Ungarn befindlichen Artillerieregiments zu den Honveds übertraten, ein großer Theil dieses Regiments aber in die Gefangenschaft gerieth, der Verlust der Artillerie im Felde ungewöhnlich groß war und endlich die meisten höheren Offiziere, durch ihr hohes Alter und ihre Gebrechlichkeit zur Ertragung der Kriegsstrapazen ungeeignet, sich in den Ruhestand versetzen lassen mußten. Daher rückten Majore binnen Jahresfrist zu Generalen, Hauptleute zu Obersten, die jüngeren Lieutenants zu Hauptleuten und Bombardiere zu Lieutenants vor. Daher waren aber auch bald alle tauglichen Subjecte vergriffen, und Ende 1849 bestand das Bombardiercorps

nur noch aus jungen Leuten, welche wenig besser als Rekruten waren, und aus Unteroffizieren, von welchen nur einzelne einer weitern Ausbildung fähig und einer Beförderung würdig waren. Unter den Offizieren gab es allerdings noch sehr viele erprobte und kenntnißreiche Männer.

Unzweifelhaft hatte die Artillerie in diesem zweijährigen Zeitraume das Rühmlichste geleistet und sich auf allen Schlachtfeldern Italiens, und Ungarns, sowie bei der Belagerung und Vertheidigung vieler Festungen sehr ausgezeichnet. Doch hielt man mit Recht dafür, daß bei einer besseren Organisation und bei einem vollkommneren Material noch Größeres hätte erzielt werden können.

Aber man meinte, vorerst mit einer veränderten taktischen Gliederung der Truppen und später mit einer Verbesserung der Geschütze Alles gethan zu haben. Man übersah, daß es die tüchtige Ausbildung der Offiziere und Mannschaft gewesen war, welche mit veralteten Waffen und bei einer mangelhaften Organisation solche Erfolge erlangt hatte. In Ungarn, wo der Gegner seine Artillerie nach den nämlichen Grundsätzen errichtet hatte und nur östreichische Geschütze besaß, zeigte sich dieses deutlich genug. Jetzt aber konnte die beste Formation des Artilleriecorps und die Einführung der vollkommensten Geschütze nur wenig helfen, so lange nicht an die Heranbildung eines tüchtigen Personals auch in den untersten Graden und eines hoffnungsreichen Nachwuchses zur Besetzung der höheren Stellen gedacht wurde. Und in dieser Hinsicht wurde wenig gethan.

Das Zweckmäßigste, was geschah, war die Vereinigung des Fuhrwesens mit der Artillerie. Die Zahl der Regimenter blieb, doch wurde deren Organisation verändert.

Jedes Regiment bestand aus 24 Batterien zu je acht Geschützen; die Batterie wurde von einem Hauptmann befehligt und war fast ganz nach preußischem Muster organisirt. Dem Hauptmann standen drei Offiziere zur Seite, und die drei Feuerwerker fungirten als gewöhnliche Unteroffiziere, während vordem der Feuerwerker die erste Person nach dem Batteriecommandanten gewesen war. Dadurch wurde allerdings dem früher so oft gerügten Mangel an Befehlshabern abgeholfen, aber auch die Selbständigkeit und Selbstthätigkeit jedes Einzelnen beschränkt.

Zur Vertheidigung der Küsten, der Festungen im Innern des Reiches, und zur Bemannung der Reserve- und Belagerungsparke wurden acht Festungsbataillone errichtet. Die Garnisonsartillerie wurde in eine „Zeugsartillerie“ umgewandelt und ausschließlich mit der Erzeugung und Verwaltung des Artilleriematerials betraut.

Das Feuerwerkscorps wurde verstärkt und erhielt die Benennung „Raketeurcorps“. Das Bombardiercorps wurde aufgelöst und aus dessen Resten zuerst die Artilleriehauptschule, später aber die noch jetzt bestehende Artillerieakademie errichtet.

Ebenso wurden die Regimentsschulen von den Regimentern getrennt und in fünf selbständige Artillerieschulcompagnien umgewandelt, welche zu den Erziehungsanstalten der Armee gerechnet wurden. Zugleich wurde der alte Feldzeugmeister Augustin zum Generalartilleriedirector ernannt. Dieser General, in früheren Jahren wirklich ein ausgezeichneter Offizier, hatte sich zu dieser Zeit aber längst überlebt und besaß außerdem zu viele Schwächen, um ein so großes Werk wie die Reorganisirung der Artillerie eines Militärstaates vom ersten Range mit Erfolg durchzuführen und seinen Anordnungen nach oben wie nach unten mit der erforderlichen Würde und Energie Geltung zu verschaffen. Um sich nur auf seinem Posten zu erhalten, gab er zu allen Vorschlägen, welche von Grünne, Csorich und andern ebenso unwissenden, als der Artillerie feindlich gesinnten Männern gemacht wurden, bereitwillig seine Zustimmung.

Die Bespannung bildete nunmehr einen integrirenden Theil der Batterie, und es war daher dem Artilleristen eine bessere Kenntniß des Pferdewesens und eine größere Fertigkeit im Reiten nöthig. Man errichtete eigene Artillerieequitationen, theilte in diesem Fache besonders geschickte Offiziere der Cavallerie und des Fahrwesens bei der Artillerie ein, legte Reitbahnen und Winterreitschulen an und belohnte diejenigen, welche sich durch ihren Eifer und ihr Geschick besonders auszeichneten, durch Beförderung und auf andere Weise. In der That ließen sich auch die Artilleristen die Sache angelegen sein, und bald überflügelten die Equitationen (Reitlehranstalten) der Artillerie jene der Cavallerie hinsichtlich der Leistungen ihrer Schüler und der vortrefflichen Dressur ihrer Pferde.

Aber man übertrieb die Sache. So wie früher die Mathematik das Lieblingssteckenpferd aller Artilleristen gewesen war, so bildete jetzt die Reitkunst den Inbegriff aller artilleristischen Tüchtigkeit. Gute Reiter und Fahrer wurden jetzt allen Andern vorgezogen, und derjenige, welcher hierin excellirte und leidlich exerciren konnte, galt, wenn er auch in jeder andern Beziehung der ärgste Ignorant war, als vortrefflicher Artillerieoffizier. Selbst diejenigen älteren Offiziere, welche das Nachtheilige dieser Uebertreibung erkannten, mußten gegen ihre Ueberzeugung handeln und sich als eingefleischte Pferdeliebhaber und Drillmänner geberden, da der Impuls hierzu von den obersten Befehlshabern ausging. Die commandirenden Generale und vor Allem der Kaiser wollten die Artillerie nicht in dem Lehrsaale oder auf dem Versuchs- und Uebungsplatze, sondern nur auf dem Paradeplatze und auf der Reitbahn sehn. Wenn ein fremder König oder Prinz nach Wien kam, so mußte derselbe gewiß am nächsten Tage einer Parade und am dritten Tage einer Production der Schüler der Artillerieequitation beiwohnen. Die Intelligenz wurde nicht geachtet, ja als eine überflüssige Pedanterie verhöhnt und zog sich in die Festungsbataillone zurück, bei welchen letzteren die Unteroffiziere und Kanoniere noch einige Kenntnisse und Erfahrung bewahrt hatten.

Da jetzt die verschiedenen Abtheilungen der Artillerie nur in einem Zweige ausgebildet zu werden brauchten, so mochte die geringere wissenschaftliche Ausbildung des gemeinen Mannes und seine kürzere Dienstzeit weniger ins Gewicht fallen, ja er konnte in seinem Fache — wenn auch nur mechanisch — besser ausgebildet werden, als es ehedem bei einer so übergroßen Zahl von Unterrichtsgegenständen möglich gewesen war. Freilich wurde damit noch immer nicht der Uebelstand beseitigt, daß die Truppe selbst keine zu höheren Stellen tauglichen Individuen ausbildete.

Aber man verhinderte selbst die genügende Ausbildung der Mannschaft in dem Wenigen, was man jetzt von ihr verlangte, dadurch, daß man der Artillerie nicht wie ehedem nur Deutsche und Slawen, sondern Rekruten aller Nationalitäten des Kaiserstaates zuwies.

Man hörte von den Soldaten einer einzigen Batterie oft zehn und mehr verschiedene Sprachen sprechen, so daß der Hauptmann ein zweiter Mezzofanti hätte sein müssen, um mit seinen Untergebenen reden zu können, und daher immer einen Dolmetscher an der Seite haben mußte. Oft aber war nicht einmal der Letztere zu finden, da die Batterien zuweilen Rekruten erhielten, deren Sprache auch nicht von einem einzigen Unteroffizier gesprochen wurde. Bei den Ruthenen, Wallachen, Zigeunern, den banatischen Illyriern und bulgarischen Ansiedlern trat dieser Fall oft genug ein.

Wie konnte man diese Leute zu Soldaten und obendrein zu Artilleristen ausbilden? — Im Frieden wußte man sich auf eine sehr einfache Art zu helfen. Man verwendete diese Bedauernswerthen entweder gar nicht oder nur zu den niedersten Diensten, z. B. zur Stallreinigung, zum Kochen und ähnlichen Verrichtungen, gab sich auch mit ihrer Ausbildung gar keine Mühe, sondern schickte sie bei der ersten Gelegenheit mit Urlaub in ihre Heimath. — Dafür aber mußten die bei der Truppe befindlichen Deutschen und Nordslawen herhalten; sie erhielten nur mit Schwierigkeit Urlaub und wurden von ihren Vorgesetzten oft förmlich gebeten, sich befördern zu lassen und eine Verlängerung ihrer Dienstzeit einzugehen. — Daß man hierdurch ein doppeltes Unrecht beging, indem man den Einen den Weg zur Ausbildung und etwaigen Beförderung abschnitt, den Andern aber eine unverhältnißmäßige Last aufbürdete, wurde nicht beachtet, da ja das Beste des Dienstes dadurch befördert wurde, d. h. die Truppe auf dem Exercirplatze brillirte und bei der Parade mit Ehren bestand. Kam nun die Versetzung auf den Kriegsfuß, so erhielt die Batterie, welche bisher etwa achtzig Mann und sechzig Pferde zählte, einen Zuwachs von hundert völlig unausgebildeten nichtdeutschen Rekruten und ungefähr gleich viel ganz undressirten Pferden. — Der Pinsel eines Hogarth würde kaum im Stande sein, die Scenen, welche dann vorfielen, zu zeichnen! Die östreichischen — nebenbei gesagt — in äußerst humanem Sinne abgefaßten Reglements

verbieten strengstens jede eigenmächtige körperliche Mißhandlung, ja jede Beschimpfung des Soldaten. Aber kaum hatte der höhere Vorgesetzte, welcher die Truppe etwa besichtigte, den Rücken gewendet, so ließen auch schon die subalternen Befehlshaber auf die ihrem Unterrichte anvertrauten Unglücklichen einen Hagel der rohesten Schimpfworte und eine Unzahl von Püffen und Fußtritten niederfallen, wie man es selbst in Rußland kaum erlebt haben mochte. Der Stockpole oder Wallache sollte die ihm ertheilten deutschen Anweisungen augenblicklich verstehen.

Neuerer Zeit hat man indessen wieder angefangen, die Mannschaft eines Regimentes höchstens aus zwei bis drei verschiedenen Nationalitäten zu ergänzen und auch bei den Beurlaubungen gerechter und gleichmäßiger zu verfahren.

Bei Gelegenheit der Reorganisation der Artillerie hatte man auch ein Artilleriecomité errichtet, welches aus Offizieren verschiedener Grade bestand und sich mit der Verbesserung des Artilleriewesens zu befassen hatte. Die Mittel, über welche dieses Institut verfügen konnte, waren ziemlich beträchtlich, aber seine Leistungen können nicht sehr hervorragend genannt werden. Die Leiter desselben und auch das übrige Personal unterlagen einem allzuhäufigen Wechsel, daher auch die Principien, nach welchen man vorging, beständig gewechselt wurden und nur selten etwas Vollständiges und consequent Durchgeführtes zu Tage gefördert wurde. Auch kam es wiederholt vor, daß wahrhaft begabte und kenntnißreiche Individuen, welche ihre Ansichten freimüthig zu äußern wagten und das Verdienst ihrer Leistungen für sich selbst in Anspruch nahmen, sofort entfernt und durch geschmeidigere — wenn auch unfähigere Männer ersetzt wurden.

Dieses Comité suchte nun der Artillerie durch die Einführung eines neuen Geschützsystems ein entscheidendes Uebergewicht zu geben. Die Einführung der Schießbaumwolle oder Schießwolle, wie man selbe in Oestreich nennt, schien das geeignetste Mittel zur schnellen Erreichung dieses Zieles. Man hatte dieses Präparat gleich nach seiner Erfindung einer besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt. Schon im Jahre 1846 wurden in Wien und späterhin in Mainz verschiedene Versuche über die Anwendbarkeit der Schießbaumwolle angestellt, jedoch keine günstigen Resultate erzielt. Indeß stand man von der Sache nicht ab, und die östreichische Regierung, welche im Allgemeinen selbst die nützlichsten Erfindungen nicht übermäßig zu belohnen pflegte, beeilte sich dieses Mal, in den Besitz der Erfindung zu gelangen und kaufte das Eigenthumsrecht auf dieselbe den Herren Schönbein und Böttcher um eine Summe ab, welche in Anbetracht des äußerst zweifelhaften Nutzens, den das neue Präparat gewähren konnte, sehr anständig genannt werden durfte.

Der damalige Hauptmann, gegenwärtige General v. Lenk machte es nun zu seinem Lebenszwecke, die Anwendung der Schießwolle in der östreichischen Artillerie um jeden Preis durchzusetzen. Er ersann auch in der That mehre Verbesserungen bei der Bereitung derselben, setzte in den folgenden Jahren die Versuche eifrig fort und fand später an dem Grafen Degenfeld eine kräftige Stütze. Jedoch wurden diese Versuche nur in sehr beschränkter Ausdehnung unternommen und blieben in ein ziemliches Dunkel gehüllt. Erst um 1852, zu welcher Zeit Degenfeld ein größeres Ansehn erlangte und auch der geachtete General v. Hauslab sich für diese Angelegenheit zu interessiren begann, schritt man mit Ernst an die Sache.

Aber man gebrauchte einen jesuitischen Kunstgriff, welcher an das Ei des Columbus erinnerte. Man sprach nur von einer Lenkschen Schießwolle und that, als ob dieselbe ein von der Erfindung der beiden deutschen Professoren ganz verschiedenes Präparat wäre. Lenk wurde zum Director des Schießwoll-

wesens ernannt und rückte stufenweise rasch zum General vor. Er hatte allerdings die Schießbaumwolle bedeutend verbessert, und dieselbe würde ohne Zweifel in vielen Fällen mit großem Vortheil angewendet werden können. Jedoch man überstürzte sich und wollte sie zur ausschließlichen Anwendung bringen, das Pulver aber gänzlich beseitigen.

Nach einigen Versuchen und Productionen, welche ganz dazu geeignet waren, den Laien zu verblüffen und selbst den Sachverständigen für eine kurze Zeit irre zu führen, wurde sofort die allgemeine Einführung der Schießbaumwolle beschlossen, und schon 1854 befanden sich bei der gegen Rußland aufgestellten Armee sechs neue Schießwollbatterien. Man hatte aber weder die Kraft des neuen Präparates genügend erforscht, noch war man über die entsprechende Gestalt und das Material der Geschütze und Geschosse ins Reine gekommen.

Die Folgen solcher Uebereilung blieben nicht aus. Eine länger fortgesetzte Schießübung und einige tiefer eingehende Versuche genügten, die zahlreichen Mängel der neuen Geschütze aufzudecken, und die Schießwollbatterien wurden schleunigst wieder abgeschafft. Die Schießwolldirection und die ihr unterstehende Fabrik ließ man zwar fortbestehen, entzog ihnen aber alle Wirksamkeit, so daß sie nur ein höchst armseliges Dasein fristen konnten.

Das Artilleriecomité aber schuf ein neues Geschützsystem, welches bis auf die geringsten Einzelnheiten demjenigen glich, welches in Preußen schon seit ungefähr zwanzig Jahren eingeführt worden war. Die Dauer dieser Schöpfung war außerordentlich kurz. Gleich nach Beendigung des letzten Krieges wurde die Erzeugung der neuartigen Geschütze eingestellt und im letzten Frühjahre wurden die letzten Batterien des Comitésystems an die Regierung der nordamerikanischen Union verkauft.

Die — jedenfalls noch bedeutend übertriebenen Erfolge, welche die Franzosen mit ihren gezogenen Geschützen erreicht haben sollten oder wirklich erreicht hatten, erzeugten auch in Oestreich den allgemeinen Ruf nach der Einführung dieser Geschützgattung. Jetzt glaubte man die Zeit für die Anwendung der Schießwolle gekommen, und noch einmal wurde Alles aufgeboten, um die langgehegten Wünsche der Schießwollfreunde in Ausführung zu bringen. Und dieses gelang in einer überraschend schnellen Weise. Die ersten Versuche lieferten — nach dem Berichte aller dabei Anwesenden — die günstigsten Resultate, und die darauf an verschiedenen Orten in Scene gesetzten Productionen waren eine fortlaufende Reihe der glänzendsten Siege, welche die Schießwollpartei über ihre Gegner zu erfechten schien. Der geistreiche Hauslab, welcher kurz vor Augustins Tode zum Artilleriedirector ernannt worden war, wurde nach kaum zweijährigem Wirken in den Ruhestand versetzt. Er, auch außerhalb seines Faches als ausgezeichneter Gelehrter bekannt, hatte die guten Eigenschaften der Schießwolle früher als die meisten andern Artilleristen erkannt und das neue Präparat im Anfange besonders begünstigt, sich aber, als er die eingeschlagene fehlerhafte Richtung bemerkte, von der ganzen Angelegenheit zurückgezogen. Auch jetzt mochte er zur Mäßigkeit und Besonnenheit gerathen haben und darum beseitigt worden sein. Nun war kein Hinderniß mehr vorhanden, zumal da der neue Chef der Artillerie, eine bisher ganz unbedeutende, höchstens in den Vorzimmern einiger Prinzen gekannte Persönlichkeit, sich mit Geschmeidigkeit in die Ansichten des Kriegsministers Degenfeld zu fügen verstand und überdies großen Ruhm zu ernten erwartete, wenn unter seiner Leitung ein alles Dagewesene überstrahlendes neues Artilleriesystem geschaffen werden würde.

Es wurde also die Einführung der Schießwollbatterien definitiv beschlossen. Vorerst sollten dreißig derartige Batterien aufgestellt und nach Italien gesendet werden. Man wollte zuerst den bedrohtesten Punkt des Reiches sicher stellen,

da Viele der Ansicht waren, daß im Falle eines neuen Krieges die Armee Victor Emanuels durch die östreichischen Schießwollbatterien allein total vernichtet werden müßte.

So glänzend hatten die Angelegenheiten der Schießwollmänner noch niemals gestanden, aber um so unerwarteter und entscheidender war der nun erfolgende Umschwung. Die erwähnten dreißig Batterien waren bereits vollzählig aufgestellt, und die übrigen Artillerieregimenter sollten gleichfalls ihre Geschütze in kürzester Zeit gegen die Lenkschen Kanonen vertauschen.

Da erfolgte die bekannte Explosion des Pulverthurmes bei Simmering und es stellte sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit heraus, daß die Selbstentzündung der Schießbaumwolle die Ursache dieses Unglücksfalles gewesen sei. Zwar wurde dieses von den Beschützern der Schießwolle entschieden in Abrede gestellt, aber es liefen nun von allen Seiten Klagen und Berichte über die verschiedenartigsten Unglücksfälle ein, welche durchwegs durch die Selbstentzündung der Schießbaumwolle herbeigeführt worden waren. Die große Gefährlichkeit der Bearbeitung und Verwendung des Präparates, der Hauptvorwurf, welchen man der Schießbaumwolle vom Anfange her gemacht und sie darum in Frankreich, England und den meisten Staaten Deutschlands als unanwendbar für den Kriegsgebrauch erklärt hatte, war demnach nicht beseitigt worden. Da nun auch die in Italien abgehaltenen Schießübungen mit den neuen Geschützen nicht befriedigt haben, so ist vorläufig jede Erzeugung von Schießwolle und Schießwollkanonen eingestellt worden, und nächster Tage ist die gänzliche Aufhebung des neuen Systems zu erwarten. Zwar machen die Gründer des Letzteren die verzweifeltsten Anstrengungen, um ihr Schooßkind wieder zu Ehren zu bringen; allein man sieht, daß sie den sichern Boden unter sich verloren haben und nach in der Luft befindlichen Anhaltspunkten haschen.

Somit hat also die östreichische Artillerie nach einer eilfjährigen Dauer der kostspieligsten Versuche die nämlichen Geschütze, mit denen sie vor 1848 ausgerüstet war; denn die dreihundert gezogenen Kanonen, welche man von der preußischen Regierung gekauft und nach den italienischen Festungen geschickt hat, können wohl nicht in Betracht gezogen werden.

Das todte Material der Artillerie ist demnach, einige unbedeutende Verbesserungen abgerechnet, nicht vervollkommnet worden, und die Mannschaft des östreichischen Artilleriecorps war, wie man gesehn hat, durch die 1850 erfolgte Reorganisation zwar vermehrt worden, nahm aber hinsichtlich ihrer theoretischen Ausbildung, ihrer vielseitigen Erfahrung und Verwendbarkeit und ihrer Verläßlichkeit entschieden ab. Jedoch konnten diese Mängel durch die höhere Befähigung der so sehr vermehrten Befehlshaber höheren und niederen Ranges ausgeglichen werden. Die Erzielung dieser höheren Befähigung hing aber fast einzig von den Einrichtungen des zu derselben Zeit gänzlich umgestalteten Unterrichts- und Erziehungswesens ab. Leider aber wurde auch da wenig Taugliches geschaffen!

Die neuen Schulcompagnien sollten die Unteroffiziere, die Akademie aber die Offiziere der Artillerie heranbilden.

Eine jede Schulcompagnie bestand aus etwa hundert Zöglingen, sieben Offizieren und einem zahlreichen Aufsichts- und Wartpersonal. Nach Beendigung des zweijährigen Lehrcurses wurden die jüngsten und fähigsten Zöglinge in die Akademie aufgenommen, die andern aber je nach ihren Prüfungszeugnissen als Feuerwerker, Corporale oder selbst als Vormeister (Gefreite) zu den Regimentern versetzt. Die Gegenstände, welche in den Schulcompagnien gelehrt wurden, waren die nämlichen, wie in den ehemaligen Regimentsschulen. Außerdem wurde noch das Turnen, etwas Fechten und vorzüglich das Exer-

citium mit dem Infanteriegewehr geübt, sowie auch einige Stunden für Vorträge aus der Geographie, Naturlehre und Taktik bestimmt waren. Wahrhaft gründlich aber wurde kein Fach behandelt, und so erhielten die jungen Leute eine höchst oberflächliche Bildung. Rückten sie zu ihrer Truppe ein, so waren sie in dem praktischen Wissen ihres Dienstes fast ganz unbekannt, und ihre wissenschaftlichen Kenntnisse reichten, wenn sie nicht durch ihren Privatfleiß sich ausbildeten, nicht einmal für einen ganz gewöhnlichen Artillerieoffizier, welcher blos den Dienst bei seiner Batterie verrichtet, aus. Dabei aber waren die Zöglinge einer solchen Anstalt keineswegs abgehärtet, sondern in Bezug auf Kost, Wohnung und Kleidung ziemlich verwöhnt; nach ihrem Austritte machten sie Ansprüche, welche durchaus nicht befriedigt werden konnten, und glaubten eine rasche Beförderuug erwarten zu müssen. Selbstüberhebung, Unzufriedenheit und Unwilligkeit waren die Folgen hiervon.

Die Kosten der Erhaltung dieser Anstalten waren vergleichsweise zu jenen der Regimentsschulen enorm, und trotzdem wurde der so sehr erhöhte Bedarf an Unteroffizieren auch nicht im Entferntesten gedeckt. Ja es geschah, daß ein Regiment von den am Schlusse des Lehrcurses aus der ihm zugewiesenen Schulcompagnie austretenden Zöglingen nur zwei bis drei erhielt, indem die zahlreichen Kanzleien nicht nur der Artillerie, sondern auch anderer Truppen auf diese jungen Leute, welche im Allgemeinen eine gute Handschrift und ein anstelliges Benehmen besaßen, Anspruch machten.

So waren die Regimenter zuletzt doch darauf angewiesen, sich die nöthigen Unteroffiziere selbst heranzubilden, was bei den verfügbaren geringen Hülfsmitteln und bei der höchst beschränkten Auswahl, welche sich unter der Mannschaft treffen ließ, nur in sehr wenig befriedigender Weise geschehen konnte.

Doch mochten alle diese Nachtheile in den ersten Jahren weniger fühlbar hervortreten, da es noch von früher her — besonders bei der Festungsartillerie — viele brauchbare Individuen gab.

Die Akademie stand unter dem Befehle eines Generals oder Obersten und besaß ein sehr zahlreiches Personal. Sie ergänzte sich theils aus den besten Zöglingen der Schulcompagnien, theils aus jungen Leuten der gebildeteren Stände. Letztere Classe bestand wieder aus zahlenden Zöglingen, welche nach Ablegung einer einfachen Prüfung gegen den jährlichen Erlag eines ziemlich hohen Kostgeldes eintraten, und aus den Besitzern der sogenannten Freiplätze, welche vom Kaiser den Söhnen ärmerer Edelleute, Offiziere und Militärbeamten verliehen wurden.

Die Lehrgegenstände waren überaus zahlreich. Auch Reiten, Tanzen, französische Sprache und classische Literatur wurden gelehrt. Doch war auch hier nicht die Gründlichkeit des Wissens, sondern die Erlangung einer mehr für den Mann von gutem Ton, als den gediegenen Fachmann passenden Ausbildung das Ziel, welches sich die Lehrer gestellt hatten und, wollten sie nicht von ihren sehr gut besoldeten Posten entfernt werden, stellen mußten.

Die Zöglinge der Akademie wurden nach Beendigung des vierjährigen Lehrcurses zu Offizieren befördert und nur in besonderen Fällen, z. B. eines begangenen Vergehens wegen, als Feuerwerker ausgemustert. Gröbere Vergehen wurden mit augenblicklicher Entfernung bestraft, wobei die Schuldigen selbst als Gemeine bei irgend einem Infanterieregiment eingetheilt werden konnten. Dieses Schicksal widerfuhr auch denjenigen Zöglingen, welche sich nicht auf Staatskosten in der Anstalt befanden, da ihre Eltern sich durch einen schriftlichen Revers dazu verpflichten mußten, ihre Söhne unter allen Umständen dem Militärstande zu widmen. Es ist schwer zu begreifen, welchen Zweck man durch diese ebenso despotische als ungerechte Bestimmung zu erreichen beabsichtigte.

Der Jüngling, welcher sich der Artillerie widmete, konnte es also in vier oder spätestens in sechs Jahren zum Offizier bringen. Natürlich fehlte ihm dann die Erfahrung und in mehren Zweigen seines Wissens auch die Gründlichkeit, welche die aus dem Bombardiercorps hervorgegangenen Offiziere besessen hatten, daher der Akademiker, wenn er seinen Dienst bei der Truppe antrat, in Allem sich als ein Neuling fühlte und großen Eifer anwenden mußte, um den an ihn gerichteten Anforderungen entsprechen zu können. Aber er besaß das geeignete Alter und hatte immerhin eine genügende Vorbildung genossen, um das Mangelnde nachholen zu können. Auch war zu berücksichtigen, daß ihm, weil er nicht in die Lage gekommen war, mehre Jahre hindurch im beständigen Umgange mit der gemeinen Mannschaft zu verbleiben, auch so manche Gemeinheit und Rohheit fern geblieben war, wie solche den früheren Artillerieoffizieren leider nur zu häufig angeklebt hatte. Auch zeichneten sich die in der Akademie gebildeten Offiziere durch eine freisinnigere Anschauungsweise und eine umfassendere Kenntniß der übrigen Waffengattungen sehr vortheilhaft aus, daher bereits mehre als Generalstabsoffiziere ganz Tüchtiges geleistet haben.

Da man erkannte, daß das in der Akademie erworbene Wissen für einen höheren Artillerieoffizier nicht genügte, wurde später ein höherer Lehrcurs für Offiziere gegründet. Letztere mußten jedoch mindestens zwei Jahre bei der Truppe gedient haben.

Aber — und dieses war der größte Nachtheil — die Artillerieakademie war nicht im Stande, die alljährlich in dem ganzen Corps erledigten Offiziersstellen mit ihren Zöglingen zu besetzen, und selbst im Frieden mußten sehr viele Unteroffiziere von oft höchst beschränkter Befähigung zu Offizieren ernannt werden. Dieses war besonders 1854 der Fall, als die Artillerie eine abermalige Umgestaltung erfuhr und auf den Kriegsfuß gesetzt wurde. Die Zahl der sämmtlichen Artillerieoffiziere stieg damals auf fast 2000!

Man hatte das Unzweckmäßige der bestehenden Organisation und namentlich der übergroßen Regimenter, welche oft in mehren Provinzen zerstreut waren und unmöglich von einem einzigen Chef entsprechend geleitet werden konnten, eingesehen und auch die Errichtung einer eigenen Küstenartillerie für nothwendig erachtet. Es wurden also die bestehenden fünf Regimenter und acht Bataillone in zwölf Feldregimenter und ein Küstenartillerieregiment umgewandelt. Jedes Feldartillerieregiment bestand aus zwölf, im Kriege aus vierzehn Batterien und drei bis fünf Compagnien für den Dienst bei den Reserven, das Küstenartillerieregiment bestand aus achtzehn Compagnien. Das Raketeurcorps wurde verstärkt und in ein Raketeurregiment umgewandelt. Auch die Zeugartillerie, welche später den Namen der technischen Artillerie erhielt, wurde vermehrt. Die Akademie und die Zahl der Schulcompagnien blieben ungeändert, und es konnten also die Unterrichtsanstalten noch weniger als vordem ihren Zweck erreichen. So wurde denn bald darauf eine eigene Lehranstalt für die technische Artillerie gegründet, und die Regimenter sahen sich abermals genöthigt, Schulen zur Ausbildung der Unteroffiziere zu errichten.

Da aber für letztere Schulen von dem Staatsschatze keine Gelder bewilligt wurden, so mußten die erforderlichen Mittel aus dem — eigentlich für andere Zwecke bestimmten Regimentsfonds bestritten werden, ja hier und da mußten sogar die Offiziere von ihrer knappen Gage etwas beitragen! —

War nun auch die Artillerie gegen früher um mehr als das Doppelte vermehrt worden, so war dagegen ihre den andern Truppengattungen gegenüber ziemlich bevorzugte Stellung sehr ungünstig gestaltet worden. Man hatte sie endlich allen andern Truppen gleichgestellt. Die Offiziere verloren den Anspruch auf vortheilhaftere Pensionirung und höheren Gehalt. Auch die Mannschaft

erhielt nach Einführung des neuen Münzfußes eine verhältnißmäßig geringere Löhnung als ehedem. Allerdings machte das überaus günstige Avancement die Betreffenden diese Einbußen vergessen, aber unzweifelhaft verdient der Artillerie- oder Ingenieuroffizier seines schwierigeren Dienstes und seiner gemachten Vorstudien wegen immer eine gewisse Bevorzugung und genießt dieselbe auch in den Heeren der meisten andern Staaten.

Nachtheilig wirkte es auch ein, daß Verbrecher und lasterhafte Individuen nicht mehr entfernt wurden, sondern selbst nach wiederholt erhaltenen Leibesstrafen der schwersten Gattung in der Artillerie verblieben. Uebrigens wurde die Strafe der Stockschläge, sonst nur in den äußersten Fällen und gegen ganz unverbesserliche Subjecte angewendet, jetzt überaus häufig ausgetheilt. Namentlich war das Prügeln bei den Batterien an der Tagesordnung, und die einmalige nachlässige Wartung eines Pferdes wurde sehr oft mit zehn bis fünfzehn Stockstreichen bestraft.

Die große Zahl der Befehlshaber bei den einzelnen Abtheilungen verringerte nothwendig den Wirkungskreis jedes Einzelnen, und der Lieutenant hatte nunmehr in mancher Hinsicht nur die Obliegenheit zu erfüllen, womit man früher den Corporal betraut hatte, und mit der Zeit wurde er auch von seinen Vorgesetzten wenig besser als ein Unteroffizier behandelt.

Durch alles dieses erlitt das moralische Ansehen der Artillerie einen schweren Stoß, und es schwand — wenigstens bei dem untergeordneten Personal — jenes hohe Selbstgefühl und der so wohl ausgebildete Corpsgeist, wodurch sich früher die östreichische Artillerie ausgezeichnet hatte. Der Kanonier setzte nicht mehr einen Stolz darein, bei der Artillerie zu dienen; ihm stand die Beförderung zu höheren Stellen selbst bei den ausgezeichnetesten Leistungen nicht mehr mit Sicherheit offen, sondern wurde ihm nur im Falle besonderen Glückes zu Theil, daher er auch die ihm angebotene Beförderung zum Unteroffizier verschmähte und lieber dahin trachtete, auf längere Zeit beurlaubt zu werden.

In dieser Verfassung ging die Artillerie 1859 in den Krieg. Niemand wird bestreiten, daß die Letztere auch in diesen Kämpfen es den besten östreichischen Truppen an Tapferkeit gleich gethan habe und daß im Allgemeinen auch die Leitung der einzelnen Abtheilungen eine gute gewesen sei. Aber dennoch ließ die Gesammtleistung Vieles zu wünschen übrig. Und hieran war nicht allein, wie man es auf östreichischer Seite behauptete, das Auftreten der französischen gezogenen Kanonen, sondern in weit gewichtigerer Weise die ganze Organisation, oder eigentlich die hierdurch eingetretene Verschlechterung der östreichischen Artillerie Ursache. Es fehlte nicht an dem guten Willen, wohl aber an der Fähigkeit. Und wo wirklich Hervorragendes geleistet wurde, hatten es die noch aus der alten Schule herstammenden älteren Offiziere oder einige bei der betreffenden Abtheilung zufällig befindliche besonders einsichtsvolle und thätige — daher als Ausnahmen zu betrachtende Unteroffiziere und Soldaten gethan. Und hat man seither etwas zur Beseitigung dieser Uebelstände gethan?

Man hat die Zahl der Batterien bei den Regimentern vermindert und zur weiteren Erleichterung des Militärbudgets Beurlaubungen in ausgedehntem Maße eintreten lassen, Pferde verkauft, die Geldbezüge der Offiziere beschränkt, ja selbst bei der Anschaffung der nothwendigsten Erfordernisse geknausert, dabei aber doch für die Schießbaumwollversuche und für die pomphafte Ausstattung verschiedener artilleristischer Productionen viel Geld verwendet oder vielmehr — verschwendet.

Die Beschießung des Thurmes zu Rothneusiedel bei Wien und noch mehr jene eines Forts bei Verona waren eigentlich nur militärische Spektakelstücke, welche man zur Ergötzung und Selbsttäuschung des Hofes aufführte. Denn

wäre es blos auf Beförderung und Vervollkommnung der Artilleriewissenschaft abgesehen gewesen, so hätte derselbe Zweck mit weit geringerem Aufwande erreicht werden können.

Auch hat man der Artillerie eine neue, noch geschmücktere — aber eben nicht geschmackvolle Adjustirung gegeben, einige Commandoworte abgekürzt und einige Bewegungen und Handgriffe beim Exerciren in ganzen Batterien und beim einzelnen Geschütz vereinfacht.

Die Hauptequitation in Wien ist aufgelöst worden, aber noch immer gilt der im Bereiterhandwerke gewandte Offizier mehr als der kenntnißreichste Artillerist, und Sportswesen und Jokeypassion sind auch in der Artillerie an der Tagesordnung, zumal seitdem — durch das günstigere Avancement angelockt, auch mehre höhere Adelige in die Artillerie eingetreten sind. Für Letztere hat man übrigens einen Weg zu noch rascherem Vorwärtskommen darin gefunden, daß man sie, wenn sie nur erst die Akademie absolvirt — oder vielmehr durchlaufen und einige Monate als Lieutenants bei einem Artillerieregiment zugebracht haben, als Oberlieutenants zur Infanterie versetzt, von wo sie nach einem halben Jahre als Hauptleute zur Artillerie zurückkehren, um in einer etwas späteren Zeit eine ähnliche rasche Wanderung in den Stabsoffiziersgraden der verschiedenen Truppenkörper durchzumachen. Und dennoch wagt man es, von einem gerechten, nur auf den Dienstrang basirten Avancement zu sprechen!

Die Artilleriedirection, welche später Artillerieinspection genannt wurde, bildet gegenwärtig ein unmittelbares Departement des Kriegsministeriums und ist durch die bei letzterem eingetretene Standesverminderung ebenfalls berührt worden. Indeß sind noch immer nahe an hundert Individuen beschäftigt. Daß dieselben vollauf zu arbeiten haben, beweist eben nicht ihre Unentbehrlichkeit und die Unmöglichkeit einer noch größeren Reducirung, sondern nur, daß die in Oestreich noch immer fortwuchernde Vielschreiberei und Kleinigkeitskrämerei die einfachsten Geschäfte zu verwickeln und erschweren wisse und einen großen Theil der befähigtesten Männer bei einer wahrhaft geisttödtenden Abschreiberei zu verknöcherten Bureaukraten verkümmern lasse.

Die ins Ungeheuerliche getriebene Centralisation trägt an dieser riesigen Anhäufung der Schreibgeschäfte die meiste Schuld.

Die ehemalige Artilleriedirection bestand factisch aus nicht mehr als vier Personen, was allerdings für die oberste Behörde eines Corps von mehr als 20,000 Mann lächerlich wenig war. Aber die Geschäfte wurden doch besorgt, und die Chefs der einzelnen Regimenter besaßen einen größeren Wirkungskreis, daher sie sich auch an ein selbständigeres Auftreten gewöhnten und nicht bei der geringsten Vorfallenheit bei der obersten Behörde anzufragen brauchten. Anderseits besaß auch die Artilleriedirection eine bedeutende Machtvollkommenheit, und ihre Anordnungen bedurften nur in den seltensten Fällen der Bestätigung des Kriegsministeriums, um zur Geltung zu gelangen. Dadurch wurden ebenfalls viele Schreibereien und Zeit erspart.

Nun aber benöthigt die oberste Behörde der Artillerie bei einem höchstens verdoppelten Stande des Corps ein mehr als zehnfach stärkeres Personal, ohne daß dabei die Stäbe der Regimenter verringert worden wären. Im Gegentheil sind letztere noch vermehrt worden, und es sitzen jetzt gewiß auf jedem Platz drei Schreiber, wo früher ein einziger arbeitete. Die Dienstgeschäfte sind dieselben geblieben, ja im Allgemeinen noch vermehrt worden, und über die unbedeutendsten Kleinigkeiten muß an die Landesartilleriecommandanten (Inspecteure) und von diesen an die oberste Artilleriebehörde Bericht erstattet werden. Hier wandert die Sache aus einem Bureau in das andere, wird dann allenfalls dem Artilleriecomité zur Begutachtung gegeben, hierauf einer eigens

zusammenberufenen Commission vorgelegt und endlich auf demselben Wege an die Batterie, von welcher der erste Bericht anging, zurückgesendet. Auf diese Art werden die geringfügigsten Angelegenheiten ins Unendliche ausgedehnt. Scheint die Sache aber nur einige Wichtigkeit zu besitzen, so muß erst die Bestätigung des Kriegsministers eingeholt werden, welcher letztere aber dann oft erst sich in der sogenannten kaiserlichen Centralkanzlei die erforderlichen Instructionen holen muß.

Ein Hemmniß eines erfolgreichen Dienstbetriebes muß auch der immerwährende Wechsel in den obern Befehlshaberstellen genannt werden. Die Zeit, während welcher eine und dieselbe Persönlichkeit eine Stelle bekleiden kann, ist ohnedies durch die häufigen Pensionirungen gegen früher sehr beschränkt, aber außerdem werden die Commandeure der Regimenter beständig und oft ohne allen triftigen Grund gewechselt. Es gibt Regimenter, welche in einem Jahre drei verschiedene Commandeure erhalten haben, und man findet Generale, welche seit einer Reihe von zehn Jahren nie länger als ein Jahr auf einem und demselben Posten verblieben sind. Andere hat man dagegen auf höchst unbedeutenden Posten vom Hauptmann bis zum General belassen. Unter solchen Verhältnissen können also weder die Vorgesetzten mit ihren Untergebenen, noch diese mit erstern bekannt werden und das besonders im Kriege so nöthige gegenseitige Vertrauen erlangen.

Und so ist denn die östreichische Artillerie im Allgemeinen eine ganz gut einexercirte, auf dem Paradeplatz glänzende Truppe, welche auch in Zukunft Ergebenheit und persönliche — wenn auch nur passive Tapferkeit an den Tag legen wird.

Wem eine glänzende Außenseite und eine an das Mittelmäßige streifende Leistungsfähigkeit genügen, der wird seine Ansprüche erfüllt sehn. Aber schmerzlich würde derjenige enttäuscht werden, welcher mehr verlangen würde, vergebens würde er jene gewiegte — wenn auch etwas veraltet aussehende und scheinbar schwerfällige Truppe suchen, bei welcher fast jeder Einzelne nicht nur in allen Zweigen seines Dienstes seiner Stellung angemessen gründlich ausgebildet war, sondern zu jeder Zeit ohne in Verlegenheit zu gerathen, den Posten eines um mehre Grade höher stehenden Vorgesetzten erfolgreich ausfüllen konnte, seinem Stande mit aufrichtiger Liebe ergeben war und mit Recht auf seine eigene Person und auf die Truppe, in welcher er diente, stolz sein konnte.

So lange die aus früherer Zeit stammenden Offiziere noch in beträchtlicher Anzahl vorhanden sein werden, werden auch die Folgen der seit zwölf Jahren begangenen Fehlgriffe minder grell hervortreten.

Aber die Zeit ist nicht mehr fern, in welcher sich nur in den höchsten Graden noch einige Vertreter dieser Veteranenschaar befinden werden und in den untern Sphären selbst die Tradition an den einstigen Glanz der Truppe verwischt sein wird. Dann wird man freilich die gebieterische Nothwendigkeit einer durchgreifenden Veränderung fühlen und willig so manches Selbstgeschaffene mit eigener Hand zerstören, um auf den früher betretenen Pfad zurückzukehren, dabei aber höchst wahrscheinlich die niederschlagende Entdeckung machen, daß es hierzu zu spät sei und die verlorne Zeit sich nicht wiederbringen lasse.

A. D.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Deutsche Briefe aus der preußischen Provinz Posen.

2.

Die Leute.

Von sämmtlichen Kreisen der Provinz sondert sich der Krotoschiner am schärfsten gegen den angrenzenden deutschen (den Militsch-Trachenberger) ab; überall sonst ist entweder der Polonismus gemildert, oder es sind wie an den Säumen des Adelnauer und Schildberger Kreises die anliegenden Landschaften noch polnisch. An dem Krotoschiner könnte man sogleich eine Charakteristik der ganzen Provinz ausführen. Er trägt mit seinen sieben Städten alle Besonderheiten jener an sich.

Zduny, kaum eine Viertelstunde von der Grenze ab, war vordem so blühend, daß man von „Krotoschin bei Zduny" sprach. Die Zeiten sind vorüber, und die massiven Häuser am großen Markte stehen vereinsamt; die Stadt streckt sich nach polnischer Weise nach der einen Seite in ärmlichen Hütten weit aus. Diese Partie ist polnisch und der Sitz einer entsetzlichen Armuth. Die Deutschen, die sich mehr in der Mitte der Stadt halten, haben verschiedene Gewerbe ergriffen, um sich vor der weitern Verarmung zu schützen; namentlich sind sehr geschickte Tischler unter ihnen zu finden.

Eine Stunde nördlich von Zduny liegt Krotoschin, ein freundlicher Ort von etwa 8000 Einwohnern und noch im Vorwärtsgehen begriffen. Es ist die Hauptstadt des Fürstenthums, mit welchem die Gnade Friedrich Wilhelms des Dritten den Fürsten von Thurn und Taxis noch neben der Starostei Adelnau und den Gütern Glogowo und Chwaliszew beschenkte, als in Preußen eine königliche Post eingerichtet wurde.

Lassen Sie uns mit einer höflichen Verbeugung an dem Herrn „Fürschten" und seinen Beamten vorübergehen, damit uns die Erinnerung an das, was seine Bauern, namentlich in Ligotta, 1854—56 ausgestanden haben, nicht weich oder bitter stimme. „Wenn der Herr Fürscht wüschte, was für schöne Hirschen hier sind, so würde er gewiß Ihren Bitten Gehör schenken und herkommen" hat der Herr „Forschtrath" schon vor sieben Jahren gesagt. Er scheint ihm doch aber weder von den armen Leuten in Ligotta, noch von den

Hirschen im Hellefelder Forste erzählt zu haben. Freuen wir uns, daß der deutsche Name bei uns noch andre und Gott Lob bessere Vertreter hat als diese Bayern, und daß der fürstliche Garten in Krotoschin nicht viele seines Gleichen findet. Die alte polnische Stadt ist schlecht gebaut, weite Straßen, niedrige Häuser auf nachmals trocken gelegten Sümpfen, ohne Plan und Ordnung. „Dumken", „Plane" u. s. f. sind die Namen der weitgedehnten polnischen Stadttheile, wo sich viel Elend birgt, wo wie in den großen Städten zwei Familien ein Zimmer theilen und woher sich bei Suppenvertheilungen u. dgl. die Armen zu Hunderten ergießen, denn in Krotoschin ist fast aller Wohlstand bei den Juden und bei den Deutschen. Die westliche Seite der Stadt ist wohlgebaut, an Gärten reich und hat an ihrer, der Dresdner Frauenkirche nachgebildeten, evangelischen Kirche einen schönen Schmuck, während die katholische Kirche versteckt und schwer zugänglich ist. Der eigentliche Stolz der Stadt sind ihre Schulen; die städtische höhere Töchterschule ist eine der besten in der Provinz. Das Gymnasium ist langsam und sicher aus einer Mittelschule herausgewachsen, welche Rector Monski zu einer tüchtigen Realschule (1848) erhob. Director Gladisch, ein Mann, der mit stillem Fleiße das Gebiet der Geschichtsphilosophie nicht ohne Erfolge bebaut hat, verwandelte die Realschule in den Jahren 1854 bis 1857 in ein Gymnasium. Der ruheliebende Mann ließ es über sich ergehen, im Interesse seiner Sache selbst Landbote zu werden.

Jüngst gab auch dies Gymnasium den Polen Anlaß zur Klage. Rasch nach einander war die Stelle des polnischen Sprachlehrers zweimal erledigt worden. Es war schwer einen dritten Mann zu finden. In dieser Verlegenheit wandte man sich an den katholischen Hülfsgeistlichen und Gymnasial-Religionslehrer. Dieser stellte außer einer enormen Honorarforderung, in die man zu willigen geneigt war, die Bedingung, daß der dritte Theil des zur Vermehrung der Bibliothek festgesetzten Betrages zur Anschaffung polnisch geschriebener Bücher nach seiner Auswahl verwandt würde. Das war unmöglich, und es blieb kein anderer Rath, als den polnischen Unterricht (wie dem französischen ja auch geschieht) einem deutschen Manne zu übertragen, der ihn gewissenhaft ertheilt. Kaum aber hatte der ihn begonnen, als die polnischen Blätter von Klagen über diese neue Verletzung ihrer Rechte, dieses Attentat wider ihre Sprache und ihren Glauben widerhallten.

Weiter gen Norden! Koźmin empfängt uns mit seinen 3,300 Seelen; es ist schlecht gebaut; aber ein Knotenpunkt von vier Chausseen, Sitz einer Gefangenanstalt und zu dem eines Schullehrerseminars bestimmt, hat es Zukunft. Das Seminar soll in das alte Sapiehaschloß kommen, wo sich eine Geschichte zutrug, welche das Gegenstück zu der Mühle von Sanssouci bildet. Fürst Marcin Sapieha, ein Glied jener Familie, die einst in Großpolen die reichste und angesehenste war, und die bei uns nur noch in dem Namen des Sapieha-

platzes zu Posen fortlebt, gebot über das ganze Land rings um seine Feste. Nur das kleine Wilkowo gehörte dem Szlachcic Sewerin Wilkonski. Vergebens bemühte sich der Fürst, den Alten durch den Anblick rother und weißer Gulden zum Verkauf des Gütchens zu locken. Er mochte nicht von der Kirche lassen und den theuern Gräbern. Es trat eine böse Spannung zwischen dem Magnaten und dem Edelmann ein. Der Erstere kam dem Andern freundlich entgegen. Mit Bruderkuß lud er ihn persönlich zur Osterfeier aufs Schloß.

Ostern ist noch heute das größte und seligste Fest des Polen, der seine gewöhnlichen Fasttage bekanntlich um den Sonnabend vermehrt hat und das vierzigtägige Fasten mit größter Treue hält — namentlich wenn er arm ist. Am Ostersonnabend aber wird zum Mahle gerüstet. Schinken, Eier, Kuchen, welcher desto schöner ist, je freigebiger der Bäcker mit Safran war, Butter, Brod, Käse und Salz sind die unerläßlichen Bestandtheile desselben, die auch der Aermste nicht missen mag. Was darüber ist, ist nicht vom Uebel. Die ganze Mahlzeit wird am Sonnabend zusammengestellt und von dem Geistlichen, der Haus für Haus geht, geweiht. Ganz arme Leute, sowie die Dienstboten evangelischer Herrschaften tragen das Ihrige zum Nachbar. Das Geweihte, świętzónka, bildet den Festschmaus. Des Sonntags wird derselbe nun in möglichst großer Gesellschaft genossen. Die alte Gastfreundschaft tritt überall in ihr Recht, und der Pole träumt sich beim Osterfrühstück, an dem übrigens auch die Deutschen mit rührender Toleranz Theil nehmen, und das sich bis tief in den Abend ausdehnt, in die alten Zeiten zurück.

Vor Zeiten ward das Fest noch glänzender und rauschender begangen; der Ungarwein floß in Strömen und der Tag ward zur Nacht, die Nacht zum Tage bis „alle drei hochheiligen Feiertage" vorüber waren. So geschah es auch im Schlosse zu Koźmin, dessen Küche mit ihren weiten Schornsteinen verräth, welche Festlichkeiten da ausgerichtet werden konnten. Der Fürst machte den liebenswürdigsten Wirth; er streichelte und küßte den alten Sewerin, strich ihm den langen Bart, um die letzten Spuren des früheren Grolles wegzuschmeicheln und erreichte auch wirklich, daß der Greis während des ganzen Festes in Koźmin blieb. Unterdessen brachen die Kosacken des Marcin Sapieha auf Befehl ihres Herrn in Wilkowo ein, rissen das Wohnhaus, die Hütten der Bauern, die ehrwürdige Kirche nieder und legten sie in Asche; dann pflügten sie die leergebrannten Stätten um, streuten Salz in die Furchen und trieben die Bewohner des frühern Dorfes mit Peitschenhieben ins Gebüsch.

So rächte sich Marcin Sapieha
Zur Zeit der freien und erlauchten Republik
Polonia,
Als man nach Christus Tausend schrieb
Sieben Hundert zwei und vierzig.

Gaudy, der diese wohlverbürgte und in ihrer Art durchaus nicht alleinstehende *) Geschichte poetisch bearbeitet hat, stand längere Zeit zu Koźmin als preußischer Cavallerieoffizier in Garnison. Wie erwähnt, sollen fortan in dem Fürstenschlosse die künftigen Volksschullehrer erzogen werden, die große Kirche ist zu diesem Zwecke erheblich verkleinert worden. Wann aber die neue Anstalt ins Leben treten soll, weiß bis jetzt noch Niemand. Nehmen Sie ein neues Zeugniß für die Haltlosigkeit der Klagen, welche polnischerseits gegen die Provinzialverwaltung erhoben werden. Unter den 2,954 Volksschullehrern unserer Provinz sind etwa 1,250 evangelische und 1,600 katholische. Für Letztere sorgen zwei Seminare mit dreijährigem, für Erstere eins mit zweijährigem Cursus. 1856 kaufte Herr v. Puttkammer das Gebäude zu dem zweiten evangelischen Seminar für 10,000 Thlr. Es war noch nicht möglich, seine baldige Eröffnung herbeizuführen, während inzwischen den Katholiken mit einem Aufwande von 100,000 Thlr. ein drittes Seminar zu Exin errichtet ward, dessen Benutzung sie wahrscheinlich werden ablehnen müssen, weil sie schon jetzt Ueberfluß an Lehrern haben.

Oestlich von Koźmin treffen wir das kleine Dobrzyca, ein gewerbloses ziemlich polnisches Städtchen mit 1,050 Einwohnern. Bei der Stadt liegt ein reizendes Magnatenschloß, in stumpfwinkligem Hufeisen gebaut, mit hoher breiter Steintreppe, welche den ganzen innern Raum des Hufeisens einnimmt, mit Balkon und stattlicher Säulenzier. Der gegenwärtige Besitzer hat Park und Garten geschmackvoll eingerichtet, das etwas wüst übernommene Schloß restaurirt, ohne an seinem Styl zu ändern und ihm auch den innern Schmuck von Oelgemälden aus der polnischen Königszeit erhalten. Sie könnten da einen kleinen Cursus polnischer Nationalgeschichte durchmachen. Dobrzyca wurde vor etwa dreißig Jahren von dem Baron v. Kottwitz erworben, dessen Stammgüter im Kreise Bomst lagen, einem der originellsten Männer in unserer Provinz. Wer den kleinen Mann in seiner äußeren Erscheinung, welche die allerniedrigste Tonart der Genügsamkeit anschlug, in seinem lebhaften Geschäftsverkehr mit Juden und Polen, Papiere in allen seinen Taschen, einhergehen oder in dürftigem Gespann fahren sah, der errieth in ihm weder den Edelmann, noch den edlen Mann. Und dennoch war er durch und durch ein solcher. Wie er als kleiner Knabe, nachdem er den Spruch: „Eure Rede sei Ja, Ja, Nein, Nein, was darüber ist, das ist vom Uebel“ gelesen hatte, sofort die Rede einstellte, Tage lang schwieg und erst, als die Eltern den Grund seines Verstummens errathen hatten, sich von ihnen bestimmen ließ, wieder zu sprechen, so hat er zu jeder Zeit gethan, was ihm als ein göttliches Gebot erschien. Als Jüngling ward

*) Der Oberst Szekelyi im Kreise Inowraclaw lieferte ums Jahr 1765 ein Seitenstück.

er in das Bad Kudowa geschickt, mit reichlichen Mitteln versehn, dort lernte er die Noth der Weber kennen; er gab ihnen all sein Geld hin und behielt nur so viel, um sich bei einem Müller unter den bescheidensten Bedingungen in Kost zu geben. So hat er weiter gelebt, sich Alles versagt und wo er nur konnte, fremde Noth gemildert. Seine Töchter haben keinen Grund, über sein Testament zu klagen, das sie in reichem Besitze ließ, aber die Provinz staunte über die Höhe der Summen, die für Juden und Christen, für Rettungshäuser, Krankenhäuser und andre Provinzialzwecke ausgeworfen waren; Stiftungen, auf Grund deren der Name v. Kottwitz in der Provinz noch lange unter lauten Segnungen genannt werden wird, wenn der Sapiehas längst vergessen ist.

Das Dominium Dobrzyca ist in den Besitz eines Schwiegersohnes jenes trefflichen v. Kottwitz, eines Mecklenburgers, übergegangen, der dort eine Musterwirthschaft eingerichtet hat. Der Acker ist gemergelt, Viehstand, Gebäude, alles in bester Ordnung; während der großen Theurung von 1854 bis 1856 meldeten die Zeitungen, daß der Besitzer von Dobrzyca seinen Pächtern je 1000 Thlr. an der Pacht und einen Theil alter Reste erlassen habe. Es wäre wohl noch manches Andre zu melden gewesen. Doch Dobrzyca ist eine Herrschaft, von der ein Theil verpachtet ist, das Uebrige wird von Inspectoren versehen und der Besitzer ist mehr oberster Inspector u. dgl. als wirklicher Verwalter seines Vermögens. Sie wollen einen jener deutschen Landwirthe kennen lernen, die durch eignen Fleiß und Geschick vorwärts gekommen und Herren eines Besitzes geworden sind, dessen Verwaltung sie selbst führen. Landwirthe, die mehr oder minder bewußt eine culturhistorische Aufgabe zu lösen, Land und Volk auf eine höhere Stufe zu erheben bestrebt sind? Ich bitte fahren Sie mit mir etwas vorwärts.

Das große Dorf, bei dem wir auf die Chaussee gelangen, ist Wytaszyce; es hat einen Werth von 190,000 Thlr. und ist 1861 durch Subhastation in deutschen Besitz gekommen. Beachten Sie das Herrenhaus; zweistöckig, breite Front, Epheu, grüne Jalousien, freundlicher Rasenplatz, der es von der Straße trennt. Ist das holländischer oder französischer Geschmack? Jedenfalls ist polnischen Bedürfnissen genügt.

Jetzt passiren wir Jarocin, ein Städtchen von 1,900 Seelen; Polen, Juden, Deutsche halten sich so ziemlich die Wage. Die vielen Holzfuhren, welche die Schätze der hier noch reichlichen Waldungen nach der Warthe bringen, müssen den sonst gewerblosen Ort ernähren. Der Grundherr hat sein Schloß restauriren lassen. Es wird uns bei der Ausfahrt ins Auge fallen; eigenthümlicher Phantasiestil; aber so geräumig, wie Sie meinen, ist es nicht. Der große Saal, welcher die Mitte des Gebäudes einnimmt, geht durch beide Stockwerke; so daß nur zu seinen Seiten eine nicht große Zahl von wohnlichen Zimmern bleibt. Dennoch, wenn ich Graf Wladislaus v. Radolinski,

Königl. Kammerherr auf Jarocin, Radlin und Czylcz wäre, würde ich meine Wohnung nicht fünfzig Meilen von meinem Weibe, meinem Volke und meinen Gütern nehmen.

Wir fahren weiter. „Das ist ein eigenthümliches Dorf" sagt mein Nachbar. Ich entgegne: Hüten Sie sich vor einer Injurienklage des löblichen Rathes. Sie sind in der Stadt Mießkow.

„Sie scherzen!"

Gewiß nicht. Dort das große Eckhaus mit den Stufen vor der Thür ist der Vereinigungsort sämmtlicher Behörden. Da wohnen der Postmeister, der ermeister, der Stadtverordnetenvorsteher, der Commissarius des landräthlichen Polizeidistrictes, der Steuerempfänger friedlich zusammen. „Solch ein Beamtenheer für den kleinen Ort!" Beruhigen Sie sich, es liegen alle jene Aemter in der Hand eines einzigen Mannes, dem nebenbei noch Zeit für seine Landwirthschaft bleibt.

„Die fünf leeren Buden da fallen ja zusammen."

Bewahre. Der Bazar steht sicher. So etwas wird mit der Zeit schief, und so waren die Buden schon, als ich vor acht Jahren vorüberfuhr. An den Markttagen sind auch einige Händler in denselben. Und für die Verkäufer ist hinreichender Raum auf dem großen viereckigen Rasenplatz, um welchen die Lehmhäuser herstehen und auf dem dort das Vieh weidet. Für dieses ist durch den Hauptbrunnen dort und die vielen Cisternen reichlich gesorgt.

„Sie meinen die tiefen Löcher."

Nicht so prosaisch, lieber Herr; ohne einige Phantasie werden Sie hier nicht viel Schönes sehen. Uebrigens hat Mießkow, wie Sie hernach bemerken werden, neben den zwanzig Markthäusern noch eine Art Anbau. Es zählt 575 Einwohner. „Ist also die kleinste Stadt Ihrer Provinz?" Mit nichten. Die Krone gebührt dem Gnesener Kreise; unter seinen acht Städten finden Sie Kißkowo mit 539, Mielzin mit 431, Żydowo (Jüdenstadt) mit 376 Einwohnern. Żydowo ist das Setidawa der alten Lygier; es muß vordem reicher gewesen sein; auch Mießkow war nicht immer so winzig. Einige Brände und Epidemieen reichten zu einer Zeit, wo das Land ohne Obrigkeit war, hin, um solche Oertchen zu vernichten.

Mein Begleiter — ich bin unwillkürlich auf die Beschreibung einer kleinen Reise gekommen, die ich einmal wirklich gemacht habe — hatte mich gebeten, ihm K. zu zeigen, von dem er so viel gehört. Plötzlich unterbrach er den Tenor meiner gelehrten Rede. „Hier!"

Nun was denn?

„Freuen Sie sich denn nicht selbst? Ich bitte Sie, haben wir auf unserer ganzen Tour ein solches Feld gesehen? Hier ist Cultur. Sie können, wenn Sie ein Auge dafür haben, nach dem Stande der Früchte selbst die Grenzen

des Areals von K. zeichnen. Es ist doch eine Lust um einen wohlbestellten Acker."

Wirklich steht der Besitzer von K. — ein Deutscher — in dem Rufe, einer unserer wackersten Agronomen zu sein. Daß er sein Werk nach der rationellsten Methode betreibt, den Acker gut düngt, den Fruchtwechsel der Natur des Bodens anpaßt, einen bestimmten erheblichen Theil des Feldes mit Viehfutter bebaut und es nie außer Acht läßt, daß der gute Stand seiner Heerden die erste Vorbedingung reicher Ernten ist, gereicht ihm zum Lobe. Es hat aber doch noch höhern Werth, daß er den Menschen achtet. Er pflegt seine Schulen. Zur Weihnachtszeit erscheint seine Frau in denselben, sich die armen Kinder denen sie ein Fest bereiten will, selbst auszusuchen. Er wiederum ist es, dem die Gemeinde Neustadt a./W. die Errichtung eines evangelischen Kirchensystems danken wird. Vor Allem: er schützt und pflegt seine Arbeiter. Als Müller, Schmiede, Stellmacher, ganz besonders als Schäfer werden überall Deutsche vorgezogen, auch von den Polen. Kein Wunder also, daß der deutsche Herr sich mit solchen zu umgeben sucht; doch sind ordentliche und fleißige Polen nicht grundsätzlich ausgeschlossen. In kleinen saubern Häuschen haben die „Komorniks" ihre Wohnungen, erhalten Deputate und Löhne regelmäßig und werden nur im dringendsten Nothfall gewechselt. Es ist landesüblich, dem Dienstmann ein eigen Stückchen Land und je nach seinem Range die freie Unterhaltung von mehr oder weniger Vieh zu gestatten. Einzelne fremdhergezogene Deutsche haben zu eigenem Schaden daran zu ändern versucht. Der humane Herr gönnt den Leuten die Zeit und den Boden, die sie an sein Gehöft fesseln und ihnen einen bescheidenen Wohlstand schaffen.

Auch ein Fest veranstaltet der Besitzer von K. und mit ihm mancher Andre, dem Gesinde gern.

Ich habe den „Erntekranz" in seiner rohesten Weise gesehen, wie er auf polnischen Gütern gehalten wird. Der Besitzer hatte sich Gäste aus der Stadt geladen; der Saal wurde tanzmäßig hergerichtet, ein großes Faß Bier herbeigeschleppt, ein weites Schaff mit einer Mischung von ordinärem Spiritus und Wasser gefüllt, und nun warteten die vornehmen Herrschaften der Leute. Mit Dudelsack und Geige, Vormähder und Mähderin mit Strohkronen auf dem Kopfe an der Spitze, umziehen diese dreimal das Wohnhaus, dann treten sie ein. Der Vormähder tanzt mit der pani (Herrin), die Mähderin mit dem pan (Herrn); dann bekränzen sie ihre Tänzerinnen, erquicken sich an den wenig einladenden Getränken — ohne Imbiß — tanzen wieder und werden endlich auf den Schüttboden gewiesen, wo sie bei einem Laternenlicht Trunk und Tanz fortsetzen, bis Schlägerei und Erschöpfung ein Ende machen. Ab und zu sehen sich die städtischen Gäste das Gelage an, ohne auch nur entfernt daran zu denken, in welche nahe Beziehung der Schöpfer sie selbst zu jenen Arbeitern gesetzt.

Und nun kommen Sie zu demselben ländlichen Feste bei einer guten Herrschaft. Da ist ein Erntezug, wie ihn der Dichter der Glocke im Sinne hatte. Vier mächtige Ochsen, mit Kränzen geschmückt, führen den ersten Wagen mit den Vormähdern, dann ein langer, heitrer Zug. Von den verschiedenen Vorwerken treffen sie gleichzeitig auf dem Dominium ein. Es empfängt sie ein weiter offener Platz. Da stehen die Kletterstangen mit Fahnen und Bändern, da sind Preise für den Wettlauf — kurz da ist es, wie in unsrer deutschen Heimath.

„Ich kann Ihnen das Gegenbild zu dem geben, was Sie über den Besitzer von K. und die Besten unter seinen Landsleuten erzählt haben," hob ein älterer polnischer Herr an, der mit uns fuhr. „Sie meinen den Grafen Stanislaw v. Mycielski auf Dembno, Żerkow und Chrzan, der soeben seine Herrschaft wie sie steht und liegt zweien Pleschner Juden verkauft und nichts nach Russisch-Polen mitgenommen hat, als das Bewußtsein, die meisten seiner Gläubiger befriedigt zu haben?"

„Nicht den," sagte der Alte, und erhob nun sein Klagelied über einen Magnaten, dessen Pächter er gewesen war, und bei dessen Concurse er seine Caution, sein ganzes kleines Vermögen verloren hatte.

„Konnte ich denn dem Besitzer einer Herrschaft, die mehr als eine Million im Werth hatte, zumuthen, meine paar Groschen hypothekarisch zu sichern? Würde er mich nicht durch seine Diener haben hinauswerfen lassen? In dem letzten Decennium ging es schon drunter und drüber, und man erzählt die wunderlichsten Dinge davon. Die ganze Herrschaft lag in den Händen von Beamten, welche längst schon keinen Lohn mehr empfingen und dennoch Vermögen sammelten. Einer derselben soll bei Gelegenheit eines Schafhandels einem schlesischen Edelmann ausgeplaudert haben, aus welchen Quellen dieses Vermögen flösse. Voll Entrüstung machte dieser dem Grafen brieflich Enthüllungen. Ein Jahr später traf der nämliche Inspector wieder bei seinem Denuncianten ein, Schafe zu kaufen. Er hatte die Kündigung mit der Liquidation seiner rückständigen Forderung beantwortet. Ehe die Mittel da waren, diese zu befriedigen, war der Graf längst wieder auf Reisen. Einmal brachte ich meine Pacht auf das Schloß. Der Herr war daheim; natürlich hatte er das Haus voll Gäste, Professoren — (hier bekanntlich der Ausdruck für Gymnasiallehrer) aus Breslau, Posen u. s. f. Wir gingen zur Tafel. Es waren vielleicht fünfzehn Personen, die auf das Ausgesuchteste bewirthet wurden. In dem anstoßenden Saale war ein zweiter Tisch gedeckt. An diesem speisten die Kinder und deren Lehrer und Bonnen, auch einige Emigranten, während die Vornehmeren derselben mit uns schmausten und zechten. Es folgte ein drittes Speisezimmer für die vornehmeren Hausofficianten. Und nun rechnen Sie einmal hinzu, was für eine solche Gesellschaft für niedre Dienerschaft in

Küche, Keller, Stall nöthig wird. Hajduk (Diener), pisarz (Schreiber), kucharz (Koch), lowięc (Jäger), ogrodnik (Gärtner), stangrét (Kutscher), der ganze Hofstaat (czeladź) ist natürlich nicht in je einem Manne vertreten; vielmehr haben die meisten von diesen ihr eigen Hauswesen und manche von ihnen sogar noch ihr besonderes Gesinde. Das Alles zehrte an dem einen Manne. Ich fing an zu begreifen, daß auch eine tägliche Einnahme von zweihundert Thaler für gewisse Ansprüche zu gering sein könne. Sinnend blickte ich nach der in verschiedenen Farben glänzenden Krystalldecke des Saales, durch welche das Licht hineinfiel.

Was hast Du?*) fragte mich der Graf. — Ich überlege mir, gnädiger Herr, ob ich Ihre Herrschaft annehmen würde, wenn ich alle Lasten derselben tragen sollte. — Schwachkopf, Murrkopf, man muß leben und genießen.

Ich war über Nacht geblieben und früh auf, um den Hof, den schönen Garten zu besehen, in dem etwa eines der Kinder verdrossen mit dem noch verdrossenern Lehrer promenirte. Der Park ist eine Provinzialberühmtheit und wurde früher meilenweit aufgesucht. Der Graf und seine Gäste hatten keine Freude an ihm. Sie hatten bis tief in die Nacht Karten gespielt und den Morgen verschlafen. Es sah noch um zehn Uhr überall wüst aus. Gegen Mittag spielten und tranken sie wieder. Mir war wohl, als ich das prächtige Schloß im Rücken hatte."

So sprach der Alte. Und nun möge dem trüben Bilde ein heiteres folgen. Frau Kukasinska, die Gattin eines früheren Amtmannes, der sich ein kleines Gütchen erworben, hat eben ein sehr günstiges Geschäft gemacht. Sie hat dem Herschel 30 Garniec Spiritus verkauft, die sie stark mit Wasser vermischt hatte. Da aber die Gefäße mit „Alkoran", so nennt sie den Alkohol, ausgeschmiert waren, hatte der „Jude" nichts gemerkt. Auf Grund dessen schmeichelt sie ihrem Manne den Ankauf einer Kutsche ab, ohne deren Besitz der Pole sich für ein gar zu geringes Geschöpf ansehn würde. Am ersten Weihnachtstage fährt Frau Kukasinska darin zur Kirche. Als Haiduk wird Jürge der Kühjunge ausgeputzt, indem man ihm die Kleider anzieht, die der Krüger (Schankwirth) einem betrunkenen Herumtreiber abgenommen hat. Unter dem lauten Jubel ihrer Leute und des ganzen Dorfes beginnt die Reise; unter noch lauterem Höhnen und Schimpfen der Kirchgänger erreicht sie ihre Endschaft. Warum? Mag es August Wilkoński, dessen „Schmieralien" (Ramoty i Ramolki) ich den Schwank entnommen habe, selbst berichten. Als man den Jürge zum Lakaiendienst ankleidete, hatte man ihm eine Weste und einen Frack angezogen und ein Kleidungsstück, zu welchem der Schneider zwei Ellen Tuch

*) Der Pole hat nur zwei Anreden: das Du und das Pan mit der 3. Person, wie unser: Herr Präsident haben u. s. w.; deshalb braucht der Pole das Du noch, wo es der hochmüthigste Deutsche nicht mehr wagen dürfte.

zu verlangen pflegt. Man gab ihm sogar ein Halstuch; wie bekannt, hatte er auch einen sehr bequemen Hut und dazu eine anständige Fußbekleidung.

Nun aber bitte ich zu errathen, was vergessen worden war. — Nun? — Jürge hatte keine Hosenträger, und als Matthäus beim Wenden um das Glockenhaus hastig an einen Stein fuhr, so fiel ihm der weite Hut über die Nase bis an das Kinn hinab, und zwei Ellen Tuch, in Freiheit gesetzt im unglücklichsten Augenblicke von der Welt, rutschten dem Jürgen bis über die Fersen hinunter. Da nun aber Jürge unter den zwei Ellen Tuch keine vier Ellen Leinwand hatte, so war das Original der ganzen Kehrseite Jürgens für Jedermann vollkommen sichtbar und die ganze Gestalt, die im Winde flatternden Frackschöße und alle Bewegungen des armen Jungen vervollständigten einen Anblick, bei welchem man selbst noch in der Todesstunde lachen könnte.

So derb der Spaß ist, so ist er dennoch nicht zu stark für die alle Stände und namentlich den ganzen Adel Polens zu Grunde richtende Sucht, über seine Verhältnisse hinauszugreifen. Trunk, Spiel und nie zu sättigende Reiselust, die den Großen nach Warschau, Dresden, Paris, auch nach Italien führt, den Kleinen wenigstens über die verschiedenen Pferdemärkte der Provinz hintreibt, thun das Weitere.

„Nicht die böse Absicht der Regierung allein, sondern mehr die liederliche Wirthschaft und der Luxus, die Speculation und das leidenschaftliche Kartenspiel sind an unserem Ruin Schuld. Mancher, den ich noch vor einem Jahre als wohlhabend kannte, ist heute schon bankerott. Wenn dies so fortgeht, wird der ganze hiesige Adel in dreißig Jahren vollständig expropriirt sein.“ So klagen die wiadomosci polskie 1859 No. 41 in einer Posener Correspondenz. Die No. 121 der Posener Zeitung vom Jahre 1861 gibt einen kleinen Beleg zu dieser Jeremiade, indem sie das Verzeichniß von mehr als 50 Gütern allermeist polnischer Besitzer, im Werthe von etwa 4,000,000 Thlr. bringt, die 1861 unter den Hammer kamen.

Ein besonderes Kriterium der polnischen Wirthschaft, welches im merkwürdigsten Gegensatz zu der ganzen Persönlichkeit des Polen steht, ist der übel angebrachte Geiz. Der gastfreie, verschwenderische Pole kargt gegen seinen Boden, wie gegen seine Leute, und dadurch macht er sich viel mehr arm, als durch seinen Luxus.

In einer Gegend, deren Boden zu dem besten gerechnet wird, verpachten die Besitzer einer Nachlaßmasse funfzig Morgen Land an einen der geachtetsten polnischen Ackerwirthe der Stadt auf sechs Jahre für ein Pauschquantum von 300 Thlr.; das wäre ein brillantes Geschäft, wenn der Pächter sich des Ackers annehmen wollte. Der aber läßt sechsmal säen und sechsmal ernten, nimmt die Erträge ein und gibt dann die Pacht an einen Andern, der es möglichen Falls nicht viel besser macht.

Noch schlimmer ist der Neid — das ist das rechte Wort — gegen die arbeitenden Leute. Nichts weniger als vereinzelt steht folgender Fall da. Herr v. D. auf W. hatte von seinen Gütern einen ganz unverhältnißmäßig geringen Reingewinn, circa 3,000 Thlr. jährlich. Er entschloß sich, einen deutschen Oberinspector anzunehmen und versprach diesem Deputat, 200 Thlr. Gehalt, Tantième von demjenigen Reinertrag der Herrschaft, der 8,000 Thlr. überschritte. Nach drei Jahren wurde der Inspector entlassen, weil Herrn v. D. die Tantième zu theuer kam. — Derselbe Fall kam in einem Nachbarkreise im folgenden Jahre vor. Anderswo nahm das Kreisgericht beim Erkenntniß wider einen diebischen Fornal (Pferdeknecht) als Milderungsgrund an, daß er bei seinem kärglichen Lohne stehlen müsse, um zu leben.

Der Graf v. Mielzynski auf Baszkow hatte seinen Bauern 1848 ihre Abgaben für alle Zeiten erlassen. Sobald wieder Ruhe und Frieden war, nahm er die Schenkung zurück, und es fanden, da die Bauern natürlich die Zahlungen weigerten, zahlreiche Processe statt. Das Kreisgericht zu Krotoschin sah sich der daraus erwachsenden Arbeit wegen genöthigt, die Formulare zu Hunderten von gleichlautenden Erkenntniß drucken zu lassen.

Mit seinem stattlichen Viergeschirr, das ihm noch etwas über die polnische Freiheit geht und seiner freien stolzen Frau fuhr Herr v. D. Weihnachten 1861 nach Posen. Die Packwagen enthielten auch Bouillontafeln für die Windspiele; aber der Inspector war nicht in den Stand gesetzt, den Dienstleuten Holz und Tagelohn im Weihnachtsmonat rechtzeitig zu gewähren.

Wie gerecht ist die Sehnsucht dieses Herrn nach den polskie czasy, wo allerdings der Grundbesitz seines Vaters dreimal so groß war als jetzt der seinige, und wo es noch keine freien Bauern gab; wie gerecht sein Haß gegen die poruskie czasy, die allein an seinem Herunterkommen schuld sind, weil sie allen Wohlstand von Gesetz und Ordnung, Fleiß und Mäßigkeit abhängig machen. Der Bauer freilich denkt anders von den Dingen. Zeuge der alte Mann, welcher 1848, als ein adeliger Freiheitsapostel in den Krug kam, um für die dawna Polska zu begeistern, an diesen herantrat, sein nach Landessitte auf dem Rücken zugeknöpftes Hemde öffnete und mit den Worten: dzękuję pan! za wasze wolność (ich danke, Herr, für Eure Freiheit) die vielen Narben der Wunden zeigte, die ihm einst der „freie“ Kurbacz des Wójt geschlagen hatte. — Zeuge der Bauer Pruszak in Dußnik, welcher ebendamals seinen Landsleuten zurief: „Nicht eher wird in Polen Ruhe werden, bevor nicht alle Edelleute hängen.“

Das getreue Echo dieser Zuneigung zu dem Adel melden die demokratischen Blätter. Szlachta jest domowym wrogiem pijącim łzy i krew ludu, który najprzód uprzątnionym i zamaznym być winien schrieb der ókolnik centralnyć am 20. August 1859. „Der Adel ist der Feind des Volkes, der die Thrä-

nen und das Blut des Volkes trinkt, der zuerst aus dem Wege geräumt und vernichtet werden muß."

Die Gerechtigkeit gebietet es, auszusprechen, daß diese Regel einige ehrenvolle Ausnahmen hat. Der verstorbene Herr v. Lipski im Kreise Ostrowo bekannt durch seine hervorragende Thätigkeit in der preußischen Nationalversammlung und der zweiten Kammer, hatte sich den Beinamen des Bauernkönigs erworben.

Der Besuch bei ihm führt uns mitten unter die evangelischen Polen der Kreise Schildberg und Adelnau, welchen die Nähe der polnisch-schlesischen Grenze troß aller Bedrängnisse Sprache und Glauben zugleich zu bewahren ermöglicht hatte. Sie sind gute Preußen, nennen sich wohl gar deutsche Polen und erfreuen sich seitens der preußischen Behörden, namentlich der evangelisch kirchlichen einer besondern Theilnahme. Man gründet große Hoffnungen auf sie.

Doch bleiben wir bei den polnischen Musterwirthschaften. Herr v. Lipski — einen auch schon verstorbenen andern Edelmann dieses Namens lernten wir als den renommirtesten Schafzüchter der Provinz kennen — ist nicht der einzige derselben.

„Ich könnte Ihnen eine aus vier Brüdern bestehende polnische Familie nennen. Sie besitzen zusammen ein Areal von 85,000 Morgen. Darauf haben sie keine einzige Brennerei. Die Wirthschaft in ihren Gütern ist durch und durch polnisch; dabei werden sie alle Jahre reicher und kaufen alle drei bis vier Jahre einen neuen großen Güterschlüssel. Die materielle und moralische Lage ihrer Gutseinsassen läßt nichts zu wünschen übrig. Trunksucht und Verbrechen sind dort unbekannt. Dienstbotenwechsel ist etwas Unerhörtes. Die meisten Einsassen leben in der dritten und vierten Generation dort." Es sind Worte des Herrn Dr. Metzig in Lissa aus einer Rede, die er im Abgeordnetenhause gehalten hätte, wenn er von seinen polnischen Freunden gewählt worden wäre; aber es ist doch nicht zu viel gesagt von der Familie von Chlapowski, deren Chef Herr Desiderius v. Chlapowski, Mitglied unseres Herrenhauses ist, und deren Güter in den Kreisen Kosten, Schrimm und Schroda liegen.

Eine zweite Magnatenfamilie, welcher zwar ein gleiches Lob nicht unbeschränkt gespendet werden könnte, die aber dennoch durch den Stand ihrer Wirthschaften und ihre Betheiligung an nationalen, kirchlichen und wissenschaftlichen Unternehmungen auch hervorragt, hat ihren Hauptsitz ebenfalls in den Kreisen Schrimm und Schroda, doch sind sie auch im Kröbener Kreise angesessen. Ich meine die durch Verschwägerung verbundene Familie Czartoryski, Dzialynski, Zamoyski, Grudzinski. Namentlich thut sich Graf Sigismund von Grudzinski durch Wohlthätigkeit hervor, während der jüngst verstorbene Graf Titus Dzialynski in jüngeren Jahren selbst schriftstellerisch thätig war und in späterer Zeit den

polnischen Mäcen machte. Daß auch Grafen v. Plater unter den Männern der Wissenschaft geachtet sind, wissen Sie.

Der gefeiertste Name unter dem polnischen Adel ist aber wohl der des Grafen Eduard v. Raczynski. Ihm wäre 1848, als man einen polnischen Oberpräsidenten suchte und keinen, durchaus keinen fand, diese Würde gewiß einstimmig zuerkannt worden. Daß er ein muthiger Soldat war, hatte er in den Feldzügen von 1806 bis 1809 bewiesen. Fünfundzwanzigjährig war er als Deputirter für Posen Mitglied des Reichstages in Warschau gewesen. Seine nationalökonomische Begabung bewies die Art, wie er die Anlegung eines Kanals zwischen Narew und Weichsel anfaßte, für welche er 900,000 polnische Gulden offerirte. Seine eigentliche Neigung gehörte aber den Wissenschaften; seit seinem Prachtwerke über seine „Reise nach der Türkei" war er auf den Gebieten der heimischen Geographie, Geschichte und Statistik, als Herausgeber, als Uebersetzer, als Schriftsteller thätig.

Mäßig, frei von jeder Prunksucht, seinen glühenden Ehrgeiz nur an große Dinge setzend, behielt er bei seinem großen Vermögen die Möglichkeit, viel Gutes zu thun, und er hat es im Kleinen und Großen gethan. Seine eigentlichen Unterstützungen gab er still. Ein emeritirter evangelischer Geistlicher, der monatlich fünf Thaler von ihm erhielt, hat den Namen seines Wohlthäters nie erfahren. Bei der Förderung größerer Unternehmungen, z. B. bei den Summen, die er zur Restauration alter Kirchen u. drgl. hergab, trat er natürlich hervor. Drei größere Werke tragen das eigenthümliche Gepräge seines Geistes: die große mehr als 20,000 Bände zählende Nationalbibliothek im Raczynskischen Palais an der Ecke der Wilhelmsstraße und des Wilhelmsplatzes in Posen, die schöne, im griechischen Stil erbaute Kirche in Rogalin bei Moschin, die der Kirche zu Nismes nachgebildet ist, und die goldene Kapelle im Posener Dome. Letztere hat der Graf zwar nicht ausschließlich auf eigne Kosten errichtet, doch gehört ihm die Anregung und die lebhafteste Betheiligung bei der Ausführung. Es ist bei dieser der Grundsatz maßgebend gewesen, so viel möglich nur polnische Hände arbeiten zu lassen. Da sich aber kein polnischer Bildhauer fand, so verblieb doch einem deutschen die Aufgabe, diesem polnischen Nationalheiligthum die höchste Zierde zu geben. Als mäßige Kuppel wölbt sich die Kapelle über den Grabstätten. Zwischen der Goldauslegung strahlen farbenreiche Gemälde von Heiligen mit Gott dem Vater in der Mitte. In den Nischen, an den Fensterbogen und über dem Altar sind Gott, Erzengel und polnische Heilige dargestellt. Da sieht man den König Mieczislaw, wie er die Götzenbilder zerstört, hier Otto den Dritten vor Adalberts Grabe knieend, und selbst vom Fußboden schimmern Mosaiken aus bunten Steinen, welche die Namenszüge Mieczislaw und Boleslaw darstellen, während an dem Altar der Kapelle das Bild der heiligen Jungfrau angebracht ist. Ueberall

strahlt eine Farben- und Gestaltenfülle dem Beschauer entgegen. Aber den Hauptschmuck bilden, den Königsgräbern gegenüber, die beiden vergoldeten Erzstandbilder, welche Rauchs Meisterhand schuf. Da steht die Heldengestalt Mieciślaws des Ersten, mit dem Helm auf dem lockigen Haupt, gehüllt in ein langes togaartiges Gewand und ein hohes Kreuz in der Hand, wogegen Bolesław der Erste in herausfordernder Stellung, den Mantel nachlässig um die Schulter geworfen, die eine Hand auf dem Schwertgriff ruhen läßt, die andere in die Seite gestemmt hat und voll Selbstvertrauen und mit festem Blick unter der Helmkappe hervorschaut.

Raczynski hatte an der Kapelle seinen Namenszug anbringen lassen. Die Dankbarkeit seiner polnischen Brüder nöthigte ihn, denselben zu vernichten. Von da an war er gebrochen. Seines 1846 erfolgten Todes ist schon erwähnt. Er hinterließ seiner Nation zu Ehren folgendes Wort:

„Der Patriotismus ist eine schöne Sache, und wäre es möglich Polen herzustellen, so würde ich die Hälfte meines Vermögens dafür hergeben und mit der andern Hälfte auswandern."

Das Todesjahr Raczynskis war auch das eines andern polnischen Patrioten im edelsten Sinne, des Dr. Karl Marcinkowski. Er war wohl der Letzte, der ungestraft wagen durfte, die Fahne der Reform derjenigen der Verschwörung und des Verrathes entgegenzustellen. Sein Bestreben ging auf Volksbildung; er wollte den Bürgerstand heben und aus dem Volke heraus tüchtige Geschäftsleute und fleißige Gelehrte erziehen. Dahin zweckte „der Verein zur Unterstützung junger Leute behufs ihrer wissenschaftlichen Ausbildung in Posen", dessen Stifter und Führer er war, für den er aber auch einen Theil des polnischen Adels zu begeistern wußte. 1841 gegründet, hatte dieser Verein in den Jahren 1844 und 45 schon Jahreseinnahmen von resp. 13,148 Thlr. und 12,321 Thlr. Er unterstützte damals 30 Studenten zu Berlin und Breslau, bis zur Höhe von 200 Thlr., 103 Schüler des Posener Mariengymnasiums, 1 des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums in Posen, 1 des Ostrower, 29 des Trzemesznoer, 15 des Lissaer, 6 des Culmer, 2 des Bromberger Gymnasiums, 111 Seminaristen und 59 Elementarschüler. Nach dem Tode seines Gründers ließ der Eifer nach; der Verein besteht noch, aber er ist den Weg alles Polnischen gegangen, ein Faktor der politischen Agitation und der schleichenden Revolution geworden.

Außer diesen zwei Männern könnte ich Ihnen noch den einen und den andern Polen nennen, der nach seiner Ueberzeugung und auf seine Weise sein Leben an die nationale Sache gesetzt, aber weil er nicht auf der breit getretenen Straße der schreienden Opposition mitzog, schnöden Undank geerntet hat.

Doch es ist Zeit, daß ich mich wieder nach der Chaussee umsehe, die mich durch den ganzen Osten der Provinz von Süd nach Nord führte. Mag ich

dann auch über den Westen kurz sein — paßt doch auf ihn Mieroslawskis Wort: vous avez dégénérés nos Polonais — hier im Stockpolnischen müssen wir heimisch werden.

Nordwärts von Neustadt ist es nicht schön, wenigstens nicht lockend; es sind die Schlachtfelder von 1848. Wir passiren Miłosław und kommen nach Wreschen. 's ist gerade Jahrmarkt. Am Eingange in die Stadt sitzt die Jüdin mit dem leinenen Beutel, um von jedem Stück Vieh, wie von jedem Gespann, was einpassirt, eine Steuer zu erheben. Sie hat dies Gefälle vom Magistrat gepachtet. Interessant ist ihr Streit mit den Leuten, die ihr Fuhrwerk dicht vor der Steuerempfängerin halten lassen und auf Schusters Rappen zollfrei vorüberstreben. Sie würde solche Rechtsverletzungen noch viel energischer bekämpfen, wenn nicht einige Schlauköpfe, den blinden Eifer benutzend, unversteuertes Vieh bei der Eifernden vorübergetrieben hätten. Nun, wir sind gewiß frei. Drei Wege stehen uns offen. Zu den Töpfen, bei denen auch die Tischler ihre rothen Kunstwerke mit den blauen und gelben Blumen aufgebaut haben, zu dem Vieh und zu dem Kram. Die Menge hat uns nach dem Markte hingeführt. Bettler, Krüppel und Lahme aller Arten mit Bettelsack und Bettelstab gerüstet und überhaupt noch ganz so, wie ich mir als Kind den Bettelmann dachte, ohne ihn je vor Augen zu bekommen, haben sich an den Marktecken niedergesetzt und singen mit Stentorstimme ihre Lieder. Wir gönnen ihnen ein paar Groschen und hören ihr bóg wielki zaplacz (der große Gott bezahle dirs). Jetzt stehen wir mitten im Gedränge, und die Menschenmasse, die hier Kopf an Kopf wogt, ist im Verhältniß zu der Kleinheit des Ortes ungeheuer. Denn ein Markt hat für unsere Städte eine ganz andre Bedeutung als für deutsche Gegenden. Die Hausfrau hat ein langes Verzeichniß von Dingen, die sie nur auf dem Jahrmarkt bekommt, darunter selbst ihr und der kleinen Kinder Schuhwerk. Der Bauer, der Dienstmann kaufen nur hier. Sehn Sie nur, wie dort in der Kleiderbude der Junge den ganzen Einsegnungsstaat und daneben auch die Stiefeln bekommen hat. Jetzt ziehen sie mit diesen zu dem Nagelschmied, der seit früh ununterbrochen beschäftigt ist, die Bauern, resp. ihr Schuhwerk zu vernageln.

Aber was für ein Gezänk? Was haben Sie mit der Frau?

Kaum war mir das unglückliche Wort entflohen, so standen auch schon alle zwölf Stämme Israels um mich her und verklagten mit einer Vertraulichkeit, als ob ich ihr Rabbiner oder Richter wäre, die Händlerin, welche durch niedrige Preise, die nur bei schlechter Waare oder falschem Maße möglich seien, die Käufer um sich sammle. Allmälig wird es leerer und stiller; der Ramsch wird, wie fast Alles, was die Juden feil bieten, verschleudert. Ihr ganzer Handel ist ein Glücksspiel mit maßlos hohem Erstgebot, von dem sie vor klugen Kunden tief herabgehen, das aber oft glückt und so den Schaden deckt.

Nun ziehen die Landleute nach Hause — einzelne sammeln sich wohl noch in den Wirthshäusern — die Krämer räumen weg und packen ein; denn es geht noch diese Nacht auf einen andern Markt. Wir haben Zeit, uns unter dem Volke umzusehen. Der Ungarwein für Edele, der Branntwein für den Geringen sind noch immer pestis polonica, wenn auch die schöne Zeit vorüber ist, wo Fürst Stanislaus Poniatowski den ersten Champagner, wie Moses das gelobte Land, „von fern sah". Er hatte einen Korb mit einem Dutzend Flaschen von dem Banquier Tepper in Warschau geschenkt erhalten und bat, während er badete, seinen Liebling Komarzewski: koste diese Neuigkeit, ob sie unserm Adel munden wird. Der brachte nach einer kleinen Stunde Rapport: leicht und schmackhaft. Darauf wurden Gäste geladen; sie mußten aber mit dem Nationaltrank vorlieb nehmen; denn den zwölf Franzosen hatte Komarzewski beim Kosten den Hals gebrochen.

Ja, es wird noch stark getrunken, und die Wodka steht, wie ich schon oben gesagt, noch immer in hohen Ehren beim Volke. Auch als Heilmittel: „Schnaps mit Hasenfett" bei Entzündungen, Schnaps und Pfeffer bei Erkältungen. Das war freilich eine deutsche evangelische Frau, welche am 27. November 1862 beim Pfarrer erschien. Ihr dreijähriges Kind lebt, „weil es so krank ist", schon seit drei Wochen nur noch von Schnaps; aber „es geschwillt immer mehr". Sie will es also jetzt mit Kirchwein versuchen. Die junge Frau Pastorin entsetzt sich, aber der Hausarzt sagt ihr, das sei nichts Unerhörtes.

Indessen wird es in diesem Punkte langsam besser. Die Hauptsache hat die Befreiung der Bauern und die Gemeinheitstheilung gethan, durch welche die preußische Regierung den polnischen Landmann zum Menschen gemacht — seien Sie ja nicht bös, Herr Dr. Metzig — und auf den Weg zu sicherem Wohlstand geführt hat. Aber auch den Geistlichen gebührt einiges Verdienst an der Sache und den Frauen. Wir sehen allsonn- und werktäglich solche, welche ihre Männer heimholen und zur Arbeit des nächsten Tages geschickt machen.

Wer auf das eheliche Verhältniß des Polen nach seinen Sprüchwörtern schließen wollte, der hätte nicht viel zu erwarten: Es klingt nicht hübsch, wenn man hört: u białych głow dlugie włosya rozum krótki (Weiber haben lange Haare und kurzen Verstand), która czyta, śpiewa, gędzie ztéj rzadko cnotliwa będzie (Welche liest, singt, spielt, für Tugend selten fühlt), oder gar: orzech, stockfisz, niewiasta jednym kozlaltom żyją, nic dobrego nie czynią, kiedy ich nie biją (Nüsse, Stockfische und Frauen sind erst gut, wenn sie geklopft sind), und vollends: kto pije, ten tyje, kto miłaje, bywa zdrów, kto bije żonę, będzie zbawion (Wer trinkt, wird rund, wer liebt gesund, wer sein Weib schlägt, selig). Die Praxis ist indeß besser als die Theorie. Der Stock hat bei ihren polnischen Schwestern nicht mehr Arbeit als bei den Deut-

schen. Der Pole hat vielmehr sein Weib lieb und hält sie gut, und sie verdient in der Regel beides. Allerdings habe ich 1854 als Armenpfleger von einer polnischen Schustergesellenwittwe gehört, „sie sei noch nicht so herunter, um arbeiten zu müssen;“ aber solche Fälle sind Ausnahmen. Weiber und Männer sind sich gleich. Sie ruhen beide gern; müssen sie sich aber rühren oder haben sie den Segen des Fleißes gekostet, so sind sie arbeitsam und geschickt, dabei willig und genügsam. Es mag überhaupt nicht bald ein in jeder, auch in sittlicher Hinsicht bildungsfähigeres Volk geben, als die polnischen Landleute, und wollten die Magnaten in wahrem Patriotismus aus Paris und Dresden heimkehren und mit ihrem Volke leben, Leid und Freude, Arbeit und Ruhe mit ihnen theilen, Parzellen ihres Grundbesitzes oder diesen ganz und gar zum Musterfeld für ihre Bauern machen, sie würden bald statt des Phantoms, das sie im Herzen tragen, das concrete Vaterland lieb gewinnen.

Ich sehe sie gern, die Bauern in ihren langen blauen Tuchröcken oder Schafpelzen, die bis an die Knöchel herabreichen, mit ihren breiten weißen Hemdkragen, die sie in die Höhe schlagen, und ihren viereckigen Mützen; ihre Weiber mit den großen Kopftüchern, mit den bunten Umschlägen, den kurzen langgestreiften Mänteln, welche schlichter deutscher Verstand für umgehängte Unterröcke nehmen würde, mit ihrem Mieder und weiten Rock. Selbst wenn sie Abends um das erleuchtete Heiligenbild knieen und in unverstandner Andacht ihre Lieder absingen, macht das einen ganz andern Eindruck als etwa in Neiße oder Köln.

Herr Diesterweg, der berühmte Staatsmann und Erfinder einer Pädagogik, von deren hohem Werthe er selbst am meisten weiß, wolle mir noch gestatten, im Widerspruch mit seinem 1858 erschienenen dreibändigen Geographiebuch zu constatiren, daß wir keine Leibeignen mehr haben, und Herrn Körner, dessen „Vaterlandsbuch“ sonst manches Gute über die Provinz enthält, möchte ich bemerken, daß die altpolnischen Hütten, deren Schindel- und Strohdach durch Lücken dem Wind und dem Regen Eingang gewährt, deren Schornstein zerfallen ist, deren kleine Schiebefenster zum Theil mit Papier verklebt sind, noch keineswegs aufgehört haben zu existiren. Dann, daß der polnische Bauer ihn noch heute mit dem padam donog „ich fall zu Füßen“ anreden und die entsprechende Bewegung im Lauf der Rede öfter wiederholen würde. Endlich, daß noch g a n z b a r b a r i s c h g e h a u e n w i r d. Auf dem Dominium eines bekannten polnischen Freiheits-Phrasendrehers wurde im vorigen Jahre eine Magd unter Außerachtsetzung aller Scham mit dem Kantschu gestrichen. Es entsprach der Vorstellung, welche der Betreffende von dem künftigen Reiche Polen hat, daß er dem Zuchtpolizeigericht seinen Inspector als den allein Schuldigen präsentirte.

(Schluß dieses Briefes in nächster Nr.)

Der mecklenburgische Landtag von 1862.

3.

Man hat es dem Landtag als ein hervorragendes, geschichtlich denkwürdiges Verdienst angerechnet, daß er die seit beinahe vier Jahrzehenden schwebende Frage der Steuerreform zum Abschluß gebracht hat. Und allerdings hat diejenige Partei, welche es für die Hauptaufgabe der Landesvertretung hält, das Land so lange als möglich vor einem Rückfall aus der feudalen in die constitutionelle Verfassung zu bewahren, alle Ursache, sich zu jenem Erfolge Glück zu wünschen. Denn hätte der Feudalstaat sich definitiv unfähig erwiesen, die von allen Seiten und selbst von den Ständen wiederholt ausdrücklich anerkannten und verurtheilten schreienden Mißstände im Steuerwesen zu beseitigen, so hätte er damit selbst den Stab über sich gebrochen. Aber nur unter diesem Gesichtspunkte eines politischen Präservativs im Dienst des Feudalismus kann die erzielte Vereinbarung über eine Steuerreform etwas gelten; nach jedem anderen Maßstabe ist sie als ein ebenso ungenügender wie für das Land mit den wesentlichsten Nachtheilen verbundener Reformversuch zu bezeichnen. Daher hat denn auch außerhalb der feudalen Kreise jene Vereinbarung nirgends einen Ausdruck der Freude hervorgerufen, und selbst die wenigen Freunde, welche sie unter den freisinnigeren Elementen im Lande zählt, loben das beschlossene Steuerreformwerk nicht seiner eigenen Vorzüge wegen, sondern weil sie es als einen entwickelungsfähigen Anfang fortschreitender Verbesserungen auffassen. Ebenso wenig aber fanden die Feudalen Ursache zum Jubel. Die Vereinbarung ist ein mühsam ihnen von der Regierung abgerungener Nothbehelf politischer Verzweiflung. Sie hätten lieber die bisherigen Einrichtungen unverändert behalten und würden nicht nachgegeben haben, wenn sie geglaubt hätten, es vermeiden zu können. Daher freuen sie sich auch nicht an den von ihnen zugestandenen neuen Einrichtungen selbst, sondern nur daran, daß dieselben mit geringen Opfern und manchen großen Vortheilen für sie verbunden sind, und daß es ihnen auch in diesem Falle wiederum, wie schon so oft, gelungen ist, die schwerere Last auf die Bewohner der Städte zu wälzen. Darum preisen denn auch die feudalen Blätter die beschlossenen neuen Einrichtungen nur als einen Beweis der von den Gegnern bezweifelten Leistungsfähigkeit der alten Verfassung, und nur daß die Reform, freilich erst nach neununddreißigjährigen Bemühungen, auf der Grundlage der feudalen Verfassung hat durchgesetzt werden können, nicht der Inhalt der Reform, bildet den Gegenstand der von ihnen angestimmten Triumphgesänge.

Man macht sich von der mecklenburgischen Steuerreform ein vollkommen unrichtiges Bild, wenn man annimmt, daß dieselbe sich auf das Ganze der Landesabgaben erstrecke. Sie berührt nur einzelne Theile derselben. Ebenso wenig wird durch das von den Ständen genehmigte Steuerreformproject das Princip des altständischen Steuersystems im Geringsten geändert. Die Steuern werden nach wie vor als aversioneller Hülfsbeitrag zu den Kosten der Landesadministration in die großherzogliche Kasse gezahlt, ohne daß der Landesvertretung eine Einsicht in das Bedürfniß und eine Controle der Verwendung eingeräumt wird. Hieraus erklärt es sich, daß die Regierungsvorlagen auf jeden Versuch einer rationalen, auf wirthschaftliche Grundsätze gestützten Motivirung verzichten mußten. Die Frage ward einfach so gestellt: wie viel haben die Abgaben, deren Modus als drückend empfunden wird und daher geändert werden soll, bisher an Ertrag geliefert, wie viel muß also der als Ersatz eintretende neue Modus liefern, und wie ist der etwaige Ausfall zu decken? Unter diesen Umständen konnte die Behandlung des Gegenstandes nur auf Seiten aller bei der Gesetzgebung mitwirkenden Factoren eine höchst magere sein. Von keiner dieser Seiten wurde irgend etwas dargeboten, was an eine tiefere politische und nationalökonomische Auffassung des Steuerwesens auch nur entfernt erinnerte. Wenn die Regierung auf eine eingehende Motivirung ihrer Vorschläge und auf eine Widerlegung der gegen dieselben erhobenen Bedenken sich nicht einließ, so blieben auch die Stände bei der Prüfung und Erörterung des Regierungsprojects an der äußersten Oberfläche haften. Die Landtagscommission erstattet ihren, jede principielle Behandlung vermeidenden, nur Einzelnheiten ins Auge fassenden Bericht, der Bericht wird verlesen, man schreitet sofort nach der Verlesung zur Berathung, und die schwierigsten Dinge sind binnen wenigen Stunden mit Leichtigkeit abgethan. Die gründlich motivirte Kritik, welche in den Jahren 1860 und 1861 der Regierungsrath Prosch in zwei Schriften, deren erste Anlaß zu seiner Pensionirung ward, und im Jahre 1862 Moritz Wiggers in der Schrift „Die mecklenburgische Steuerreform, Preußen und der Zollverein" dem Regierungsproject widmeten, wird weder in dem Bericht noch in der Verhandlung darüber berücksichtigt. Die Landtagsversammlung ignorirte diese gewichtigen Gegner des Projects auf das Vollständigste. Es mochten überhaupt kaum einzelne Mitglieder der Versammlung von jenen Schriften nähere Kenntniß genommen haben. Denn in gewissen Regionen Mecklenburgs glaubt man sich bei dem Grundsatz am besten zu stehen, in keine Schrift einen Blick zu thun, von welcher man befürchtet, daß sie die nun einmal festgestellte Ansicht wankend machen könne.

Die altständische Steuerverfassung Mecklenburgs legt dem Domanium und der Ritterschaft eine Hufensteuer und für die „außerhalb der Hufen" wohnenden Personen eine sogenannte Nebensteuer auf. Die Städte leisten die ent-

sprechende Contribution theils nach dem directen Modus (von Häusern, Aeckern und Wiesen, Vieh, Gewerbe), theils nach dem indirecten Modus (Handels-, Mahl- und Schlachtsteuer). Zu diesen alten Steuern ist mit dem Jahre 1809 eine neue Steuer hinzugetreten, welche unter dem Namen der außerordentlichen Contribution nach einem sehr verschiedenartigen Modus von allen Landeseinwohnern erhoben wird. Dieselbe sollte zuerst nur dem Zweck der Verzinsung und Amortisation von Landesschulden dienen und nur bis zur Erfüllung dieses Zweckes dauern, ist aber zur Befriedigung verschiedener moderner Bedürfnisse des Landes, namentlich zur Unterstützung von Chaussee- und Wasserbauten, bis auf Weiteres bei Bestand erhalten worden. Die gemeinsame, landesherrlich-ständische Kasse, in welche die außerordentliche Contribution fließt, in Mecklenburg-Schwerin allgemeine Landesrecepturkasse, in Mecklenburg-Strelitz Centralsteuerkasse genannt, erhält, was das erstere Land betrifft, durch verschiedene Stempelsteuern vermehrten Zufluß.

Von allen diesen Steuern sind es nur die indirecten Steuern der ordentlichen Contribution der Städte, welche den Gegenstand der Steuerreform bilden. Außerdem ist es bei der letzteren auf die Beseitigung der von dem Verkehr im Lande selbst erhobenen Land- und Wasserzölle abgesehen.

Der Ertrag dieser Zölle und zwei Drittheile der Auffunft aus der Handelssteuer, dies ist das Wesentliche des Reformprojectes, sollen durch einen an der Grenze des Landes zu erhebenden Waareneingangszoll gedeckt werden. Das übrige Drittheil der in Wegfall kommenden Handelssteuer findet seine Deckung durch eine von den Kaufleuten und handeltreibenden Handwerkern nach einem Durchschnittssatz, der nach der Größe der Städte verschieden ist, zu erhebende Handelsclassensteuer. Die Mahl- und Schlachtsteuer soll durch eine, gleichfalls nach der Einwohnerzahl sich abstufende directe Steuer ersetzt werden, welche auf die einzelnen Städtebewohner nach einem für jede Stadt besonders zu erlassenden Regulativ repartirt wird. Da der Grenzzoll nach der im Laufe der Verhandlungen eingetretenen Abminderung des höchsten Tariffatzes von 1 Thlr. auf $^{26}/_{48}$ Thlr., der aufgestellten Berechnung gemäß, einen bedeutenden Theil der durch ihn zu deckenden Summe ungedeckt läßt, so werden für die Deckung des Ausfalls die dem entsprechend zu steigernden Auffünfte aus der außerordentlichen Contribution herangezogen, mittelst welcher auch die den Seestädten Rostock und Wismar bewilligte Entschädigung für die bisher zu deren Stadtkassen erhobene und zu Hafenbauten verwandte, nunmehr gleichfalls aufhörende Handelssteuer beschafft wird.

Man war in der Verhandlung über das hier in seinen Grundzügen angegebene Project schon ziemlich weit vorgeschritten, als man erst eine wesentliche Lücke der bisherigen Vorlagen gewahrte. Die Ausfüllung dieser Lücke war es, was den Landtag vorzugsweise beschäftigte.

Bisher bestanden in den Städten gewisse Einfuhrverbote. Denselben unterlagen die bei der Production von der Mahl- oder Schlachtsteuer betroffenen Erzeugnisse, wie Branntwein, Mehl, Brod, Schlachtfleisch u. s. w. Die Prohibition ließ sich nach Einführung der Veränderungen im Steuerwesen nicht wohl aufrecht erhalten: 1) weil durch letztere eine vollständige Freiheit des innern Verkehrs geschaffen werden soll, welche durch die fortdauernde Prohibition gewisser ländlicher Fabricate wesentlich neutralisirt werden würde; 2) weil mit dem Wegfall der indirecten Localsteuern auch die zu ihrer Wahrnehmung und Controlirung angestellten großherzoglichen Officianten zurückgezogen werden, die Städte also fortan durch eigene Beamte und auf eigene Kosten die Aufrechthaltung der Prohibition hätten beschaffen müssen und sie doch kaum in genügender Weise würden durchführen können. Andererseits fand die Freigebung des bezeichneten Imports in dem Umstand ein Hinderniß, daß nach dem Project statt der bisherigen indirecten Mahl- und Schlachtsteuer eine directe Steuer eintreten soll, welche nicht wohl anders als durch starke Heranziehung der Branntweinbrenner, Müller, Bäcker und Schlächter zur Ausführung kommen kann, welche man dann aber nur zum Ruin dieser städtischen Gewerbebetriebe der unbeschränkten Concurrenz der unbesteuerten ländlichen Gewerbebetriebe gleicher Art aussetzen würde.

In dieser schwierigen Lage mußten die Städte jede Ausgleichung annehmen, zu welcher die Regierung und die Ritterschaft sich zu verstehen bereit waren. Es kam schließlich über die hier angeregten Verhältnisse eine Vereinbarung zu Stande, welche im Wesentlichen Folgendes feststellte:

Mühlenfabricate aller Art können von auswärts und namentlich auch vom platten Lande in die Städte zum feilen Verkauf, aber nur an die zum Mehlhandel berechtigten, nicht an sonstige städtische Einwohner, eingeführt werden. Will ein Bewohner des platten Landes eine Niederlage von Mühlenfabricaten in einer Stadt etabliren, so bedarf er dazu einer Concession des Magistrates und hat dann für seinen Betrieb gleiche Steuern und Abgaben mit den betreffenden städtischen Gewerbetreibenden zu entrichten. Die Bannrechte der Müller, wonach der Berechtigte den Pflichtigen anhalten kann, sein Korn nur auf der berechtigten Mühle mahlen zu lassen, werden dadurch nicht alterirt. Den Einwohnern der Städte bleibt es unbenommen, sich Mühlenfabricate aller Art von auswärts, mithin auch vom platten Lande, kommen zu lassen. Bei dem Verbot des Einbringens von Malz, Brod und frisch geschlachtetem Fleische von Rindvieh, Schafvieh und Schweinen zum feilen Verkaufe in die Städte behält es nach wie vor sein Bewenden; dagegen bleibt es ferner frei, Wild und Geflügel aller Art, ingleichen geräuchertes Fleisch, Speck und Wurst zum unbeschränkten feilen Verkaufe in die Städte einzuführen. Die Einwohner der Städte können sich Brod und frischgeschlachtetes Fleisch zum eigenen Gebrauche von auswärts, namentlich vom platten Lande, kommen lassen; jedoch

soll durch diese Gestattung der Gewerbebetrieb von Schlächtern und Bäckern auf dem platten Lande nicht zugestanden sein. Gegen eine jährliche Entschädigung von 2,500 Thlr. für die Schwerinschen und von 400 Thlr. für die Strelitzischen Landstädte gestatten dieselben die unbeschränkt freie Einfuhr des auf dem platten Lande fabricirten Branntweins und Spiritus und die bisher ein Privilegium der Städte bildende Versorgung der im großherzoglichen Domanium belegenen Krüge mit eben solchem Branntwein. Die Branntweinbrenner in den Landstädten werden von der Erlegung der Mahlfixsteuer für ihr Gewerbe befreit und dadurch den mahlsteuerfreien ländlichen Branntweinbrennern gleichgestellt. Die angegebenen Entschädigungsgelder werden im Schwerinschen dem sogenannten Industriefonds entnommen, einer Kasse, welche theils aus der Gewerbesteuer auswärtiger Handlungsreisender, theils aus einer festen Zahlung von jeder Erhebung der außerordentlichen Contribution ihre Zuflüsse erhält und der Aufhülfe städtischer Gewerbe durch Anleihen und Schenkungen zu dienen bestimmt ist; im Strelitzschen gibt dazu der Großherzog 80 Thlr. und die Centralsteuerkasse 320 Thlr.

Außer diesen für den Branntwein unbeschränkten, für die übrigen hier in Frage stehenden Fabricate beträchtlich erweiterten Markt, welchen die Ritterschaft erlangte, ohne dafür einen Antheil an der Mahl- und Schlachtsteuer zu übernehmen, zwang sie die Städte auch noch zu verschiedenen andern Concessionen hinsichtlich des Gewerbebetriebes auf dem Lande. Da die hierüber abgeschlossene Vereinbarung ein vollständiges Bild von den Grenzen des auf dem Lande statthaften Handwerksbetriebes gibt, wie dieselben sich mit dem Eintritt der Wirksamkeit der neuen Steuereinrichtungen in Mecklenburg gestalten werden, so wird sich eine vollständige Mittheilung derselben rechtfertigen:

1) Der Paragraph 259 des landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs erhält folgende abgeänderte Fassung: „Damit wegen der Handwerker auf dem Lande künftighin Alles in klarer Maßgebung bestehe, so ist für stets verglichen und festgesetzt: daß außer den Glashüttenmeistern, Zieglern, Kalkbrennern und Müllern, auch Sägern, Deckern, Lementirern oder Klemern und dergleichen keine Handwerker gehalten oder geduldet werden sollen als bei jedem Gute: a) ein Grobschmied mit drei Gesellen; b) ein Grobradmacher zur alleinigen Verfertigung der zur Landwirthschaft nöthigen Bauer- und Bauwagen, mit einem Gesellen; c) Grobleinweber ohne Beschränkung ihrer Zahl und Taue; d) ein Bauerschneider mit einem Gesellen; e) ein Mauermann ohne Gesellen und ein Zimmermann mit einem Gesellen; f) ein Tischler ohne Gesellen; g) ein Schuhflicker ohne Gesellen, jedoch daß dieser nicht auch neue Schusterarbeit, wie sie Namen haben mag, zu machen sich unterfange." 2) Die Maurer und Zimmerleute auf dem platten Lande sind berechtigt, wenn sie sich mit einem städtischen Meister darüber einigen, zu den von ihnen auf dem platten Lande

auszuführenden Bauten die erforderlichen Gesellen auf den Namen des städtischen Meisters in Arbeit zu nehmen. 3) In Krankheits- oder in andern Fällen dauernder Behinderung eines Landhandwerkers kann demselben, und im Falle des Todes auch seiner Wittwe, auf Antrag der Gutsobrigkeit, die Annahme eines besonderen Gesellen zur Vertretung der Stelle des Behinderten auf bestimmte Zeit durch landesherrliche Dispensation gestattet werden, jedoch soll hierdurch eine Vermehrung der Zahl der concedirten Handwerker nicht zugestanden sein. 4) Den Landbegüterten soll freistehen, ausländischen Handwerkern, wenn sie dieselben tüchtiger oder billiger finden sollten als in den Städten des Landes, Arbeiten auf ihren Gütern zu übertragen; jedoch soll denjenigen deutschen Ländern gegenüber, deren Gesetzgebung in dieser Beziehung keine Reciprocität gewährt, den diesseitigen Regierungen die Befugniß zustehen, die Adhibirung von Handwerkern solcher Länder zu untersagen.

Mit dem Abschluß dieser Vereinbarung zwischen der Ritterschaft und der Landschaft war die Thätigkeit der Stände für die Steuerreform an ihrem Ziele angelangt. Außer einigen untergeordneten Punkten, deren Erledigung die Stände ihrem Engeren Ausschusse überlassen haben, fehlt an den Bedingungen der Ausführung jetzt nur noch die Ratification des Vertrags zwischen dem Landesherrn und der Stadt Rostock von Seiten der beiden contrahirenden Parteien und der Abschluß eines Staatsvertrags mit Preußen. Die Verweigerung der Ratification jenes Vertrags Seitens der Stadt Rostock könnte allerdings der Ausführung des Projects noch die ernstesten Schwierigkeiten bereiten. Es scheint jedoch, daß es dazu nicht kommen und Rostock es vorziehen wird, die noch in Verhandlung begriffenen und unter Voraussetzung des Entschlusses zur Ratification unvermeidlichen Concessionen in Ansehung des Imports ländlicher Fabricate auch unter den ungünstigsten Bedingungen zu gewähren. Auch an der Willfährigkeit Preußens zur Eingehung eines Staatsvertrags wegen der Enclaven zweifelt, dem Anscheine nach, die mecklenburgische Staatsregierung nicht, und ebenso wenig gibt sie eine Besorgniß vor anderweitigen, gegen ihr Unternehmen gerichteten Schritten Preußens, wie sie diesem Staate in der vorliegenden Sache ohne Anwendung illegaler Mittel zu Gebote stehen, zu erkennen. So ist denn, im Einverständniß mit den Ständen, der 1. October 1863 als der Tag festgesetzt, wo Mecklenburg mit einem eignen Grenzzoll und mit den damit in Verbindung stehenden sonstigen neuen Einrichtungen im Steuerwesen beschenkt werden soll.

Man hat an der vereinbarten Steuerreform gerühmt, daß dadurch die bisherigen Hemmungen des Verkehrs im Innern des Landes beseitigt werden. Statt der alten Hemmungen werden aber doch wiederum auch neue geschaffen. Das an Mecklenburg-Schwerin grenzende Strelitzische Fürstenthum Ratzeburg, welches auf den Wunsch der Gesammtheit seiner Bewohner außerhalb der

Zolllinie bleibt, wird durch diese von Mecklenburg geschieden und dem Verkehr Mecklenburgs mit den angrenzenden deutschen Staaten erwächst durch eben diese Zolllinie eine bisher unbekannte Erschwerung.

Der Grenzzoll selbst leidet dann an dem Mißverhältniß zwischen Brutto- und Nettoeinnahme, welches bei kleinen Zollgebieten unvermeidlich ist. Bei einer Einwohnerzahl von noch nicht 640,000 sollen ungefähr 130 Meilen Grenze bewacht werden. Die Erhebungskosten werden voraussichtlich mehr als den dritten Theil der Bruttoaufkunft verschlingen, und es ist dabei ein naiver Trost, der nur in einem Feudalstaat anwendbar ist, daß die Großherzoge sich anheischig gemacht haben, die Erhebungskosten gegen eine bestimmte jährliche Aversionalzahlung aus der Steuerkasse zu bestreiten, deren etwaige Ueberschreitung also, wie man meint, das Land vollkommen unberührt läßt. Der auf dem Gewichtsprincip ruhende und den Centner Seidenwaaren nicht höher als den Centner Wollen-, Baumwollen- und Leinenwaaren treffende Tarif legt den Consumenten eine ungleich vertheilte und die Gegenstände geringeren Werthes unverhältnißmäßig belastende Steuer auf und berücksichtigt die Interessen der Gewerbetreibenden in allen denjenigen Positionen nicht, wo er das fertige Fabricat einer gleichen Steuer unterwirft wie das Rohmaterial und das Halbfabricat.

Der Kaufmann und mit ihm der handeltreibende Handwerker muß zu dem Eingangszolle, welchen er gleich jedem Anderen für die von ihm über die Zolllinie bezogene Waare zu entrichten hat, noch eine Handelsclassensteuer tragen, welche zwar geringer ist als die bisher nach indirectem Modus entrichtete Handelssteuer, aber doch eine ähnliche Zurücksetzung gegen den auswärtigen Handeltreibenden und den einheimischen Privatmann wie diese letztere bewirkt und außerdem an dem Mangel leidet, daß sie, wegen des festen Durchschnittssteuersatzes, dem Umfange des Geschäfts sich nicht anpassen läßt, auch keine Rücksicht darauf gestattet, ob der Handel eines Ortes blühet oder darniederliegt. Diese Eigenschaft theilt die Handelsclassensteuer mit dem neuen, auf sie basirten Modus der außerordentlichen Contribution der Kaufleute. Ja, diese letztere, weit entfernt, dem steigenden oder sinkenden Handel im richtigen Verhältnisse zu folgen, nimmt gerade den entgegengesetzten Gang. Da die außerordentliche Contribution das Deficit der Einnahme aus dem Grenzzoll zu decken hat und diese letztere desto mehr abnimmt, je matter der Handel sich gestaltet, so muß die Heranziehung der Kaufleute und aller übrigen Einwohner zur außerordentlichen Contribution in demselben Maße sich steigern, in welchem Handel und Verkehr abnehmen.

Durch die Verwandlung der indirecten Mahl- und Schlachtsteuer in eine directe Steuer sämmtlicher Einwohner der Städte werden diese gegen die Bewohner des platten Landes hoch belastet, da in Folge des veränderten Modus,

auf die letzteren nicht mehr die bisherige Quote abgewälzt werden kann und, wegen der Aufhebung der Prohibition ländlicher Fabricate, der unbesteuerte ländliche Fabricant mit dem hochbesteuerten städtischen Gewerbetreibenden in Concurrenz tritt. Nur der städtische Branntweinbrenner wird, um ihn nicht gegen seine Gewerbsgenossen in der Ritterschaft zurückzustellen, von der Heranziehung zur Mahlsteuer freigesprochen; aber eine Folge dieser Prämiirung der Branntweinbrennerei ist, daß die übrigen Einwohner der Städte die Quote der Branntweinbrenner, da sie nicht auf die Summe der in jeder Stadt aufzubringenden fixirten Mahl- und Schlachtsteuer in Abrechnung kommt, mit übernehmen müssen.

In den von der Landschaft den Landbegüterten eingeräumten erweiterten Befugnissen hinsichtlich der Handwerker auf dem Lande wird man allerdings einen Ansatz zur Befreiung des Gewerbes von den auf ihm lastenden Fesseln nicht ohne Freude wahrnehmen. Aber es fehlt doch diesen Concessionen an jedem Princip, und man begreift nicht, warum der ländliche Tischler sich ohne Gesellen behelfen soll, während dem Schmiede auf dem Lande drei Gesellen bewilligt werden. Auch wird ohne eine gänzlich veränderte agrarische Gesetzgebung, durch welche in Mecklenburg erst die Bedingungen für die Entstehung eines Standes kleiner ländlicher Grundeigenthümer zu schaffen sind, und ohne eine gründliche Umgestaltung des Heimaths- und Niederlassungsrechtes, die erweiterte Freiheit des Gewerbebetriebes stets einer nothwendigen Ergänzung entbehren.

Man hat es von feudaler Seite als ein großes Opfer gepriesen, daß die Ritterschaft durch ihre Zustimmung zu dem Grenzzollproject ihre Steuer- und Zollfreiheit aufgegeben hat. Allein dieses Opfer verliert bei genauerer Prüfung beträchtlich an seinem Werth. Zunächst war das Opfer kein ganz freiwilliges, indem die Zustimmung der Ritterschaft ursprünglich — auf dem Landtage von 1861 — mittelst einer kleinen Ueberrumpelung erzielt ward, indem das soeben zurückgewiesene Project in einer etwas veränderten Gestalt nach kurzem Zwischenraum und zu einer Zeit wieder vorgebracht ward, wo die Gegner eine neue Vorlage noch nicht erwarten konnten und daher einstweilen sich vom Landtage zurückgezogen hatten. Sodann stehen dem Verzicht auf die Handelssteuerfreiheit, welche die Ritter übrigens mit allen Nichtkaufleuten im ganzen Lande, mit Ausnahme der beiden Seestädte, theilten —, und auf die Freiheit von den Landzöllen die großen Vortheile gegenüber, die sie durch die neuen Einrichtungen erlangen. Sie gewinnen für ihren Branntwein und sonstige Fabricate einen bedeutend erweiterten inländischen Markt und eine gesteigerte Concurrenzfähigkeit. Der Werth ihrer Güter steigt durch die größere Billigkeit der Bauten und anderer Handwerkerarbeiten, welche eine Folge der Concessionen rücksichtlich des ländlichen Gewerbebetriebes ist. Die Steuer- und

Zollfreiheit selbst, die sie aufgeben, kam ihnen nur für den directen Verkehr mit dem Auslande zu Gute, während die vielen Lebensbedürfnisse, die sie und ihre Gutsangehörigen durch Vermittelung der Kaufleute in den benachbarten Städten beziehen, von derselben nicht berührt wurden. Der Vortheil der Steuer- und Zollfreiheit bestand besonders darin, daß sie ihr Vieh an auswärtige Händler etwas theurer verkaufen konnten. Dies aber auch nur, wenn das Vieh bis zur Ablieferung jenseits der Grenze an den auswärtigen Händler ihr Eigenthum blieb. In dieser Bedingung lag der Anlaß zu vielen Fictionen, Streitigkeiten, fiscalischen Processen und Beschwerden. Die neuen Einrichtungen schneiden alles dies dadurch ab, daß sie den Export völlig freigeben. Ueberdies genießt der ländliche Grundbesitzer bei dem Eingangszoll durch Freigebung eines gewissen Gewichtes beim Transport auf Landfuhrwerk und durch Erleichterung der Controle noch manche Vorzüge, welche auch ihren materiellen Werth haben.

Die „Rostocker Zeitung“, welche sich — allein von allen Organen der einheimischen Presse — eingehend mit den Verhandlungen über die Steuerreform beschäftigt und von Anfang an das Grenzzollproject bekämpft hat, findet den Hauptwerth der auf dem Landtage von 1862 zu Ende geführten Vereinbarung über eine partielle Steuerreform darin, daß sie das Bedürfniß einer generellen Steuerreform in ein noch helleres Licht stellt und zugleich auch das Bestreben neu belebt, zu dieser letzteren zu gelangen. Die Vorbedingung einer solchen aber ist der constitutionelle Staat und die dazu gehörige Einführung des Budgetsystems.

Schließlich ist hier noch die Exclusivität hervorzuheben, mit welcher die Stände sich auf die Berathung des Grenzzollprojects beschränkten, ohne den Antrag auf Anschluß an den zu reconstituirenden deutschen Zollverein, der von Manecke, ingleichen von der Stadt Schwerin gestellt war, daneben auch nur in Erwägung zu ziehen. Der Antrag war von Manecke schon in früheren Jahren wiederholt vorgebracht, aber stets mit größter Kürze von der Landtagsversammlung abgefertigt worden. In dem vorliegenden Falle wäre wohl eine etwas ernstlichere Beschäftigung mit dem Antrage um so mehr am richtigen Platze gewesen, als die Frage des Anschlusses an den Zollverein durch den preußisch-französischen Handelsvertrag für Mecklenburg in eine ganz neue Phase getreten war, da derselbe die Rhederei und den Handel der nicht zum Zollverein gehörigen deutschen Staaten in eine sehr üble und gefahrvolle Lage zu bringen drohet. Dies hinderte jedoch den Landtag nicht, auch diesmal den Antrag ohne vorgängige Prüfung gleich zu Anfang der Landtagsverhandlungen im Plenum zur Abstimmung zu bringen und denselben durch Acclamation zu verwerfen. Der Antragsteller erbat nur einen Tag Aufschub, um die gedruckten Motive des Antrags, welche er binnen wenigen Stunden von seinem Wohnort

Schwerin erwartete, unter den Ständemitgliedern vorher zur Vertheilung bringen zu können. Aber auch selbst diese kurze Frist gönnte man dem Antrage nicht. Die Exemplare der sehr gründlich gearbeiteten Motive kamen an, nachdem die Stände schon soeben mit der Sache fertig geworden waren. Bei der Regierung war man allerdings schon früher auf den Handelsvertrag und dessen bedrohlichen Charakter für den Hauptindustriezweig der beiden Seestädte, die Rhederei, aufmerksam geworden. Das Regierungsorgan glaubte aber seine Leser damit trösten zu können, daß Mecklenburg versuchen müsse, durch Unterhandlung mit Frankreich sich die Vortheile des Handelsvertrages gleichfalls zuzuwenden, und war so naiv hinzuzufügen, daß die mit Frankreich anzuknüpfende diplomatische Unterhandlung erst durch den einzurichtenden Grenzzoll eine solide Stütze erlangen würde, da Mecklenburg erst dann Frankreich etwas zu bieten hätte. Es scheint dabei so etwas wie ein Differenzialzoll vorgeschwebt zu haben. Bis dahin aber verlautet noch nichts, daß der mecklenburgische Geschäftsträger zu Paris der kaiserlichen Regierung wegen dieser Angelegenheit diplomatische Eröffnungen gemacht habe.

Wessen man sich in volkswirthschaftlicher Beziehung von der dermaligen Landesvertretung zu versehen hat, wird noch durch Auswahl einiger weiteren Punkte aus den Verhandlungen des letzten Landtags ins Licht treten.

Auf dem Landtage von 1861 war ein Gesetz vereinbart worden, welches die ritter- und landschaftlichen Bauern gegen willkürliche Kündigung zu schützen bestimmt war und dadurch der Ungewißheit ein Ende machen sollte, die nach dem bisherigen Stande der Gesetzgebung über diese Verhältnisse herrschte und zu mancherlei Streitigkeiten zwischen Regierung und Ständen geführt hatte. Ein solches Gesetz war hoch an der Zeit, da die Bauern im Ritterschaftlichen zum größten Theile durch ihre Grundherren bereits ausgerottet sind und dadurch nicht blos den davon unmittelbar betroffenen Personen große Härte, sondern auch dem ganzen Lande, namentlich aber den Städten, schwerer Nachtheil widerfahren ist. Von 12,000 Bauern, welche man noch im Jahre 1628 auf den Gütern der Ritterschaft zählte, ist kaum noch der zehnte Theil bei Bestand geblieben. Auf dem Landtage von 1861 war nun der neue Gesetzentwurf so aufgefaßt worden, daß Ritter- und Landschaft, indem sie demselben zustimmten, damit auf die Kündigung der Bauern und auf die freie Wiederverleihung der Bauerhufen zu verzichten beabsichtigten; und wenn auch der Gesetzentwurf manche für die Bauern sehr drückende und nachtheilige Bestimmungen enthielt, so glaubte man doch wenigstens jenen Verzicht darin ausgesprochen zu finden. Man erfuhr aber durch den letzten Landtag, daß diese Auslegung auf einem Mißverständniß beruhe. Als unter den Vorlagen des Engeren Ausschusses der Bericht über die geschehene Publication des Gesetzes verlesen ward, ergriff Herr Pogge das Wort und theilte den in jüngster Zeit, nach Erlaß des Gesetzes,

vorgekommenen Fall mit, daß ein Gutsbesitzer in einem Dorfe, wo vor siebzig Jahren noch sieben Bauern sich befanden, jetzt aber nur noch drei übrig sind, auch von diesen dreien nun noch zweien gekündigt habe. Das Gericht, bei welchem von den gekündigten Bauern Klage erhoben war, hatte die Kündigung für gerechtfertigt erklärt, indem es dem neuen Gesetz die Auslegung gab, daß es das Kündigungsrecht des Gutsherrn nur in Ansehung der s. g. regulirten Bauern aufhebe, d. h. derjenigen Bauern, deren Verhältnisse zum Gutsherrn durch landesherrlich sanctionirte Contracte festgestellt sind. Herr Pogge erklärte, daß diese Beschränkung auf die regulirten Bauern nicht in der Intention des vorigen Landtags gelegen habe und forderte, daß dies nachträglich erklärt werde. Bürgermeister Drechsler von Parchim stimmte ihm bei und bemerkte: wenn man das Gesetz anders auslege, so seien die Bauern, deren Lage durch das Gesetz habe sicherer werden sollen, noch übler daran als vorher. Denn jetzt werde aus dem Gesetz gefolgert, daß alle nicht regulirten Bauern gekündigt werden könnten, was sonst doch von der Regierung nicht anerkannt worden sei. Die Herren Pogge und Hillmann stellten im weitern Verlauf der Verhandlung einen ausführlich motivirten Antrag auf Declaration des Gesetzes. Sie sagen darin: „Bis dahin waren die gutsherrlichen Befugnisse über die Bauern unklar und bestritten, und es scheute sich namentlich in den letzten Decennien jeder Grundbesitzer, an ihrem Besitzstand zu rütteln. Der Bauer fand gewissermaßen darin einen Schutz. So wie aber die Befugniß der Loskündigung gesetzlich und gerichtlich festgestellt wird, so ist mit einem Schlage der Besitzstand der sämmtlichen oben bezeichneten nicht regulirten Bauern in einen solchen Zustand der Rechtlosigkeit und Abhängigkeit versetzt, daß der Bauer rein von der Gnade und dem Wohlwollen seines Grundherrn abhängt.“ Die Folge solcher Unsicherheit werde sein, daß der Bauer auf möglichste Ausnutzung und Aussaugung seines Bodens sinnen und kein Interesse an Meliorationen haben werde. — Der Adel widersetzte sich aber diesem Antrage. Er wollte das Gesetz so behalten wie es ist, und das Einzige, was Herr Pogge durchzusetzen vermochte, war der Beschluß, daß der Engere Ausschuß über diese Sache zum nächsten Landtage berichten solle.

Den bäuerlichen Erbpächtern in den Gütern der drei Landesklöster ist nach der Hypothekenordnung für die von diesen Klöstern in Erbpacht gegebenen Grundstücke vom 8. Dec. 1852 die hypothekarische Belastung ihrer Grundstücke nur bis zur Hälfte des vor Jahrzehnten festgestellten Taxwerthes gestattet. Da der Bodenwerth seitdem bedeutend gestiegen ist, so war es ein vollkommen begründetes Verlangen, wenn die Erbpächter der Klöster Malchow und Ribnitz um eine Aenderung dieser Verhältnisse petitionirten. Sie waren aber dabei so bescheiden, daß sie gar nicht um die unbeschränkte Freiheit der Eintragung nachsuchten, sondern unter Beibehaltung der Hälfte des Taxwerthes als Maximum

der Belastung nur den nach veralteten Normen festgestellten Taxwerth mit dem wirklichen Werth in Einklang gebracht zu sehen wünschten. Herr Pogge empfahl die Bewilligung. Die Bauern seien theilweise unverschuldet zurückgekommen und wünschten nun durch eigene Kraft sich wieder emporzuhelfen. Aber der Landrath v. Maltzan entgegnete: Bauern müßten ihre Grundstücke überhaupt nicht verschulden, das sei stets ein Unglück für sie. Er habe es glücklicherweise dahin gebracht, daß seine Bauern gar keine Schulden machen dürften. Für die Petenten liege auch gar kein Bedürfniß der Aenderung vor; sie hätten eine wohlwollende Verwaltung, an die sie sich im Nothfalle wenden könnten. — Das Gesuch ward abgelehnt.

Die Ritterschaft des Amtes Gnoien stellte den Antrag: „daß zur Beseitigung der vielfachen Klagen und Uebelstände, welche daraus entstehen, daß ledig-lose Leute anstatt zu dienen auswärts in Tagelohn arbeiten, deren Heranziehung zur außerordentlichen Contribution mit einem sehr viel höheren als dem jetzt geltenden Steuersatz bei der Landesregierung beantragt werden möge." Das communistische Princip war indessen diesem Antrag zu deutlich an die Stirn geschrieben, als daß die Landtagsversammlung es gewagt hätte, demselben zuzustimmen.

Eine ähnliche, auf die Zurückhaltung der Arbeitskräfte zu Gunsten der Gutsbesitzer gerichtete Tendenz hatte ein Antrag, welchen der Kammerherr v. Oertzen auf Kotelow bei der Verhandlung über einen Gesetzentwurf wegen Regelung und Ueberwachung der Auswanderung stellte. Er verlangte eine Besteuerung der Auswanderungsagenten mit 5 Thlr. für jeden von ihnen beförderten Auswanderer, was natürlich der Auswanderung der Gutstagelöhner, welche neuerdings einen starken Zug nach Rußland genommen hat, zur Erschwerung dienen sollte.

Bei der Frage über die von einem städtischen Comité befürwortete Erhöhung des Chausseegeldes figurirte unter den Gründen der Freunde dieser Maßregel auch dieser: daß es billig sei, die Kosten der Erhaltung der Chausseen jener Minderzahl der Bevölkerung aufzuerlegen, welche die Chausseen mit ihrem Fuhrwerk benutzte, die übrigen Einwohner aber damit zu verschonen. Als ob durch das Chausseegeld wirklich nur derjenige getroffen würde, welcher dasselbe zahlt!

Eine der werthvollsten Blüthen der durch Erbschaft oder Kauf eines Gutes erworbenen gesetzgeberischen Weisheit, welche der Landtag zu Tage förderte, ist endlich ein Antrag des Domänenrath v. Pentz, welcher im Namen der Ritterschaft des Amtes Güstrow von dem Deputirten derselben übergeben ward. Der Antrag geht auf Beurlaubung sämmtlichen Militärs während des Zeitraums vom 15. Juli bis zum 15. September jedes Jahres. Da dieser Antrag in Verbindung mit seiner Motivirung zur Charakteristik der mecklenburgischen

Landesvertretung jedenfalls noch einige neue Momente liefert, so glauben wir unseren Bericht über den Landtag nicht passender abschließen zu können als durch Mittheilung dieses in der Landtagsversammlung zwar vollständig verlesenen, aber bisher noch nicht an die Oeffentlichkeit getretenen Actenstücks. Dasselbe lautet:

„G. P. M. Unser Nachbarland Preußen unterhält sich sehr viel über Militärorganisation und Luxus daselbst. Ich meine: Militär in unverhältnißmäßiger Zahl ist immer eine Landescalamität, sowohl reguläres, als in Form der Landwehr, indem der Landwehrmann seinem Geschäftsbetriebe entrückt wird, welcher dadurch erlahmt und wodurch der Nationalwohlstand leidet. Mecklenburg ist insofern besser gestellt, als es keine Großmacht über Kräfte sein will und daher auch nur so vieles Militär auf den Beinen hat, als es bundesbeschlußmäßig haben muß. Man kann nicht behaupten, daß bei uns übermäßiger Militärluxus vorhanden ist, insofern es das Aeußere des Militärs betrifft; denn daß auf Reinlichkeit gehalten werden muß, versteht sich von selbst. Die kleinen Ornamente von Gold und Silber sind zu unbedeutend, um Besorgnisse zu erregen, wirken nur auf den äußern Glanz und schmeicheln der Eitelkeit der jungen Leute. Man hat den Soldatenstand „glänzendes Elend" genannt. Er kann es unter Umständen auch sein, und mag es immerhin gut sein, wenn selbiges durch etwas äußeren Glanz verdeckt wird! — Es ist indessen in Mecklenburg innerer Militärluxus insofern vorhanden, als uns die Kräfte der jungen Leute zu einer Zeit entzogen werden, wo wir solche nach unseren eigenthümlichen mecklenburgischen Verhältnissen nothwendig gebrauchen könnten, nämlich zur Erntezeit und wird der Nationalwohlstand dadurch, daß wir sie entbehren müssen, gar sehr beeinträchtigt. Man kann es daher nur angemessen halten, wenn sämmtliches Militär auf zwei Monate, vom 15. Juli bis 15. September jeden Jahres beurlaubt würde. Zur militärischen Ausbildung werden 10 Monate des Jahres vollkommen genügen. Das Militär würde sich während dieser Zeit hauptsächlich mit Erntearbeiten beschäftigen und könnte durch sie so viel verdienen, daß es für die übrige knappe Zeit eine Zulage hätte; daneben wäre auch für die harmonische Ausbildung der körperlichen Kräfte gesorgt! — Durch die Eisenbahnen und Telegraphen ist jetzt die Möglichkeit gegeben, das Militär augenblicklich wieder einzuberufen, wenn wider Verhoffen Hannibal ante portas erscheinen sollte! — Welcher Nutzen durch diese Anordnung für die Landwirthschaft und den Nationalwohlstand erwachsen müßte, liegt zu Tage. Derselbe ist von so großer Bedeutung, daß dadurch die Militärhaltung aufhören würde, eine fühlbare Last des Landes zu sein."

Kurhessische Briefe.

5. 23. Januar.

Zuweilen kommt es vor, daß außergewöhnliche Ereignisse, welche noch in der Zukunft verborgen liegen, auf eine unerklärliche Weise visionenartig sich ankündigen. So ging hier, kurz vor dem Zusammentritt der Stände, das Gerücht: der Abgeordnete Henkel beabsichtige einen Antrag auf Errichtung einer Regentschaft zu stellen. Auch nicht die leiseste Spur einer Thatsache läßt sich ausfindig machen, welche zu jenem Gerücht hätte Anlaß geben können. Nichts desto weniger fand dasselbe seinen Weg in das Palais und veranlaßte dort eine gewaltige Aufregung. Erst geraume Zeit später, durch die preußische Feldjägerdepesche, gewann jener Gedanke greifbare Gestalt, und jetzt scheint derselbe in allen Vorkommnissen zu culminiren.

Die Geschicke müssen sich erfüllen. Wer die Stadt Kassel und ihre herrliche Umgebung kennt, der hat auch mit einem tiefen Eindruck die Ruinen des gewaltigen Schlosses betrachtet, welches mitten in der Stadt in cyklopischen Quadern aus seinen Fundamenten herausragt, und vom steilen Ufer der Fulda ein weites Thal beherrscht. Dieser Bau war von Kurfürst Wilhelm dem Ersten nach seiner Rückkehr aus der Verbannung errichtet, genau auf der Stelle des bei einem Mummenschanz des „lustiken Jerome" durch Feuer zerstörten Stammschlosses der Landgrafen von Hessen. Der alte Herr, dessen engherzige Knauserei berüchtigt genug ist, hatte die großartige Anlage des neuen Schlosses für sein künftiges Geschlecht mit einem gewaltigen Aufwand begonnen und eifrig betrieben. Als er starb, kaum ein Jahr vor der äußeren Vollendung, waren bereits Millionen verwendet. Aber die „Kattenburg" sollte unvollendet bleiben; die späteren Nachkommen des Geschlechts der Landgrafen von Hessen, aus dem Schooße der heiligen Elisabeth entsprossen, sollten — ominös genug — in dem Landschaftshause der alten hessischen Stände wohnen, jetzt Palais genannt. An dem Tage nach dem Ableben Kurfürst Wilhelms des Ersten hielt die Gräfin Reichenbach, die Maitresse des neuen Kurfürsten, vor den Augen der zur Ableistung des Huldigungseides auf dem Friedrichsplatz versammelten Armee ihren Einzug in das kurfürstliche Palais. An demselben Tag wurden die Arbeiten an der Kattenburg eingestellt. Die Gräfin Reichenbach hatte ja ganz andere Interessen, als die Schätze des Kurfürsten für einen Bau verwenden zu lassen, in welchem ihre Kinder niemals wohnen durften. Von jenem Tage datirt die neuere Geschichte des hessischen Fürstenhauses. Sie

charakterisirt sich dadurch, daß ebenbürtige Fürstinnen nicht vorhanden sind, und daß die Regierung des Landes dem Zweck dienen muß, für eine nicht ebenbürtige Descendenz Reichthümer aufzuhäufen. Die Kinder der Gräfin Reichenbach haben denn auch mindestens zwanzig Millionen Thaler erhalten, ganz abgesehen davon, was die damalige Wirthschaft noch sonst verschlungen u. s. w. u. s. w.

Wenden wir unseren Blick auf die Gegenwart, so sehen wir überall die alte Starrheit und Unbeweglichkeit. Von allen den Zusagen, welche den Ständen am 5. December v. J. gemacht worden sind, ist nach länger als Monatsfrist noch keine einzige erfüllt. Und auch sonst geschieht absolut nichts. Ein lebendiges Bild unseres jetzigen Zustandes gibt die Rede, mit welcher der Geheimrath v. Schenck in der Sitzung der Ständekammer am 21. d. M. den Bericht des Ausschusses über den Oetkerschen Antrag einleitete. Nach der stenographischen Aufzeichnung sagte Herr v. Schenck Folgendes:

„Als durch die landesherrliche Verkündigung vom 21. Juni v. J. die Verfassung von 1831 wieder ins Leben trat, war das ganze Land mit Freude erfüllt, und in diese Freude mischte sich nicht der Wunsch nach neuem Streit, sondern der Wunsch nach Frieden und nach Versöhnung. Mit diesem Wunsche des Friedens und der Versöhnung sind die Wahlberechtigten zur Wahl geschritten, mit denselben Gefühlen sind die Abgeordneten in diesen Saal getreten; ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich diese Gesinnung bei jedem von uns voraussetze. Fragen wir nun, mit welcher Gesinnung kam man uns entgegen; fanden wir einen versöhnenden Empfang in diesem Saale, fanden wir die Vorlage des längst erwarteten Gesetzes über die Begnadigung der politisch Verurtheilten, fanden wir die Absicht, diejenigen zu entschädigen, welche lieber ihre Existenz opferten, als von dem Verfassungseide losließen? Fanden wir die Ausgleichung über die enormen Lasten, welche einzelne Landestheile durch die, jetzt überall als unrechtmäßig erkannte Bundesexecution tragen mußten, fanden wir die Vorlage der vielen erwarteten materiellen Gesetze, namentlich im Betreff der Eisenbahnen, und fanden wir endlich und vor allen Dingen die Vorlage über den Wegfall derjenigen Bestimmungen, welche seit 1850 unser Gesetzblatt füllen, unsere Verfassung in ihrer vollen Wirksamkeit beeinträchtigen?

Dahin rechne ich vorzugsweise die Gemeindeordnung, das Staatsdienstgesetz und das Gesetz über die Besetzung des Oberappellationsgerichts.

Leider muß ich sagen, daß wir von alle dem nichts vorfanden. Wir mußten oft und mehrfach die uns bestrittene Competenz durch feste und einmüthige Beschlüsse erobern. Wir mußten Anträge stellen, meistens ohne Erfolg, um das zu erlangen, womit man uns eigentlich von vornherein hätte entgegenkommen sollen.

Sind doch die Verheißungen der landesherrlichen Verkündigung, welche heute vor sieben Monaten schon erlassen wurde, bis zu diesem Augenblicke noch nicht erfüllt.

Unter diesen Umständen, nachdem wir seit dritthalb Monaten hier tagen, und nachdem sieben Monate seit der landesherrlichen Verkündigung verflossen sind, ist der Antrag des Abgeordneten Oetker, die Wiederherstellung des gestörten Rechtszustandes betreffend, völlig gerechtfertigt.

Der Verfassungsausschuß hat denselben geprüft und ist hinweggeschritten über jeden Principienstreit; er hat sich nur an die Sache gehalten; gerade auf das Ziel zugehend hat er diejenigen Bestimmungen bezeichnet, welche nothwendigerweise und vor allen Dingen entfernt werden müssen, um unser Verfassungsleben wieder wach zu rufen, und darauf seinen Antrag vorerst beschränkt.

Dieser Antrag lautet, in etwas veränderter Fassung, wie folgt:

Die hohe Ständeversammlung wolle die hohe Staatsregierung dringend um die formelle Beseitigung aller am Schlusse des Berichts erwähnten, im Gesetzblatt befindlichen Bestimmungen und um jede thunliche Beschleunigung der entsprechenden Mittheilungen oder Vorlagen ersuchen.

Indem die hohe Ständeversammlung diesem Antrage ihre Zustimmung ertheilt, liefert dieselbe wiederholt den Beweis, daß sie unerschütterlich am Rechte festhält, dabei aber nie den Weg der Versöhnung, des Friedens und der Mäßigung verläßt.

Mit diesen Mitteln, mit diesen Waffen kommen wir hoffentlich zum Ziele."

Wie lange soll dieser Zustand fortdauern; wer ist berufen einzuschreiten? Abgesehen davon, daß dem kurhessischen Volke der dünne Faden seiner vielgeprüften und vielgerühmten Geduld endlich reißen muß; und abgesehen von der Möglichkeit einer formal immerhin nicht ganz gerechtfertigten Einmischung Preußens aus eigener Machtvollkommenheit, scheinen nur zwei Wege offen zu stehen: ein Einschreiten des Bundestages, und ein Einschreiten der Agnaten. Allerdings können auch die Stände in dieser Beziehung eine Thätigkeit entfalten; aber doch nur eine mittelbare, indem sie den Bundestag oder die Agnaten anrufen. Der Bundestag liegt jedoch im Argen, und von ihm ist nichts zu erwarten. Es bleiben also nur die Agnaten, übrig. Sie haben nicht allein das Recht einzuschreiten, sondern auch die Pflicht. Die Agnaten müssen sich die Frage vorlegen, ob nicht die dermaligen Zustände diese Pflicht zu einer unabweisbaren machen. Aber wer sind die Agnaten? Im Lande weiß man von denselben nicht viel mehr, als was der Gothaer Kalender berichtet. Was sonst noch verlautet, klingt auch nicht erbaulich. Wohl möglich, daß absichtliche Uebertreibungen mit unterlaufen. Aber neuerdings ist doch bekannt geworden, daß für einen demnächst zur Erbfolge berufenen Prinzen ein Erzieher gewählt worden ist, welcher der im Lande verhaßten und verachteten Muckerpartei angehört. Es ist dieses geschehen durch Vermittelung des Herrn v. Bülow, des bekannten dänischen Bundestagsgesandten in Frankfurt.

In dieser trostlosen Oede schreitet die Landesvertretung rüstig vorwärts. Trotz der mangelnden Regierungsvorlagen sind die Stände nicht müßig gewesen. Sie haben die alsbaldige Annahme des Handelsvertrags einstimmig befürwortet. Sie haben einen Antrag des Verfassungsausschusses auf interimistische Beiziehung der Standesherrn und der Reichsritterschaft zur Landesvertretung ebenfalls einstimmig angenommen und damit ihre willfährige Geneigtheit dargethan, dem Bundesbeschluß vom 24. Mai Genüge zu leisten. Genau auf diesen Punkt wurde schon früher hingewiesen. Wenn die Regierung ursprünglich beabsichtigte, gestützt auf die Vorschrift des Bundesbeschlusses, einen Druck auf die Stände zur Annahme des vorgelegten Wahlgesetz-Entwurfs auszuüben; so haben sich die Stände jetzt in die Lage versetzt, bei Aenderung des Wahlgesetzes lediglich die Interessen des Landes zu Rathe zu ziehen. Die Stände haben aber durch jenen Beschluß noch weiter erreicht, daß der früher regierungsseitig aufgestellten Theorie von einem Landtag ad hoc auch der Schein einer Grundlage entzogen worden ist.

Eine fernere Thätigkeit der Stände war darauf gerichtet, die Lasten der Bundesexecution auszugleichen. Einzelne Bezirke, Gemeinden &c. sind durch diese Execution überaus stark getroffen worden, während andere Landestheile gar keine fremden Truppen gesehen haben. In den Kreisen Fulda und Hünfeld standen während eines Monats 25,000 Mann sogenannte Executionstruppen ebensoviel preußischen Truppen gegenüber. Alle Lebensmittel waren aufgezehrt, und nach dem Abzuge der Armeen brach der Hungertyphus aus. Die Discussion über diesen Gegenstand brachte alle die Gewaltthätigkeiten und Bosheiten in Erinnerung, welche sich die Herren Schnabel, Rechberg, Scheffer, Wegner &c. gegen die Bewohner des Kurstaats und insbesondere gegen die verfassungstreuen Beamten erlaubt hatten. Der ganz ausgezeichnete Ausschußbericht, von Herrn v. Bischoffshausen erstattet, weist in überzeugender Weise den vollständigen Mangel allen und jeden Rechtsgrundes für die sogenannte Bundesexecution nach und beantragt die Vorlage eines Gesetzentwurfs zur Ausgleichung der aus derselben erwachsenen Lasten. Dieser Antrag wurde von der Ständeversammlung einstimmig angenommen. Vorbehalten bleibt der Ersatz der Kosten der sogenannten Bundesexecution durch diejenigen, welche dieselbe herbeigeführt haben.

Mit dem eben erwähnten Gegenstande steht in Zusammenhang der Antrag von Oetker II., einem Bruder von Friedrich Oetker, der für diejenigen Staatsdiener des Civil- und Militärstandes, welche durch die sogenannte Bundesexecution von Amt und Brod vertrieben worden sind, eine angemessene Entschädigung fordert. Die Begründung des Antrags erfolgte mit einer logischen Klarheit, mit einer Würde der Sprache und mit einer Ruhe der Haltung und der Stimme, welche einen gewaltigen Eindruck nicht verfehlen konnte und einem jeden ständischen Saale zur besonderen Zierde gereicht haben würde.

Daß den Ständen das Budget für 1861—1863 nach vieler Mühe und Noth vorgelegt worden ist, wurde schon früher erwähnt. Mit dem Budget stand in einem unmittelbaren Zusammenhang die Frage über die Forterhebung der Steuern und Abgaben. Die Regierung schien diese Erhebung auf Grund des Junipatents bewerkstelligen zu wollen. Allein die Stände widersetzten sich, gestützt auf die ausdrücklichen Vorschriften der wiederhergestellten Verfassung. Schon zeigten sich die Anfänge einer Steuerverweigerung. Da hat denn die Regierung schließlich einen die Steuererhebung interimistisch regulirenden Gesetzentwurf vorgelegt, und die Stände haben denselben genehmigt. Es geschah dieses Seitens der Stände in einer sehr zuvorkommenden Weise auf den Zeitraum bis zum 1. Juli 1863. Den Ministern soll es nicht leicht gewesen sein, die Zustimmung des Kurfürsten zu diesem Gesetz zu erwirken. Mit demselbem ist das seit zwölf Jahren unterbrochene verfassungsmäßige Steuerbewilligungsrecht der Stände praktisch wieder wirksam geworden. — Das vorgelegte Budget wird jedoch den Ständen voraussichtlich Anlaß zu vielen Ausstellungen geben. Hier soll nur ein Punkt Erwähnung finden. Mit dem Budget ist die Verbesserung der notorisch ganz unzureichenden Beamtengehalte in Verbindung gebracht. Nun haben die darauf gerichteten Propositionen der Regierung einen wahren Sturm in der Beamtenwelt heraufbeschworen. Niemand ist mit den gemachten Vorschlägen zufrieden; wohl aber werden die schwersten Klagen laut. Am empfindlichsten scheinen die niederen Grade der Offiziersstellen berührt zu sein. Denn diesen wird anstatt der erwarteten Gehaltsverbesserung, wie zum Hohn, die Anweisung ertheilt, sich in der zeither schon geübten Kunst des Einschränkens und des Darbens noch zu vervollkommnen. Wäre man Seitens der Regierung mit Absicht darauf ausgegangen, das eigne Ansehen herabzumindern und das Ansehen der Stände zu heben, man hätte nicht geschickter operiren können, als durch diese Budgetvorlage geschehen ist. Von allen Seiten wird jetzt an das Gerechtigkeitsgefühl der Landstände appellirt.

Die Sitzungen der Stände zeichnen sich durch regelmäßige Abwesenheit der Minister aus. Seit der Eröffnung der Kammer haben sie sich in derselben nicht wieder blicken lassen. Inzwischen vertheidigt der Landtagscommissar Schüler den verlornen Posten mit rühmlicher Auszeichnung und mit durchaus achtungswerthen Waffen. Aber lange wird er es nicht mehr aushalten können. Mit jeder Sitzung steigert sich der Unwille über die Unthätigkeit der Regierung. Herr Schüler wird kaum geneigt sein, sich noch länger als Prügelknabe der Minister gebrauchen zu lassen.

Vilmar befindet sich körperlich und geistig in einem bedenklichen Zustand. Wohl möglich, daß er, gleich seinem Freund Hassenpflug, das schmähliche Ende seiner Thaten nicht zu kosten haben wird. Vilmar war es, der im Jahr 1850 in Wilhelmsbad die Bedenken des Kurfürsten und selbst Hassenpflugs gegen

den Einmarsch der bayrisch-östreichischen Armee zu übertäuben wußte. In dem Novemberheft der protestantischen Monatsblätter von Gelzer findet sich der vorhinnige hochbegabte Burschenschaftler Vilmar dem späteren Jesuiten Vilmar gegenübergestellt; und zwar in denjenigen Sätzen, welche Vilmar selbst in den verschiedenen Perioden wörtlich hat drucken lassen. Die Wirkung ist vernichtend. Wie verlautet, soll eine besondere Ausgabe veranstaltet und im Lande verbreitet werden. Die Schrift wird voraussichtlich, sobald sie in das Volk eingedrungen ist, auf dem Gebiet der Kirche genau dieselbe Wirkung äußern, welche die Schrift des Hauptmanns Dörr in der Armee gehabt hat.

Haynau ist endlich pensionirt, und zwar auf Grund angeblicher Körpergebrechen. In Wirklichkeit machte freilich nicht ein Körpergebrechen, sondern das größte moralische Gebrechen eines Offiziers, der Vorwurf der Feigheit, sein Verbleiben in der Armee unmöglich. Nach dem strengen Recht mußte Haynau ohne Pension ausscheiden; denn er hatte sich durch eignes Verschulden unfähig gemacht Dienste zu leisten. Daß das übersehen wurde, um die Pensionirung möglich zu machen, kann durch Rücksichten auf die Familie entschuldigt werden. Aber man hat auch an Haynau mit der Pension gleichzeitig das Recht verliehen, die kurhessische Armeeuniform tragen zu dürfen. Es ist dieses wieder einmal ganz bezeichnend für die hiesigen Zustände.

Der Generallieutenant v. Haynau, welcher in Folge der von den Offizieren abgegebenen Erklärung den Dienst verlassen mußte, soll auch künftig noch als ein Offizier betrachtet werden, auf dessen Ehre ein Makel nicht haftet! Die nothwendige Folge ist, daß jeder kurhessische Offizier, der dem pensionirten Generallieutenant v. Haynau in der Armeeuniform begegnet, denselben entweder militärisch salutiren, oder ihm die Uniform vom Leibe reißen muß. Zum Glück hat Haynau selbst die ihm allzu bedenkliche Auszeichnung abgelehnt und damit die Offiziere jener peinlichen Alternative überhoben.

Haynau ist jetzt vom Schauplatz seiner Thaten verschwunden. Aber wir werden diesen Mann noch einmal in die Oeffentlichkeit zurückkehren sehen. Es wird dieses an dem Tage geschehen, an welchem er sich mit seinem Schwager Alexander v. Baumbach vor dem Staatsgerichtshof wegen des Verfassungsbruchs zu rechtfertigen haben wird.*)

Die Namen Hassenpflug, v. Haynau und v. Baumbach finden sich unter den berüchtigten Septemberverordnungen des Jahres 1850, welche den Umsturz der Verfassung einleiteten. Hassenpflug ist dem irdischen Richterstuhl entzogen. Aber Haynau und Baumbach erwarten noch ihr Recht, und zwar so gewiß,

*) Nach einer soeben von Kassel eingegangenen Nachricht hat Haynau am 24. d. M. durch Selbstmord geendet. Die Sache hat unter dem Publicum großes Aufsehen gemacht. Der Kurfürst scheint leicht darüber hinweggekommen zu sein; denn man sah ihn an demselben Abend ganz wohl gelaunt im Theater. D. Red.

als göttliches und menschliches Gesetz nicht muthwillig mit Füßen getreten werden darf.

Herr v. Dehn-Rothfelser ist nicht mehr Minister; er ist gefallen, weil er die ihm zugedachte Aufgabe nicht erfüllt hat. Die Aufgabe des von ihm am 21. Juni v. J. gebildeten Ministeriums sollte darin bestehen, die Verfassung von 1831 zwar formal wiederherzustellen, aber doch dafür zu sorgen, daß sie nicht wieder lebendig werde. Nach Außen sollte sie darin bestehen, die Animosität gegen Preußen, im östreichischen Interesse aufrecht zu erhalten. Herr v. Dehn glaubte es mit der Wiederherstellung der Verfassung etwas ernstlicher nehmen zu müssen. Er hielt auch die Wiederanknüpfung eines leidlich guten Vernehmens mit Preußen im Interesse des Kurfürsten und des Landes für nothwendig. Diese Ueberzeugung wurde von ihm mit mehr Energie geltend gemacht, als von seiner Persönlichkeit und seinen Antecedentien erwartet werden konnte, und als man hier einem Minister zu verzeihen pflegt. Er mußte entfernt werden. Zugleich sollte durch seine Entfernung die überaus unbequeme Solidarität der Minister gesprengt werden. Dieses ist vollständig gelungen, wie man denn in dergleichen Kunststückchen eine besondere Virtuosität besitzt. Herr v. Stiernberg und Herr Pfeiffer haben für dienlich gehalten, die früher ausdrücklich übernommene Solidarität aufzugeben und im Amt zu bleiben. Die Ministerien der Finanzen und des Aeußeren werden einstweilen von den Herren Schnackenberg und Koch verwaltet. Beide sind als Lückenbüßer zu betrachten, und kann deshalb ihre Persönlichkeit vorerst außer Betracht bleiben. Die Verantwortlichkeit freilich, moralisch und strafrechtlich, ist ganz gleich, ob ein Ministerium auf 24 Stunden oder auf ein Jahr übernommen wird. Die Herren scheinen aber für genügend zu halten, wenn sie nur persönlich eine Verletzung positiver Verfassungsvorschriften vermeiden. Von derjenigen Verantwortlichkeit, welche durch Unterlassungen hervorgerufen wird, scheinen sie keine Ahnung zu haben. Und doch ist gerade diese Verantwortlichkeit unter den dermaligen Verhältnissen von einer erdrückenden Schwere. Die Dinge sind hier zu einer durchaus bedenklichen Spannung gelangt. Wie unter gewissen Bedingungen die Bewegung eines kleinen Vogels den Sturz einer gewaltigen Lawine veranlassen kann, so kann auch hier ein ganz unbedeutendes Ereigniß eine Lawine in Bewegung setzen.

Literatur.

L'Empire des Tsars au point actuel de la science par M. J. H. Schnitzler. Tome second. La population. Paris et Strasbourg, Veuve Berger-Levrault et Fils. 1862.

Der erste Band dieses mit deutschem Gelehrtenfleiß aus den neuesten und besten

Quellen zusammengetragnen Werkes beschäftigte sich mit dem Gebiet des Czarenreichs, der Gestaltung und den Grenzen desselben. Dieser zweite faßt in zwei Hauptabschnitten die Bevölkerung Rußlands ins Auge. Im ersten Abschnitt werden die absolute Bevölkerung und das Wachsthum derselben nach den verschiedenen Zählungen seit 1723, die relative Bevölkerung und die Dichtheit derselben in den einzelnen Gouvernements, das Verhältniß der Geschlechter und Altersclassen, der Stadt- und Landbevölkerung, der Bekenntnisse und Völkerstämme zu einander betrachtet. Die zweite Section gibt eine sehr ins Detail gehende Charakteristik der einzelnen Völkerschaften Rußlands, nach der Populationistik die Ethnographie. Im Folgenden theilen wir Einiges von den Endergebnissen des ersten Abschnitts mit. Seit dem Pariser Frieden ist Rußland im Westen allerdings etwas kleiner als früher, indem es damals in Bessarabien eine Strecke von 10,754 Quadratwerst verlor. Aber dieser Verlust ist durch Vergrößerungen in Asien reichlich ausgeglichen. Die Tractate von Aigun, von Tientsin und Peking verschafften ihm das Amurgebiet, welches etwa so groß wie Frankreich ist, und zu gleicher Zeit nahm es dem Khan von Khokand im Centrum Asiens die Tsungarei ab, von wo es sich noch jetzt von Tage zu Tage weiter ausbreitet. Gegenwärtig hat das Czarenreich eine Ausdehnung von 20,779,729 Quadratkilometer oder, wenn man die noch unabhängigen Striche des Kaukasus und die von den Kirgisen Südsibiriens und der Großen Horde bewohnten Gegenden abrechnet, deren Abhängigkeit nur eine nominelle ist, von mindestens 19½ Millionen Quadratkilometer, was ungefähr einem Siebentel der gesammten Erdoberfläche (soweit sie in Festland besteht) gleichkommen wird. Bewohner hatte Rußland im Jahre 1856 circa 72 Millionen, von denen nahezu 74 Millionen auf die europäischen, fast 8½ Millionen auf die asiatischen und 10,723 auf die amerikanischen Besitzungen gerechnet wurden. Das Wachsthum der Bevölkerung war seit der ersten Zählung ein stetiges und sehr beträchtliches. Die erste Zählung, im Jahre 1723 vorgenommen, nur auf das männliche Geschlecht beschränkt und auch sonst sehr ungenau, ergab 5,794,928, die zweite nicht viel sorgfältigere für 1751: 6,643,335 Seelen, die im Jahre 1796 angestellte fünfte 17,815,370, die im Jahr 1851 angeordnete neunte 22,284,419 Seelen ohne Hinzurechnung von Frauen und Kindern. Als richtiger nimmt der Verfasser für das Jahr 1723 eine Gesammtbevölkerung von ungefähr 16, für das Jahr 1751 eine solche von 18, für das Jahr 1796 eine solche von 36, endlich für 1851 eine solche von ungefähr 69 Millionen Seelen an.

Die Gesammtbevölkerung Rußlands im Jahre 1860 schätzt Schnitzler auf 75,400,000 Menschen, von denen er mehr als 60 Millionen dem griechisch-orthodoxen Bekenntniß, mehr als 15 Millionen andern Kirchen und Sekten zutheilt. Die eigentlichen Russen zählen nach ihm gegen 56, die übrigen Völkerschaften zusammen etwa 19½ Millionen. Die partielle Bevölkerung vertheilt sich nach seiner Berechnung wie folgt: das eigentliche russische Reich mit Einschluß der asiatischen und amerikanischen Besitzungen 67,470,000, das Königreich Polen 4,800,000, das Großfürstenthum Finnland 1,650,000, die noch gewissermaßen unabhängigen Stämme des Kaukasus 1,500,000 Seelen. In Polen vertheilte sich die Bevölkerung in Betreff der Confessionen im Jahr 1859 in folgender Weise: Katholiken 3,657,142, unirte Griechen 215,967, nichtunirte Griechen 4,856, Raskolniken oder Altgläu-

dige 4,244, Lutheraner 274,707, Reformirte 4,189, mährische Brüder 1,451, Mennoniten 1,581, Juden 599,875, Mohammedaner 306, Zigeuner 128.

Die Dichtheit der Bevölkerung ist nach den letzten Untersuchungen in den einzelnen Haupttheilen des Reichs folgende: Im eigentlichen Rußland kommen etwa 12.50, im Königreich Polen 37, im Großfürstenthum Finnland 4 bis 5, im europäischen Rußland mit Polen und Finnland 12, in den asiatischen Provinzen 0.6, im gesammten dem Scepter des Czaren unterworfenen Gebiet etwas mehr als drei Menschen auf den Quadratkilometer — eine sehr geringe Dichtigkeit im Vergleich mit dem gewerbfleißigen Belgien, welches auf demselben Flächenraum durchschnittlich 157 Individuen hat. Nach den Geschlechtern betrachtet zeigt die russische Bevölkerung, darin von den westlichen Nationen nicht verschieden, ein Ueberwiegen des weiblichen Geschlechts, indem auf dasselbe circa 38,600,000, auf das männliche nur 36,800,000 Seelen der Gesammtbevölkerung fallen, dieses sich also zu jenem wie 100 zu 105 verhält. Die Vertheilung der Bevölkerung über den Boden stellt nachstehende Tabelle dar:

	Städtebewohner.	Landb.	Verhältniß jener zu diesen
Im eigentlichen Rußland	8,000,000	58,000,000	1 : 7
Im Königrich Polen	1,164,000	3,636,000	1 : 3
Im Großfürstenthum Finnland	90,000	1,540,000	1 : 17

Das Wachsthum der Bevölkerung, von uns vorhin bedeutend genannt, ist im Vergleich mit dem in den westeuropäischen Ländern ein langsameres; denn es beträgt nicht mehr als 0.90 Procent im Jahre, und es bedarf somit mehr als ein Jahrhundert, um die Zahlen zu verdoppeln, während die Bevölkerung des Königreichs Sachsen dazu in der letzten Zeit nur fünfzig Jahre bedurfte.

Genaueres über alle diese Verhältnisse werden wir demnächst erfahren. Der Verfasser ist bei seinen Untersuchungen zwar von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg lebhaft unterstützt worden. Aber seitdem hat die kaiserliche geographische Gesellschaft eine Preisschrift über die wirksamsten Mittel die Statistik in Rußland zu organisiren ausgeschrieben, und zu gleicher Zeit werden vom Centralcomité der Statistik, welches vom Ministerium des Innern abhängt, Maßregeln angekündigt, welche dieser Wissenschaft eine neue Aera eröffnen. Man erkennt „die dringende Nothwendigkeit an, das System, welches die Berechnung der Bevölkerung ordnet, zu verbessern und in Rußland ein anderes einzuführen, gegründet auf eine Basis, die der analog ist, welche heutzutage fast in allen Staaten Westeuropas adoptirt ist — eine Basis, wie sie auf dem ersten internationalen statistischen Congreß, der 1853 zu Brüssel stattfand, besprochen und festgestellt, und auf dem vierten Congreß in London vervollständigt worden ist.“ Man weiß, daß Rußland sich unter Alexander dem Zweiten in einer Periode der Umgestaltung befindet. Jene Arbeit wird uns das umgestaltete Rußland zeigen, und so gedenkt sie der Verfasser des vorliegenden Werkes in einem der folgenden Bände zu benutzen und sie seinen Lesern in einem Anhang zugänglich zu machen, ein Versprechen, für das wir ihm im Voraus Dank wissen. Inzwischen möge seine fleißige Arbeit als eine sehr werthvolle Bereicherung unsrer Kenntniß von dem großen östlichen Nachbarreiche dem deutschen Publicum warm empfohlen sein.

Die helvetische Gesellschaft. — Aus den Quellen dargestellt von Karl Morell. Winterthur, Verlag von G. Lücke, 1863.

Das Buch ist mehr, als was der bescheidene Titel sagt: es ist in gewissem Maß eine Geschichte der allmäligen Umgestaltung der politischen und socialen Zustände der Schweiz, die im Jahre 1847 mit der neuen Verfassung ihren Abschluß erhielt. Ein erster Abschnitt charakterisirt die ersten Angriffe des Geistes der neuen Zeit auf die Patricierherrschaft und das alte Herkommen überhaupt. Ein zweiter zeigt die Entstehung der helvetischen Gesellschaft, und wie dieselbe sich nach und nach zum Mittelpunkt der verschiedensten reformatorischen Bestrebungen auf pädagogischem, politischem, militärischem, kirchlichem und literarischem Gebiet entwickelte, die Gegensätze und Kämpfe im Schooße der Gesellschaft, endlich den Sieg der Freigesinnten am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Der dritte Abschnitt endlich schildert das Wirken der Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert, zunächst in der Mediationszeit, dann in der Periode der Restauration, endlich das Verhältniß der Gesellschaft zu den Bestrebungen, welche mit der Bundesreform endigten. Der ursprüngliche Zweck der Vereinigung, Pflege eidgenössischer Freundschaft, Vermittelung der Gegensätze, Erhebung über dieselben im Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Schweizer, war damit im höhern Sinn erfüllt, die Verjüngung der veralteten Eidgenossenschaft in einer von den ersten Mitgliedern ungeahnten, von der Gesellschaft der dreißiger und vierziger Jahre aber allerdings mit Bewußtsein erstrebten Weise zur geschichtlichen Thatsache geworden.

Die Krisis der deutschen Auswanderung und ihre Benützung für jetzt und immer. Von J. J. Sturz. Berlin, 1862. Verlag von G. Hickethier.

Der bekannte rührige Bekämpfer der brasilischen Seelenverkäufer legt hier einen Plan vor, wie nach seiner Meinung die Auswanderung als Hebel deutschen Handels, deutscher Schifffahrt und „deutscher Einigung und Kräftigung diesseits und jenseits des Weltmeers“ zu verwenden sei. Als Punkt wohin dieselbe zu lenken sei, nennt er die La Plata-Staaten, namentlich Uruguay. Die Vortheile seines Vorschlags, dessen Ausführung freilich rasch und im großen Maßstab in die Hand genommen werden müßte, da nach Beendigung des Kriegs in Nordamerika aller Wahrscheinlichkeit nach ein Nationalbankerott ausbrechen und das dortige Volk von den jetzigen hohen Steuern und Zöllen befreien wird, leuchten ein. Doch meinen wir, daß für deutsche Einigung und Kräftigung diesseits und jenseits des Weltmeeres zunächst Wichtigeres geschehen könnte, als daß eine lebhafte Betheiligung an der vom Verfasser empfohlenen Auswanderungs-Gesellschaft Empfehlung verdiente. Die rechte Gesellschaft für diesen Zweck scheint uns nicht auf dem Privatwege zu liegen, die beste Gesellschaft dafür wäre ein reformirter Zollverein mit einer Centralgewalt und einem Parlament. — Ein sehr umfänglicher Anhang zu der Broschüre bringt eine große Menge von Notizen und Dokumenten, die sich auf das Auswanderungswesen beziehen: Berichte von der Expedition der „Novara“, eine Abhandlung über die nordamerikanische Homestead-Bill, französische Ansichten über die deutsche Auswanderung, sehr interessante Mittheilungen über brasilische Zustände, darunter eine Anzahl von Briefen dortiger Staatsmänner. Das Schlußcapitel endlich zeigt die langjährige Wirksamkeit des Verfassers gegen Sklavenhandel und Sklaverei überhaupt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Konstantin Tischendorf und Konstantin Simonides.

Vor einigen Monaten erschien in Leipzig*) unter dem Titel „Constantin Tischendorf in seiner fünfundzwanzigjährigen schriftstellerischen Wirksamkeit. Literar-historische Skizze von Dr. J. E. Volbeding" — eine Schrift, die einiges Aufsehen erregte und auch uns zu denken gab. Unser erster Gedanke war Ueberraschung, unser zweiter Erinnerung an den Erfahrungssatz, nach welchem jede Regel ihre Ausnahmen hat, und dazu gesellte sich als dritter eine hübsche Geschichte, die uns kurz vorher von einem gelehrten Freund erzählt worden war.

Wir waren überrascht aus mehren Gründen. Zunächst weil der auf dem Titel genannte Herr Verfasser seinem eigentlichen Lebensberuf nach — er war uns nur als Redacteur eines Pfennigmagazins für die Jugend bekannt — nicht gerade zum Beurtheiler von Leistungen auf dem Gebiet paläographischer Forschungen geschaffen erscheinen wollte. Dann war es nicht gebräuchlich, wenigstens selten, daß man große Männer schon bei Lebzeiten zum Gegenstand lobender Biographien in Buchform macht. Endlich lebte der „Literarhistoriker" Volbeding in Leipzig, woselbst das Object seiner Verehrung ebenfalls seinen wesentlichen Wohnsitz hatte, und da fiel uns denn der Spruch ein, nach welchem der Prophet in seinem Vaterlande nichts gelten soll.

Indeß, so dachten wir ferner, keine Regel ohne Ausnahmen, und so mögen auch diese passiren, zumal wir durch sie erfahren, daß wir es hier nicht blos mit einem großen, sondern mit einem sehr großen Manne zu thun haben, so zu sagen mit einem Wohlthäter der Menschheit. Weshalb sollte ein Herausgeber der Leipziger Kinderzeitung nicht sein Herzenswinkelchen haben dürfen, in welchem er sich für den Handel mit alten Codices, Palimpsesten und ähnlichem Apparat gelehrter Theologie interessirt? Und warum sollte man der Weisheit und Tugend, die man entdeckt hat, nicht einmal gegen das Herkommen, schon während sie noch hienieden wandelt, das verdiente Ehrendenkmal setzen? Weshalb denn, so

*) Verlag von Carl Fr. Fleischer.

fragten wir nach einem Blick auf die Einleitung, nicht ohne Verzug ans Werk gehen, wenn diese Weisheit und Tugend obendrein die Zuvorkommenheit hat, ihrem Bildhauer aus eigenen Mitteln den Marmor und das Erz zu seinem Monument zu liefern?

So lasen wir denn die Schrift weiter, und nicht ohne Befriedigung. Von Seite zu Seite gelang es mehr, in dem großen Gelehrten, den sie feiert, und den der Verfasser unmittelbar neben Erasmus und Cardinal Ximenes stellt, auch den großen Menschen und Christen zu erkennen, der immer nur die Förderung der Wissenschaft im Auge hat, dessen kindlich frommes Gemüth nie an etwas Anderes als an den lieben Gott und das Himmelreich denkt, und der dafür in einer für unsre prosaisch calculirende Zeit an das Wunder streifenden Weise auch mit irdischen Gütern belohnt wird. Einige Mängel, welche das Buch hat, konnten bei der Rührung und Erbauung, welche solche Stellen gewährten, kaum auffallen.

Es ist wahr, das Referat über die Anerkennungen, die dem Betreffenden von hohen, höchsten und allerhöchsten Herrschaften, von Doctoren und Professoren, Herzogen, Königen, Kaisern aller Nationen, vom Lande, wo der Nordsternorden wächst, bis zu der Region, wo der Erlöserorden blüht, ja selbst vom heiligen Vater und seinen Kardinälen zu Theil geworden, wirkt etwas ermüdend und ist vielleicht nicht von Interesse für Jedermann. Auch kam es uns vor, als ob von den 89 Seiten der Schrift die größere Hälfte sich mit jenen Anerkennungen statt, wie billig zu sein schien, mit Darstellung der Leistungen beschäftigte, für die sie ertheilt wurden. Allein was konnte der Verfasser der Biographie dafür, daß der Anerkennungen so viele, daß ihrer etwa gar mehr waren als der Verdienste seines Helden? Es gibt in Deutschland — hier deuten wir die oben erwähnte hübsche Geschichte an — einen Gelehrten, der die ihm verliehenen zahlreichen Decorationen auf einem eigens dazu hingestellten Tischchen seiner Studirstube aufbewahrt und die Gewohnheit hat, seine Besucher durch allerlei kleine Manöver vor diesen anmuthigen Hausaltar zu dirigiren, wo er denen, die sich dies nicht durch unartige Gesten verbitten, den Inhalt zu zeigen und zu erläutern pflegt. Was kann dieser würdige und gelehrte Herr dafür, daß fürstliche Huld ihn ein Dutzend Mal zum Ritter schlug?

Es ist ferner kaum zu läugnen, die Masse der Mittheilungen über dieses reiche Leben ist nicht eben nach den Grundsätzen stilistischer Kunst geordnet, und weniger Wohlwollende als wir könnten sie fast eine *wirre* Masse nennen. Aber wer weiß, ob sie nicht ursprünglich besser zusammengestellt war? Und könnte die Verwirrung nicht dadurch hineingekommen sein, daß eine zweite wohlwollende Hand dem Manuscript in Randbemerkungen oder sonstwie vergessene Auszeichnungen beifügte, und die Druckerei diese am unrechten Orte einschaltete?

Endlich ist Einiges von den Thaten und Leiden des Heros, den die Schrift*) uns schildert, z. B. dessen Antheil an dem Streit über die Handschrift des Uranios und dessen am Felsen der Leipziger Hermashandschrift erlittener philologischer Schiffbruch nicht ganz so dargestellt, wie Sachkenner ohne Rücksichten, nichtbefreundete Literarhistoriker es erzählen würden**). Weitere Ausstellungen drängte der Eindruck der wahrhaft wuchtigen Gründlichkeit des Herrn Volbeding zurück, einer Gründlichkeit, die auch das, was bei minder hervorragenden Männern für bedeutungslos und nicht der Rede werth gelten würde, sorgsam aufzeichnet, und die so weit geht, daß man an mehr als einer Stelle in Versuchung geräth, zu muthmaßen, das Buch sei nicht nur, wie man nach der Lectüre der ersten Seiten schon annehmen muß, von einem sehr vertrauten und sehr genau unterrichteten Freunde, sondern vom vertrautesten und am genauesten unterrichteten Freunde, den der Mensch zu haben pflegt, verfaßt — mit andern Worten eine Selbstbiographie.

Nur der Neid kann dieser Versuchung unterliegen, und wir sind nicht neidisch auf die Verdienste Tischendorfs und deren Belohnung. Wir sagten uns in Betreff jener Hypothese: Große Dinge loben sich immer, große Männer niemals selbst. Tischendorf ist ein großer Mann und Mensch, und wenn es vorgekommen ist, daß solchen von Freundeshand schon bei Lebzeiten ein Denkmal errichtet wurde, so ist es geradezu unerhört, daß in unsern Tagen ein solcher sich selbst eine Statue setzte oder auch nur die glättende Hand an deren Decorationen legte. So überwanden wir glücklich alle uns aufgestiegenen Bedenken und faßten den Beschluß, Ehre zu geben, dem Ehre zu gebühren schien: dem Verfasser der Biographie das Lob eines treuen Freundes, der Gefälligkeit mit Gewissenhaftigkeit zu verbinden versteht, dem Gegenstand seines Liebesdienstes eine Nische in der Walhalla, oder, da dies nicht von uns abhängt, eine verehrungsvolle Verbeugung und für künftige Fälle die gelegentliche Bezeichnung: unser Tischendorf.

In dieser Gemüthsverfassung befanden wir uns bis vor Kurzem. Nun haben aber große Männer bisweilen nicht blos getreue und gefällige Freunde, sondern auch Feinde, letztere vermuthlich nach göttlicher Zulassung nur zu dem Ende, daß ihre Größe sich im Kampfe herrlicher offenbare, und mit Betrübniß müssen wir vermelden, daß auch unser Tischendorf, unser Erasmus Feinde hat, und daß sich darunter nicht allein recht bittere, sondern leider auch einige recht respectable befinden, so daß man bei aller Geneigtheit zum Gegentheil nicht umhin kann, von ihren Urtheilen Notiz zu nehmen.

*) Die nach der soeben geäußerten Hypothese gewissermaßen palimpsestischer Natur wäre.

**) Vgl. den Artikel „Der falsche Uranios und der Grieche Simonides", Grenzboten 15. Jahrg., 1. Semester, Seite 278 ff.

Wir meinen damit nicht die Recension Fallmerayers, die in Tischendorfs „Reise in den Orient“ einen „wahren Abgrund von Gedankenleere, Marklosigkeit, Nichtigkeit und Zerfahrenheit“ entdeckte und in dem Verfasser einen „decorirten Wanderhelden“ erblickte, „den gleichsam von der Schulbank weg die polirtesten Staaten Europas in die Wette mit ihrem Nischan Iftichar behängen.“ Wir sehen ferner von gewisser Leute Meinungen über die späteren Reiseschriften des Betreffenden ab, Meinungen, die Aehnliches, wenn auch nicht in so unhöflicher Form wie der Fragmentist aussprachen. Ebensowenig gedenken wir für jetzt die Stimme eines sehr achtungswerthen Gelehrten ausführlich reden zu lassen, welche sich vor einiger Zeit in der „Petersburger Zeitung“ dahin äußerte, das von Tischendorf beanspruchte Verdienst, die sinaitische Handschrift entdeckt zu haben, gebühre andern Reisenden. Endlich wollen wir auch diejenigen Gegner unseres großen Mannes vorläufig unerwähnt lassen, denen aus dem Orient das dunkle Gerücht zu Ohren gedrungen ist, das besagte Manuscript sei der russischen Regierung auf wesentlich andere Art gewonnen worden, als Tischendorf in seinem neuesten (beiläufig dem Anschein nach mehr für den Petersburger Hof als für ein deutsches Publicum berechneten) Reisebuch „Aus dem heiligen Lande“ mit gesalbten Worten berichtet. Was wir meinen, ist der Angriff auf die Aechtheit jener sinaitischen Bibelurkunde, welcher vor Kurzem von dem Griechen Simonides ausgegangen ist, und die Stimmen des Zweifels, die infolge dessen in der englischen Presse laut geworden sind. Jener ist der obenerwähnte bittere Feind unseres Tischendorf, diese sind die respectabeln Gegner.

Ueber die Bedeutung, welche die in Rede stehende Urkunde vom Sinai für die biblische Textkritik beansprucht, brauchen wir hier nicht zu reden, da Tischendorf selbst in jenem Reisebuche, in der Allgemeinen, der Leipziger und, irren wir nicht, auch in der Illustrirten Zeitung sowie in einer Anzahl ähnlicher Blätter mit schönem Eifer Sorge getragen hat, daß die Welt darüber aufgeklärt werde. Dagegen müssen wir mit ein paar Worten das Gedächtniß an jenen Simonides auffrischen, wozu ein Auszug aus dem in der dritten Anmerkung genannten Aufsatze d. Bl. dienen möge.

Im Juli 1855 erschien in Leipzig ein geheimnißvoller Grieche, der sich Konstantin Simonides nannte und eine Anzahl seltner Handschriften zu besitzen vorgab. Mißtrauische Gemüther hatten darüber ihre Vermuthungen, indeß gelang es jenem, Einiges von seinen Schätzen an die Universität abzusetzen, wiewohl sich Bedenken erhoben, ob nicht wenigstens ein Theil davon unächt sei. Darauf brachte Simonides ein anderes Manuscript hervor: 72 Blätter einer ägyptischen Königsgeschichte des Alexandriners Uranios. Die Handschrift war ein Palimpsest, d. h. ein Pergament, auf welchem die ursprüngliche Schrift von spätern Abschreibern bis auf einen bleichen Rest der Züge abgewischt, und welches dann von neuem beschrieben worden war. Der Inhalt der zweiten

Hand war unzweifelhaft ächt, der Inhalt der ersten wurde von Professor W. Dindorf trotz dringender äußerer Verdachtsgründe ebenfalls für ächt gehalten und das Manuscript dem Simonides für zweitausend Thaler abgekauft. Herr Dindorf, in der gelehrten Welt als Herausgeber alter Autoren, an der Leipziger Börse als speculativer Geschäftsmann bekannt, beeilte sich, das Manuscript der Berliner Akademie für fünftausend Thaler anzubieten. Diese Körperschaft ließ durch eine Anzahl ihrer Mitglieder eine Untersuchung vornehmen. Zwei große Namen zerlegten die Sache chemisch, ein großer Name mikroskopisch, mehre sehr große Gelehrte kritisch, und das Ergebniß war — die Fälschung war auch gar zu geschickt gemacht — die Akademie erklärte die Handschrift für ächt und beschloß, deren Ankauf zu befürworten. Da die hierzu nöthige Geldbewilligung nicht sofort zu erlangen war, und Dindorf wenigstens auf eine Anzahlung drang, so schoß Lepsius, der unter den Prüfern der Akademie gewesen war und das kostbare Manuscript herauszugeben gedachte, die erforderliche Summe vor und empfing dafür den Uranios. Bei näherer Betrachtung desselben entdeckte er jetzt verschiedene bedenkliche Stellen. Namentlich war eine kühne Muthmaßung Bunsens, die eine Lücke in unsrer Kenntniß Urägyptens ergänzen sollte, von dem alten Griechen Uranios wörtlich in seine Geschichte aufgenommen worden. Der so entstandene Verdacht erhielt von Leipzig aus Bestätigung, indem Professor Tischendorf, der schon früher Zweifel an dem Werth des paläographischen Schatzes geäußert und in diesen jetzt durch Briefe des Simonides bestärkt worden, verdrießlich darüber, daß sein früheres Votum für irrelevant gegolten, an die „maßgebende Stelle" telegraphirte, die Handschrift sei unächt, und seine Beweise folgen ließ*). Der Schluß der Geschichte ist kurz: Lepsius mit Polizei in Leipzig — Haussuchung bei Simonides — Entdeckung eines Apparats zur Verfertigung alter Manuscripte in dessen Wohnung — Wiedereroberung der Dindorfschen zweitausend Thaler von dem schon zur Abreise gestiefelten Griechenjüngling — großes Gelächter des nicht betheiligten Publicums und, nachdem dies verhallt, die ernste Lehre:

Es gibt viel Betrug in der Welt, und auch die Besten können irren!

Simonides war nach kurzer Haft entlassen worden und nach England gegangen, wo er für uns verschollen schien, bis er am 3. September vorigen Jahres plötzlich in einer Nummer des Blattes „Guardian" wieder auftauchte und zwar mit nichts Geringerem als einem Protest gegen die Aechtheit der sinaitischen Handschrift seines Namensvetters Konstantin Tischendorf, in welchem Protest

*) Die Briefe, welche den Ausschlag gaben, waren Tischendorf von dem Landsmann, Freund und Mitstrebenden des Simonides, Alexander Lykurgos verschafft worden, der mit jenem eine Zeit lang gewissen paläographischen — Studien obgelegen, sich aber dann aus nicht genügend aufgehellten Gründen mit ihm entzweit hatte.

er behauptete, besagte Handschrift sei keineswegs ein Werk urchristlicher Zeit, sondern von ihm, Konstantin Simonides, selbst erst vor einigen Jahren angefertigt. Er erzählt:

„Gegen das Ende des Jahres 1839 wünschte der ehrwürdige Benedict, mein Oheim, geistliches Haupt des Klosters des heiligen Märtyrers Pantelimon auf dem Berg Athos, dem Kaiser Nikolaus dem Ersten von Rußland in dankbarer Anerkennung der Geschenke, die von Zeit zu Zeit dem Kloster des Märtyrers dargeboten worden waren, irgend eine Gabe vom heiligen Berge zu verehren. Da er nichts besaß, was er für annehmbar erachtete, berieth er sich mit dem Herold Prokopius und dem russischen Mönch Paul, und sie entschieden sich für eine Abschrift des Alten und Neuen Testaments, geschrieben nach alterthümlicher Weise in Anfangsbuchstaben und auf Pergament. Dies, zusammen mit den Ueberresten der sieben apostolischen Väter — Barnabas, Hermas, Clemens, Bischof von Rom, Ignatius, Polykarp, Papias und Dionysius Areopagita — sollte nach ihrem Vorschlag in Gold gebunden und dem Kaiser durch einen gemeinsamen Freund überreicht werden. Dionysius, der eigentliche Schönschreiber des Klosters, wurde gebeten, die Arbeit zu unternehmen, lehnte jedoch die Aufgabe als allzuschwierig ab. Infolge dessen entschloß ich selbst mich, an das Werk zu gehen, namentlich da mein verehrter Oheim es lebhaft zu wünschen schien. Nachdem ich dann die wichtigsten der auf dem Berg Athos verwahrten Copien der heiligen Schrift untersucht hatte, begann ich mich in den Regeln der Schönschreibekunst zu üben, und der gelehrte Benedict nahm ein Exemplar der Moskauer Ausgabe beider Testamente (herausgegeben und den Griechen geschenkt von den berühmten Gebrüdern Zosimati), verglich es mit den alten und reinigte es auf diese Weise von vielen Irrthümern, worauf er es mir zum Abschreiben aushändigte. Nachdem ich so beide Testamente fehlerfrei empfangen (nur die alte Schreibweise war unverändert beibehalten), suchte ich mir, da es an Pergament mangelte, mit Benedicts Erlaubniß aus der Bibliothek des Klosters einen sehr dickleibigen, alterthümlich gebundenen Band heraus, der fast ganz ohne Schrift und dessen Pergament außerordentlich rein und schön gearbeitet war. Derselbe war offenbar vor vielen Jahrhunderten so zubereitet worden — vermuthlich von dem Schreiber oder dem Vorsteher des Klosters, da er die Ueberschrift *ΕΚΛΟΓΙΟΝ ΠΑΝΗΓΥΡΙΚΟΝ* (Sammlung von Lobgesängen) trug und außerdem eine kurze Abhandlung enthielt, die stark von der Zeit gelitten hatte.

Ich nahm also Besitz von dem Buch und machte mir's zurecht, indem ich das Blatt mit der Abhandlung herausschnitt und verschiedene andere von Zeit und Motten beschädigte entfernte, worauf ich an meine Aufgabe ging. Zuerst schrieb ich das Alte und das Neue Testament ab, dann die Epistel des Barnabas und den ersten Theil der Pastoralschriften des Hermas, und zwar in Un-

zialen des Stils, der in der Kalligraphie ἀμφιδέξιος heißt. Die übrigen apostolischen Schriften abzucopiren, lehnte ich, da es an Pergament zu mangeln anfing, ab, und der schwere Verlust, den ich durch das Ableben Benedicts erlitt, veranlaßte mich, das Werk sofort dem Buchbinder des Klosters zur Wiedereinfügung in die ursprüngliche mit Leder überzogne Holzschale zu übergeben, welche ich der größern Bequemlichkeit halber abgenommen hatte — und als dies geschehen, nahm ichs in meinen Besitz.

Einige Zeit nachher zeigte ich, nach Konstantinopel gezogen, die Arbeit den Patriarchen Anthimus und Konstantius und theilte ihnen den Grund mit, aus dem die Abschrift stattgefunden. Konstantius nahm sie an sich und bat mich, nachdem er sie gründlich geprüft, sie der Bibliothek des Sinaiklosters zu schenken, was ich denn auch zu thun versprach. Konstantius war früher Bischof vom Sinai gewesen und war nach seinem Rücktritt von diesem Posten wieder und zwar für immer Bischof dieses Ortes geworden.

Kurz nachher wurde ich durch die Cooperation beider Patriarchen unter den Schutz der erlauchten Gräfin Etleng und ihres Bruders, A. S. Stourtzas gestellt; aber ehe ich nach Odessa abreiste, ging ich nach der Antigonusinsel hinüber, um Konstantius zu besuchen und meinem Versprechen nachzukommen, nach welchem ich das Manuscript der Bibliothek des Berges Sinai geben wollte. Der Patriarch war indeß von Hause abwesend, und ich ließ infolge dessen das Packet für ihn mit einem Briefe zurück. Bei seiner Rückkunft schrieb er mir folgende Antwort:

Mein innigst geliebter Sohn im heiligen Geiste, Simonides, Gnade sei mit Dir und Friede von Gott. Ich empfing mit aufrichtiger Genugthuung Deine wahrhaft kostbare Abschrift der heiligen Schriften — nämlich des Alten und Neuen Testaments sammt der Epistel des Barnabas und dem ersten Theil der Pastoralabhandlungen des Hermas, in einen Band gebunden, welcher nach Deinem Wunsch in der Bibliothek des Berges Sinai niedergelegt werden soll. Aber ich ermahne Dich ernstlich (wenn Du je nach Gottes Willen nach dem heiligen Berg Athos zurückkehren solltest) das Werk, wie Du ursprünglich gedachtest, zu vollenden, und Er wird Dir es lohnen. Sei bei mir den dritten nächsten Monats, damit ich Dir Briefe an den erlauchten A. S. Stourtzas gebe, um ihn von Deinen Talenten und Fähigkeiten in Kenntniß zu setzen, und damit ich Dir einige Winke ertheile, welche für den Erfolg Deiner Pläne nützlich sein könnten. Ich lebe der festen Zuversicht, daß Du geboren wurdest, um Deinem Vaterlande Ehre zu machen.

Insel des Antigonus, 13. August 1841.

Konstantius, einst Patriarch von Konstantinopel, ein eifriger Anbeter in Christo.

Nachdem ich den obigen Brief erhalten, ging ich wieder zum Patriarchen

welcher mir die gütigsten und väterlichsten Rathschläge ertheilte und Briefe an Stourtzas hinzufügte. Darauf kehrte ich nach Konstantinopel zurück und begab mich von hier im November 1841 nach Odessa.

Im Jahre 1846 reiste ich nach Konstantinopel zurück, von wo ich sogleich nach der Antigonusinsel ging, um Konstantius zu besuchen und in seine Hände ein großes Packet von Manuscripten zu legen. Er empfing mich mit der größten Freundlichkeit, und wir unterhielten uns über eine Menge verschiedener Dinge, unter Anderm auch über meine Abschrift, wobei er mich benachrichtigte, daß er dieselbe vor einiger Zeit nach dem Berg Sinai gesandt habe.

Im Jahr 1852 sah ich sie dort selbst und bat den Bibliothekar, mir zu sagen, wie das Kloster sie erworben; aber er schien nichts von der Sache zu wissen, und ich meinestheils sagte nichts. Indeß untersuchte ich das Manuscript und fand es sehr verändert, indem es ein älteres Aussehen hatte, als es haben sollte. Die Widmung an den Kaiser Nikolaus zu Anfang des Buchs war weggeschafft worden. Ich begann hierauf meine philologischen Nachforschungen; denn es befanden sich in der Bibliothek mehre werthvolle Manuscripte, welche ich zu prüfen wünschte. Unter ihnen stieß ich auf die Pastoralschriften des Hermas, das heilige Evangelium nach St. Matthäus und die bestrittene Epistel des Aristeas an Philoktetes (alle auf ägyptischen Papyrus des ersten Jahrhunderts geschrieben)*) sammt andern der Beachtung nicht unwürdigen. Alles dies theilte ich Konstantius und später meinem geistlichen Vater Kallistratus zu Alexandrien mit.

Sie haben hiermit einen kurzen und klaren Bericht über den Codex Simonideios, welchen Professor Tischendorf bei seinem Aufenthalt auf dem Sinai, wie, weiß ich nicht, zu entführen verstand, und welchen er, nach St. Petersburg gegangen, dort unter dem Namen eines Codex Sinaiticus herausgab. Als ich vor etwa zwei Jahren die ersten Facsimilia Tischendorfs sah, die zu Liverpool durch Mr. Newton in meine Hand kamen, erkannte ich sofort mein eigen Werk, was ich ihm auch unverzüglich sagte.

Das Obige ist ein getreues Referat über Ursprung und Geschichte des berühmten Codex Sinaiticus, welchen Professor Tischendorf der gelehrten Welt als eine Handschrift des vierten Jahrhunderts aufgeredet hat. Ich habe nun nur noch ein paar Bemerkungen zu machen. Der Name des Kalligraphen des Klosters von St. Pantelimon war Dionysius, der Name des Mönchs, welcher

*) Hermas — nichts zu sagen von Matthäus — auf ägyptischen Papyrus des ersten Jahrhunderts geschrieben, er, der erst im zweiten Jahrhundert und in diesem ziemlich spät entstand! Ganz dasselbe Wunder, wie der alte Uranios, der den Ritter Bunsen ausschrieb.
D. Red.

von dem Patriarchen Konstantius abgesandt wurde, um den Band von der Antigonusinsel nach dem Sinai zu bringen, war Germanus. Der Band wurde, während er in meinem Besitz war, von vielen Personen gesehen, und er wurde mit Aufmerksamkeit von Hadschi Johannes Prodromos, Sohn des Pappa Prodromos durchgegangen, welcher ein Geistlicher der griechischen Kirche in Trapezunt war. Johannes Prodromos hielt ein Kaffeehaus zu Galata bei Konstantinopel und hält es wahrscheinlich jetzt noch. Der Brief vom Patriarchen Konstantius, welcher den Empfang des Manuscripts bestätigte, und ebenso die 25,000 Piaster, die Konstantius mir als Ausdruck des Dankes sandte, wurden mir von dem Diakon Hilarion überbracht. Alle die hier genannten Personen sind, wie ich glaube, noch am Leben und könnten Zeugniß ablegen für die Wahrheit meiner Angaben.

Von der innern Evidenz des Manuscripts will ich für jetzt nicht sprechen. Jeder in der Paläographie Bewanderte muß auf den ersten Blick sagen können, daß es eine Handschrift der Gegenwart ist. Aber ich will doch erwähnen, daß mein Oheim es an vielen Stellen corrigirte und, da es nochmals abgeschrieben werden sollte, viele Buchstaben markirte, welche er illuminiren zu lassen beabsichtigte. Die Correcturen in der Handschrift meines Oheims kann ich natürlich aufzeigen und ebenso jene des Kalligraphen Dionysius. An verschiedenen Stellen merkte ich am Rande die Initialen der verschiedenen Manuscripte an, aus welchen ich gewisse Abschnitte und Lesarten entnommen hatte. Diese Initialen scheinen Professor Tischendorf sehr in Verlegenheit gesetzt zu haben, da er verschiedene höchst ingeniöse Methoden erfunden hat, um sie zu erklären. Endlich behaupte ich im Stande zu sein, obwohl ich die Handschrift Jahre lang nicht gesehen, zwei bestimmte Stellen in derselben aufzuzeigen, in welchen der über allem Zweifel erhabene Beweis liegt, daß es meine Schrift ist." —

„Zum Schluß gestatten Sie mir meine aufrichtige Betrübniß auszusprechen, daß, während die vielen werthvollen Reste des Alterthums in meinem Besitz häufig meinen eignen Händen zugeschrieben werden, das eine arme Werk meiner Jugend von einem Herrn, der sich des Rufs großer Gelehrsamkeit erfreut, für das älteste Exemplar der heiligen Schrift ausgegeben wird."

Tischendorf antwortete auf diesen Angriff in der „Allgemeinen Zeitung" mit einigen kurz abweisenden Worten, und die deutsche Gelehrtenwelt schien dies in der Ordnung zu finden. Wenigstens schwieg sie unseres Wissens. Anders die englischen Theologen. Unter Anderm brachte am 11. September v. J. das „Clerical Journal" eine gutgeschriebene Verurtheilung der Aussagen des Simonides, und einige Monate später, am 17. Jan. d. J., erschien in Nr. 38 der Zeitschrift „The Parthenon" ein Aufsatz, welcher mit Causidicus unterzeichnet war und — anfänglich zu unserer nicht geringen Ueberraschung — in gleichem Grade sowohl dem Konstantin Simonides als dem Konstantin

Tischendorf den Glauben versagte. Im Folgenden das Wesentliche aus diesem anscheinend von aufrichtiger Wahrheitliebe dictirten Artikel, der zugleich die wesentlichsten Punkte des andern Journals wiedergibt. Caussidicus schreibt:

„Es ist schwer zu sagen, wer von den beiden, der Kläger oder der Angeklagte in dieser literarischen Fehde am wenigsten vortheilhaft erscheint. Simonides weigert sich auf den außerordentlich unparteiischen und mild gehaltenen Artikel im „Clerical Journal“ zu antworten, weil derselbe anonym ist, eine Entschuldigung so armseliger Art, daß selbst seine achtbare Großmutter darüber gelacht haben würde. Andrerseits ist die von Tischendorf in der „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichte Note noch bedauernswerther als die feigherzige Entschuldigung seines Gegners. Der Doctor reitet das hohe Pferd, aber keineswegs in der Weise eines Paladins. Von einem Mann, der nur durch seine Arbeiten auf dem untergeordneten Felde der Paläographie und der Sammlung von Manuscripten bekannt ist, sollte man einen gewissen Grad von Bescheidenheit erwarten, selbst wenn derselbe, was ich durchaus nicht zugebe, einen werthvollen Bibelcodex in einem Lappen entdeckt hätte. Aber die Approbation eines Czaren und das Interesse, welches das literarische Europa an seiner angeblichen Entdeckung genommen hat, haben den Manuscriptensammler augenscheinlich bewogen, die Miene eines literarischen alten Pistol anzunehmen. Er wundert sich, daß englische Journale sich um solch Zeug, wie die Angaben des Simonides, Gedanken machen. Wer hat ein besseres Recht? Wir in England trauen weder Tischendorf noch Simonides in einer so wichtigen Angelegenheit wie die Aechtheit eines biblischen Codex, von dem behauptet wird, er stamme aus dem höchsten Alterthum. In diesem Betreff hören wir beide Parteien ohne Voreingenommenheit und gestehen wir dem Doctor Tischendorf nicht ein Jota mehr zu als dem Doctor Simonides.“

„Gegen den Bericht des Simonides scheinen von den in dem verständigen und unparteiischen Artikel des „Clerical Journal“ angeführten Gründen hauptsächlich folgende zu sprechen:

1. Simonides hätte, wenn das Manuscript wirklich sein Werk war, diese Thatsache unmittelbar nachdem die vermeintliche Entdeckung Tischendorfs zu seiner Kenntniß gekommen, bekannt machen müssen. Statt dessen verhielt er sich still bis zur elften Stunde und ließ die Bibelkritiker Europas in Täuschung befangen, ohne Rücksicht auf die Verschwendung von Arbeit und Kosten, welche sein Schweigen verursachte.

2. Die Zeit, welche Simonides bedurft haben will, um das Manuscript zu copiren, betrug ungefähr zwanzig Monate, ein Zeitraum, in welchem, wie es scheint, das Werk unmöglich zu Stande gebracht werden konnte.

3. Das Manuscript enthält Correcturen an achttausend Stellen, eine unermeßlich mühevolle Arbeit, für welche Simonides keine andere Art von Auf

klärung an die Hand gibt, als daß sein Oheim Benedict, früher Abt des Klosters St. Pantelimon auf dem Berge Athos, es an einigen (Simonides sagt — vgl. das Obige — zweimal: „an vielen") Stellen verbessert habe.

4. Das Manuscript soll dem St. Katharinenkloster vor — aber anscheinend nicht lange vor — dem Jahr 1846 übersandt worden sein. 1852 besuchte Simonides selbst das Kloster und sah dort die Handschrift. Er fragte den Bibliothekar, wie das Kloster dieselbe erlangt, eine Frage, die jener Beamte nicht beantworten konnte, obwohl die Zeit zwischen der Absendung des Manuscripts und jener Frage weniger als zehn Jahre betragen zu haben scheint. Simonides gibt zu, damals keinen Anspruch darauf gemacht zu haben, daß er das Manuscript geschrieben.

5. Im Jahr 1844 scheint Tischendorf im Katharinenkloster einen Theil der Handschrift gesehen zu haben, welche, wenn dies wahr wäre, damals in Bruchstücke zerrissen gewesen sein müßte. Simonides gibt an, daß er 1852 das Manuscript im Kloster ganz, aber „sehr verändert" gefunden, „indem es ein älteres Aussehen hatte, als es haben sollte;" denn es war ursprünglich auf die Blätter eines Pergamentbuchs geschrieben, welches „außerordentlich rein und schön gearbeitet war". 1859 will Tischendorf den Rest des Manuscripts „in einen Lappen eingewickelt" gefunden haben. Hier haben wir nur sich widersprechende Aussagen und (soweit wir mit bloßen Behauptungen zu thun haben) bin ich geneigt, dem Einen nicht mehr als dem Andern zu glauben.

6. Das Manuscript ist in Unzialen geschrieben, von denen die besten Paläographen zugeben, daß sie trefflich ausgeführt sind, und welche sie auf ein Datum nicht jünger als das vierte Jahrhundert zurückführen.

7. Die Tinte — eine sehr wichtige Sache bei paläographischen Entscheidungen — scheint von hohem Alter zu sein, und dieser Schein kann, wie man meint, durch keine der jetzt bekannten chemischen Agentien mitgetheilt werden."

„Nachdem wir die Gründe, aus denen sich auf Unredlichkeit auf Seiten des Simonides schließen läßt, erörtert haben, betrachten wir, um unsre Unparteilichkeit zu wahren, die Möglichkeit einer Täuschung (Causidicus braucht ein unzweideutigeres Wort, welches wir nicht adoptiren) auf Seiten Tischendorfs. Die Versuchung war ungeheuer. Der Name eines vorher unbekannten Mannes ohne hervorragendes Talent und Wissen (? vgl. Volbeding) mußte sofort in ganz Europa bekannt werden. Würden wir nicht in einer so hoch wichtigen Angelegenheit feige handeln, wenn wir uns, von dem Geschrei mehrer hundert Bibelkritiker übertäubt, die Tischendorf verschlungen haben, wie einige von ihnen (Anspielung auf Ewald) früher Chwolson verschlangen, von der Untersuchung dieses möglichen Standes der Sache zurückschrecken ließen?"

Der Kritiker weist zunächst auf die vielen achtungswerthen Reisenden hin,

welche das Katharinenkloster vor Tischendorf besucht haben, nennt namentlich Shaw, Pococke und Bankes und fährt dann fort: „Ist es wahrscheinlich, daß das Tischendorfsche Manuscript, wenn es damals im Kloster gewesen wäre, den sorgfältigen und scharfsichtigen Blicken des Mr. Bankes entgangen sein würde? — Ja, erwidern die Sachwalter Tischendorfs, sehr leicht hätte es ihnen entgehen können, insofern es in einen alten Lappen eingewickelt war. — In einen alten Lappen! Wer hat jemals gehört, daß eine Bibelhandschrift in einem Mönchskloster in einen alten Lappen eingewickelt war? Ist das nicht ganz so unwahrscheinlich als irgend ein Theil des Geschichtchens von Simonides? Es erinnert uns an nichts so lebhaft als an Dousterswivels Schatz, der sorgfältig in eine alte Schnupftabaksdose versteckt war. Hätte es im Kloster ein Paar alte Lederhosen gegeben, kein Zweifel, daß Tischendorf sie sorgfältig nach Handschriften untersucht hätte.

Ich meinestheils glaube weder an die Erzählung von dem „Lappen“, noch verwerfe ich sie. Sie ist wunderbar verdächtig, und die Versuchung zu einer Täuschung war über die Maßen groß. Aber sie ist wenigstens möglich, und so begnüge ich mich, sie in die Wagschale gegenüber dem verdächtigen Theil der Geschichte des Simonides zu werfen.

Betrachten wir jetzt die Einwendungen, welche sich gegen die Erzählung den symiotischen Doctors darbieten. Seine Landsleute sollen die kühnsten Taucher der Welt sein. Sehen wir zu, ob er bei seinem Untertauchen in den Ocean der Literatur einen symiotischen Schwamm oder die Perle der Wahrheit aufgelesen hat. Die Einwürfe sind ernster Natur, ich gebe es zu; indeß könnten sie doch nicht gerade entscheidend sein.

1. Was das lange Schweigen des Simonides betrifft gegenüber seinem Anspruch, das angeblich alte Manuscript geschrieben zu haben, so müssen wir einige billige Rücksicht auf die hellenische und klösterliche Erziehung des Mannes und seine eigenthümlichen Idiosynkrasien nehmen. Er ist jedenfalls nicht der Erste, welcher unter ähnlichen Verhältnissen ähnlich gehandelt hat, und nach dem, was mit seinem „Uranios“ passirt war, konnte er eine Art boshafter Befriedigung empfinden, Deutschland sich blamiren zu sehen, die ihn veranlassen konnte, die Leute eine beträchtliche Strecke gehen zu lassen, bevor er gegen Den einschritt, der ihn damals ruinirt hatte.

2. Daß ein Buch wie der Codex Sinaiticus in zwanzig Monaten abgeschrieben wurde, ist allerdings ein außerordentliches Factum. Aber bis der Beweis geführt ist, daß es unbedingt unmöglich war, wird dies keine genügende Entschuldigung sein, seine Erzählung zu verwerfen. Ein moderner Novellist versichert uns, daß er in vierundzwanzig Stunden jene hundert Novellenseiten erfand und schrieb, auf welchen sein ganzer literarischer Ruhm beruht, und denen er in den folgenden dreißigjährigen Arbeiten nie etwas Gleiches an die

Seite gestellt hat. Mag Jemand, mag der rascheste Schreiber sich mit der Aufgabe versuchen, hundert Seiten Novellen in diesem Zeitraum nur zu copiren, und er wird dann — möglicher Weise entscheiden, daß die Leistung des Verfassers von „Rockwood" ganz so unglaublich ist als die von Simonides.

3. Betrifft die achttausend Correcturen. Ziehe ich, wie ich mich um der Unparteilichkeit willen zu thun verpflichtet habe, alle Möglichkeiten in Betracht, so bin ich wohl berechtigt zu fragen: Wer gibt uns die Gewißheit, daß nicht der bei weitem größere Theil derselben das Werk Tischendorfs selbst ist? Er könnte ja das Manuscript des Simonides im Jahr 1844 im Kloster gesehen, sich seine Geeignetheit, für eine Handschrift weit älterer Zeit ausgegeben zu werden, bemerkt und in späterer Periode Alles hinzugethan haben, um ihr den Charakter des allerehrwürdigsten Alterthums zu geben."

4. Daß der „Bibliothekar" die Quelle nicht kannte, welcher das Kloster die Handschrift dankte, läßt sich leicht erklären. Burckhardt berichtet uns, daß die meisten Mönche von den griechischen Inseln stammen, daß sie in der Regel nicht länger als vier oder fünf Jahre im Kloster verweilen, daß nur wenige von ihnen arabisch verstehen, daß wenige auch nur das moderne Griechisch fließend lesen, außer in ihren Gebetbüchern, und daß er nur einen fand, welcher einen Begriff vom Altgriechischen hatte. Er bemerkt, daß sie eine gute Bibliothek hatten, daß dieselbe aber stets verschlossen war, womit er natürlich meinte, daß die Mönche sich nie mit ihr beschäftigten. Können wir uns unter solchen Umständen wundern, wenn der „Bibliothekar" des Jahres 1852 nichts von der Ankunft des in Rede stehenden Manuscripts gewußt haben soll? Dasselbe konnte ja mehre Jahre vor seiner eignen Ankunft gleichgültig in die „Bibliothek" geworfen worden sein, und sicherlich würden die guten Mönche ihm dann nie einen zweiten Blick zugewendet haben. Können wir uns wundern, wenn Simonides, ihre Gleichgültigkeit bemerkend, der Meinung gewesen wäre, daß irgend ein Anspruch auf Interesse an dem Manuscript von seiner Seite ebenso gut hätte an die Wände als an die Mönche gerichtet werden können?

5. Was den Zustand der Handschrift in den Jahren 1844, 1852 und 1859 anlangt, so ist das lediglich ein Fall sich widersprechender Berichte, und in der Bibelfrage darf Niemandes Aussage einen Gegner so stutzig machen, daß weitere Untersuchung ein Ende hat.

6. Rücksichtlich der Kalligraphie und der Anordnung des Manuscripts erinnere man sich, daß Simonides (wie mir scheint, ein Mann von unvergleichlich größerem Talent und Wissen, als Tischendorf je entwickelt hat) einmal ein Werk über ägyptische Geschichte angefertigt hatte, welches sich für eine Schrift des Uranios, des Historikers der Nabathäer ausgab, und welches von den Mitgliedern der Berliner Akademie für ächt erklärt wurde. Professor Dindorf, dessen Gelehrsamkeit im Griechischen und griechischer Paläographie stark hervor-

zuheben lächerlich sein würde, und Dr. Lepsius, dessen Bekanntschaft mit ägyptischen Alterthümern heutzutage sicherlich nicht unterschätzt wird, waren ursprünglich unter denen, welche am eifrigsten an die Handschrift des Uranios glaubten. Ist es darum so gewiß, daß die, welche zugestehen, in der Sache des Uranios hinters Licht geführt worden zu sein, nicht gleichermaßen in Betreff des Codex Sinaiticus getäuscht worden sein könnten? Und ist es nicht von Seiten eines Mannes wie Tischendorf (wir mildern wieder den Ausdruck) sehr übel angebracht, ein vornehmes Gesicht zu machen, wenn englische Kritiker, bevor sie das Ansehen des angezweifelten Textes anerkennen, den Wunsch hegen, alle Belehrung zu besitzen, welche über die Sache gesammelt werden kann?

7. Hinsichtlich der Tinte. Dieser scheinbar geringfügige Punkt möchte in Wahrheit mehr Gewicht haben als irgend einer der übrigen Einwürfe. Es ist klar, daß Simonides nicht Anspruch darauf macht, solche Tinte gebraucht zu haben, welche seinem Manuscript den Charakter des Alterthümlichen verliehen haben würde. Im Gegentheil, es sollte eine schöne und reiche Abschrift werden, geeignet zur Ueberreichung, als moderne Copie, an den Kaiser von Rußland. Ueber diesen Punkt erlaube ich mir keine Meinung zu äußern, obschon es mir nicht leicht fällt, mich zu überreden, daß solch einem Manuscript, wie Simonides es beschreibt, von einem Manne, der Paläographie zu seinem Studium gemacht, nicht nachträglich sowohl hinsichtlich der Tinte als des Pergaments der Anschein sehr hohen Alterthums hätte gegeben werden können.

Ich biete diese Bemerkungen im Geiste vollkommenster Unparteilichkeit sowohl in Bezug auf den symiotischen als auf den deutschen Doctor dar. Ich selbst würde auf die Autorität des Simonides hin gar keine Handschrift annehmen, und ich bin geneigt, auf die Autorität Tischendorfs hin keine ohne die allergenaueste Untersuchung anzunehmen. Was die deutschen gelehrten Zöpfe (pundits) anlangt, so sind sie einmal betrogen worden und könnten wieder betrogen sein." —

So weit der Causidicus des „Parthenon" Nun kurz unsre Meinung.

1. Die Engländer sind in dieser Streitfrage in zwiefacher Hinsicht nicht ganz unparteiisch. Einmal möchten sie nicht gern, daß ihrem Codex Alexandrinus, der frommer Sage zufolge von der heiligen Thekla, aber sicher im vierten oder fünften Jahrhundert geschrieben ist, die Palme des Alters streitig gemacht würde. Sodann könnte das Fehlen gewisser dogmatisch wichtiger Stellen des Neuen Testaments, durch die sich der Tischendorfsche Codex auszeichnen soll, hochkirchlichen Theologen sehr unbequem erscheinen.

2. Causidicus denkt ein wenig zu schnell. Er ist, wie es scheint, kein Fachmann. Er setzt im Eifer vielleicht zu starke Möglichkeiten. Seine Beweisführung mit den frühern gelehrten Besuchern des Katharinenklosters, welche die Handschrift nicht gefunden, ist schwach. Punkt 1 des folgenden Plaidoyers da-

gegen unterschreiben wir. Ebenso leuchtet Punkt 2 ein, und ließen sich dazu noch viel näher liegende Beispiele als der Autor von „Rockwood" herbeischaffen. Die betreffende Handschrift würde, wie das „Clerical Journal" meint, in ihrer Vollständigkeit zwischen 1,100 und 1,200 Folioseiten, jede zu 4 Spalten gehabt haben, und diese in circa 600 Tagen vollzuschreiben, erfordert Fingerfertigkeit und Ausdauer, ist aber keineswegs unmöglich, so wenig unmöglich wie das Gedächtniß und die Beharrlichkeit Scaligers, der in 21 Tagen den ganzen Homer auswendig lernte. Die Hypothese in Punkt 3 können wir uns selbst in dieser Form entfernter Möglichkeit nicht gut aneignen, und statt der Denkbarkeit einer Täuschung substituiren wir lieber die Denkbarkeit des Getäuschtseins. Der vierte Punkt des englischen Kritikers ist in der Ordnung, desgleichen der fünfte, und auch dem sechsten und für die innere Evidenz des Codex wichtigsten läßt sich leider nur insofern widersprechen, als wir die hier niedergelegte sehr günstige Ansicht von den Talenten und Kenntnissen des „Doctors" Simonides blos in Betreff der Talente unbedenklich finden.

3. Causidicus hat ferner auffallender Weise eine Erinnerung außer Acht gelassen, die sehr für Simonides und gegen Tischendorf sprechen könnte, nämlich die seiner Zeit von dem Letzteren mit etwas mehr Zuversicht als Vorsicht ausgesprochne Verdammung des Leipziger Hermas-Manuscripts, das er für eine von Simonides fabrizirte Rückübersetzung aus dem Lateinischen erklärte. Da der „sinaitische Fund" einen jenem nahe verwandten Text bietet, so konnte der Uneingeweihte darin bis vor Kurzem leicht eine Bestätigung der Simonideischen Herkunft auch des Codex vom Sinai erblicken, und noch jetzt bleibt wenigstens ein Achselzucken hinsichtlich der philologischen Kenntnisse unseres Tischendorf und der Gedanke gestattet: wer beim Leipziger Manuscript so gröblich irrte, könnte ja auch beim sinaitischen sich getäuscht haben.

4. Die Behauptungen des Simonides über die Genesis der Handschrift erscheinen in einem mehr als zweifelhaften Lichte. Doch könnten seine Zeugen immerhin gehört werden. Das Kaffeehaus des Popensohnes Hadschi Prodromos und der Berg Athos liegen zwar fern von Leipzig, aber doch nicht außer der Welt und außer dem Bereich der russischen Gönner Tischendorfs, und die Aussagen griechischer Kafedschis und Kaluger mögen sehr verdächtig, aber sie dürften hier doch einigermaßen beachtenswerth sein.

Unser Endergebniß. Ewald irrte schwer mit Chwolsons Fund, Lepsius und die ganze berliner Akademie mit Uranios-Simonides, Tischendorf mit dem Pastor Hermae der Leipziger Universitätsbibliothek. Es besteht, allerdings von wenig achtbarer Seite angeregt, aber von respectabler Seite adoptirt, der Verdacht, daß die sinaitische Handschrift möglicher Weise nicht so alt, als sie sein sollte, sondern — was nicht ohne Beispiel wäre — nur mit getreuer Copirung eines ältern Schriftcharakters geschrieben ist. Diesem Verdacht gegenüber vornehm thun, ist

nicht zu rathen. Vielmehr wäre zu dessen Beseitigung mindestens eine chemische und mikroskopische Untersuchung von competenter und nicht interessirter Seite allein von Nutzen.

Und nun zum Schluß. Sollen wir ihn noch unsern Tischendorf nennen? Wir denken, vorläufig nicht. Man büßt ungern einen großen Mann ein, aber wir sind verstimmt.

Merklich erkältet senkt unser Wohlwollen die Flügel. Mühsam fortbeschworne Schatten kehren wieder, und von Neuem haben wir zu wehren, daß wir nicht den zu Anfang dieses Artikels geschilderten Versuchungen unterliegen. Also nicht mehr unser Tischendorf, unser Erasmus und Ximenes, und nicht eher wieder, als bis die Zweifel des Englishmans und die unsern widerlegt sind, wovon wir seiner Zeit — nicht so sehr wegen des „sinaitischen Fundes", der uns kühler läßt wie die Engländer, als im Interesse der Ehre deutscher Wissenschaft — bereitwillig Notiz nehmen werden.

Aber wohlzubemerken: Causidicus hat seine Mängel, ist aber kein Simonides. Also nicht wieder das hohe Roß reiten, nicht kurz abtrumpfen. Nicht mit Worten, die mehr Selbstgefühl als Selbsterkenntniß athmen, sich um die Sache herumschlängeln, wie bei der Rücknahme des frühern Urtheils über das Hermas-Manuscript. Sondern glatte klare, ausführliche Gegenbeweise bringen; denn, wie die Grenzboten damals bei Gelegenheit der Uranios-Affaire nicht ohne einige Wehmuth sagten:

Es gibt viel Betrug in der Welt, und auch die Besten können irren!

Das französische Gelbbuch.

Der Kaiser Napoleon hat, wie in den beiden verflossenen Jahren, so auch diesmal, der Legislative eine Auseinandersetzung über die Lage des Landes, begleitet von diplomatischen Documenten, vorlegen lassen. Der Werth dieser Mittheilungen ist allerdings relativ; denn mißliebige Momente sind darin mit Stillschweigen übergangen oder mit officiöser Schönfärberei behandelt. Vor Allem muß es jedem Leser der veröffentlichten Depeschen, welche dem Publicum sämmtlich durch die Zeitungen zugänglich gemacht sind, auffallen, daß auf dieselben schwerlich der Grundsatz der Jury passen wird: die Wahrheit, die ganze

Wahrheit, nichts als die Wahrheit. Schon unter Guizot gestand einer seiner Intimen, es koste unglaubliche Mühe, die Vorlagen für die Kammern zurecht zu machen, d. h. Compromittirendes wegzulassen, ohne daß die Lücke gefühlt werde, aber wenn man schon damals in diesen Mittheilungen nicht immer den eigentlichen Schlüssel einer streitigen internationalen Frage zu finden hoffen durfte, so noch viel weniger unter der kaiserlichen Regierung. Napoleon kennt allerdings die Wichtigkeit der öffentlichen Meinung und versäumt nichts, um sie zu gewinnen, aber er ist darum keineswegs gesonnen, sich ihrem Richterstuhl zu unterwerfen. Er hat deshalb eine doppelte Buchhaltung eingerichtet, in den veröffentlichten Depeschen wird der Kampf für die höchsten Interessen des staatlichen Lebens geführt, in den geheimen Depeschen liegen die wahren, nur zu oft persönlichen Springfedern verborgen. Consequent wie er ist, ging er noch einen Schritt weiter und führte auch doppelte Buchhalter ein, neben den beglaubigten Gesandten operiren geheime Agenten, die von jenen unabhängig sind, und schon oft sind französische Diplomaten zu ihrem Erstaunen in ihren Angaben direct vom Kaiser nach jenen verborgnen Quellen berichtigt. Dürfen wir demzufolge nicht erwarten, in den veröffentlichten Documenten bis auf den Grund der Fragen zu sehen, so geben sie uns doch immerhin merkwürdige Fingerzeige. Voran steht die Sphinx der römischen Frage. Napoleon hat hier selbst gesprochen, durch sein bereits im Herbst bekannt gewordnes Schreiben an Thouvenel. Man findet in demselben nichts, was eine Lösung andeutet, sondern nur den stetig wiederholten Wunsch einer Ausgleichung zwischen dem Widerstande der einen und der Begehrlichkeit der andern Partei. Er erklärt sehr richtig die Motive beider, tadelt, daß jede die ihrigen absolut festhält, anstatt im wohlverstandnen Interesse den Forderungen der Billigkeit und Gerechtigkeit Gehör zu geben, und meint, man müsse nicht daran verzweifeln, daß die Wahrheit, dies göttliche Licht, sich Bahn breche und die Gegner zur Versöhnung führe. Sollte Napoleon, der gewiß nicht an dogmatischer Beschränktheit leidet, wirklich glauben, daß eine Vereinbarung zwischen dem päpstlichen Non possumus und dem Cavourschen Programm: „Rom die Hauptstadt Italiens“ möglich sei? Sollte er an die freie (römische) Kirche im freien Staate glauben? Dann würde er sich für mächtig genug halten, um mit Bassanio im Kaufmann von Venedig zu reden, Schnee und Feuer zu neuem Leben verbinden zu können. Aber schwerlich wiegt er sich in derartigen Täuschungen. Wen die Unterhaltungen des Cardinal Antonelli mit dem französischen Botschafter noch im Zweifel über die Möglichkeit einer derartigen Sisyphusarbeit lassen können, der wird schwerlich bekehrt werden können. Wir meinen, der Schlüssel für die neueste, dem Papste günstige Wendung in der kaiserlichen Politik ist nur in ganz bestimmt französischen Umständen zu suchen. Er liegt vor Allem in den bevorstehenden Wahlen zum gesetzgebenden Körper. Der Kaiser, der durch seine

hundertarmige Bureaukratie aufmerksam den Puls der öffentlichen Meinung Frankreichs fühlt, glaubt, daß der Sturz des Papstes in der katholischen Bevölkerung eine so gewaltsame Aufregung hervorrufen würde, daß die ergebne Majorität, deren er zu seinem Scheinconstitutionalismus bedarf, gefährdet sein könnte. Wenn deshalb erklärt wird, es habe dem Kaiser zweckmäßig geschienen, das Versöhnungswerk in die Hände von Personen zu legen, welche den bisherigen Erörterungen fern gestanden, so bezeugt dies schwerlich die Zuversicht Napoleons, daß den Herren Drouin de Lhuys und Latour d'Auvergne gelinge, was den Vorgängern mißlungen. Wenn ihm die Zeit in Rom zu handeln gekommen scheint, so werden sie ebenso andern Personen Platz machen, wie Thouvenel und Lavalette es jetzt thun mußten. Hat nicht vielleicht im Hinblick auf eine solche Wendung Lord Russell dem Papste Malta als Asyl angeboten? Man könnte fragen, warum hat denn der Kaiser nicht den gesetzgebenden Körper vor dem Ablauf seines Mandates aufgelöst? Wir meinen, einmal weil er die Katholiken erst speciell durch eine dem Papste günstige Politik beruhigen will, und sodann, weil er die Hände nicht frei hat, in Italien zu handeln, so lange die mexikanische Expedition nicht beendigt; inzwischen gibt Persigny für die Wahlen den Präfecten den Befehl, wenn ein Bonapartist nicht durchzubringen, stets einen demokratischen Candidaten den Klerikalen vorzuziehen. Die ultramontanen Blätter mögen jetzt mit großer Feierlichkeit die Reformen verkünden, welche der Papst verspricht, Napoleon wird dies nicht täuschen, er ist sich sicher darüber klar, daß es nur zwei Lösungen für die römische Frage gibt, entweder der Papst bleibt in Rom und sein weltlicher Schutzherr führt die Reformen, die er in dem Briefe an Edgar Ney verlangte, selbst aus, oder die weltliche Macht fällt, und Rom wird die Hauptstadt Italiens für neue Concessionen an Frankreich. Für beide Fälle werden die Italiener durch die Fortdauer ihrer gegenwärtigen Schwierigkeiten mürber gemacht. Die Correspondenz mit dem Turiner Cabinet schließt mit einigen Depeschen, welche beiderseits den status quo vorläufig annehmen; die Noten Thouvenels von diesem Sommer dagegen zeigen, wie sehr der Sache Italiens das kopflose Unternehmen Garibaldis und die ebenso unbesonnene als schwache Politik Ratazzis geschadet hat. Dieser intriguante Mann, der ohne die großen Eigenschaften Cavours den Ehrgeiz hatte, dessen Werk zu Ende zu führen, stürzte den tüchtigen, vielleicht etwas zu schroffen Ricasoli durch unwürdige Kunstgriffe und französische Begünstigung. Er glaubte deshalb frei handeln zu können und verabredete mit Garibaldi eine Schilderhebung in Griechenland, durch welche die orientalische Frage Oestreich in solche Verlegenheiten bringen sollte, daß Italien daran könnte, Venedig zu nehmen. Aber Garibaldi ließ sich in Sicilien, wo er noch im vollsten Einvernehmen mit den königlichen Prinzen schien, von Mazzinisten bereden, daß Ratazzi ihn täusche, er erhob den Ruf nach Rom,

der mit einer Katastrophe endete, die Napoleon kategorisch verlangte, und deren Organ Ratazzi sein mußte. Der Fall seines Ministeriums war der verdiente Lohn, und wenn man auf seine Thätigkeit zurückblickt, so darf man sagen, daß der einzige Gewinn dieses Jahres, die Anerkennung Italiens von Rußland und Preußen, nicht sein Verdienst, sondern lediglich der französischen Fürsprache zuzuschreiben ist. Diese Fürsprache aber ist eben auch ein Moment der doppelhändigen kaiserlichen Politik, deren Widersprüche Prévost-Paradol in dem beißenden Dialog des Courier du Dimanche zusammengefaßt, welcher den Zorn des Imperialismus so sehr erregte.

Bleibt Italien eine Quelle vielfacher Verwickelungen und Verlegenheiten für die kaiserliche Politik, so bringt der mexicanische Handel noch weit dringendere Gefahren. Ein scharfer Beobachter Napoleons hat einmal gesagt, er kenne den Unterschied von Träumen und Denken nicht, er führe seine Projecte zwar mit großer Klugheit aus, aber die Projecte selbst seien die eines Enthusiasten. Es ist sehr naheliegend, dies Wort auf die mexicanische Unternehmung anzuwenden. Er ließ sich durch Almonte und dessen Freund, den französischen Gesandten in Mexico, Dubois de Saligny über die Schwierigkeiten einer Expedition täuschen, in der er die Verwirklichung seiner frühern Plane hoffte, nämlich die Begründung eines französischen Colonialreiches in Amerika, die Durchstechung des Isthmus von Panama und die erneute Herrschaft der lateinischen Race unter Frankreichs Fahne in jener Weltgegend. Diese Ideen wurden von Michel Chevalier im Anfang vorigen Jahres in zwei Artikeln der Revue des deux mondes ausgeführt; Mexico, heißt es dort, sei ein Land von unerschöpflichen Hülfsquellen, das durch seine Minen- und Bodenerzeugnisse alle Auslagen des Unternehmens rasch und reichlich erstatten werde. Diese Ideen scheinen aber doch einigermaßen sanguinisch, gewiß ist das Land sehr fruchtbar, und die Minen können einen unvergleichlich höhern Ertrag bei rationellem Bau geben. Aber vorläufig fehlt es an allen Bedingungen solcher Resultate. Zunächst ist das militärische Ziel, die Occupation des Landes, noch keineswegs erreicht. Nehmen wir auch an, daß General Forey bald in Mexico sein wird, so beginnen damit erst die eigentlichen Schwierigkeiten. Mit der Hauptstadt kann er sich nicht begnügen, schon weil er sich daselbst nicht hinreichend verproviantiren kann, er muß also die größern Städte besetzen, und diese liegen so entfernt von einander, daß es einer doppelt so großen Armee bedürfen wird, um zum Ziele zu gelangen. Und auch wenn dies mit großen Opfern an Blut und Geld durchgesetzt wird, wenn durch ein Gaukelspiel des allgemeinen Stimmrechts Napoleon zum Protector des Landes erklärt sein sollte, so ist an einen Gewinn aus dem Unternehmen nicht zu denken. Um den Productenreichthum des Bodens wirklich productiv zu machen, müßte zuerst eine vollkommen neue Colonisation Millionen in die Bergwerke und Felder stecken, welche durch Raubbau verwüstet

fast nichts hervorbringen, und wo sind die Elemente einer solchen Colonisation? Die Mexicaner, wahrlich schlechte Repräsentanten der lateinischen Race, sind Mischlinge von Spaniern und Indianern, welche, durch Anarchie und Pfaffenthum auf den niedrigsten Bildungsgrad herabgedrückt, aus der französischen Occupation einen Vorwand zu fortwährendem Guerillakrieg und Räubereien machen werden. Für Europäer eignet sich das Klima nicht und am wenigsten für die Franzosen, welche nicht einmal mit der Colonisation Algiers vorwärts kommen. Aus allen diesen Umständen erklärt es sich gewiß hinreichend, daß die Engländer mit Vergnügen sehen, wie der Kaiser sich immer tiefer in eine Angelegenheit verwickelt, die ihm keinen Gewinn bringt und die Geld- wie Militärkräfte Frankreichs um so mehr in Anspruch nehmen muß, als die mexicanische Frage die amerikanische einst unvermeidlich berühren wird. Mag auch Herr Drouin de Lhuys sich vorläufig bei dem Fehlschlagen der Vermittelung beruhigen, die Connexität beider Angelegenheiten muß früher oder später zu einer Intervention zu Gunsten des Südens führen. Der Brief des Kaisers an den General Forey gibt auch dafür mannigfache Anhaltspunkte. Diesen bedrohlichen Aussichten gegenüber haben die im Gelbbuch mitgetheilten Documente über die Mißverständnisse mit England und Spanien nur ein retrospectives Interesse, zumal mit keinem der beiden Länder daraus ernstere Verwickelungen hervorgegangen sind. Aus den letzten Verbalnoten, die mit Spanien gewechselt sind, geht übrigens hervor, daß Napoleon die Hülfe seines frühern Bundesgenossen jetzt nicht will, indem er am 1. December erklärt, er werde England und Spanien zur Theilnahme an den Verhandlungen mit Mexico einladen — „dès que la phase des opérations militaires sera terminée." — Während Frankreich also im Westen kämpft „pour rendre à la race latine, de l'autre côté de l'Océan sa force et son prestige" ist England im Osten nicht müßig gewesen und hat sowohl in den serbisch-montenegrinischen Angelegenheiten, wie in der griechischen Frage große Vortheile errungen.

Am ausführlichsten behandelt das Gelbbuch die serbischen Angelegenheiten, weil in der That die geschickte Politik des französischen Botschafters und des Generalconsuls in Belgrad wesentlich zum Abschluß der Convention vom 8. September beigetragen haben, welche dem Fürstenthume immerhin wichtige neue Rechte sichert. Weniger Grund dagegen hat die französische Regierung, sich eingehend über Griechenland auszulassen, und in der That finden wir in dem Buche auch nur die bereits bekannte Circulardepesche vom 4. December v. J., welche die Ansichten des Tuileriencabinets zusammenfaßt und nach der Erneuerung des Londoner Protokolls von 1830 ein mehr platonisches Interesse für Griechenland zeigt. In der That hat Palmerston durch seinen großen Schachzug mit den ionischen Inseln die beiden andern Schutzmächte vollkommen aus dem Felde geschlagen und wer auch immer den schwan-

kenden Thron Griechenlands besteigen wird, er wird sich nur durch Englands Hülfe darauf halten können. Die britische Regierung sagt sich wahrscheinlich selbst, daß alle ihre Unterstützung das morsche Gebäude der ottomanischen Macht doch auf die Länge nicht wird halten können, sie will es abstützen und einen neuen Unterbau beginnen, der dann Anhalt bietet, wenn das obere Gewölbe stürzt.

In Summa, meinen wir, wird der Eindruck des Gelbbuchs auf den unbefangenen Leser der sein, daß Frankreich eine große Macht bleibt, die ihr Ansehen durch gewaltige Mittel nach Außen aufrecht zu erhalten im Stande ist, daß es aber doch schwerlich Ursache hat die Bilanz des letzten Jahres als eine gewinnreiche anzusehen. φ.

Das Ziel des Suezkanals.

England gibt die ionischen Inseln auf. Ausgemacht scheint, daß die britischen Staatsmänner den Besitz derselben nicht mehr für unbedingte Nothwendigkeit halten, falls im Königreich Griechenland eine ihnen passende Regierung zu Stande kommt. Nur die Einwilligung der übrigen Mächte und das Ja der Jonier selbst fehlen noch außer jener angenehmen Regierung, und die Angelegenheit wäre geordnet. England, so scheint es, fühlt sich hier sicherer wie je.

Aber sehen wir nach einem andern Punkte der Karte. Während die englische Politik im Begriff steht, eine ihrer drei starken Stellungen im Mittelmeer als entbehrlich zu verlassen und gegen blos moralischen Gewinn zu vertauschen, gehen auf dem weiteren Wege nach Indien, in Aegypten und am Rothen Meer Dinge vor, die auf bedenkliche Absichten Frankreichs in Betreff dieser Gebiete gedeutet werden müssen. Von Jahr zu Jahr häufiger erscheinen an den Küsten des Rothen Meeres französische Kriegsdampfer. Von Zeit zu Zeit verlautet von Versuchen Frankreichs, dort Inseln oder Buchten zu Stationsplätzen für solche Schiffe zu erwerben. Agenten aus Paris durchstreifen die Uferlandschaften von Habesch und setzen sich mit dortigen Herrschern in Vernehmen. Vielfach wird von Verträgen berichtet, die durch derartige Sendlinge im Interesse Frankreichs und

keineswegs blos oder überhaupt zu Handelszwecken abgeschlossen worden. Sicher endlich ist, daß mit dem Kanal, der nach dem Plane des Herrn v. Lesseps den Isthmus von Suez durchschneiden und das Rothe mit dem Mittelmeer verbinden sollte, politische Zwecke verfolgt werden.

Daß durch glückliche Vollendung dieses Unternehmens der Verkehr zwischen Europa und Ostasien, Australien und dem jetzt gleichfalls in die Geschichte eintretenden Howareich auf Madagaskar (welches letztere ebenfalls der Politik Frankreichs dienstbar werden zu wollen scheint) beträchtlich gefördert werden würde, wenn auch nicht in dem Maße, wie die Pariser Posaune des Herrn v. Lesseps den Börsen Europas verkündigen zu dürfen glaubte, leidet keinen Zweifel. Von Anfang an aber wurde bezweifelt, erstens, ob der Kanal sich ausführen lasse, zweitens, ob er die Kosten seiner Vollendung und Erhaltung verzinsen werde, drittens, ob die Absicht des Unternehmers so sehr, wie dieser behauptete, auf den Gewinn der Actionäre und nicht vielmehr auf Verfolgung politischer Zwecke gerichtet sei. Diese Zweifel sind jetzt so gut wie gelöst, und die wichtigsten nicht zu Gunsten des Herrn v. Lesseps oder richtiger, nicht zu Gunsten der Ehrlichkeit seiner Versicherungen. Der Kanal würde sich möglicher Weise ausführen lassen. Er wird aber auf keinen Fall die zu seiner Vollendung und Erhaltung erforderlichen Summen verzinsen. Er ist endlich der bloße Deckmantel für eine französische Colonie in Aegypten, und er war dies sehr wahrscheinlich von Anfang an*).

Das Alterthum kannte keine unmittelbare Verbindung der beiden Meere. Die Kanäle, mit denen es dieselben zu verschiedenen Malen verband, gingen stets von Suez, statt quer über die Landenge, nur bis zu den Bitterseen in der Mitte derselben und dann westlich, wo sie in den Nil mündeten. Die neue Zeit hat größere Mittel zur Ueberwältigung der territorialen Schwierigkeiten, und so ist kaum zweifelhaft, daß sie hier Größeres als das Alterthum wagen und hoffen durfte. Die Stürme, welche den Kanal mit ihrem Flugsand zu verwehen drohen, erregen Bedenken. Die geringe Wassertiefe bei Port Said, wo der Kanal ins Mittelmeer münden soll, erfordert die Anlegung ungeheurer Kais und die Ausbaggerung bedeutender Strecken, welche die an dieser Küste hingehende Strömung des Nil in Kurzem mit ihrem Triebsand ungethan machen dürfte. Aehnliche Arbeiten, besonders kostspielige Wasserbauten, verlangt der sehr seichte Hafen von Suez, wenn, wie projectirt, der Kanal Schiffen jeder Größe, bis zu 2000 Tonnen Gehalt, zugänglich sein soll. Andere

*) Vgl. Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. Von Alfred v. Kremer (2 Thle. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1863), ein Werk, welches wir als sehr belehrend warm empfehlen, und dem wir im Folgenden einige Notizen auszugsweise entnehmen.

Bedenken wurden in einem früheren Aufsatz erwähnt. Sie alle aber würden, wenn man den Kanal wirklich wollte, sich nach menschlicher Berechnung überwinden lassen, wenn auch nicht in der kurzen Zeit von sechs Jahren, die v. Lesseps dazu für hinreichend erklärte, und wenn auch nicht mit den 162 Millionen Francs, die jener dafür in Anspruch nahm.

Scheint somit dem Werke eine unüberwindliche technische Schwierigkeit nicht entgegenzustehen, so haben sich viel gegründetere Bedenken in Betreff der Rentabilität desselben erhoben, Bedenken so begründet, daß bereits vielen Actionären die Augen darüber aufgegangen sind. Niemand in Aegypten glaubt, daß der Kanal in sechs Jahren oder selbst in doppelt so langer Zeit fertig werden, Niemand, daß er ohne ganz unverhältnißmäßige Kosten fahrbar erhalten werden und daß er die auf ihn verwandten Summen auch nur mit einem Viertelprocent verzinsen könnte; geschweige denn, daß er, wie Herr v. Lesseps hoffen wollte und mit einer Keckheit ohne Gleichen der Welt verkündete, jährlich 40 Millionen Francs einbringen würde. Kein Zweifel, daß der neue bedeutend nähere Wasserweg nach Ostasien stark benutzt werden und schöne Summen in die Zollkasse der Gesellschaft liefern würde, die ihn geschaffen. Aber auch kein Zweifel, daß dieser Transit nicht in dem riesigen Maßstab zunehmen würde, den die Phantasie oder die Vogelstellerkunst der französischen Unternehmer den bedauernswerthen Actionären gezeigt hat.

Hat Herr v. Lesseps dies nicht von Anfang an gewußt, so scheint er sich jetzt darüber klar zu sein. Sollte der Kanal wirklich und im Ernst ein Hebel für den Welthandel und ein rentables Unternehmen für die Actionäre werden, und war der Gedanke, seine Gründung zugleich zur Anlegung einer französischen Colonie zu benutzen, die durch ihre Lage an der großen Handelsstraße von hoher Bedeutung für das Mutterland und dessen Stellung zu dem Besitzer Indiens gewesen wäre, nur ein Nebengedanke, so ist dieser Nebengedanke jetzt allem Anschein nach Hauptsache geworden.

Mit andern Worten: der Gedanke einer Durchstechung der Landenge von Suez scheint so gut wie aufgegeben, und man wird sich wohl darauf beschränken, einen bloßen Bewässerungskanal zu graben, der von Zakazik am östlichen Arm des Nil (Damiette-Arm) nach dem in der Mitte zwischen Suez und Port Said gelegenen Timsach-See und von dort in weiteren Verzweigungen nach Suez und Port Said laufen soll. Darauf wenigstens deutet Alles hin, was bis jetzt von der Gesellschaft erworben und geschaffen worden ist. Am Hauptkanal, welcher der Schifffahrt zu Gute kommen sollte, ist trotz verschiedener entgegenstehender Zeitungsnachrichten, sehr wenig geschehen*). Der Bewässe-

*) Von dem eigentlichen Kanal ist auf der Strecke zwischen Port Said und dem Krokodilsee ein flacher und schmaler Graben fertig, der etwa den dreißigsten Theil der hier erforder-

rungskanal dagegen, welcher, dem Vorgeben des Herrn v. Lesseps zufolge, nur den Arbeitern an jenem das nöthige süße Wasser in die Wüste bringen sollte, in Wahrheit aber ein Speisungskanal für die hier projectirte französische Colonie ist, geht mit raschen Schritten seiner Vollendung entgegen.

Die Gegend, welche dieser Süßwasserkanal durchschneidet, gehörte einst, wie man meint, zu dem Lande Gosen und war noch vor nicht vielen Jahrhunderten einer der bevölkertsten und am besten angebauten Striche des untern Nilthales. Jetzt ist sie großentheils Wüste, da es ihr in den letzten Zeiten fast ganz an süßem Wasser mangelte. Der Kanal wird ihr letzteres zuführen und überdies einen trefflichen Wasserweg bilden, welcher neuen Ansiedlern das Herkommen und die Verwerthung ihrer Producte wesentlich erleichtern wird. Auch wenn der Durchstich des Isthmus nicht vollendet werden sollte, wird der Nutzen dieses Seitenkanals mit süßem Wasser in nichts geschmälert sein. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, hat Herr v. Lesseps nicht nur mit dem Nebenkanal begonnen, sondern hier für seine Actiengesellschaft — hinter der, wie mit Bestimmtheit anzunehmen, sein Vetter, der Kaiser der Franzosen steht — auch sehr beträchtlichen Grundbesitz an sich gebracht, in dem er weite Strecken des Wadi Tumeilat, namentlich die früher dem verstorbenen Ilhami Pascha gehörige Besitzung Ras El Wadi ankaufte. Die Besiedelung dieser Strecken wird der Actiengesellschaft mit der Zeit zum Vortheil gereichen und im gewissen Grade auch der ägyptischen Regierung und Bevölkerung Gewinn bringen. Doch wird der Schaden, den letztere davon haben, selbst wenn der Hauptkanal ebenfalls zu Stande käme, diesen Nutzen jedenfalls aufwiegen, wo nicht überwiegen.

Der Hauptkanal quer über den Isthmus würde, um dem Lande selbst zu nützen, durch belebte Gegenden und an bevölkerten Plätzen vorüberführen müssen. Er würde aber so, wie er angelegt werden sollte, durch die dürrste und einsamste Wüste laufen, und so für den innern Handel Aegyptens keine oder nur geringe Wichtigkeit haben. Der Süßwasserkanal wird der Wüste allerdings culturfähige Gründe von großer Ausdehnung abgewinnen, aber an vielen Stellen Aegyptens findet sich noch besseres, leichter für den Ackerbau ertragfähig zu machendes Land. Das Unternehmen des Herrn v. Lesseps hat

---

lichen Arbeiten repräsentirt; auf der Strecke von jenem See bis Suez aber und an den dortigen Hafenbauten ist noch gar nichts gethan. Der Hafendamm in Port Said endlich, der beiläufig unabhängig von der Durchstechung der Landenge als nützlich betrieben werden kann, ist jetzt etwa zum vierzigsten Theil vollendet. Rechnet man Alles, was in den drei Jahren seit Beginn der Arbeiten geschehen ist, zusammen, so wird etwa $1/_{60}$ dessen herauskommen, was bis zur Eröffnung des Kanals geschehen müßte.

eine große Anzahl Europäer in das Land geführt, aber wir werden bald sehen, daß dies ein sehr zweifelhafter Gewinn ist. Durch die Verproviantirung der Arbeitercolonnen, die im Wadi Tumeilat beschäftigt sind, werden namhafte Geldsummen unter das Volk der benachbarten Provinzen gebracht, aber wir werden finden, daß auch darin kein Vortheil für das Land im Allgemeinen liegt.

Die commerzielle Bedeutung Aegyptens besteht heutzutage fast ausschließlich in seiner Ausfuhr von Landeserzeugnissen und in seiner Einfuhr europäischer Fabrikwaaren. Für den europäisch-ostasiatischen Verkehr ist es nur als Durchgangspunkt wichtig, aber der Transithandel ist schon jetzt, wo ihn die Eisenbahn von Alexandrien nach Suez vermittelt, keineswegs noch so ergiebig für das Land als früher, wo die Waarenströmung sich langsam und wiederholt aufgehalten zwischen den beiden Meeren hin und her bewegte, während sie jetzt mit Dampfeseile herüber und hinüberrauscht. Damals gewannen alle für den Verkehr Arbeitenden, namentlich Spediteure, Kameelführer, Schiffer und Gastwirthe Erhebliches, und die verschiedenen Zölle und Steuern waren für die Regierung eine sehr ergiebige Einnahmequelle. Alles das würde ganz wegfallen, wenn der Hauptkanal wirklich fertig würde und erhalten werden könnte. Die Schiffe würden dann eben durchfahren, ohne ägyptischen Boden zu berühren, das ägyptische Volk würde höchstens von der Verproviantirung derselben einigen Nutzen, die ägyptische Regierung nur von den Gebühren, die beim Eintritt der Fahrzeuge in den Kanal zu zahlen wären, eine Einnahme haben. Letztere sind indeß bereits auf 99 Jahre von Vollendung des Kanals an der Actiengesellschaft vorbehalten, und erst nach Ablauf dieser Frist tritt die Regierung in deren Genuß. In der Zwischenzeit bekommt sie nur fünfzehn Procent vom Reinertrage, der, wie oben gezeigt, ein sehr problematischer sein würde. Dafür aber hat sie laut der Concessionsurkunde erstens der Gesellschaft alle herrenlosen Gründe, welche für die Kanalbauten erforderlich sein könnten, und die Nutznießung aller der Strecken, welche jene bewässert und anbaut, letztere mit zehnjähriger Steuerbefreiung, zu überlassen und außerdem der Gesellschaft die abgabenfreie Einführung aller nothwendigen Werkzeuge und Maschinen vom Ausland sowie die unentgeltliche Ausbeutung der ägyptischen Steinbrüche zu gestatten.

Ferner liefert die Regierung dem Herrn v. Lesseps die achttausend Arbeiter, die er bei seinen Bauten bedarf. Diese Arbeiter müssen, da sie, schlecht genährt und über die Gebühr angestrengt, massenweise sterben, oft ergänzt werden. Aegyptens Nerv aber ist der Ackerbau, und es liegt auf der Hand, daß ein jährlicher Abgang von 8000 Bauern, von denen sichern Nachrichten zufolge ein Viertel nicht wiederkehrt, auf die Wohlfahrt des Landes nachtheilig wirken muß. Leistet die ägyptische Regierung somit hierdurch schon mit Aufopferung

ihres eignen Interesses dem Unternehmen des „französischen Kanals"*) Vorschub, so hat Said Paschas Verblendung dem Herrn v. Lesseps noch weit wichtigere Zugeständnisse gemacht. Der Vicekönig hat mit 85 Millionen Francs Actien für mehr als die Hälfte der Summe genommen, welche jener für die Vollendung des Unternehmens beanspruchte, und hiervon bereits sehr bedeutende Beträge theils in Baarem, theils auf andere Weise eingezahlt, und so wird an dem Kanal zwar unter französischer Leitung, aber großentheils mit ägyptischem Gelde gearbeitet. Die Direction verwendet letzteres ganz nach eignem Ermessen. Sie ist nur der Generalversammlung der Actionäre, die in Paris stattzufinden hat, Rechenschaft schuldig. Auch das gerichtliche Domicil der Gesellschaft, welches alle dieselben betreffenden Rechtsstreitigkeiten zu entscheiden hat, befindet sich nicht in Aegypten, sondern in Paris. Endlich aber kann auch die große Masse von Franzosen, welche sich infolge des Unternehmens im Wadi Tumeilat sowie in Zakazik, Damiette und Port Said angesiedelt hat, der Regierung Aegyptens keine Freude sein, da diese Fremdlinge laut der Tractate nicht unter ihrer, sondern unter der Gerichtsbarkeit des französischen Generalconsulats stehen. Schon jetzt entzieht sich auch ein beträchtlicher Theil der einheimischen Arbeiter am Kanal auf diesem Wege der Autorität der ägyptischen Behörden, und in viel höherem Grade wird dies der Fall sein, wenn ein systematisches Colonisationssystem im Wadi Tumeilat zur Durchführung gekommen ist.

Und das wird nicht lange auf sich warten lassen. Wie schon angedeutet, concentrirt sich fast die ganze Thätigkeit der Unternehmer jetzt auf das letztgenannte Thal, welches sich zwischen Ramses und dem Birket Timsach (Krokodilsee) hinstreckt. Der Kanal zwischen letzterem See und dem Nil ist ziemlich fertig und damit eine große Strecke Culturland der Bewässerung und Bepflanzung zugänglich gemacht. Beinahe im ganzem Wadi Tumeilat schaltet die Gesellschaft schon jetzt wie ein unumschränkter Grundherr, auf den neugewonnenen Strecken wird ihr dasselbe Recht zustehen, und Herr v. Lesseps, die Seele der Gesellschaft, der Vetter Napoleons des Dritten, wird somit in Aegypten über ein Gebiet verfügen, welches größer als manches deutsche Herzogthum ist.

Dazu kommt schließlich eine wichtige Frage, welche die Concessionsurkunde unentschieden gelassen und damit dem Tribunal der Gesellschaft in Paris zur Entscheidung anheimgestellt hat. Was soll geschehen, wenn Herr v. Lesseps den Kanal über den Isthmus nicht, wie im Vertrag festgesetzt, binnen sechs Jahren fertig oder nur theilweise fertig hat? Nach dem Text der Concession bliebe die Gesellschaft auch in diesem Falle im Genuß der ihr zugesicherten

*) Et tur'at el fransaulјeh, wie das Volk in Aegypten sehr richtig das scheinbar kosmopolitische Unternehmen bezeichnet.

Privilegien. Aber doch nur auf die 99 Jahre, für welche sie concessionirt ist? entgegnet der Leser, der 99 Jahre für eine lange Zeit, zumal in unseren Tagen halten mag, aber doch meinen kann, sie seien keine endlose Zeit. Wir antworten: keineswegs. Zwar ist die Dauer der Gesellschaft und der Privilegien derselben in der Concession auf hundert Jahre weniger eins festgesetzt. Da aber diese neunundneunzig Jahre erst von der Vollendung des großen Kanals der beiden Meere zu rechnen sind (à compter de l'achèvement des travaux et de l'ouverture du canal maritime à la grande navigation), so braucht Herr v. Lesseps mit seiner Gesellschaft, um sich für alle Zeiten im Besitz jener Privilegien zu erhalten, eben nichts weiter zu thun, als sich auf die Bewässerung und Bebauung des Wadi Tumeilat zu beschränken und den „canal maritime à la grande navigation" unvollendet zu lassen. Im Obigen ist bemerkt, daß dies vermuthlich schon jetzt seine Absicht ist, und stört ihm nicht die hohe Politik den Plan, so wird in zehn Jahren der Vetter in Paris eine sehr nützliche Colonie mehr am Mittelmeer haben, die leicht einen Vorwand zu Streitigkeiten mit der ägyptischen Regierung und zu Annectirungen finden lassen wird.

Said Pascha, der Vicekönig, ist soeben zu seinen Vätern und Brüdern in dem großen bunten Grabmal unter der Citadelle von Kairo versammelt worden. Wäre er einer Leichenrede werth, so würde darin unter den vielen Thorheiten, die er während seiner Regierung begangen hat, der Concession des Suezkanals unzweifelhaft die erste Stelle gebühren. Vielleicht hoffte er für den Fall eines ihm unbehaglichen Ausgangs der Angelegenheit auf ein quos ego des britischen Neptun; wahrscheinlicher ist, daß der wohlbeleibte Herr wie die Mehrzahl dieser Türken gar nichts gedacht, nichts gefürchtet und nichts gehofft hat.

Aus Tirol.

Als Ouverture gingen heuer dem Landtage die Wahlen der Abgeordneten voraus, wobei Herr Wildauer jedenfalls die erste Violine strich. Die Ereignisse, welche sich dabei zutrugen, lassen sich erst jetzt mit voller Klarheit überblicken. Da der Mann, um welchen sich der Kampf drehte, seit den Tagen

von Frankfurt ein gewisses Ansehen genoß, so gehört jedenfalls eine kurze Uebersicht jener Händel in die Zeitgeschichte.

Die östreichische Regierung war Wildauer für sein Auftreten gegen Metz ganz gewiß zu größtem Dank verpflichtet; er stritt mit der Zunge glücklicher für sie als ihre hochadeligen Generale mit dem Degen. Man begreift, daß ihr sehr daran liegen mußte, einen so ergebenen Anhänger in den Landtag zu bringen, um so mehr, da man auch von seinem Talent die übertriebensten Vorstellungen hatte. Wildauer wurde daher als Regierungscandidat bezeichnet, und er widersprach nicht. Der officielle Tirolerbote hatte von ihm schon vor einem Jahre eine Reihe Artikel, „Worte der Verständigung" gedruckt, in denen er das vorhandene Material mit unläugbarem Geschick gruppirt hatte, wie ihm denn Niemand leicht eine saubere Durchführung seiner Arbeiten bestreiten wird. Dadurch erregte er den Grimm der Klerikalen, und diese behaupteten, er habe sich im Jahre 1861 um ihre Stimmen für die Erlangung eines Sitzes im Abgeordnetenhause beworben und dabei zugesagt, gegen die Ansiedelung der Protestanten in Tirol zu wirken. Er wurde offen als politischer Achselträger bezeichnet. Die Sache schien jedoch schon eingeschlafen, als er durch sein Auftreten als Candidat die Asche von der Kohle blies. Die alten Gerüchte von der Zweideutigkeit seines Charakters erwachten wieder, seine Freunde glaubten sie als Verläumdung vornehm beseitigen zu können. Die Führer der Ultramontanen hatten sich bisher schweigend verhalten, nun fühlten sie sich jedoch in ihrer Ehre angegriffen und veröffentlichten, Greuter an der Spitze, eine Erklärung, worin sie, wenn auch in sehr gemäßigten Ausdrücken, für die Wahrheit jener Gerüchte einstanden.

Wildauer mußte erwidern, und er suchte den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen. Die Klerikalen wiederholten ihre Anklage schärfer und bestimmter. Nun konnten auch die Liberalen nicht mehr ruhig bleiben, denn wollte Wildauer als Candidat durchdringen, so mußte es durch ihre Stimmen geschehen; wie sollte man ihnen aber zumuthen, einem unzuverlässigen Menschen, der nur den Antrieben niedrigen Ehrgeizes folgend auf jede Weise sich emporzuarbeiten trachtete, die Eselsbrücke zu bauen? Wildauer wurde daher in der Innzeitung aufgefordert, sich zu rechtfertigen. Die passendste Gelegenheit dazu bot die Wahlversammlung der Liberalen am 27. December. Das Comité der Mittelpartei, welches Wildauer auf seinen Schild geschrieben hatte, erschien ebenfalls, ein Mitglied desselben, Professor Kleinschrod, hatte im vollen Vertrauen des Sieges die ultramontanen Unterzeichner jener Erklärung aufgefordert, als Ankläger zu kommen. Sie weigerten sich dessen anfangs, indem sie auf ihren Charakter als Priester verwiesen, behauptend, daß demselben eine solche Rolle nicht angemessen sei. Nun wählte aber Professor Kleinschrod solche Ausdrücke, daß sie nach ihren eigenen Worten kommen mußten, wenn sie nicht als

Schufte und Verläumder dastehen wollten. Und sie kamen! Auch Wildauer kam. Noch kurz zuvor hatte er Greuter mit einer Denunciation, welche ihm Amt und Stelle kosten sollte, bedroht, wenn er mit seiner Anklage fortfahre; vielleicht mochte er jetzt in der Erinnerung seiner Frankfurter Triumphe denken, er brauche nur den Mund aufzuthun und seine Gegner müßten erstickt vom allgemeinen Jubelgeschrei verschwinden.

Lassen Sie mich über die ungeheuer schmachvolle Scene, die erfolgte, schweigen. Wildauer soll sich dabei ausgenommen haben, wie Einer, dem man das Fleisch mit glühenden Zangen vom Leibe zwickt. Blaß, verwirrt, niedergeschmettert verließ er den Saal, während die Anwesenden, erschüttert durch das Gottesgericht der öffentlichen Meinung, schwer aufathmeten. Nicht blos die politische Ehre, sondern auch seinen Ruhm als Redner hatte er zurückgelassen; denn nur so lange sich kein Einwurf gegen ihn erhob, vermochte er zu sprechen, und man sagte sich nun, daß er von Frankfurt, wenn es dort zu einer Debatte gekommen wäre, vielleicht einen Orden und Geld (denn das Ministerium ließ ihm für seine Reise 300 Fl. auszahlen), aber schwerlich Lorbeeren geholt hätte.

Tags darauf trat die Mittelpartei — seine Partei — großentheils aus Beamten bestehend, zusammen. Hier wurde ihm noch das letzte Feigenblatt abgerissen, so daß er in stummer Blöße abzog. Gerade seine ehemaligen Anhänger standen ihm nach allen Berichten am ergrimmtesten gegenüber; sie fühlten sich blamirt, daß sie einen solchen Erbärmlichen als Candidaten aufgestellt, sie waren empört, weil er ihnen Mann gegen Mann feierlichst versprochen, seine Ankläger niederzuwerfen. Doch genug davon. Offiziere, welche ihm früher ihre Stimmen geben wollten, sollen nach diesen Auftritten versichert haben, es vertrage sich nicht mit ihren Begriffen von Ehre, ihn noch zu wählen, nachdem er die erhobenen schweren Anklagen nicht zu widerlegen vermocht.

So kam es, daß Wildauer bei der letzten Wahl von 600 nur 10 Stimmen erhielt. Das schreckte ihn jedoch nicht ab, am 3. Januar sein Glück in Rattenberg zu versuchen, freilich fiel er auch hier durch. Muth kann man ein solches Benehmen wohl schwerlich nennen, und was sollen wir zur Frechheit mancher ministerieller Blätter sagen, die den Thatbestand zu vertuschen streben, seine Niederlage aus dem Neide der Gegner ableiten und es den Liberalen verübeln, daß sie ihn nicht dennoch wählten? Wenn ihn der Herr Statthalter zugleich mit den Abgeordneten des Landtages einlud, so ist das seine Sache. Wenn man zu Wien bei Staatsmännern den Hautgout liebt und die Gentz und die Fröbel beruft, immerhin! Nur möge man sich nicht beifallen lassen, sie einer Partei, welche sich ehrlicher Zwecke bewußt ist und sich mit dem Ministerium Schmerling, insoweit dieses ehrlich den Fortschritt will, solidarisch verbunden glaubt, als Candidaten zu octroyiren und zu schmollen, wenn man sie sitzen läßt. Wildauer selbst wird von seinen Freunden schlimm bedient; wenn

sie ihn stets auf solche Art in die Oeffentlichkeit stoßen. In stiller Zurückgezogenheit vernarben seine Wunden gewiß eher.

Zu Innsbruck behielt schließlich die liberale Partei das Oberwasser, obwohl die Klerikalen alle Mittel erschöpften und ihre letzte Reserve in das Treffen führten. Dieser Sieg, doppelt wichtig, weil er in der Landeshauptstadt errungen wurde, zeigt, daß auch in Tirol der Fortschritt wesentlich auf dem Bürgerthum beruht.

Was die Verhandlungen des Landtages betrifft, so sind die ersten Zuckungen unserer italienischen Frage von allgemeinem Interesse. Aus Wälschtirol erschienen nur fünf Abgeordnete, und diese legten Verwahrung ein, daß man aus ihrer Theilnahme am Landtag zu Innsbruck nicht etwa auf die Absicht schließen möge, als ob sie sich der Majorität in Bezug der Vereinigung mit Deutschtirol fügten. Wälschtirol strebe die Trennung an und müsse sie anstreben, es hoffe übrigens die Erfüllung seiner gerechten Wünsche. Elf Abgeordnete, welche dem Ruf nach Innsbruck nicht gefolgt waren, schickten die Erklärung ein, daß das Trentino und die wälschen Confinen bis zur Säcularisation 1803 nie zu Tirol gehört und daher das Recht auf einen eigenen Landtag hätten. Sie könnten sich daher nicht bestimmt fühlen, auf dem Landtage zu Innsbruck zu erscheinen. Uebrigens sind beide Parteien der Deutschtiroler darin einig, den Wälschen jede mögliche Rücksicht in Bezug auf Selbständigkeit zu gewähren, jedoch nie und nimmer für das Ausscheiden eines so wichtigen Gebietes wie das Trentino aus dem deutschen Bunde zu stimmen. Wenn man übrigens die Parole der Wälschtiroler offen aussprechen soll, so lautet sie auf Anschluß an Italien. Sie werden dabei wahrlich nicht durch die Aussicht auf materiellen Gewinn bestimmt; denn es läßt sich statistisch beweisen, daß ihnen durch die Trennung von Tirol sehr beträchtliche Vortheile entschlüpfen. Es ist das „Nationalitätsfieber“, wie sich unsere officiellen Blätter ausdrücken; dieses spornt sie, daß sie den Fleischtöpfen Aegyptens entsagen wollen. Wir müssen sie deswegen nur um so höher achten, obwohl wir andrerseits die Zumuthung lächerlich finden, daß Deutschland und Tirol ihre unzweideutigen Rechte mir nichts dir nichts aufgeben sollen.

Ein interessantes Zwischenspiel führte die Interpellation Goldeggs herbei: „warum man Depretis kein Wahlcertificat ausgestellt habe, so daß es ihm unmöglich gewesen, auf dem Landtage 1861 zu erscheinen.“ Depretis ist ein italianissimo, den die Regierung wegen seiner entschiedenen Parteifarbe nach Graz internirt hatte. Daß unseren Staatsmännern seine Theilnahme am Landtag wenig Freude verursacht hätte, begreift sich daher leicht. Der Statthalter erwiderte Goldegg: „Man habe den Aufenthalt des Depretis nicht gewußt, und ihm daher das Wahlcertificat nicht ausfolgen lassen können.“ Das Beste kommt nun hintennach. Soeben theilt man uns aus Innsbruck mit, Depretis habe

in einem Briefe die Angabe des Statthalters als unwahr bezeichnet, indem er bereits in den ersten Tagen des April 1861 sein Certificat vom Bezirksamte gefordert und dieses darüber an die Statthalterei berichtet habe.

Die Frage der sogenannten Glaubenseinheit hängt vorläufig in der Luft. Die Ultramontanen wollen sich dieses Mal damit begnügen, ein allerunterthänigstes Bittgesuch an den Kaiser zu richten, er möge sie in der alten Einfalt erhalten und vor der Ansteckung durch Ketzer jeder Sorte bewahren. Amen!

Deutsche Briefe aus der preußischen Provinz Posen.

Schluß von 2.

Die Leute.

Haben Sie noch Geduld, mit mir eine Bauernhochzeit zu besuchen? Treten wir wenigstens einen Moment ein. Die Braut ist siebzehnjährig; mündig ist der Bräutigam auch noch nicht; er wird nach der Trauung bei seinem Schwiegervater, einem Stellmacher, in Haus und Lehre treten. So gering ist er nicht, wie der arme Teufel, der ein Mädchen heirathete, weil er ihr drei Thaler Wasch- und Nähterlohn schuldig war, die er nun nicht zu bezahlen brauchte. Er hat seine 40 bis 50 Thaler Geld. Deshalb hat auch der Schwiegervater 10 Thlr. zu Fleisch für die Hochzeit hergegeben. Die dafür beschafften Braten, sowie der Branntwein zum Schmause kommen auf ihn. Für das Uebrige sorgen die Gäste, die trotzdem oft Tage lang bei Tanz und Lustbarkeit zusammenbleiben. Auf den Teller, der jetzt herumgeht, wollen wir auch ein Geldstück legen. „Für die Haube" der Braut wird gesammelt und in dieser zarten Form das Hochzeitsgeschenk von jedem Geladenen beigesteuert. — Da ist denn freilich eine Bauernhochzeit in der Gegend von Unruhstadt und Karge lockender. Dort setzt man Ihnen einen Topf zur Seite, in welchem Sie aufheben, was Sie von den vorgelegten Speisen: halbe Gans, ganze Pfunde Braten u. s. w. nicht essen können. Dies Ragout nehmen Sie dann mit.

Vorgelegt und aufgehoben wird auf der Judenhochzeit auch; wenn auch dabei ein Bogen Papier den Topf vertritt. Eine solche wünschte ich Ihnen zeigen zu können. Der Bräutigam mit der Kappe auf dem Kopfe, den weißen Mantel mit buntem Rande über das Sterbehemd geworfen, die Braut ganz

und gar verschleiert, steht das junge Paar unter dem Baldachin, der auf vier Stäben emporgehalten wird. Dieses Plätzchen ist heilig, die Umgebung ganz indifferent. Synagoge, Platz neben der Kegelbahn, Schenkstube, alles das kommt vor. Die Trauungsceremonien sind bekannt. Nachdem die Rede, wofern eine solche bezahlt wird, gehalten, die Scherben zertreten und die vorgeschriebenen Gebete von drei „Gelehrten" vorgelesen sind, nimmt der Copulator den Hut ab und sagt: Ich gratulire Ihnen. Das ist das Zeichen zur Prosa, auch zur Lust; aber ehe man zur Tafel geht, muß der Sonnenuntergang abgewartet werden. Der Schmuck des Speisesaales, der Gäste erinnert an das Bild, welches uns gewandte Romanschreiber von dem Gegensatz zwischen dem Werkel- und dem Feiertage des Juden geben. Ueber Tisch jagen sich gereimte Toaste. Israels Jugend bereitet sich lange vorher auf selbige vor und declamirt sie mit Pathos „schlecht gereimt, doch gut gemeint". Zuletzt hält der Rabbi eine Rede, in der er gewöhnlich ein biblisches oder talmudisches Wort so lange foltert und quält, bis es einen Witz oder wenigstens ein Paradoxon von sich gibt. Darauf wandert der Opferteller für ihn herum, wenn nicht der generöse Brautvater dies Servitut klingend abgelöst hat. Der Bräutigam hat während der ganzen Zeit im Ornat gesessen. Der gute Junge ist Reformer und Mitglied der deutschen Fortschrittspartei; aber es ward ihm bedeutet, er müsse — wir sind hier orthodox. Nun bricht man auf. Daß Franz von Mieris hier wäre! Zunächst der Thüre scherzen und necken sich die Jünglinge und Jungfrauen, halb zwickauernd, halb die Zydówka (Judenviertel) arg compromittirend. Unterdeß räumt die sorgsame Mutter des Hauses mit Knechten und Mägden den Tisch ab und bei all dem Geräusch halten die „Gelehrten" das Tischgebet. Ihre Hüte, die ihnen gewiß Niemand vertauschen wird, diese unvergänglichen Denkstücke aus den ältesten Zeiten, auf dem Kopfe, das vergilbte Buch vor sich, lesen sie in singendem Tone unter beständigem Auf- und Niederbewegen des Oberleibes ihre Formeln ab. Das sind kosmopolitische Töne. Dem Ohre des einzelnen Menschen bleiben sie ewig unverständlich. Ob sie noch sitzen mögen, die alten schwarzen Männer, ich weiß es nicht; die Andern noch weniger, denn die tanzen schon wieder unten, während oben noch gebetet wird.

So wären wir denn zu dem Juden gekommen, diesem gepeinigten Peiniger, diesem Märtyrer und Marterer unseres Volkes, diesem allerinteressantesten Gegenstande unserer Culturgeschichte.

Gewiß, ein Stück Leidensgeschichte dieses Stammes ist mehr werth als die ewig eintönige Leier der polnischen Jeremiaden, die ich Ihnen im sechsten Briefe aufspielen soll. Lassen Sie mich hineingreifen. Seit dem elften, spätestens seit dem dreizehnten Jahrhundert gab es Juden in Posen. Sie standen nicht unter städtischer Jurisdiction; man wies den ungern gesehenen Gästen eine besondere Straße

zur Wohnung an und legte ihnen so viel Hindernisse in den Weg, wie möglich, erlaubte sich auch Bedrückungen aller Art, welche, wie die Chronik sagt, oft in Blutvergießen und Mord übergingen. Dieser Zustand dauerte bis zum Fall Polens, der Haß steigerte sich fortwährend. An christlichen Feiertagen durfte sich ohne Lebensgefahr kein Jude sehen lassen; auch sonst wurde er auf andern Straßen vom Pöbel, ganz besonders aber von den Jesuitenschülern geneckt, gezerrt, gestoßen und bisweilen bis zum Tode gemißhandelt. Als im Jahre 1468 aus Veranlassung eines Feuers das Volk über die Juden herfiel, ihre Häuser und Läden plünderte, und mehre erschlagen wurden, wurde der Stadt von Kasimir dem Jagellonen eine Strafe von 2000 Ducaten auferlegt: pro caede seu trucidatione Judaeorum sagt die Quittung. — Auch im Handel wurden sie beschränkt. Die Adeligen bedienten sich ihrer und schätzten sie. Deswegen wandten sich die Bürger 1619 an den judenfreundlichen König Sigismund den Dritten: „Die jüdische Heuschrecke ist ein grausames Thier, welches florem civitatis depascit; es ist ein giftiges Ungeziefer und ein schmutziges Gewürm, welches nach ps. 58 comedit Jacobum et locum ejus desolat. Deshalb rufen wir furchtbar bedrückt zu unserm Erretter: effundat iram suam in gentem, quae ipsum non novit nec nomen eius invocat, quin imo blasphemat.“ 1736 ertrank der Sohn des Bürgers Jablonowicz in der Warthe; sein Leichnam ward nach vierzehn Tagen bei Gorzyn gefunden. Das war Grund genug zu einer erst tumultuarischen, dann peinlichen Judenverfolgung. Die Untersuchung ergab völlige Unschuld und dennoch hatte sie nachstehende Verordnungen König August des Dritten zur Folge:

1. Wenn ein Jude ein christliches Kind an sich lockt oder mit demselben schön thut und dieses nachher verschwindet, so wird derselbe ohne alle Rücksicht für den Mörder des Kindes angesehen.

2. Der Magistrat hat darauf zu halten, daß sich die Juden nicht aus ihrer Straße entfernen und von den Christen durch eine Mauer getrennt bleiben.

3. Bei Strafe des Gefängnisses darf kein Jude außerhalb seines Quartiers über Nacht bleiben.

4. Kein Jude darf christliche Dienstboten oder Ammen halten; zur Bewachung des Kirchhofs keinen Christen benutzen bei Strafe des Niederreißens des Kirchhofhauses.

5. Wenn die Synagoge für sich einen Doctor und Chirurg halten sollte, so sollen diese es nicht wagen, einem Christen zu helfen, ihm Ader zu lassen, Wunden zu heilen, Rath zu geben, Gebärenden beizustehn, bei Strafe des Gefängnisses, von Peitschenhieben oder Austreibens aus der Stadt.

Es gab einmal eine Zeit, in welcher sich kein einziger Jude in Posen befand. Im Jahre 1590 den 11. Juni brannte die ganze Judenstraße nebst einem Theile der christlichen Stadt ab. Aus Furcht vor der Rache des Volkes

floh auch der Rest der Juden mit den Abgebrannten. Der General von Großpolen, Opalinski, und der Wojwode Posens vermittelten ihre Rückkunft und schon 1592 war die Straße wieder mit 3—6stöckigen Häusern bebaut, denn gerade unter diesem Drucke haben sich diese Orientalen erhalten und vermehrt. Wenige von ihnen waren reich, und auch diese nicht in dem Grade, wie man glaubte; die meisten lebten in Armuth, Elend und Schmutz. Und genau so ist es noch heute. Die Noth zahlloser Judenfamilien bleibt tief unter dem Niveau dessen, was ein Christ ertragen würde, ohne sich an der Gesellschaft zu vergeben.

Die Rache der Geplagten kam in ihrer tiefen Entsittlichung über ihre Verfolger und in dem theils mit dieser zusammenhängenden, theils aus edlerem Quell fließenden Gefühl ihrer Solidarität. Dieses führt sie zu falschem Zeugniß, Bestechung u. dgl. Wie ernst sie auch unter einander richten mögen; sobald Noth an den Mann kommt, sobald eine Sache fiscalisch wird, dann stehen sie Alle für den Einen und winden und lügen ihn von der gerechten Strafe los. Sie machen dadurch oft den Eindruck, als sei ihre Verderbniß größer als sie wirklich ist.

Im vorigen Jahrhundert trieben sich ihre abgemagerten, bärtigen Gestalten mit formlosem schmutzigem Schuhwerk, in Lumpen herabhängendem, bis an die Knöchel zugeknöpftem Rock, einige schlechte Lappen über dem Arm, wie jetzt nur sehr vereinzelt, in den Winkeln der Hauptstadt, allgemein und in Gruppen herum. Sie lauerten dem Edelmann auf; sie überlisteten ihn, sie beschwindelten den Bauer und fristeten so ihr dürftiges Leben von Lug und Trug. Friedrich der Zweite rechnete es sich als ein ganz besonderes Verdienst an, daß er 1772 4000 Juden qui volaient et gueusaient les paysans, nach Russisch-Polen zurückgeschickt habe. Und es war ein Verdienst. Wie schwer wir uns an den Juden versündigt haben, ich habe die Erinnerung daran vorangestellt, so kann es doch nicht verschwiegen werden, daß ihr Einfluß auf das Volk ein sehr nachtheiliger, ihr ganzes Treiben ein Hauptübel des Landes ist. Ihre Factorei ist bekannt. Der polnische Edelmann verhandelt stets nur durch einen Factor mit irgend einem deutschen Geschäftsmann. Der Jude selbst beruft sich in frivolem Scherz für die Unentbehrlichkeit seines Dienstes auf Gott, der sich ja bei der Gesetzgebung des Moses, als eines Factors bedient habe. Durch diese Factoren (jedes Hotel, jedes größere Geschäft hat seine besonderen; auch viele Gutsbesitzer haben ihre) wird es möglich, daß Leute neben einander, mit einander leben, die es nicht der Mühe werth achten, einer die Sprache des andern zu erlernen. Eben dadurch geschieht es aber auch, daß diese auf einander gewiesenen Nachbarn nicht mit einander fühlen, Freude und Leid nicht theilen, sich fremd bleiben und mißtrauen. Schon in diesem einen Zuge zeigt es sich, daß der Jude gern von den Fehlern seines Nächsten lebt und sich dadurch zum Herrn

macht; auf den Märkten der kleinen polnischen Städte ist er letzteres wörtlich. Fragen Sie nur jene junge Frau. Sie glaubte das Huhn schon mit Hülfe einer rasch erfundenen Zeichensprache gekauft zu haben, als es ihr die „Jüdin" aus der Hand riß, es nun auf polnisch verhandelte und der Verblüfften für einen, freilich nicht viel höheren Preis darbot. Sie soll sich beruhigen, denn es hat auch sein Angenehmes, wenn ihr eine andere Händlerin die Butter, die sie nicht erlangen konnte, zu ihrer Ueberraschung noch nach einer Stunde ins Haus bringt. Es wäre gut, wenn sich dieser Zwischenhandel auf Butter und Geflügel beschränkte; aber sein eigentlicher Gegenstand ist Getreide, Wolle, Holz, Grundbesitz. Besser kennt kein Mensch die schlechten Seiten des Polen, und geschickter beutet sie Niemand aus, als der Jude. — Er hat Geld zur Hand, wenn die aufgeregte Sinnlichkeit desselben zu ihrer Befriedigung bedarf; er ist zum Kauf bereit, wenn der Zorn den Jüngling reizt, den Seinigen zum Trotz seinen Antheil an einem Nachlaß, sein Erbe, oder auch gar seinen ganzen Hof zu verkaufen. Und hat er einmal eine noch so leise Verbindung mit Jemand angeknüpft, dann läßt er ihn gewiß nicht los. In meiner Kindheit hat man mir gesagt, der polnische Jude borgt dem Bauer 5 Thlr. zu 100 %, läßt sich einen Schein über 10 Thlr. geben und behält nun die erbetenen 5 Thlr. als erste Rate zurück, damit dem Schuldner die Bezahlung leichter werde. Sehr viel anders ist es wahrhaftig nicht, und oft genügt ein Darlehn von 20 Thlr. bis 50 Thlr., ja ein noch kleineres, oft ein schlau gestellter Lieferungsvertrag, um ein kleines Gütchen in kurzer Frist in den Besitz des Gläubigers zu bringen. Sich unter dem Vorwande, der erste Schein sei verloren, über dieselbe Summe zwei, drei Quittungen geben lassen, bezahlte Hypotheken einklagen — das sind keine unerhörte Verbrechen. Verbrechen? Nicht doch! „Was wollen Sie?" sagt die Frau des Ueberführten zum Untersuchungsrichter. „Mein Mann ist kein Verbrecher, blos ein Vergeher." Die besseren unserer Rechtsanwalte, und dies ist die große Mehrzahl, und unsere Gerichte verfolgen diese Manoeuvres unerbittlich, doch mit wenig Erfolg. Es fallen ihnen noch immer zahlreiche Opfer, und das Ergebniß des ganzen Verkehrs ist ein großes Mißtrauen des polnischen Landmanns wider alles ihm Fremde, ist Verarmung Vieler, welchen hätte geholfen werden können, wenn sie sich ehrlichen Männern offenbart hätten.

Ist es nöthig, daß ich erwähne, wie die hiesigen Juden sich durch alle die Tugenden auszeichnen, die ihnen, wo sie in festgeschlossenen Corporationen leben, überall eigen sind: Unverdrossenheit, Sparsamkeit, Mäßigkeit u. s. f. und daß sie überall da, wo sie sich aus dem festen Corporationsverbande lösen, für die Civilisation empfänglich, in ihrem Leben und Sitten uns gleich werden, endlich, daß wir auch unter uns viele rechtliche, durchaus achtungswerthe Juden haben? Uebrigens rächen sich die Polen auch und suchen ihrerseits, wo sie nur

können, den Juden zu überlisten. Oft mit Glück, etwa wie in folgender Geschichte.

Jasz hat dem Itzig eines von zwei Schafen gestohlen. Während dieser mit dem andern heimtreibt, wo er noch ein drittes hat, hört er das entwendete blöken; er bindet sein Thier fest und folgt der Stimme, die ihn immer tiefer in den Wald lockt und zuletzt verstummt, weil Jasz, in welchem der Leser den Blökenden errathen hat, nun zurückeilt, um das andere Schaf zu entführen. Er weiß, daß Itzig morgen mit dem dritten dieselbe Straße kommen werde. Darum wirft er zwei Schuhe an den Weg; erst einen recht schlechten; weiterhin einen bessern.

Der Jude kommt, besieht den ersten Schuh und straft ihn mit Verachtung; als er aber den brauchbaren findet, gewinnt der verschmähte neuen Werth, und während Itzig nach diesem zurückgeht, gelangt das allein gelassene dritte Schaf in den Besitz des verschlagenen Jasz.

So neckt der Volkswitz den Juden.

Ich habe aber die vorausbezahlte Wolle selbst gesehen, welche voriges Jahr eine polnische Edelfrau dem jüdischen Käufer in so schweren Säcken, überhaupt mit so viel Tara sandte, daß der Betrogene obrigkeitliche Hülfe gesucht hätte, wenn er nicht hätte die Rache des ganzen Adels der Gegend fürchten müssen. Ich berufe mich schließlich auf August Wilkońskis „Schmieralien" vergl. p. 30. 31.

Unsere Juden sind über Land und Stadt verstreut; in den Dörfern sind sie besonders Schenkwirthe, in den Städten treiben sie auch Handwerke. Sie sind namentlich Schlächter, Kürschner, Glaser und Schneider; letztere Gewerbe vereinigen sie. Viele von ihnen ziehen als Hausirschneider, gewöhnlich von einem halbwüchsigen Jungen begleitet, auf die Dörfer und arbeiten dort ganz wie in Berlin die „Schneidermamsells".

Auffallend ist der Zug des Juden, selbst an's Licht zu kommen, ein klarer Beweis, daß ihre völlige Emancipation das beste Mittel wäre, sie für die Gesellschaft unschädlich zu machen. Sie drängen an die Grenzen; Kempen und Schwerin a/W. sind verhältnißmäßig am stärksten von ihnen bevölkert.

Jetzt würde es sich hübsch machen, diesen Ungläubigen den polnischen Geistlichen entgegenzustellen. Da wir aber eigentlich keine solchen kennen, sondern nur predigende Agitatoren, so wollen wir von diesen Herren erst im sechsten Briefe reden. Es bleibt mir also nur noch übrig, Sie auf die alten Kirchen von Gnesen, Inowraclaw, Kruschwitz und Krone, auf die noch älteren, vielleicht ältesten halb gothischen Dome zu Bischewo bei Poln.-Krone und zu Lekno bei Wengrowiec, die merkwürdiger Weise Nebenkirchen geworden sind, aufmerksam zu machen. Dann möchte ich Ihnen noch die alten Schlösser zu Czarnikau, Lšć, Bromberg, Nakel und Dziekanowic nennen. Letzteres auf dem Lemna-

See ohnweit Gnesen hat unser Kaiser Otto der Dritte besucht. Nakel, auf einer Insel der Lopez gelegen, hat manchen harten Sturm erlitten. Seiner Zeit war es eine gefürchtete Räuberburg. Der mächtige Starost Wlodek einer der ärgsten Räuber wurde hier gefangen genommen, um mit dem Schwerte hingerichtet zu werden. Die Genossin seiner Frevel, die schöne Katharina Wlodka*) ward lebendig verbrannt.

Nakel liegt schon außerhalb der Pfuelschen Demarcationslinie, also im Lande der Deutschen, der „Hergelaufenen, die nichts mitzureden haben," wie Dr. Lietzig seine Landsleute nennt. Es befinden sich unter denselben Hoheiten und Durchlauchten verschiedener deutscher Länder, die hier gern ihre Capitalien anzulegen scheinen und dadurch den Wünschen des guten Diaconus Fischer in Pretsch zu Sachsen entgegenkommen, der alles Land für Deutsche kaufen und den Polen reiche Mittel zur Auswanderung gewähren möchte.

Es gehören ihnen die Kinder unseres früheren Minister Bethmann und manch andere edle Famile an, deren Namen guten Klang hat. Wie sie hineingekommen, was und wie sie es treiben, darüber schreibe ich Ihnen einen dritten Brief.

Literatur.

Richard Schöne, Ueber Platons Protagoras. Ein Beitrag zur Lösung der platonischen Frage. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1862. VIII. u. 98 S.

Dieses Schriftchen, wiewohl mit seinem Gegenstande zunächst einer bestimmten Fachwissenschaft zugehörend, verdient dennoch sowohl um seiner formellen Vorzüglichkeit willen als wegen der Neuheit seines Grundgedankens eine Beachtung, die über die Grenzen des specifischen Gelehrtenthums hinausreicht. Was die Form anlangt, so loben wir in der jugendlichen Erstlingsschrift die Sicherheit des ästhetischen und sittlichen Taktes, ebenso wie der edle und keusche Ausdruck uns lebhaft erfreut.

---

*) Bekanntlich bezeichnet bei den polnischen Namen auf ki die Wandlung in ka das Femininum. Sonst dient die Endung owa, die wie das deutsche inn bei Namen und Titeln gebraucht wird, doctorowa u. s. w. Bei geringen Leuten wird aber die Frau nach dem Vornamen des Mannes genannt, Francka, Karólka u. s. w., wodurch natürlich die Auffindung solcher Weiber dem neu angezogenen Deutschen recht sehr erschwert wird.

Was aber inhaltlich diese Untersuchung über die Zeitfolge der Schriften Platos, insbesondere über die Stellung des Dialogs Protagoras, besonders wichtig und anregend macht und ihr allgemeines Interesse verleiht, ist der in der That für die Wissenschaft neue und unserm allgemeinen Bildungsgeschmacke doch so nahe liegende Gesichtspunkt, unter welchem die Untersuchung geführt wird, der Gesichtspunkt der Stilkritik.

Stil ist hier die eigenthümliche ästhetische Beschaffenheit geistiger Productionen genannt, soweit sie naiv oder unwillkürlich, dem producirenden Geiste durch die Eigenthümlichkeit seiner Natur gleichsam aufgedrungen, dem Producte sich einverleibt. Der Stil in diesem Sinne entsteht durch organische Nothwendigkeit, wie Farbe und Duft der Blüthen und die Gestalt der Blätter an der Pflanze. Jeder individuelle Geist hat seinen Stil, und jede bedeutsame Lebensepoche, die mit der Entwickelung jener Natureigenthümlichkeit des Geistes in Zusammenhang steht, also vor Allem jeder bedeutendere Abschnitt im Lebensalter, gibt diesem individuellen Stil wiederum eine für die bestimmte Zeit charakteristische Färbung. Da nun Alles dies sich nicht willkürlich, sondern nach natürlicher Nothwendigkeit gestaltet, so ist der Stil ein sicherer empirischer Ausgangspunkt für die wissenschaftliche Aufsuchung des Verfassers für ein anonymes oder unsicheres Schriftstück oder Kunstwerk, sowie für die Bestimmung des Zeitpunktes der Entstehung des letzteren. Es kommt nur darauf an, daß der Stil erkannt werde, daß in dem jedesmaligen Objecte der Kritik das Zufällige und Beabsichtigte abgelöst werde von jenem Naturnothwendigen, daß dieselbe Eigenthümlichkeit, wo sie thatsächlich wiederkehrt, auch als dieselbe sich dem Forscher kundgebe, daß endlich gewisse psychologische — oder naturphilosophische und metaphysische — Gesetze entdeckt werden, nach welchen sich eine bestimmte Entwickelungsphase des Menschen oder eine bestimmte Geistesart und Sinnesrichtung immer mit bestimmten Eigenthümlichkeiten des Stiles verbindet. Das Organ, womit der Stil erkannt wird, ist die ästhetische Empfindung des Geistes. Dies ist nach Einiger Meinung ein unwissenschaftliches Organ, weil Einige es nicht haben. So lange aber die Welt steht, bestimmen die Naturforscher die Eigenthümlichkeiten ihrer Objecte nach sinnlichen Eigenschaften, erkennen sie an Geruch und Farbe u. s. w., und durch gleiche Kennzeichen bestimmen die Aerzte Symptome von Krankheiten u. dgl. Es versteht sich, daß diese Kennzeichen nur für solche Weltwesen einen Werth haben, die da riechen, sehen, tasten können u. s. w., und deren Sinne Feinheit genug besitzen zu genauen Unterscheidungen. Man sagt, die Stilempfindungen lassen sich nicht durch Worte ausdrücken, geschweige durch Begriffe. Was ist aber der Begriff von Gelb oder Roth, was ist der beschreibende Ausdruck für den Geruch der Nelke oder Rose? Ueberall werden die sprachlichen Bezeichnungen nur erinnern können an Empfindungen, die wir wirklich gehabt haben müssen, um jene Bezeichnungen zu verstehen. Es ist also kein weiterer Unterschied zwischen der auf Stilkritik beruhenden Wissenschaft und den auf äußerer Sinnesempfindung beruhenden, als dieser, daß leidlich viele Menschen leibliche Sinne haben, etwas wenigere dagegen geistige; und die einzige Forderung, welche an den Stilkritiker hinsichtlich der wissenschaftlichen Objectivirung seiner Ansichten gestellt werden muß, ist diese, daß er sich nicht hinter einer vermeintlichen Unsagbarkeit seiner Empfindungen verstecke, sondern dieselben in solcher Weise, wenn auch nur durch Bilder und Vergleiche, beschreibe, daß durch die Beschreibung dem Andern verständlich werde, welche Empfindung gemeint sei,

d. h. daß durch Erinnerung in dem Andern die Empfindung entstehe, welche der Autor meint. Daß endlich durch dasselbe Object in Verschiedenen verschiedene Empfindungen entstehen können, hebt das Recht dieser Methode nicht auf, sondern spornt nur zu immer genauerer Beobachtung an und veranlaßt den für jede Wissenschaft heilsamen Streit. Mit Recht macht Schöne darauf aufmerksam, daß die Kenner in jeder Art von Kunst, namentlich in der bildenden Kunst und in der Musik, aber auch in der Poesie und der Schriftstellerei überhaupt, die Gewißheit ihrer Urtheile überall nur auf dem Wege der Stilkritik gewinnen und die so gewonnene Gewißheit jeder andern vorziehen, so daß sie ohne dieselbe nur widerwillig sich äußeren Beweisen fügen, mit ihr aber auch einer großen äußeren Wahrscheinlichkeit, die gegen sie ist, mit Erfolg Trotz bieten.

Was nun den Standpunkt der Schrift rücksichtlich der Platonischen Frage des Näheren anlangt, so ist derselbe wesentlich durch die noch nicht veröffentlichten Platonischen Untersuchungen Ch. H. Weißes bestimmt, die dem Verfasser laut Vorrede durch Vorlesungen an hiesiger Universität bekannt geworden. Der Grundgedanke ist dieser, daß aus psychologisch-ästhetischen Gründen, deren Unterstützung durch äußere Zeugnisse übrigens keineswegs unterlassen wird, die größere dramatische, überhaupt künstlerische Vollendung eines Dialogs, durch welche er mehr unter den Gesichtspunkt des künstlerischen Selbstzwecks παιδιᾶς χάριν als unter den der Auffindung und Mittheilung wissenschaftlicher Resultate gestellt erscheint, auf spätere Abfassungszeit hinweist. Solche größere Meisterschaft in der Handhabung der Kunstform zeigt sich schon äußerlich in der Wahl der Erzählungsform gegenüber der unreiferen Form des directen Gesprächs, und weiter in den jedem Beurtheiler dramatischer Leistungen geläufigen Kennzeichen, welche hier im Besondern am Protagoras mit sinniger Detailbetrachtung hervorgehoben werden. Die Auseinandersetzung mit den bisher üblichen Beantwortungen der Platonischen Frage, welche wesentlich von dem Vorurtheil ausgehen, daß der wissenschaftliche Inhalt jedes Dialogs mit den zur Zeit seiner Abfassung von Plato gehegten philosophischen Ueberzeugungen sich vollständig decken müsse, also die Möglichkeit einer Absicht des Schülers, in dramatisch-historischen Kunstwerken seinem unvergeßlichen Meister ein bleibendes Denkmal zu errichten, von vornherein ausschließen, zeigt, daß alle einzuwerfenden Bedenken nicht unüberwindlich sind. R. —l.

Geographische Preisfrage.

Die Erdkunde hat neben ihrer wissenschaftlichen auch eine praktische Bedeutung, welche für alle am Weltverkehr theilnehmenden Nationen eine Uebersicht des auf ihrem Gebiete Geleisteten, entweder im Allgemeinen oder nur zu bestimmten Zwecken, von Zeit zu Zeit wünschenswerth erscheinen läßt. Unter den praktischen geographischen Fragen aber ist die auf die Auswanderung bezügliche eine der wichtigsten. Die Ansiedelungen im Auslande können der Geographie dienstlich sein, wie den ersteren weitere Fortschritte durch die letztere in Aussicht stehen.

Der Verein von Freunden der Erdkunde zu Leipzig hat sich daher veranlaßt gesehen, in der Sitzung vom 22. November 1862 folgende Preisfrage zu stellen:

„Welche sind die geographisch-statistischen und politisch-commerciellen Verhältnisse derjenigen Länder, nach denen in neuerer Zeit der Zug der deutschen Auswanderung vorzugsweise gerichtet gewesen ist, und welche Länder empfehlen sich hiernach am meisten für eine wohlorganisirte deutsche Colonisation?"

Es wird bei Bearbeitung dieser Aufgabe nicht nur auf Klima, Bodengestaltung, Bewässerung, Culturfähigkeit, Producte und Bewohner der betreffenden Länder, sondern auch auf die Verbindungswege mit dem Mutterlande sowie auf die physikalisch-geographischen Verhältnisse, welche auf den Verkehr mit Deutschland fördernd oder hemmend einwirken, Rücksicht zu nehmen sein.

Der ausgesetzte Preis beträgt Einhundert Thaler. Die Bearbeitungen müssen in deutscher Sprache abgefaßt sein und bis spätestens am 30. November 1863 bei dem Schriftführer des Vereins, Dr. Henry Lange in Leipzig (Bosenstraße 4) eintreffen, an welchen sie portofrei in der Weise anonym einzusenden sind, daß jede derselben mit dem nämlichen Motto wie das den Namen und die vollständige Adresse des Verfassers enthaltende versiegelte Couvert versehen wird. Die Veröffentlichung der motivirten Urtheile erfolgt im März 1864.

Gemäß dem vom Vereine aufgestellten Preisfragenregulativ wird das Manuscript jeder mit dem Preise oder einem Accessit gekrönten Arbeit Eigenthum des Vereins, jedoch so, daß es dem Vereinsvorstande freisteht, jede solche Arbeit entweder ganz oder auszugsweise oder theilweise drucken zu lassen, ohne daß der Verfasser noch auf Honorar Anspruch zu machen hätte; doch ist der Vereinsvorstand befugt, dem Verfasser eine anderweitige Veröffentlichung seines Werkes im ersten Falle nach Jahresfrist, im zweiten und dritten Falle sofort zu gestatten.

Der Verein von Freunden der Erdkunde zu Leipzig.

Prof. Dr. J. V. Carus, d. Z. Vorsitzender. — Dr. A. A. Barth, d. Z. Cassirer.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die deutsche Kunst und Kaulbachs Zeitalter der Reformation.

Es war ein kühner Gedanke, den man vor Jahren in Berlin faßte und alsbald auszuführen beschloß, im Treppenhause des neuen Museums „die gesammte Culturentwickelung der Menschheit in ihren geschichtlichen Hauptphasen" zur Darstellung zu bringen. An dem Hauptsitze der norddeutschen Intelligenz wollte man auch auf dem Gebiete der Kunst durch die That beweisen, daß endlich der menschliche Geist zur Reife und Selbständigkeit gelangt sei. Es sollte sich zeigen, daß nicht mehr die heiteren Gestalten einer spielenden Mythenwelt und die religiösen Vorstellungen eines jenseitigen Reiches seine Phantasie erfüllen, sondern daß er von der geschichtlichen Wirklichkeit als von der wahren Heimath des Menschen in der Kunst wie in der Wissenschaft Besitz ergreife. Die Errungenschaft der modernen Philosophie, daß im Verlauf der Weltgeschichte der menschliche Geist fortschreitend sein eignes Wesen entwickele, daß die Götterkreise der verschiedenen Zeitalter ebensowohl wie die Handlungen und Schicksale der Nationen nur seine Erzeugnisse auf den verschiedenen Stufen seines Fortganges seien, daß ebendeshalb der Mensch erst im Verständniß der Geschichte zu sich selbst und auf seine eigenen Füße komme — diese Einsicht, eben erst aus dem Kopfe des Denkers hervorgegangen, sollte unverzüglich an den öffentlichen Wänden ihren sichtbaren Ausdruck erhalten.

Nun schien auch der Kunst geholfen. Diese hatte durch die neue Weltanschauung, welche die Phantasie entvölkerte und auf das greifbare Diesseits verwies, vorerst nichts gewonnen, dagegen ihren ganzen bisherigen Besitz eingebüßt. Den Gestalten, die sie Jahrhunderte lang in sich getragen, war die Seele genommen:

„Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert."

In der Gegenwart, die von der Staatsmaschine bis zum Frack mit Selbstzufriedenheit den Charakter der knappsten, überlegtesten Nüchternheit zur Schau trägt, konnte sie keinen Ersatz finden. Aber die Geschichte als das ächte, unvergängliche Reich des menschlichen Geistes war ja entdeckt, und an die Kunst, die jung und unreif, verlassen und rathlos bei Seite stand, erging nun

vom ersten bis zum letzten Aesthetiker der einmüthige Ruf: „Greife zur Geschichte, male die großen Wendepunkte, in denen sich der Geist zur entscheidenden, die Geschicke einer Welt bestimmenden That zusammenfaßt, aus denen ja seine Unendlichkeit in Einen Strahl gesammelt leuchtet, und du wirst das moderne Ideal schaffen, das keinem früheren weder an Gehalt noch auch an Schönheit nachstehen wird."

Berlin unternahm es, die neue Epoche, welche sich unvermuthet der Kunst aufthat, mit einem großen Beispiel einzuleiten. Eine umfassendere Aufgabe war der monumentalen Kunst noch nicht gestellt worden: das ganze geschichtliche Leben sollte in seinen Hauptmomenten durch einen Cyklus von Gemälden veranschaulicht werden. Also nicht ein einzelnes Ereigniß, nicht die eigenthümliche Erscheinung dieses oder jenes Weltzustandes, sondern der eigentliche Nerv der Geschichte, ihre Seele, wie sie in den einzelnen Höhepunkten ihrer durch die Zeiten und Nationen fortlaufenden Entwickelung herausschlägt.

Wir untersuchen hier nicht, wie weit diese Lichtblicke der Geschichte malerisch sind und Vorwürfe der Kunst werden können, ohne ihr Zwang anzuthun, auch dies nicht, ob in dem Nebeneinander solcher Darstellungen der Beschauer auch nur eine Ahnung von dem großen Lauf der Dinge erhalten kann. Aber zweierlei Bedenken, die sich dem Unternehmen entgegenstellen, sind um so mehr hervorzuheben, als sie von vornherein unbeachtet geblieben sind.

Die Ergebnisse des geschichtlichen Denkens wollte man von der bildenden Kunst festgehalten sehen; aber ob diese Stoffe Leben und Gestalt in der Phantasie gewinnen können, von der doch allein die Kunst ihre Vorwürfe empfängt, darnach frug man nicht. Der Künstler braucht ein Object, das seine Phantasie entzündet, weil es in der allgemeinen Phantasie, in der inneren Anschauung des Volkes lebendig und wirksam ist. Die weltgeschichtlichen Ideen aber und ihre Verwirklichung im Weltenlauf sind erst Ergebnisse der Forschung und der allgemeinen Phantasie noch ebenso fremd, als Raum und Zeit nach Kantischen Begriffen. Vor solchen historischen Stoffen steht der Künstler wie vor einer starren Masse, der er mühselig von außen den Lebenshauch erst einblasen muß, statt daß sie aus sich selber bewegt ihm lebendig entgegenkommt. Diese Schwierigkeit ist mit die Schuld, daß er gegenwärtig zwischen zwei entgegengesetzten, gleich einseitigen Richtungen hin- und hertreibt. In der einen hält er sich an das Aeußerliche der Geschichte, an ihr Kleid, die malerische Erscheinung ihrer Trachten und Geräthe und an die Haut gleichsam ihrer Individuen: der neueste Realismus. In der anderen holt er die Gestalten und Bilder der Mythe, welche die Kunst als abgethan eben erst zur Seite gelegt hat, als einen ihm geläufigen Apparat wieder hervor, um das, was er in seiner eigenen Erscheinung nicht recht fassen kann, wenigstens annähernd durch die noch immer denkbaren Figuren einer vergangenen Phantasiewelt zu verbildlichen.

Diese Richtung, mit der wir es hier zu thun haben, hat bekanntlich Kaulbach ausgebildet. Aber weil jene Welt nicht mehr im Künstler wirksam ist und ihre Gestalten zum leeren Zeichen herabgesetzt sind, werden sie nur noch wie ausgehöhlte Schemen aussehen, wie die abgezogenen Hüllen, die Tricots einer längst begrabenen Götterwelt. Der Meister, der sich berufen fühlte, die monumentale Kunst unseres Zeitalters im Berliner Treppenhause zu vertreten, war ganz dazu angethan, durch die ebenso unwahre als unreine Vermischung der mythologischen mit der wirklichen Welt beiden gleich übel mitzuspielen. Ihm fehlte ebenso sehr der ächte historische Sinn, als die Empfindung für die stillen Gestalten einer ächten künstlerischen Phantasie. Der Maler früherer Zeiten, glücklicher Kunstperioden verband heiter und harmlos die Geschichte mit der Mythe; denn eben dieses Ineinanderspielen der realen in die Phantasiewelt und umgekehrt lag in der Anschauung jener Zeitalter. Allein die Gegenwart denkt anders, sie hat die Seele des Lebens und der Geschichte ganz in das Diesseits verlegt, im Reich der Mythe das bloße Spiegelbild des menschlichen Innern erkannt, das daher nur noch wie ein Phantom vor dem geistigen Auge steht. Will uns der Künstler diese idealen Gestalten um ihrer Schönheit willen zurückrufen, gut, wenn er sich für sie begeistern und uns diese Begeisterung mittheilen kann; aber er vermische beide Kreise nicht, und will er uns Geschichte malen, so suche er nicht durch diese Schemen des „oberen Stockwerkes" für die nichtssagende Hölzernheit seiner auf der Erde sich umtreibenden „historischen" Personen einen Ersatz zu geben. In der That ein bequemes System, an die Gespenster in der Luft gewissermaßen die Schönheit, an die irdischen Figuren den geschichtlichen Charakter zu vertheilen und durch die Beziehung beider in das Ganze eine Art Seele zu bringen. Nur Schade, daß von den drei Zwecken kein einziger erreicht wird; denn eben weil der Künstler den Stoff nicht in seinem eigenen Wesen zu fassen vermochte, fehlt es den Theilen, wie dem Ganzen an der Hauptsache: am Leben. So wird die Schönheit zum leeren Formenspiel, der geschichtliche Charakter zur Carricatur, die „seelenvolle" Beziehung zum launenhaften, im besten Falle geistreichen Verknüpfen zweier Gestaltenkreise, die sich im Grunde aufheben.

Dies also die eine Gefahr, der das neue Unternehmen ausgesetzt ist. Diese Klippe, an welche die moderne Kunst gleich bei ihrem ersten Schritte anprallt, konnte wohl dem Mann der Wissenschaft, dem Aesthetiker entgehen, der sich in das künstlerische Empfinden nicht versetzen kann und das dunkle Bild, das ihm von diesem oder jenem Vorgang in der Seele schwebt, für einen malerischen Vorwurf nimmt. Allein die ächte Künstlernatur hätte sie fühlen, vor der Sprödigkeit, welche der weltgeschichtliche Stoff vorab in jener innerlichen Bedeutung für die gestaltende Phantasie hat, zurückschrecken müssen. Ihr wäre die Aufgabe undankbar, ja unausführbar erschienen. Nicht so dem

Meister Kaulbach. Einerlei, ob der Plan zu dem Gemäldecyklus seinem Kopfe entsprossen ist, oder ihm gegeben wurde: genug, daß er ihn mit beiden Händen ergriff. Es hat im Grunde etwas Komisches, daß die Kunst es unternahm, das Gesetz des welthistorischen Fortschritts dem romantischen König zu Berlin, der es durch seine eigenen Handlungen unausgesetzt verletzte, ad oculos zu demonstriren. Indessen Kaulbach war der Mann dazu, die Sache, wenn auch nicht auszusinnen, doch auszuführen. Er verstand die Zeit und die seltsame wissenschaftliche Selbstgefälligkeit, die ihr eigenthümlich ist: die eben erst entdeckten Ideen auf monumentalen Mauerflächen sich ausbreiten zu sehen, mußte dem Geschlecht imponiren. Was lag daran, wenn auch hier und da in der Wahl des Stoffes neben das Ziel geschossen war? ob das Object von weltgeschichtlicher Bedeutung auch erscheinen, malerisch erscheinen konnte, wenn nur der Beschauer erstaunt den Blick von der irdischen Gruppe zur himmlischen, und von der himmlischen zur irdischen wandern ließ und in dieser anmuthigen Abwechslung seinen Kopf wirbeln fühlte? Und diese Mythenwelt, welche in den Hauptbildern die obere Region ausfüllt, die sich außerdem in den Nebenbildern in eine Anzahl personificirter Begriffe umgesetzt hat, sie hat, wie die dunkle Sage geht, noch einen tieferen Sinn. Sie soll zugleich den inneren, unfaßbaren, verborgenen Fortgang, „den rothen Faden" der Geschichte zur Anschauung bringen. Man sieht, Kaulbach wird um so gelehrter, je weiter er von der Kunst sich entfernt. War's da noch wunderbar, daß eine gewisse Kunstgelehrsamkeit für ihren Mann einen eigenen Stil entdeckte, dem sie den prunkenden Namen des „symbolisch-historischen" gab?

Das andere Bedenken, das dem Unternehmen entgegenstand, ist ein Uebel, an dem die gegenwärtige Kunst überhaupt leidet, das aber da, wo es sich um monumentale Aufgaben handelt, am fühlbarsten hervortritt. Um es kurz zu sagen: die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts hat keine rechte Schule durchgemacht, sie hat nicht genug gelernt. Das unerquickliche Thema auszuführen, ist hier nicht der Ort; aber auch dem oberflächlichen Auge kann nicht entgehen, wie seit dem Beginne des Jahrhunderts unsere Malerei ein immer neues Ansetzen zu Versuchen aller Art ist, wie sie die verschiedensten Einflüsse bald von fremden Kunstweisen, bald aus früheren Perioden in sich aufnimmt, ohne auch nur ein Element der Darstellung, das sie sich anzueignen sucht, gründlich zu verarbeiten. Noch jede Kunst, die zu einer selbständigen Bedeutung gelangt ist, hat entweder, von der Pike auf dienend, eine langsame, stetige Entwickelung durchlaufen oder die reife Frucht einer großen vorangegangenen Kunstepoche als bildendes, belebendes Element in sich aufgenommen. Die bildende Kunst ist Darstellung, d. h. gestaltete Erscheinung des Lebens; also ist die richtige Anschauung der Form (im weitesten Sinne des Wortes), welche der möglichst vollendete Ausdruck des Lebens ist, die erste Bedingung

aller Kunst. Und diese ist es, welche die jüngere Kunst von der älteren zum freien Gebrauch sich aneignen kann, ohne deshalb an der Selbständigkeit ihrer Empfindungs- und Vorstellungsweise Schaden zu leiden. So hat die Kunst der Renaissance zur Antike zurückgegriffen und die unvergängliche, plastische Anschauungsweise der Alten zum freien, lebendigen Ausdruck ihrer mehr malerischen Phantasie und ihrer Ideenkreise umzubilden gewußt. Die altdeutsche Kunst freilich mit ihrer fast eigenwilligen Vorliebe für das tiefinnerliche, in sich verhaltene Leben ist in allmähligem Gange zu ihrer Höhe nur aus sich selbst gekommen; aber ihren bald harten, bald phantastischen Gestalten fehlt doch auch die Freiheit und letzte Vollendung der Schönheit.

Ueber die Art und Weise, wie die jüngere Kunst von der älteren lernen soll, kann kein Zweifel sein. Nicht um ein Nachahmen der eigenthümlichen Erscheinungsweise handelt es sich, ebensowenig um ein äußerliches Absehen gewisser Kunstgriffe und Fertigkeiten, sondern darauf kommt es an, daß die neue Kunst an der Art sich bilde, wie in den vollendeten Denkmalen der classischen Zeiten die natürliche Form und Erscheinung künstlerisch angeschaut, wie in ihnen die Natur ungetrübt in dem vollen Ausdruck ihrer schöpferischen Kraft festgehalten, von innen heraus frei und lebendig bewegt ist. In dieser Anschauung und Gestaltung, welche die Natur aus der künstlerischen Phantasie neu hervorbringt, liegen die ewigen Gesetze der Kunst. Sie machen die Elemente der Bildung aus, welche die junge Kunst sich als die Mittel erwerben soll, um das, was ihre eigene Phantasie bewegt, zur schönen Erscheinung zu bringen, um ihre eigene künstlerische Welt aufzubauen. Geht sie auf diese Weise bei der älteren in die Schule, so versteht sich ganz von selber, daß sie zugleich mit Ernst und Liebe die Natur zur Lehrerin nimmt. Die ächte Rückkehr zu den Alten ist immer zugleich die zur Natur gewesen. Der Künstler soll an den Meisterwerken lernen, wie die Natur in mustergültiger Weise aufgefaßt und gestaltet wird: er muß also auch um das Verständniß der Natur sich ernstlich bemühen.

Daß der Durchgang durch eine solche Schule ein gründliches Studium voraussetzt, und daß durch dieses allein der Künstler seiner Phantasie die wahre Freiheit gibt — das ist eine Bemerkung, die überflüssig scheinen könnte, wenn nicht gerade in der Mißachtung dieses einfachsten Gesetzes die deutsche Kunst durch einen knabenhaften Uebermuth sich auszeichnete. Sie gerade hat den verkehrtesten Weg eingeschlagen. Seit fünfzig Jahren wandert sie über die Alpen, seit fünfzig Jahren müht sie sich in den Akademiesälen an den Gypsabgüssen classischer Gestalten ab. Aber es fehlt von vornherein am wahren Interesse, am liebevollen Eingehen, dem Verständniß für die schöne Formenwelt, die uns bessere Zeiten der Kunst überliefert haben. Es fehlt den jungen Talenten an der Bescheidenheit tüchtiger Naturen, die von dem Gefühl durch-

drungen sind, daß sie, um etwas zu sein, erst werden, lernen, an den Vorbildern wachsen müssen. Die Zustände, die wir hier nur berühren können, wären einer näheren Beachtung werth. Mit der Eilfertigkeit, die wir an dem Jahrhundert gewohnt sind, ging die neue Kunst, nachdem sie kaum die Kinderschuhe ausgetreten, an die Darstellung einer in bisher ungekannter Weite erschlossenen Stoffwelt, in die sie sich dann auf Zureden einer voreiligen Kritik immer tiefer verrannte, ohne sich zu besinnen, ob ihre ungeschickte Hand auch wohl im Stande wäre, die spröde Materie in den Fluß der Gestaltung zu bringen. Wußte der Figurenmaler doch nicht einmal, wie der menschliche Kopf auf Hals und Schultern sitzt, wie in der Verbindung der Flächen die Form, in den Uebergängen der Gelenke die Bewegung erscheint, wie der Körper nur durch die Kraft des innerlichen Baues zusammenhängt. Aber kam es auch darauf an? Ueber derlei Dinge fühlte sich der Maler durch die Größe seines Stoffs hinaus.

Man war mit der Antike, wie mit der Kunst des Cinquecento fertig. Gibt es doch ganze Richtungen, welche geradezu den überlieferten Meisterwerken den Rücken kehren, um an ihrer Originalität keinen Schaden zu leiden! Armselige Phantasie, die sich vernichtet glaubt, wenn sie gut sprechen lernt, weil sie dann nur noch nachplappern könnte! — Aber auch diejenigen, welche es noch der Mühe werth halten, an die Beschäftigung mit der alten Kunst ein paar Jahre zu wenden, bleiben an der Oberfläche haften und kommen über ein halbes, ungefähres Verständniß nicht hinaus. Warum? Weil es an dem fortlaufenden Zusammenhang der Schulen fehlt, an dem Verhältniß von Meistern und Jüngern, an der richtigen Ueberlieferung, welche fortschreitend von dem älteren zum jüngeren Geschlechte immer tiefer in das Wesen der Kunst eindringen würde. Von einer eigentlichen Schule, wie sie fast jeder Maler des Cinquecento durchgemacht hat, zeigt uns die junge Kunst in Deutschland vielleicht nicht ein Beispiel. Was der junge Künstler in den dumpfen Stuben der Akademie gelernt hat, das todte Spiel der Nachahmung unverstandner Formen, das schüttelt er ab mit dem ersten Schritt, den er ins Freie thut, falls ihm ein Rest frischer Phantasie noch geblieben ist; oder er schleppt es zeitlebens als Maske mit sich, die er allen seinen Gestalten anklebt. So pilgert er mit halb betäubtem, statt mit gewecktem Sinn nach Italien, macht ein paar Copien, schüttelt dann, in die Heimath zurückgekehrt, den Staub von den Füßen, damit seine schwachen Erinnerungen classischer Kunst — und wird ein Meister auf eigene Hand. An einer noch zu bemalenden öffentlichen Wand wird's wohl in den dreiunddreißig Staaten auch nicht fehlen, und Deutschland hat das Glück, das halbe Hundert Raphaels endlich voll zu sehen.

Daher denn überall das Herumtasten, Probiren, Experimente aller Art, die verschiedensten Manieren. Die geschlechtslose, hermaphroditische Kunst

blüht nie üppiger als in solchen Epochen. Daher überall ein nur nahezu menschliches Aussehen der Figuren, die Verzerrtheit oder Mattigkeit des Ausdrucks, ein kraftloses Linienspiel, die Gespreiztheit der Gruppirung, die Süßigkeit eines porcellanenen Colorits oder die verschwommene Saftigkeit eines unfertigen, über das Ganze gestrichenen „Tons". Daher endlich die Zerfahrenheit der Richtungen, der Mangel an Entwickelung, ein unaufhörliches Vor und Zurück, das Charakterlose einer mit allen Darstellungsweisen liebäugelnden Kunst, die schwächliche Geilheit einer Treibhausproduction. Und an allen diesen Uebeln leidet namentlich die Historienmalerei.

Wir scheinen von Kaulbach weit abgekommen, doch haben wir ihn mehr in der Nähe, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Was die Kunst unsrer Zeit vermag, das wird sich an den Wänden des Treppenhauses zeigen müssen. Ein Gestaltenkreis, der den classischen, wie den romantischen Menschen umfaßt, das schöne Heidenthum, die innige Christenheit: eine ganze Welt in Formen und Farben. Aber gleich anfangs kommt uns ein gegründeter Zweifel auch an dem Können Kaulbachs. Der Kaulbachsche Genius steigt nicht gern in die Tiefe und Wärme der farbigen Erscheinung herab, in der Herausbildung seiner Entwürfe zum vollen Schein des Lebens erlahmt sein Flügelschlag. Daß ein Michel Angelo in seiner sixtinischen Kapelle nicht eine fremde Hand duldete, daß ein Raphael in den Stanzen des Vatikan nur in den Bildern, die er selber bis zum letzten Strich vollendet hat, wirklich Raphael, in den andern dagegen unter den plumpen Fingern selbst der geschicktesten Schüler unkenntlich geworden ist: was kümmert das einen Kaulbach! Seine Cartons sind unsterblich; sie an den Mauern in einem beliebigen bunten Gewande für die Nachwelt zu fixiren, überläßt er den Händen von Schülern. Es ist doch endlich an der Zeit, das von der Aesthetik gehätschelte Vorurtheil abzulegen, daß ideale Compositionen der Ausführung, des lebendigen Farbenscheines im Grunde nicht bedürften, daß sie in der Zeichnung, im Schwung der Linien den gemäßen Ausdruck fänden. Ein Anderes ist, das harmonische Spiel, den Duft, die Gluth des Colorits zur Hauptsache machen, ein Anderes, den Gestalten der Kunst die einfache, aber lebendige Vollendung der Farbe geben. Die einzigen Maler, die es wirklich vermocht haben, ideale, große Vorstellungen, in denen ebensoviel geistige Tiefe als bildende Phantasie ist, so naturwahr auszudrücken, daß mit der Erscheinung zugleich der Gedanke in die Seele des Beschauers schlägt, daß sie vollkommen so wirkt, wie der Künstler sie empfunden hat — Leonardo da Vinci und namentlich Michel Angelo haben ihre Werke entweder selbst vollendet oder unvollendet gelassen. Gerade deshalb wirken die Gemälde der Sistinadecke, in denen Michel Angelo dem biblischen Stoff eine große Lebensanschauung zu Grunde gelegt hat, so wunderbar, weil die Motive in der ursprünglichen Tiefe ihrer ewigen Bedeutung gedacht, zugleich ganz in die

warme Fülle des Daseins hinausgeführt sind, den Zug mächtiger Natur haben. Dazu gehört freilich die eingeborene geniale Anschauung, die Vollendung der Form, die Meisterschaft der Behandlung. Jene Entdeckung der modernen Aesthetik erklärt sich im Künstler ganz einfach nicht sowohl durch ein Verzichten auf die Sinnlichkeit des Colorits, als durch ein Nicht-Können. Ist aber zu fürchten, daß das zarte Kind einer nur von „Ideen" erfüllten Phantasie unter der Wucht der farbigen Erscheinung erstickte — nun, so wäre besser, die Puppe wäre überhaupt nicht geboren.

Indessen wir wollen die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts nicht mit dem Maßstab des Cinquecento messen; der Vergleich möchte ihr das schwache Lebenslicht vollends ausblasen. Nehmen wir unsere Meister, wie sie sind, halten wir uns an die Seiten, die sie selber als ihre besten rühmen; bei Kaulbach also an die Entwürfe, die Cartons und an das, was ihre Eigenthümlichkeit ausmacht: die Erfindung, Auffassung und Zeichnung. Hier haben wir es ohnedies nur mit einem Carton zu thun, dem neuesten Werk des Künstlers, dem „Zeitalter der Reformation"; das Gemälde, als Abschluß jenes Cyklus, soll erst noch ausgeführt werden. Und da durch die Ausführung eingestandenermaßen der gezeichnete Entwurf nicht gewinnen, höchstens verlieren kann, so darf die Kritik um so ungescheuter nach diesem urtheilen. Nur noch einige vorläufige Worte über die Eigenschaften, welche Kaulbachs Stärke in der Zeichnung ausmachen sollen. Alle die Merkmale herzunennen, welche den modernen Apelles und Polygnot in einer Person bezeichnen, ist überflüssig: sie sind uns sattsam aufgezählt worden. Auch läßt sich schon in Kaulbachs erstem namhaften Bilde, der Hunnenschlacht, das sein bestes war und geblieben ist, die wahre Natur seines Talentes nachweisen: das wirklich Künstlerische in seiner lebhaften und erfinderischen Phantasie, welche leicht und wie im Fluge eine Menge Ideen in einen gewissen Fluß zu bringen weiß, das Anmuthige mit dem Bedeutenden zu verbinden und gleich sehr durch den Reiz des Linienspiels, wie die überraschende Gewalt des Ausdrucks zu wirken sucht. Allein ebensosehr das Uebermaß einer Phantasie, die nicht fertig werden kann, die nicht sowohl aus productivem Drang überquillt, als mit Absicht auch den entlegensten Inhalt des Stoffes herbeizieht, Gestalten auf Gestalten, Beziehungen auf Beziehungen häuft und plötzlich mit dem Gegenstande, mit dem es ihr so ernst schien, nur spielt, weil dem Künstler für die eigentliche Sache, das Herz fehlt; und zugleich eine merkwürdige Stumpfheit für das Wesentliche in der Kunst, für das einfache Leben der aus der künstlerischen Anschauung wiedergeborenen Natur, die Vollendung der Form, die anspruchslose Größe oder Anmuth der Erscheinung. Daher die Ueberfülle der Composition, der es am einigenden Mittelpunkt fehlt, die Uebertriebenheit des Ausdrucks und der Bewegung neben gesuchter Grazie, die schwammige Behandlung der Körper und doch das Steinerne,

Einförmige der Typen: eine nicht unbedeutende Geschicklichkeit, ein gewisses Talent, aber nirgends eine wahre künstlerische Empfindung und ein solides Können. Diese Eigenschaften, wie diese Mängel scheinen nun gerade in der Stoffwelt, in der sich Kaulbach bisher und namentlich in Berlin bewegt hat, ein günstiges Feld gefunden zu haben. Bei allen Motiven, die er dort behandelt hat, ließ sich mit dem Realen das Sagenhafte leicht vermischen, sich der Bestimmtheit wirklicher Erscheinungen ausweichen, sich Alles mehr oder minder in den luftigen Kreis eines „idealen" Gestaltenreiches hereinziehen. Mit der Reformation dagegen betritt er ein neues Gebiet: und nun wollen wir sehen, wie seine Phantasie die Härte der geschichtlichen Realität, der sie nicht mehr aus dem Wege gehen kann, überwindet, wie sich auf diesem Felde sein gestaltendes Vermögen zurechtfindet.

Wie man auch über die historische Bedeutung der von Kaulbach bisher gewählten Momente denken mag: darüber kann kein Zweifel sein, daß die Reformation den Wendepunkt zwischen der mittleren und neuen Zeit bezeichnet. Wenn der Künstler in der Auswahl der „weltgeschichtlichen" Stoffe bis jetzt wenig historischen Sinn bewiesen hat, so ist ihm um so höher anzurechnen, daß er seinen neuesten Vorwurf gegen die kleinlichen Kabalen, mit denen man vom privilegirten Sitz der Aufklärung aus sich dagegen stemmte, durchzusetzen wußte. Freilich wäre das Berliner Unternehmen für immer mit dem Mal der Lächerlichkeit gebrandmarkt gewesen, wenn man in einer Darstellung des weltgeschichtlichen Lebens der Reformation ihre Stelle verweigert hätte. Auf dem Motiv zu bestehen, war daher dem Künstler sowohl durch sein eigenes Interesse, als durch die Sache geboten. Auch scheint die neue Aufgabe Bedingungen zu enthalten, die seinem Talente eine neue und vielleicht glücklichere Richtung geben könnten. Der Umschwung der Dinge, welcher die Reformation bezeichnet, ist jedem Gebildeten gegenwärtig; die frische Strömung des wieder erwachenden Geistes, welcher jene Epoche durchzieht, die glückliche Stimmung, mit welcher er von der Erde Besitz ergriff, um von nun an die Welt mit sich in Einklang zu bringen, empfinden wir um so lebhafter, als sie auch in uns noch fortwirken. Das neunzehnte Jahrhundert hat entschiedener als jedes andere das Erbe des sechzehnten angetreten. Demgemäß stehen auch Personen und Ereignisse zum Theil wenigstens in lebendiger Deutlichkeit vor uns, die Erscheinungsweise der Männer, welche an der Spitze der Bewegung, ist durch treffliche Bildnisse bis auf unsere Tage gekommen, und selbst die Culturformen, die Denk- und Lebensart jener Zeit sind uns nicht fremd geblieben. Dem Künstler kann dies Verhältniß nur zu Gute kommen. Hier hat er nur eine Welt vor sich, zu der er sich hingezogen fühlt und die ihm als eine charaktervolle, deutlich ausgeprägte Wirklichkeit gegenübersteht.

Indessen faßte sich naturgemäß die reformatorische Bewegung des sechzehnten

Jahrhunderts nicht in ein bestimmtes Ereigniß zusammen. Es war eine Weltumbildung, die sich auf allen Gebieten des Lebens — und nicht mit einem Male — vollzog. Jeder derartige Umschwung schlägt wohl vorab in den Grund alles geistigen Lebens, in die Religion, erschütternd ein und erhält daher von dieser Veränderung sein Hauptgepräge; aber dieser Schlag ist vorbereitet sowohl als begleitet von einer Umgestaltung im ganzen Umkreise des Cultur- und öffentlichen Lebens. So lag im Bruch mit dem hierarchischen und scholastischen Mittelalter eine Rückkehr des Geistes zu sich selbst und zur Natur, die sich nach allen Seiten bethätigte. Der Humanismus entdeckte im Alterthum eine Welt, die ihm mit der Vollendung eines zur Freiheit schon entwickelten Geistes entgegentrat, und lernte von ihr die Freiheit des eigenen üben, die neue Bildung aufbauen. Mit dem Verständniß der griechischen Philosophie ging dem Denker zugleich der Sinn für das geheimnißvolle Leben der Natur auf. Die bildende Kunst führte — nicht ohne Hülfe der Antike — die Gestalten des Glaubens zu schöner Menschlichkeit heraus und nahm ihnen so den blendenden Nimbus der Jenseitigkeit, die Jahrhunderte lang um das menschliche Auge eine Binde gelegt hatte. Die Erde selber erschien dem Menschen wieder als seine ächte Heimath, und der Trieb erwachte, auch ihre unbekannte Hälfte als seine Domäne in Besitz zu nehmen; zugleich entdeckte er ihre Stelle und Bewegung im Weltensystem. In der Natur endlich sah er nicht mehr die bloße ihm feindliche Creatur, sondern, da er ihr nun frei gegenüberstand, ein Reich von Kräften und Stoffen, das er nur zu erforschen brauchte, um es sich dienstbar zu machen: Naturforschung und der entdeckende, erfindende Sinn reichten sich die Hände. Und wie sich im religiösen Leben der Geist von jedem Gängelbande der Autorität losriß, um nur nach dem geprüften Wort der Schrift und nach der innern Gesinnung zu leben, so sagte sich die neue Philosophie in ihren Begründern Bacon und Cartesius von allen Vorurtheilen und hergebrachten Meinungen los, um mit der Selbstgewißheit der Erfahrung oder des Denkens neu anzuheben. Allein mit allen diesen Richtungen ist der Kreis der neuen Bewegung noch nicht geschlossen. Die Weltereignisse, welche die Reformation zur Folge hatte, die Wirkung, welche sie als die nationalste That des deutschen Volkes insbesondere auf dessen Schicksale ausübte, überhaupt ihr Verhältniß zum politischen Leben sind ebenso wesentliche Momente als ihre geistigen Verzweigungen.

Ein Aufschwung also, der die Mannigfaltigkeit einer ganzen Welt in sich faßt, dessen verschiedene Ausgangspunkte mehr als ein Jahrhundert auseinanderliegen. Die Beschränkung auf ein bestimmtes Ereigniß war bedenklich; zudem ließ sich von Kaulbach nichts Anderes erwarten, als daß er den Stoff in seiner möglichsten Vollständigkeit geben würde. Eine geschichtliche Form aber, in der auch nur einige jener Mächte auftreten würden, ließ sich nicht finden; auf Geschichte im eigentlichen Sinne mußte daher auch hier verzichtet werden. Es

handelte sich darum, eine ideale Form zu finden, in welcher die Vertreter jener verschiedenen Lebenskreise zu bezeichnenden Gruppen sich verbinden und ihr innerer Zusammenhang durch die Anordnung zum Ausdruck kommt. Und hierfür fand sich ein treffliches Vorbild: die Schule von Athen.

In dieser hat Raphael unternommen, die Hauptzüge der griechischen Philosophie und Wissenschaft in ihren hervorragenden Repräsentanten darzustellen: diese in einem idealen Raum versammelt, erhaben gleichsam über die Noth und den Zufall des geschichtlichen Daseins, in ihrer Größe und unvergänglichen Wirksamkeit vereinigt. Der Gegenstand war ihm nicht so fremd, als es scheinen könnte, möge ihm immerhin der Graf Castiglione oder Pietro Bembo die leitenden Gesichtspunkte an die Hand gegeben haben; in jener Zeit, da das Alterthum sich frisch dem Geiste erschloß, die Kunst an der Antike groß wurde und der gebildete Italiener für Plato schwärmte, lag das Interesse für griechische Gedanken und Anschauungen in der Atmosphäre der allgemeinen Bildung. Daher konnte es der Meisterschaft Raphaels gelingen, jene Gestalten in ihrer großen Ursprünglichkeit aufzufassen und in der einfachen, monumentalen Anordnung ihre geistige Bedeutung wenigstens annähernd auszudrücken. Die architektonische Umgebung, eine Halle im edlen Stil des Bramante, die mit der klaren Ruhe der Antike den Reichthum der Renaissance verbindet, gibt den passenden Raum ab für die ideale Versammlung. Plato und Aristoteles, sicher und groß dastehend, nur leicht bewegt, durch einfache Geberden den Inhalt ihres Gesprächs andeutend, bilden mit dem Chor ihrer Zuhörer den festen Mittelpunkt, zu dem der Lichtgang und die Linienordnung der verschiedenen Gruppen das Auge immer wieder zurückführen. In freierer Bewegung hat sich links anschließend die Sokratische Schule mit ihrem Lehrer versammelt, rechts in bezeichnenden Stellungen und Gegensätzen die späteren Philosophen. Zu diesen im oberen Raum Vereinigten, den eigentlichen Vertretern der Philosophie, leiten die im unteren Theil der Halle angeordneten Gruppen in anmuthigem Flusse den Blick hinauf, links die schweigsame Gesellschaft der Pythagoräer, rechts Archimedes — Bramante mit seinen Schülern und den Astronomen. Die Mitte des Vordergrunds ist freigeblieben. Auf den Stufen liegt (im Mittelgrunde) allein und selbstgenügsam Diogenes, während von ihm weg ein vornehmer Epikuräer leichten Schrittes hinaufschreitet; auch diese Figuren führen zum Mittelpunkte zurück. Auf das Einzelne einzugehen, ist hier nicht der Ort: sonst ließe sich leicht zeigen, daß sich besser die Aufgabe, ein Bild vom geistigen Leben der Griechen zu geben, nicht lösen, einfacher und anschaulicher die Sache nicht darstellen ließ. Nicht darin zeigt sich das Verständniß der Auffassung, daß im Detail und Kostüm das Alterthum genau wiedergegeben, der eine und andere Kopf nach antiken Büsten gebildet ist; sondern darin, daß der Künstler seinen Stoff in wenige klare Gruppen aus-

einandergelegt, diese in rhythmische Beziehung gesetzt und über das Ganze die eigenthümliche Stimmung, gleichsam den Hauch geistigen Lebens ausgebreitet hat.

Und dennoch: nicht blos war schon alsbald nach dem Tode Raphaels das Verständniß des Bildes ganz verloren, wie aus Vasari sowohl als aus dem Kupferstich des Giorgio Mantuano (die Unterschrift legte es als eine Darstellung der Predigt des Apostel Paulus in Athen aus) von 1550 erhellt, nicht blos schwanken auch heutigen Tages noch die Erklärungen, von denen die eine am liebsten den vollständigen Entwickelungsgang der griechischen Philosophie herauslesen möchte; sondern — und das ist das Schlimme — der Beschauer muß, wenn er ehrlich und vom Interesse für den Inhalt nicht befangen ist, sich gestehen, daß ihn die Totalwirkung als Ausdruck eben dieses Inhalts kalt läßt. Dieser gehört nun einmal dem Reiche des Gedankens an, und Raphael mußte zur symbolischen Geberde greifen, um auszudrücken, was seine Personen bewegt. Ein solches Geberdenspiel aber, statt den Ausdruck des natürlichen Lebens zu steigern, hebt ihn vielmehr durch den Zusatz des Künstlichen und Gemachten wieder auf: die vorgeführten Gestalten treiben dies Wesen nur scheinbar, und der Eindruck geht verloren. Auch die ideale Welt, die uns der Künstler aus seinem Geiste aufbaut, muß wirken wie die Natur und daher den vollen Wurf des Lebens haben: was sollen aber diese Figuren, die in den unbequemsten Stellungen mathematische Probleme lösen, an Säulen gelehnt auf den Knieen schreiben, auf man weiß nicht woher geholte Steinblöcke sich stützen? Die mit einem erhobenen Arm die Macht der Idee, mit einem zur Erde gestreckten die der Wirklichkeit beweisen? So unbequem, so zubereitet, so hergerichtet, lebt sichs hoffentlich im Reich der Geister nicht. Die Seele, welche diese Welt treibt, kann eben der Maler nicht packen. Er sucht sie zu beschreiben, anzudeuten, in diese oder jene Bewegung zu fassen; doch der leichtgeflügelte Gedanke ist seinen Händen schon entschlüpft, da er eben meint, ihn festzuhalten, und der Beschauer erwartet nun vergebens, daß er ihm belebend aus dem Bilde entgegenschlage. Wie ganz anders wirkt da die Vertreibung des Heliodor, in welcher der Künstler den lebendigen Moment der Handlung ganz in seine Gestalten goß! Indessen, nicht zu vergessen: man kann dennoch an der Schule von Athen seine Freude haben, wenn man sich an die Vollendung der Körper, den Reiz des Malerischen, den Rhythmus der Linien hält. Auch da, wo ein Raphael nicht das Höchste erreichte, weil er den vollen Einklang der Erscheinung mit ihrem innern Leben nicht zu fassen vermochte, wirkt noch die Meisterschaft der äußeren Darstellung. Und dann sind es doch immer Menschen von einem großen Schnitt, wahrhaft schöne Gestalten, die er uns vorführt, während durch die Klarheit und das Ebenmaß der monumentalen Anordnung auch das Ganze nicht ohne Wirkung bleibt.

Und Kaulbach? Wird er die Klippe umgangen haben, an der Raphael

nicht vorbei konnte? Nun, wir werden das nicht von ihm erwarten. Ihn auch nur mit Raphael vergleichen, also mit einem Maßstabe messen zu wollen, für den er von vornherein zu kurz befunden würde, wäre ungerecht. Sehen wir zu, was er nach seinem Vorbilde erreicht hat, und wenn es ihm auch nur halbwegs gelungen ist, seinem Stoff eine künstlerische Seite, ein monumentales Ganze von lebendigen Gestalten abzugewinnen, wird sich die deutsche Kunst zu dem neuen Product nur Glück wünschen dürfen.

Zunächst läßt sich allerlei gegen die Auffassung sagen*), und wenn wir auch sonst nicht viel Gewicht darauf legen, ob der Künstler den geschichtlichen Stoff richtig verstanden hat, so darf man doch bei Kaulbach, der ja auf eine geistvolle und erschöpfende Behandlung seiner Vorwürfe sich nicht wenig zu Gute thut, wenigstens beiläufig darnach fragen. Der Künstler hat die Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts lediglich in ihrer positiven Einwirkung auf Cultur und Geschichte betrachtet und ihre Vertreter friedlich in einem gothischen Dome versammelt: nebenher bemerkt ein seltsamer Aufenthalt für die Männer der Reformation, denen es vor Allem auf Befreiung von der Kirche ankam, ein sonderbares Stelldichein für Naturforscher und Philosophen. Wir wollen dabei nicht verweilen, daß eine Darstellung jenes Zeitalters doch nicht so ganz von dem Momente der Opposition und des Kampfes absehen sollte, da doch der Bruch mit der abgängigen Weltordnung im Wesen jedes neuen Aufschwunges liegt. Dagegen müssen wir uns gegen die im Grunde pfäffische Auffassung verwahren, mit der Kaulbach die Menschen einer von Gewaltsamkeit und Fehde erfüllten Zeit, eherne, leidenschaftliche Naturen, denen es vor Allem um Selbständigkeit auf eigene Faust zu thun war, knieend und das Abendmahl empfangend um die Reformatoren versammelt. Selbst der treuherzige und religiöse Churfürst Johann, der sittlich strenge Johann Friedrich hatten in ihrem entschlossenen und thatkräftigen Wesen etwas Derbes, das unter dieser frommen Hülle ganz verloren geht. Wie aber paßt erst ein Moritz von Sachsen hierher, der ganz in seine politischen Ränke und in das Leben des Tages aufging! Nichts Besseres weiß uns Kaulbach von den protestantischen Fürsten und den wohlgemuthen Städtern, die sich an die Spitze der Bewegung, einer Weltmacht entgegenstellten, zu berichten, als daß sie das Abendmahl in beiderlei Gestalt nahmen? Freilich, die Herren sind auch darnach: so weit sich in der nebelhaften Ferne die Köpfe erkennen lassen, sehen sie ganz so nichtssagend und beschränkt aus, wie man nur heutigen Tages bei derlei Gelegenheiten aussehen kann. Und wie dumpf, wie schwül, wie weihrauchartig muthet uns der geschlossene Hintergrund an, in den das Licht nur wie verstohlen fällt, statt sich auf eine solche Gesellschaft in vollen Strömen zu ergießen! Wie ganz

*) Da die Photographie des Cartons überall verbreitet ist, ist die Beschreibung wohl überflüssig.

anders, wie weit geht Einem das Herz auf, wenn man in die große, ins Freie geöffnete Halle der Schule von Athen sieht! — Uebrigens hätte sich von den übrigen Anwesenden wohl erwarten lassen, daß sie mit etwas mehr Pietät und Aufmerksamkeit der feierlichen Handlung beiwohnten. Kein Mensch achtet auf die heilige Scene, nicht einmal die nächststehenden Elisabeth und Gustav Adolph: Melanchthon ausgenommen, der vom untern Theil der Kirche, wo er gerade Geschäfte halber sich aufhält, doch auf Luther hinzudeuten für gut findet. Alle Uebrigen treiben ihr Wesen in beneidenswerther Unbekümmertheit um das, was an der geweihten Stelle vorgeht. Auch der am Altar stehende Luther hat bis jetzt die Ruhe nicht herstellen können: umsonst läßt ihn der Maler den Text seiner Predigt in die Höhe halten — er predigt tauben Ohren. Der Künstler mag sich in der Darstellung eines idealen Motivs in unwesentlichen Zügen immerhin über die Wirklichkeit hinwegsetzen; aber allen Gesetzen des natürlichen Lebens und eines anständigen Benehmens darf er nicht ins Gesicht schlagen. Was wird nicht Alles in der Kirche getrieben! Im Chor gesungen, disputirt, das Abendmahl genommen, in einem Seitenschiffe gemalt und gedruckt, im andern Astronomie getrieben, im Langhause Frieden abgeschlossen, Verse an den Fingern abgezählt, in die steinerne Leier einer zerbrochenen Statue geklimpert, um einen Globus mit allen möglichen Geberden sich gedrängt, aus einem Sarkophag Schriften ausgepackt u. s. w. u. s. w. Dabei liegen zwar nicht malerisch, doch bunt und wirr, allerlei Geräthe, ausgestopfte Vögel, Tabak und Bildwerke durcheinander, wie das Gerümpel einer eben beginnenden Auction. Hat man in Italien Kirchen zu Lazarethen gemacht, so ist hier der Dom zum Bazar geworden, in welchem alle Gewerbe getrieben werden, in denen der menschliche Geist seit drei Jahrhunderten geschäftig ist.

Hier zeigt sich schon in der Auffassung das Bedenkliche — von der Composition ist noch nicht die Rede — wenn der Künstler die ganze Mannigfaltigkeit seines Stoffs in einen Rahmen bringen will. Das Verschiedenartigste wird wohl oder übel zusammmengeschmiedet. Da nun aber die innern Verhältnisse und Gegensätze, die sich zwischen den verschiedenen Läufen einer Weltbewegung bilden, sich durch die Gruppirung nicht ausdrücken lassen, so ist mit dem ungeheuren Aufwande von Figuren doch wenig oder gar Verkehrtes gesagt. Daß z. B. der Humanismus zuerst zwar der Reformation in die Hände arbeitete, dann aber (vorab in Erasmus) zu ihr in Gegensatz trat, weil er durch Huldigungen gegen weltliche und geistliche Fürsten sich Boden zu verschaffen suchte, für seine Bestrebungen durch den entbrannten Kampf fürchtete und gern mit Hülfe des Papstes und der Bischöfe die Kirche reformirt hätte, während die Reformation an das Bedürfniß Aller sich wandte, und daher vornehmlich auf das Volk sich stützte; daß sie selber gar bald in zwei Parteien

sich spaltete, von denen die eine Alles von der stillen Macht der sich ausbreitenden Ueberzeugung erwartete, die andere energisch durchgreifend die öffentlichen Dinge fast gewaltsam umzubilden suchte: das sind wesentliche Momente, die hinter die Scene fallen. Aber nicht nur darin, sondern in der Auswahl der Figuren wird der Künstler vollständig nicht sein können, und so ist es Kaulbach begegnet, daß er zweifelhafte Größen in den Vordergrund geschoben, dagegen wirklich bedeutende Charaktere ganz vergessen hat. Wir wollen nicht über die Einzelnen mit ihm rechten: aber ein Sebastian Münster, ein Leonhard Fuchs, ein Paracelsus, ein Molinaeus — die Franzosen hätte besser noch ein Budaeus vertreten — brauchen uns nicht unter den Ersten in die Augen zu fallen. Nun gar den Wiedertäufer Sebastian Franke, einen Mann, an dessen aufregender Vielschreiberei Luther und Melanchthon nur Aergerniß nahmen, der im Grunde nur das Verdienst hat, eine deutsche Geschichte geschrieben zu haben. — gerade den in seiner ganzen Länge, in der geschmacklosesten Haltung und Kleidung so voranzustellen, daß er gewaltsam den Blick auf sich zieht! Doch wir entdecken hier, wenn wir nicht irren, gewisse Rathgeber des Künstlers, denen das unklare Gemisch von Theismus und Pantheismus in der Philosophie des Mannes, die eben deshalb weder das Eine noch das Andere ist, für eine tiefe und unübertroffene Weisheit gilt. Haben doch wohl aus demselben Grunde so ziemlich alle italienischen Naturphilosophen Platz gefunden, unglücklicher Weise freilich in alle Ecken zerstreut. Auf den guten Meister Hans Sachs, der im nächsten Vordergrunde die Gruppen vermittelt und den Abschluß bildet, aus dem das Ganze herauszuwachsen scheint, der, das Bild von unten gesehen, jedenfalls die Hauptfigur spielt, werden wir noch zu sprechen kommen. Wie der treuherzige Sänger, der seine evangelische Gesinnung wohl heiter und anmuthig, aber doch mit der etwas handwerksmäßigen Festigkeit eines gesunden Menschenverstandes vorträgt, zu der unerwarteten Ehre kommt, würde er wohl selber nicht begreifen.

Aber wenn Kaulbach Kopf an Kopf sich drängen läßt, um möglichst viel zu geben, warum zeigt er uns nicht unter den Fürsten den besonnenen und doch festen Friedrich den Weisen, der als der rechte Schutz für die beginnende Bewegung so ganz der Mann Luthers war? Nicht den kühnen Philipp von Hessen, in seiner Energie und Derbheit das ächte Kind jener Zeit, von dem der florentinische Gesandte sagte, daß er bei den Deutschen wie ihr Gott angesehen sei? Weshalb fehlt die herrliche Gestalt Sickingens, in dem sich zwei Welten gleichsam begegnen, der ächt menschlich mit seinem ritterlichen Wesen, seinen politischen Plänen, einen idealen Sinn, eine warme Begeisterung für die Religion verband? Weshalb unter den Malern der fromm evangelische Lucas Kranach, der Freund Luthers, der sein Passional Christi und Antichristi mit Holzschnitten zierte? Weshalb unter den Reformatoren der schottische John Knox? Unter

den Philosophen ein Cartesius, in dem die eine Richtung der neuen Philosophie ihren epochemachenden Anfang fand? — Doch hier gerathen wir an einen andern wunden Fleck, über den so viel zu sagen wäre, daß wir ihn nur berühren wollen. In der Anordnung zeigt sich nur zu oft ein gänzliches Mißverständniß jener vielseitigen Bewegung: Kaulbach mag sich bei seinen Rathgebern bedanken. Von der Auffassung der eigentlichen Reformation war schon die Rede. Man kann Petrarca gelten lassen, als einen der Ersten, der Sinn und Liebe für die Weisheit des Alterthums und seine Kunst der Darstellung bewies, auch den schönen, aber confusen Grafen von Mirandola, der gleich sehr für Plato wie für die Kabbala schwärmte, wenn auch das Hervorholen von Manuscripten ein armseliges Symbol ist. Was aber sollen Shakespeare (der überdies dem römischen Geiste wohl verwandt, für den griechischen aber ohne Verständniß war) und Cervantes in der Rolle von Zuhörern? Mitten in die Gruppe sind Erasmus und Reuchlin hineingeworfen, offenbar ohne zu wissen, was sie hier vorhaben; weiter zurück Hutten und Bucer eingeflickt, der Vermittler in allen reformatorischen Streitigkeiten neben dem stürmischen Ritter, mit dem er wenig zu schaffen hat. Was soll dann Bacon knieend vor der Weltkugel, der kühne Reformator der Philosophie, der die Erfahrung methodisch und erfinderisch zu machen suchte, um mit ihr die Herrschaft des Menschen über die Dinge zu begründen? Und vor Allem: weshalb ist das Hauptmotiv des Bildes in den Hintergrund gedrängt, wo es im Dämmerschein trüber Kirchenfenster so gut wie verschwindet?

Doch mit dieser Frage treten wir in das eigentliche Gebiet der Kunst ein — und hier athmen wir wieder auf. Nichts unerquicklicher und unergiebiger, als mit dem Künstler über das Stoffliche rechten, und nichts ärgerlicher, als durch dessen Prätention, geist- und gehaltreich zu sein, dazu gezwungen werden. Nur indem sie nach der Darstellung fragt, hat die Kritik es mit der Kunst zu thun und nur mit dieser will sie zu thun haben. Beginnen wir mit der Composition, für die man ja von jeher Kaulbach ein besonderes Geschick zugeschrieben. Nun ja, eine Menge von Gruppen und Figuren zusammenzubringen, die man mit der Erklärung in der Hand allenfalls entwirren mag, selbst sie in eine gewisse rhythmische Anordnung zurechtzuschieben, ist Kaulbach nicht ohne Talent. Aber wie immer, so fehlt es auch hier dem Ganzen vor Ueberfülle und Ueberhäufung an Anschaulichkeit und Klarheit. Von einer Gruppe zur andern schweift der Blick, ohne Ruhe zu finden; denn es fehlt der feste Mittelpunkt, von dem er ausgehen, zu dem er zurückkehren könnte. Luther und seine Umgebung können nicht dafür gelten; denn sie sind, wie bemerkt, in eine dämmerige Ferne zurückgerückt, selber in einem grauen Lichte verschwimmend, können sie sich vom grauen Hintergrunde nicht abheben, und ohnedieß läßt der überladene Vordergrund das Auge nicht los. Die versuchte Vermittlung zwischen beiden, gebildet aus den Friedenschließenden und den an den

Treppen Betenden, ist zu matt, in Form und Ton zu kraftlos, um wirken zu können; auch sie verschwinden vor der herausdrängenden vorderen Masse. Deshalb erscheint der Friedensschluß, der wohl das zweite Hauptmoment des Bildes sein soll, ohnedies eine Gruppe von nichtssagendem Geberdenspiel, ebenfalls nur wie eine gleichgültige Episode. In die Gruppe der Humanisten und Dichter schneiden Erasmus und Reuchlin der Form wie dem Lichtgang nach gleich zwei Flecken ein; links bildet der Mantel des Franke einen häßlichen Abschluß, das zopfige, weitläufige Gewand des Bacon eine aufdringliche Zugabe. In der Mitte liegt klobig, knotig, wie ein Haufen zersägter Holzblöcke, mürrisch und plump, ganz das Gegentheil des classisch hingelagerten Diogenes in der Schule von Athen, dessen Seitenstück er doch wohl sein soll, mit einem Ausdruck, für den Referent einen anderen Ausdruck als Versimpelung nicht finden kann, Hans Sachs, der Held des Bildes. Daß ihm so mitgespielt wurde, nachdem ihm der Ehrenplatz eingeräumt worden, hat der Meistersänger wahrlich nicht verdient. — Und nun das unruhige Gedränge der Figuren! Keine, außer Luther und Hans Sachs, hat Platz, Kopf stößt an Kopf, viele Körper werden so durchschnitten, daß man den ganzen Bau sich kaum mehr vorstellen kann. Links drängt man sich um den Globus, der eben erst herbeigeschafft wird, rechts zum Sarkophage. Elisabeth und Gefolge drängen sich zum Altar. Astronomen drängen sich im einen Seitenschiff, Maler und Buchdrucker im andern: die ersteren, wie die letzteren ein Bild im Bilde. Aber damit nicht genug. Wie eine Schaar von Schatten sitzen hinter den Reformatoren, also Figuren hinter Figuren, auf Chorstühlen die Vorboten der Reformation: ein schlechter Nachdruck der Erzväter und Apostel aus der Disputa, eine Art Ersatz für das Mythenstockwerk, das der Künstler diesmal nicht anbringen konnte. Und als Abschluß in der Höhe drängt sich wieder bei der Orgel die Gemeinde!

Man mag an diesem Reichthum, diesem Taumel einer nüchternen, nur künstlich erhitzten Phantasie sich ergötzen: künstlerisch ist er nicht, am wenigsten monumental. Die Vergleichung mit der lichten, maßvollen Anordnung der Schule von Athen überlassen wir dem Leser. Wer so den ersten Gesetzen der Kunst zuwiderhandelt, wem es so sehr an der Großheit monumentaler Anschauung, am Sinn für die einfache, gediegene Erscheinung des Lebens und für das Ebenmaß fehlt, mit dem die Kunst sogar die kämpfende, bewegte Welt in das Reich der Schönheit erhebt — nun, der mag immerhin diese Mängel durch den Reiz des Allerlei und Vielerlei und ein mosaikartiges Spiel mit dem Stofflichen zu ersetzen suchen; zu dem aber, was den wahren Künstler ausmacht, gebricht ihm so ziemlich Alles.

Doch das Urtheil könnte voreilig erscheinen, so lange nicht von der Darstellung der Charaktere die Rede gewesen ist. Dadurch, daß hier Kaulbach ge-

schichtlich ausgeprägte Menschen vor sich hatte, an deren individueller Erscheinung seine ausschweifende Phantasie einen Halt finden konnte, war ja seinem Gestaltungsvermögen Gelegenheit gegeben, sich zu bewähren. Hier konnte er zeigen, ob er im Stande ist, lebendige Menschen zu bilden, eine charaktervolle Schönheit hervorzubringen. Sehen wir uns zuerst den Luther an, der, wenn er auch die Hauptfigur nicht ist, doch sie sein soll. Kaulbach hat es verschmäht, das treuherzige Portrait Kranachs zu benutzen, in dem mit der Klarheit eines gesunden Verstandes zugleich der Ausdruck des gediegenen Charakters ist. Nun gut; er will uns Luther in der Blüthe des Mannesalters geben. Der Reformator war damals noch hager; in seinen Zügen las man die kühne Entschlossenheit, den inneren Sturm, die Begeisterung für seine Sache, die Gesinnung, die sich zwar ganz auf das Wort Gottes stützte, aber in diesem Worte „Schwert, Krieg und Verderben" fand. Mit der Tüchtigkeit des geraden Sinnes hätte uns also Kaulbach zugleich das Schwungvolle, den Genius, die Arbeit des inneren Lebens zeigen müssen. Wer aber wird diese Züge in dem flach idealisirten Kopf und dem doch pfäffisch geschwollenen Gesichte finden! Ebenso wird man in dem Kopfe und der Haltung Zwinglis, des wohlgestalteten, lebensfrohen Mannes, die Kraft und republikanische Entschiedenheit, die ihn auszeichneten, vergebens suchen. Zu unbestimmt sind übrigens die meisten Figuren des Hintergrundes gehalten, als daß die Charaktere heraustreten könnten; nur so viel läßt sich doch auch in dieser Ferne erkennen, daß die Individualität meistens entweder verflacht oder verzerrt ist. Ist der stolz daherschreitende Pfau mit dem verlebten, geschminkten, ausdruckslosen Kopf die Königin Elisabeth, die mit ungebrochenem Muth gegen eine halbe Welt kämpfte? Wußte uns Kaulbach von dem Weibe, das, wie ein Zeitgenosse rühmt, ebenso klug im Regieren und sorgsam bei Berathung, als fest und umsichtig im Handeln war, nichts als seine Eitelkeit zu zeigen? Dem schönen Kopfe Gustav Adolphs keinen anderen Ausdruck zu geben, als den eines Blicks zum Himmel, während der Körper sich eben zurechtgestellt hat, um zu imponiren, um zu sagen: „ich bin auch noch da?" Dem biederen Albrecht Dürer keine andere Stellung, als die kokette Wendung eines Tänzers, der vom Gerüst herab der Gesellschaft sein Compliment macht? — Und — gehen wir weiter vor — dieser Melanchthon! Ein Kopf von matter Süßigkeit mit dem Beigeschmack hektischer Sentimentalität, das also ist der Kopf eines Mannes, dem es bei aller Milde und Feinheit eines attischen Geistes doch nicht an dem Muth der tiefsten Ueberzeugung fehlte! Was ferner ist aus Hutten geworden! Nach dem Bericht von Zeitgenossen war er ein schmächtiger, unscheinbarer Mann, der aber in seinem blassen Gesichte etwas Wildes hatte, das von dem tief leidenschaftlichen, sein Leben wie sein Gemüth bewegenden Sturme zeugte. Da steht nun der gekrönte Poet, das Schwert in der Hand, mit aufgerissenen Augen, das ächte Bild eines Statisten. Beim Erasmus hätte Kaulbach gleich sehr dar-

stellendes Talent und Feinheit der Auffassung zeigen können; die geistvollen Porträts Holbeins, in denen die Individualität anspruchslos, gesund realistisch und doch in der ganzen Tiefe ihres Lebens wiedergegeben ist, machten ihm die Sache leicht. Aber wie hat er den behutsamen, diplomatischen Kopf mit den feinen Zügen und dem launigen Ausdruck zur leblosen Larve versteinert, das individuelle Gepräge zur Maske, die an das Narrenhaus erinnert, zum ächten Kaulbachkopf! Ebenso hölzern ist der Körper, die Haltung, es ist etwas Elendes in der ganzen Erscheinung, der moderne deutsche Schulmeister hat mehr Wurf und Würde. Eine Art von Gegensatz bildet Reuchlin; der stattliche Mann dessen vornehme Haltung Ehrfurcht einflößte, der aber doch durch sein ruhiges und mildes Wesen anzog, und dessen Zügen „ein dunkler Drang nach verborgenen Tiefen" etwas Mystisches gab, wie trägt er hier seine Würde und Bedeutsamkeit in der Art eines alten Polterers zur Schau, mit einem Profil, das wieder an Caricatur grenzt.

Wie wenig Kaulbach im Stande ist, einen Kopf künstlerisch aufzufassen und wiederzugeben, selbst dann, wenn er ein treffliches Vorbild hat, zeigt sich auch an dem Anatomen Vesalius; dessen geistreich behandeltes, höchst individuelles Bildniß von Tintoret in der Münchener Pinakothek ist hier zum flachen Typus verkümmert, für dessen Leere und Flauheit wir keine andere Bezeichnung wissen, als eben Kaulbachsche Manier. Es ist in dieser etwas eigenthümlich Starres, eine Verknöchertheit der Form, der das Lebenslicht ausgeblasen ist, und die sich vergeblich mit der leeren Allgemeinheit schöner Linien zu schmücken oder durch die Schärfe übertriebener Charakteristik bedeutungsvoll zu machen sucht. Wenn die Form nicht die lebendige Erscheinung des künstlerisch verstandenen Organismus ist, die Individualisirung nicht einfach das Wesentliche gibt, den Charakter in seiner Gediegenheit faßt, so bringt es die Kunst weder zur schönen, noch zur ausdrucksvollen Gestalt; streift dagegen, wie so oft bei Kaulbach, an die Puppe oder an die Fratze. Man wird es müde, das an den einzelnen Figuren nachzuweisen. Wer für die erhaltenen Meisterwerke der Kunst Sinn und Liebe hat, wer sich an die herrlichen, tüchtigen Menschen eines Masaccio und Ghirlandajo erinnert, die aus der Wirklichkeit heraus im vollsten Momente ihres Lebens in das ewige Reich der Kunst erhoben sind, dem wird ebensosehr die hohle und modern-anspruchsvolle Schönheit in den Köpfen von Bacon, Petrarca und Pico abstoßen, als die Caricatur in den Fuchs, Münster, Paracelsus und Franke. Diese zeichnen sich überdies durch lächerliche, automatenhafte Geberden aus. Selbst ein Schwärmer, wie Paracelsus, ist doch durch die Art, wie er jede Autorität abwarf und die Kräfte der Natur zu ergründen suchte, ein zu bedeutender Mensch, als daß man ihn mit der Geberde des dummen Erstaunens charakterisiren dürfte. Man mag übrigens in diesen Gestalten die bekannte Ironie des Künstlers wiederfinden; uns ist sie hier nur ein

33*

Zeichen, daß es ihm am ernsten Sinn für das Große im Leben, wie in der Kunst und am ächten Humor fehlt, der immer auf dem Grunde der Begeisterung spielt. Treibt etwa diese Ironie auch in den blasirten Zügen des Cervantes ihr Wesen, denen so recht die Absicht aufgedrückt ist, den geistreichen Kopf zu spielen? So hat der Mann gewiß nicht ausgesehen, der die Darstellung einer abgängigen Weltordnung im Contrast mit der neuen in die Höhe des ächten Humors zu erheben wußte. Wie selbst in den zurücktretenden Köpfen eines Cusanus, Celtes, Cranmer der Ausdruck ins Maskenhafte gesteigert ist, wird dem Beobachter nicht entgehen. Doch bleiben noch zwei Figuren übrig — von Hans Sachs war schon oben die Rede — die gewaltsam das Auge herausfordern: Columbus und Shakespeare. Für die in den riesigen Verhältnissen aus ihrer Umgebung ganz herausfallende Figur des Ersteren, für die weltgebieterische Miene, mit der er sich in Scene setzt, und den erhabenen Contrast, mit dem er auch in diesem Momente seine Ketten rasseln läßt, für diese gemachte Größe wird der Beschauer nur ein Lächeln haben. Aber entrüsten mag er sich, daß man ihm den komödienhaften, frisirten, geschniegelten „schönen Mann", der sich da vorn so recht zur Schau ausgestellt hat, mit seinen Formen kokettirt und Alles aufbietet, um nach etwas auszusehen, für einen Shakespeare gibt; für den Dichter, der uns zum ersten Male den ganzen Menschen darstellte, wie sein Charakter und sein Schicksal aus der Tiefe seiner Leidenschaften, aus den Conflicten der Natur und Geschichte hervorgehen. An diesem Shakespeare zeigt sich übrigens deutlich, wie Kaulbach bei aller äußeren Geschicklichkeit gleich wenig Verständniß für die künstlerische Bildung der Form, wie für das Leben eines Kopfes hat. Vergebens sucht man in allen diesen Figuren die feste Erscheinung, den sichern Wurf des Körpers, die doch erst der Gestalt ihr selbständiges Leben geben, und welche die Meisterwerke aller Zeiten kennzeichnen.

Und „das Zeitalter der Reformation?" Wie die einzelnen Figuren und Gruppen ist auch das Ganze wirkungslos. Hier ist nichts von dem bewegten, schwungvollen Wesen jenes Jahrhunderts, von seiner großen, treibenden Stimmung, von dem frischen Zug, der durch seine Menschen ging. Kaulbach wollte die Geister jener merkwürdigen Epoche beschwören, und es hat sich nichts als eine Schaar von Schatten eingefunden. Das ist die Zeit nicht, von der Hutten ausrief: „O Jahrhundert, die Studien blühen, die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben!"

Vielleicht wird der eine oder andere Leser finden, daß wir Kaulbach mit einem zu strengen Maßstab gemessen haben. Aber es ist an der Zeit, das wahre Gesicht einer Richtung aufzudecken, von der eine gewisse Kritik eine neue Kunstepoche datiren möchte: die durch die Geschicklichkeit zu blenden sucht, mit welcher sie das reiche Bildungsmaterial der Zeit, die Fülle des Stoffs in den

Rahmen zwingt, und die durch allerlei Reize gefallen will, da sie die einfache, vollendete Erscheinung eines schönen Lebens weder zu empfinden, noch darzustellen fähig ist. Indem sie die Gelehrte spielt, zersprengt sie die Grenzen der Kunst und will uns über die Halbheit und Ohnmacht ihrer Formen durch einen Inhalt täuschen, den sie nicht gestaltet, sondern nur andeutet. Indem sie mit Flitterstaat und Schminke die Liebenswürdige spielt, verletzt sie den Ernst und das Wesen der Schönheit. Ginge die deutsche Kunst auf diesem Wege weiter, so wäre nichts mehr für sie zu hoffen; aber in der jüngeren Künstlerwelt regt sich glücklicher Weise ein besserer Sinn, der sich von Kaulbach unwillig abwendet. — μ. ρ.

Deutsche Briefe aus der preußischen Provinz Posen.

3.

Die deutsche Einwanderung.

„Undank ist der Welt Lohn! Dieses nur den Deutschen eigenthümliche Sprichwort bezeichnet recht correct ihr Verfahren gegen uns. Arm, von ihren Glaubens- und Stammgenossen verfolgt kamen sie im sechzehnten Jahrhundert zu uns, fanden Schutz, Duldung, Vermögen — und suchten ihre gastlichen Freunde zum Lohn für ihre Güte zu unterdrücken."

So stimmen die polnischen Zeitungen von Zeit zu Zeit den Chorus an, und leichtgläubige Deutsche fallen ein. Sehen wir zu, was an der Sache wahr ist, und ob sie nicht etwa ebensoviel historischen Grund habe, wie die Mittheilung des Grafen Adam v. Plater, welcher vor acht Tagen unsern Provinzial-Landtag darüber belehrte, daß die höhern Lehranstalten Großpolens von der Republik sorgsam gepflegt worden seien, von der preußischen Regierung aber arg vernachlässigt würden.

Zunächst hätten wir freilich folgende Kreise zu reclamiren: a) Fraustadt und Bomst, bis 1343 schlesisch, damals mitten im Frieden und wider verbriefte Verträge durch Kasimir den Großen an Polen gebracht, b) Kosten, 1332 durch Wladislaw Lokietek von Schlesien losgerissen, c) Meseritz, vordem schlesisch, d) Birnbaum, bis zur Obra neumärkisch, e) Netzedistrict, pommerisch.

Doch mögen wir zugeben, daß die meisten dieser Landschaften damals, wenn nicht dem polnischen Reiche angehörig, doch nach Sprache und Cultur polnisch waren, und die ganze gegenwärtige Provinz Posen ins Auge fassen. Auch davon wollen wir absehen, daß Germanen vor den Slawen auf diesem Boden wohnten, und daß Mieczislaw der Erste dem deutschen Kaiser Otto tributär und unterthänig war; denn wir erkennen das Recht der Geschichte an, welche diese Verhältnisse umgestaltet hat.

Der erste Deutsche in Posen war der erste Bischof von Posen, Jordan, der sich sofort mit deutschen Amtsbrüdern umgab, 968. Im Jahre 1000 kam das von Otto dem Dritten errichtete Bisthum Gnesen hinzu. Beide Diöcesen wurden dem Erzbischof von Magdeburg untergeordnet. Daß die deutschen Priester nicht ohne Gefolge kamen, ist selbstverständlich. Die so angeregte deutsche Einwanderung kam nie zum Stehen und nahm seit dem dreizehnten Jahrhundert größere Dimensionen an. Schon 1170 besaßen die deutschen Malthefer ein reich dotirtes Hospitium in Posen. Wladislaw Spectator überließ ihnen auch das Gnesener Hospital, um es „jure et more theutonicali zu benutzen und deutsche Colonisten anzusetzen“ (urkundlich). Dieses hier zuerst erwähnte deutsche Recht hieß anfangs ius szredense (Schrodaisch Recht) oder auch ius novi fori. Später tritt das Magdeburger (Stadt-) und das Culmer (Land-) Recht auf. Dem Maltheserorden folgten die Cisterzienser, durch ihren Einfluß auf die Bodencultur um das Land hochverdient. 1213 gründeten sie Owinsk, 1232 Blesen. Bereits 1225 siedelten sich die Cistercienser von Schulpforte von ihrer Filia Leubus (in Schlesien) aus in der Wüstenei bei Nakel an und stifteten 1234 das Kloster Bischewo. So geht es weiter: Paradies, Priement, Obra, Dominicanerkloster Posen und dessen Zweigniederlassung Wronke 1297. Im Jahre 1234 erhielt der Erzbischof von Gnesen die Erlaubniß „Ausländer einzuladen und in den der Kirche gehörigen Dörfern anzusiedeln, damit sie zum Muster dienen“ („ut gentes extraneas invitet et in villis ecclesiae locet quae exempli sint“). Auch unmittelbar zog der Landesherr deutsche Einwanderer auf seine Güter, so in den Starosteien Meseritz, Kopnitz, Rogasen. Aehnlich verfuhren die polnischen Herzöge von Schlesien, und die acht Quadratmeilen des Fraustädter Ländchens waren bereits vollkommen germanisirt, als sie zur Krone Polen fielen. Damals entstanden auch viele Städte, wie Posen, Filehne, Zduny, Kriewen, Nakel, Dolzig, Gostyn, Krone, sämmtlich mit deutschem Recht; ebenso die Städtchen um Posen, welche später dem Weichbild der Stadt einverleibt oder untergegangen sind*). Das Meiste und Wesentlichste geschah aber doch von den Geistlichen. Zweihundert Hufen Landes, die ihm der Markgraf von Brandenburg abgetreten hatte, ließ der Bischof Jaremba von Posen durch deutsche Hände urbar machen, nachdem schon einer seiner Vorgänger das Recht gewonnen hatte, seine sämmtlichen Güter zu deutschen Rechten anlegen zu dürfen.

Eine mächtige Stütze erhielten die Deutschen in Polen, als Conrad von Masovien den deutschen Ritterorden wider die heidnischen Preußen, denen er fast erlegen war, zu Hülfe rief, und als diese Verbrüderung den Polen eine

*) Das heutige Posen ist eine Vereinigung der ursprünglichen Stadt und 8—12 kleiner Städtchen, die ihr eignes Recht, eignen Rath u. s. w. hatten. Das Wort Vorstadt gewinnt hier einen besondern Sinn.

größere Wohlthat erwies wie nachmals Johann Sobieski den Wienern. Doch ist hier nicht der Ort, die Verdienste des deutschen Ritterordens um die europäische Cultur herzuzählen.

Wenden wir uns lieber zur genauern Beachtung der Art, wie die Einwanderung vor sich ging.

Gewöhnlich wurde, um ein neues Dorf zu begründen, nach vorgängiger Genehmigung des Landesherrn ein dazu geeigneter Unternehmer, „Locator“ engagirt und diesem die dazu bestimmte Landstrecke nach Hufen in drei Feldern zugemessen und durch eine Urkunde mit der Verpflichtung verschrieben, sie mit neuen Bewohnern zu besetzen und eine Dorfgemeinde daraus zu bilden. Für das Schulzenamt, welches in der Regel der Unternehmer, meist als erbliches Recht, überkam, wurden einige Hufen, ebenso für den Krüger und zwar erstere jeder Zeit abgabenfrei, angewiesen. Dem Schulzen lag es ob, die Dorfordnung aufrecht zu erhalten, Streitigkeiten unter den Bauern zu schlichten und zu entscheiden, für die Sicherheit zu sorgen, kurz die Polizei und die niedre Gerichtsbarkeit zu verwalten, wo bei ihm Schöffen zur Seite standen. Nur die höhere Gerichtsbarkeit verblieb dem Grundherrn. Der Schulze zog die diesem zustehenden Abgaben ein und führte sie ab. Die Ansiedler hatten persönliche Freiheit, waren von der Gerichtsbarkeit der Kastellane und anderer fürstlichen Beamten eximirt, Eigenthümer ihres Landes und Bodens und erfreuten sich auch anderer Vorrechte, so daß ihre Dörfer, wie Oasen in der Wüste, mitten unter den gedrückten und geknechteten, der adligen Willkür rechtlos preisgegebenen Wohnungen der polnischen Bauern lagen. Freilich waren alle diese Vortheile nur eine billige Ausgleichung gegen die Beschwerden und Gefahren, welche die Einwanderer in einem von innern und äußern Kämpfen zerrütteten Lande, dessen Sprache und Sitten ihnen fremd waren, zu bestehen hatten, und der Gewinn, den sie durch Vermehrung der Bevölkerung, erhöhte Cultur und gesteigerten Verkehr ihrer neuen Heimath brachten, war größer als ihr eigener Vortheil.

Aber die Reaction, die Verletzung verbriefter Rechte begann zeitig, sobald die Macht des polnischen Adels über die der Landesregierung emporstieg, und gerade die Exemtion der Deutschen von den fürstlichen Gerichten gab sie einer Willkür preis, gegen welche Urkunden und landesherrliche Privilegien keinen ausreichenden Schutz gewährten. Unter den polnischen Fürsten traten namentlich Casimir der Große von 1333—1370 und Wladislaw Jagiello warm für die Deutschen ein. Letzterer gab 1406 dem Erzbischof von Gnesen ein Patent, neue Städte und Dörfer zu deutschen Rechten anzulegen, frei „von allen polnischen Rechten, Weisen und Gewohnheiten, welche meistentheils das deutsche Recht gestört haben“ (ab omnibus juribus polonicis modis et consuetudinibus quae ipsum ius theutonicum consueverunt perturbare). Nach ihm kam der Fluß ins Stocken. Die noch ferner zu deutschen Rechten gegründeten Dörfer wurden an Polen über

lassen, und die Fremden zogen nur noch einzeln als Müller, Schmiede, Krüger, Schäfer an. Im Osten unter der dichtesten polnischen Bevölkerung verschwanden sie sogar bis auf schwache, jetzt kaum noch kenntliche Spuren. In den Grenzkreisen und namentlich in der Umgebung von Fraustadt, Bomst, Meseritz, Czarnikau war das Deutschthum stark genug, auch Bedrückungen auszuhalten. Auch viele Edle deutschen Blutes hatten sich niedergelassen; leider haben die meisten von ihnen erst ihre Namen polonisirt, später sich dem polnischen Adel bis zur Unkenntlichkeit amalgamirt. Wer die Beute für lohnend hält, der reclamire für uns die dermaligen Familien: Bialkowski (Biberstein), Rydzinski (Warben), Trzinski (Rohr), Gostynski (Bock), Drzewiecki (Rostitz), Grabowski (Götzendorf), Rogowski (Horn), Bronikowski (Oppen), Brudzewski (Brause), Firlej (Fürleger), Haza v. Radlic (Hase v. Radlitz), Stolinski (Kalkstein), Wippczinski auch Zakrzewski (Felden), Goluchowski (Gluchow), Bonkonski (Rostiz), Elzamowski (Elsenau), Konarski (Schleiwitz), Krokowski (Krokau), Powalski (Lehwald), Kossowski (Goldstein), Plemminski (Schaffenburg).

Die Reformation fand also in Großpolen eine bereits stark gemischte Bevölkerung vor. Es ist bekannt, daß ihr die Besten des Landes zufielen, und daß die Duldsamkeit der letzten Jagellonen die freieste Bewegung gewährte. Der erlöschende Fürstenstamm ehrte sich durch das Toleranzedict von 1563. Durch die Energie der evangelischen Magnaten, namentlich des Kron-Großmarschalls Firlej, ward die völlige Religionsfreiheit in die pacta conventa aufgenommen, die der Wahlkönig beschwören mußte. Da nun die Eidbrüchigkeit der östreichischen Kaiser wider ihre evangelischen Unterthanen in Schlesien, nachher der dreißigjährige Krieg vielen Deutschen die Auswanderung wünschenswerth machte, so benutzten die selbst noch evangelischen Magnaten die Gelegenheit, ihre öden Städte und Dörfer zu bevölkern oder ihre wüsten Ländereien bebauen zu lassen. Sie gewährten den Flüchtlingen das, was sie sich bedangen, eine Wohnstätte, da sie den Gewerben obliegen könnten, in denen sie geübt waren und ein Gotteshaus, darin sie in ihrer Sprache nach ihrem Glauben beten dürften. So bedeckte sich der ganze Bezirk mit deutschen Städtchen (oppidum) und Städten (civitas) und mit evangelischen Kirchen. Unter andern gehört selbst das eben wieder ins Leben gerufene Kirchensystem Revier (Rey-o-wies) jener Zeit an. Die Macht des Adels erklärt es, daß dieser noch Städte gründet, Bojanowo (1642), oder vergrößert, Lissa (1639), während die Könige bereits die Dissidenten verfolgen.

Die neuen Staatsbürger wurden als fleißig, sittlich, ernst und mäßig gerühmt.

Peter Sziminuta von Lachowo auf Kobylin, Pleschen, Raschkow, Jutroschin und Zduny sagt in dem Privilegio vom 6. September 1636, durch welches er Deutsche zur Ansiedelung in Zduny, Kobylin und Umgegend einlud: „Damit

ich diesen guten braven Leuten meines Gemüthes Zuneigung und Willfährigkeit für die deutsche Nation bezeige, habe ich ihnen bestätigt und bestätige noch gänzlich hiermit alle Rechte und Gerechtigkeiten ihrer ganzen deutschen Freiheit, daß sie, ihre Weiber, Kinder und Nachkommen und alle Hausgenossen und Dienstboten deutschen Geblütes derselben nun zu ewigen Zeiten nöthiglich genießen und weder mir, noch meinen Nachkommen, den regierenden Herren, mit irgend einer Dienstbarkeit sollen verbunden sein."

Noch herzlicher schreibt Konary Kalaczkowski Graf v. Lissen am 24. Juni 1642 in dem Privilegio für die Stadt Jutroschin:

„Und weil ich in freudiger Aufbauung dieser verödeten Stadt und anderer unterthäniger Willfährigkeit der freien deutschen Nation gegen mir tragende gute Neigung und Wohlgewogenheit guter Maaßen zuvor spüre und zu erkennen habe. So bin ich hiergegen inclinirt und parat meine ganze Lebenszeit ihnen an Gnade, Gunst und Gutwilligkeit hier wieder zu erzeigen. Und habe mich beständig resolvirt, auch für rechtmäßig zu sein erachtet und dahin zu richten, daß alle und jede deutsche Einwohner dieser Stadt dessen im Werke genießen und von mir Dankbarkeit erfahren."

Wie haben sie nun diese Dankbarkeit kennen gelernt? Wie hat das Volk, welches so gern mit seiner Gastfreundschaft prahlt, diejenigen behandelt, die für dasselbe arbeiteten und die man unter der Zusicherung der Religionsfreiheit in die Städte gelockt hatte, nachdem Polen ein katholisches Land geworden war?

Die Chronik von Schwersenz erzählt: Um's Jahr 1730, da Augustin Schmidt, ein sehr wackerer Prediger, dort lebte, kaufte Adam Koźminski die Herrschaft Schwersenz. Er forderte sofort nach Uebergabe der Güter neunzig Dukaten von der Schwersenzer und zweihundert Thaler von der mit ihr vereinigten Posener evangelischen Gemeinde als Schutzherr ihrer Kirchenprivilegia. (Er dachte wohl an das Sprichwort vexa Lutherum, dabit thalerum, das beim Adel im Schwange war.) Bald darauf verlangte er vom Prediger Schmidt einen silbernen Pokal zu seinem Hausrath und am Frohnleichnamstage den Bau eines Altars an dessen Hause und die Theilnahme der Gemeinde an der Procession. Wirklich wurden an diesem Tage viele Akatholiken mitgeschleppt; im folgenden Jahre aber alle evangelischen Bürger zu einem Cultus gezwungen, der ihnen als götzendienerisch galt. Schmidt wurde vor Gericht gefordert, „weil er in seinen Conventikeln (es ist die am 23. August 1683 ausdrücklich privilegirte evangelische Kirche gemeint) mit seiner Sekte durch seine falschen Lehren den Namen Gottes lästert und die Ehre der Heiligen schmähet."

Die Chronik von Bojanowo meldet: Im Jahre 1750 wollte sich die Gemeinde einen Thurm bauen. Als derselbe ein wenig über das Dach hinausgeführt war, wurde das Recht des Weiterbaues streitig gemacht und schließlich verweigert. Zur Strafe für den Versuch, die Kirche mit dem Zeichen der Re-

ligionsfreiheit zu zieren, mußten 1,000 polnische Gulden (damals 10 Sgr., jetzt 5 Sgr.) an die römisch-katholische Kirche zu Bärsdorf gezahlt werden. Die Erlaubniß zu jeder Reparatur wurde theuer erkauft und an so kurze Fristen für den Bau geknüpft, nach deren Ablauf die Zahlungen erneuert werden mußten, daß die Bürger ihre Werkstätten verließen und jeder nach dem Maß seiner Kraft mit Hand ans Werk legte. Die Concessionen waren theuer; für die zur Unterschwellung der Kirche erhielt Bischof Hosius hundert Dukaten; seine Schreiber, Capläne u. s. w. fünfundfunfzig Dukaten. Fürstbischof Czartorysk nahm für die Revision der evangelischen Kirche 1756 achtzig Dukaten. Im Ganzen erpreßten die katholischen Polen von den evangelischen Deutschen dieser einen Stadt zwischen 1733 und 1756 1,120 Thaler. Noch mehr. Bei einer Inspection glaubte der Instigator des römischen Consistoriums zu Posen in dem Bilde vom jüngsten Gerichte an der nördlichen Gallerie des Thores unter den Verdammten einen Jesuiten zu erkennen und drohte mit Klage wegen Lästerung der katholischen Kirche. „Obgleich man nichts sparte," wurde sein Zorn erst besänftigt, als der vermeintliche Jesuit noch vor seinen Augen in einen Juden verwandelt wurde. Die evangelischen Handwerker mußten die zahllosen katholischen Feiertage einhalten. Der (katholische) Organist von Bärsdorf ging spähend durch die Häuser. Am Kreuzerfindungstage 1741 wurden die Tuchmacher bei der Arbeit überrascht; die aufgezogenen Werften wurden ihnen zerschnitten, das Garn, in dem sie gearbeitet, ward weggenommen und noch eine Geldstrafe eingefordert.

Noch Traurigeres erfahren wir aus Lissa. 1655 huldigte Lissa, wie das übrige Polen (außer Polnisch-Preußen) dem Könige Karl Gustav und blieb ihm auf Rath des Amos Comerius noch treu, als die Andern von ihm abfielen. Zur Strafe dafür ward die Stadt von polnischen Rotten überfallen, und da sie der schon vorher zum Katholicismus abgefallene Grundherr Graf Boguslaw v. Leszczynski verlassen hatte, leicht genommen.

Viele machten sich weg und die Schweden (in der Stadt) konnten nicht hindern, daß am 28. (April 1756) früh 300 Wagen sich entfernten. Nachmittags wurde die Stadt unter dem Versprechen der Gnade zur Uebergabe aufgefordert. Sofort begann die Flucht, besonders aber in der folgenden Nacht zogen sie in den Bruch an der schlesischen Grenze, nach Tarlang, Kraschen und Tschirnau; auch die Schweden zogen nach Fraustadt ab, die Stadt war recht menschenarm geworden. Desselben Tages Nachmittags erschienen die Polen, unter ihnen viele Adelige am Posener Thor, wo ein Bürger, Namens Kölich herantrat und anzeigte, die Stadt sei leer, die Thore geöffnet, die Schweden abgezogen. Die polnischen Adeligen, an ihrer Spitze ein gewisser Grzymultawski zogen ein, aßen, tranken, waren lustig und guter Dinge, aber übernachteten nicht in der Stadt. Am andern Tage, den 29. April, brachen die Polen in die Stadt von Neuem

ein, und jetzt begann ein Wüthen, ähnlich dem bei der Zerstörung Magdeburgs. Grausamkeiten aller Art wurden begangen, Morden der Bürger, Abhacken von Gliedmaßen, Ausstechen der Augen, Abschneiden der Nasen und Ohren, Ausgraben von Todten und Beschimpfung derselben, Schänden der Frauen und Jungfrauen, Plünderung, Raub, alle Schandthaten wurden ausgeübt. An verschiedenen Orten zugleich wurde Feuer angelegt, in die neue noch nicht eingeweihte Kirche der Gemeinde böhmischer Confession Stroh geschleppt und sie angezündet. Die ganze Stadt mit dem herrlichen Rathhause wurde ein Raub der Flammen, alle Kirchen brannten nieder, nur die Pfarrhäuser bei der neuen Kirche blieben unversehrt. Drei Tage wüthete das Feuer, dessen Beute auch siebzig Windmühlen in der Umgebung der Stadt wurden.

Die Chronik von Posen sagt kurz:

„Emigration der deutschen und schottischen reichen Kaufleute und Fabrikanten, denen der Aufenthalt in Posen durch die unaufhörlichen Vexationen der Jesuitenschüler unmöglich gemacht wurde, um so mehr, da die Zerstörung der lutherischen und böhmischen Gotteshäuser 1616 durch die Jesuiten den Dissidenten in Posen jeden Religionsact hinderten."

Wie der Jesuit Piasincki 1605 von der Kanzel der Maria-Magdalenen-Kirche dem Volke ungestraft zurufen durfte: „die Stadt will die Ketzer nicht dulden, der Magistrat auch nicht; du Volk, verwandle ihre Kirchen in Schutt und Asche," wie dann am 6. September 1605 das erste Mal Feuer an die lutherische Kirche gelegt und da, dieses zeitig gelöscht ward, am 13. April 1606 durch 300 Jesuitenschüler das Zerstörungswerk vollbracht wurde, können wir in dem Geschichtswerk des katholischen Lukaszewicz ausführlich lesen. Er erzählt uns auch, daß die Tumultuanten selbst das Hospital, wo die Armuth wohnt, verwüsteten und ausplünderten und auch die Kirchen, Pfarr- und Schulgebäude der böhmischen Brüder mit Feuer und Eisen vernichteten. Zwei mal bauten die Lutherischen und die Böhmischen (Calvinisten und Unionisten) ihre Kirchen wieder auf; zweimal wurden sie, und zwar zuletzt resp. am 12. Juli und 3. August 1616 von den Jesuitenschülern, d. i. von der hoffnungsreichen Jugend des polnischen Adels der Erde gleich gemacht.

Am Ende bin ich nicht, aber ich würde auch nicht bald zu Ende kommen, vollends wenn ich Sie nach Lemberg, Danzig und in „das betrübte Thorn" führen wollte; und endlich muß ich doch einmal aufhören.

Wo Gewalt für Recht geht, hat auch die List ein weites, freies Spiel; ja ein Volk, welchem das Rechtsgefühl versagt ist, sucht in der Pfiffigkeit eine gewisse Virtuosität und schätzt sie. So ward es möglich, daß sich da und dort eine verfolgte Kirchengemeinde durch Schlauheit ihr Leben fristete, handelte es sich ja oft nur darum, bis zum Tode irgend eines Gewalthabers Zeit zu gewinnen.

Der Gemeinde Fraustadt ward die Genehmigung zum Bau einer Kirche unter der Bedingung ertheilt, daß selbige weder in der Stadt, noch in der Vorstadt stehe. Die Bürger erwarben zwei Häuser, welche eines von innen, das andere von außen an die Stadtmauer stießen und vereinigten sie ungestraft zum „Kripplein Christi".

Den Evangelischen von Gr.-Drensen erlaubte die Grundherrschaft, selbst nur zur Härte gezwungen, in ihrer baufälligen Kirche weiter zu beten, aber Restauration und Neubau wurden verboten. Die Evangelischen umbauten darauf das morsche Gotteshaus und überbauten es, hielten sich aber treulich innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen. Der Fürst schützte sie dabei, mußte aber zuletzt doch den Spruch des Bischofs von Posen anerkennen. Vor diesem erschienen die Boten beider Parteien, ein Pole und ein Deutscher. Das Erkenntniß sprach den zur Kirche gewordenen Umbau der Confession zu, deren Gesandter zuerst heimkehrte. — Der Deutsche hat gesiegt.

Da die Verfolgungen mehr gegen die Städte gerichtet waren, als gegen die Dörfer, da sie nicht der Nationalität, sondern dem Bekenntniß galten und dieses unter dem Adel immer noch — wie selbst bis in die neuesten Zeiten — einige Anhänger hatte, so versiegte der Strom der deutschen Einwanderung nicht. Es gab noch Sümpfe trocken zu legen, Wälder auszuroden, Unland zu cultiviren; folglich brauchte man auch den Deutschen noch. Sodann war es für die an Land überreichen, an Geld stets armen, desselben immer bedürftigen Magnaten gar bequem, Zinsbauern zu haben. Auf das Verhältniß einer Ackerverzinsung verstand sich der gemeine Pole nicht; zudem war er ein schlechter Zahler. Also deutsche Arbeitskraft und deutscher Fleiß thaten Noth. Diesen Umständen verdanken unsere Hauländereien (Holländereien, olendry) ihr Dasein, welche um die Mitte und gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts entstanden und, wie der Name andeutet, auf ausgehauenen und ausgerotteten Wäldern angesetzt wurden. Sie erhielten entweder einen bestimmten Walddistrict nach Hufen zugemessen, oder es wurde ihnen freigelassen, sich erst die stipulirte Zahl von Hufen auszuroden. Je nach der Bodenbeschaffenheit in einem oder mehreren Stücken erhielt der Colonist sein Theil, meist mit dem Holz zur Umzäumung und führte seine Gebäude in der Mitte seines Grundstücks auf. Darum sind geschlossene Hauländereien bei uns Ausnahme, und die Regellosigkeit ihrer Anlage zum Theil jetzt noch mitten im Walde ist die Regel. Zur Zeit der preußischen Occupation waren ihrer vierhundert, davon viele wegen der Rechtsunsicherheit zur Zeit der Gründung in schwierigem Proceß mit ihrem Grundherrn. Zu suchen haben wir sie vornehmlich in den polnischen Kreisen: Buck, Kosten, Schrimm, Schroda, Wreschen; doch kommen sie auch sonst, selbst in Bomst, Meseritz und Birnbaum vor.

Mit geringem Glück hat die preußische Regierung einen vorübergehenden

Versuch gemacht, Ansiedler heranzuziehen. Daß aber, nachdem Gesetz und Recht, Freiheit und Ordnung im Lande hergestellt sind, nachdem die preußische Verwaltung viele deutsche Beamte hierher geschickt hat, welche den natürlichen Wunsch haben, Angehörige nachzurufen, die deutsche Einwanderung einen neuen Aufschwung genommen hat, ist natürlich.

So ist es gekommen, daß jetzt von 2,862 Ritter, Frei- und andern Gütern der Provinz im Departement Posen 758, d. h. $^{6}/_{13}$; im Departement Bromberg 16 über die Hälfte in deutschen Händen sind; daß in diesem Bezirk nur noch 908,000 Morgen Landes polnische, dagegen 1,085,000 Morgen deutsche Eigenthümer haben. Nehmen wir die Städte hinzu, so sind wir zu dem Ausspruch berechtigt, daß mehr als die Hälfte der Provinz den Deutschen gehört. Es gibt ferner hier sieben Städte, in denen sich gar kein Pole findet, aber keine einzige reinpolnische mehr.

Bedarf es noch eines Beweises, daß die deutschen Einwanderer die größere Mühe an die Cultur ihrer neuen Heimath gewandt, daß die Polen die höheren Lasten auf jener Schultern geworfen haben, so liegt er darin, daß die weniger lohnenden Landstriche ihnen überlassen blieben. Wenn wir aber dem Zuge der deutschen Colonisation folgen, wie sie an den großen Land- und Wasserstraßen hingeht, wie sie sich von drei Seiten aus in einem immer engern Ringe um den polnischen Kern legt, wie die einzelnen Punkte der deutschen Diaspora in dem urpolnischen Lande immer weitere Kreise beschreiben, wie endlich die Polen schrittweis vor ihr zurückweichen, so gewinnen wir die Zuversicht, daß hier der Deutsche seine culturhistorische Mission erfüllen wird, und das um so sicherer, je verkehrter die Mittel sind, mit denen die Polen gegen ihn zu reagiren versuchen.

Soll ich Ihnen nun zum Schluß noch einige Worte über unsere deutschen Landsleute sagen, so muß ich die Klage voranstellen, daß ihr geistiger und sittlicher Fortschritt zwei Feinde hat. Der eine ist der Wunsch Vieler, durchaus und recht bald zu erwerben, sei es, um den Herrn zu machen, sei es, um mit dem Gewinnst nach Deutschland zurückzukehren. Daraus entsteht eine beklagenswerthe Engherzigkeit und Kargheit, die zu der Ostentation, mit welcher die Polen ihre nationalen Opfer bringen, einen fatalen Contrast bildet. Der andere Fehler unserer Landsleute ist die geringe Sympathie für ihre neue Heimat. Vielen von ihnen liegt weder Land noch Volk am Herzen; es ist keine Frage nach Vergangenheit, noch nach Zukunft. Fremd, wie sie sind, wollen sie bleiben und entfernen dadurch diejenigen von sich, die sie für sich gewinnen sollten. Ein Beweis dafür ist unter Anderm die allgemeine Unwissenheit in provinciellen Dingen, und die eine Thatsache, daß ein Unternehmen, wie das von Posener Provinzialblättern nicht über den ersten Jahrgang hinaus kam.

In ersterer Beziehung gibt es lobenswerthe Ausnahmen. Es darf z. B.

an den Reichthum, den die Stadt Wollstein an milden Anstalten hat, erinnert werden, ferner an die eifrige Betheiligung am Gustav-Adolph-Verein, vielleicht selbst an die Zufälligkeit, daß während uns der Czas wegen unserer geringen Theilnahme für die syrischen Christen ausschalt (August 1860), aus kleinen deutschen Gemeinden bereits nicht ganz geringe Beiträge aufgekommen waren, Hauländer sich zur Aufnahme verlassener syrischer Christenkinder erboten hatten, wogegen gerade unter den Polen sich nichts rührte. Endlich läßt die Stiftung eines Capitals von 50,000 Thlr. für die Posener Realschule durch den Kaufmann und Abgeordneten Berger in Posen (Fraction Bockum) das Meiste von dem hinter sich, was die polnischen Magnaten thun. Auch sonst betheiligen sich unsere deutschen Landsleute nach Kräften an den allgemeinen deutschen Unternehmen, und Schillerapotheosen, Serresche Schillerkalender können Sie hier reichlich sammeln. Wir haben auch Fichte gefeiert und dabei einen halben Band seiner Werke vorlesen hören und von einem Redner gelernt, daß Sokrates, Christus, Spinoza und Fichte die größten Denker aller Zeiten waren. Auch mit Sänger- und Turnfesten, und Vereinen verschiedener Art können wir aufwarten.

Im Ganzen sind diese Dinge gut und werden zum Ziele führen. Es hat immerhin einen Werth, daß wir an den geistigen Bewegungen unseres großen Vaterlandes lebendigen Antheil nehmen, und wir können uns dessen um so mehr rühmen, als jetzt auch Ansätze dazu gemacht sind, eine Vereinigung der Deutschen in der Provinz herbeizuführen. Ein solcher Anfang ist der landwirthschaftliche, jetzt wohl deutsche Centralverein. Seine Tendenz geht darauf, deutschen Sinn, deutsches Leben zu kräftigen und in der Politik für den Standpunkt zu wirken, welchem das preußische Vaterland über den Parteien steht. Erst sind wir Preußen, dann Liberale oder Feudale u. s. w., und so lange die Polen so fest zusammenstehen wie jetzt, kann und darf kein Parteistandpunkt stark genug sein, uns zu spalten. Mit viel Wärme und großem Geschick wußte das unter Andern das vom Staatsanwalt Ahlemann geleitete Grätzer Wahlcomité in seinen Manifesten geltend zu machen. Daß es den extremen Parteien gelungen ist, diese sonst hier allgemeine Anschauung, für welche auch die jetzt gut redigirte liberale Posener Zeitung kräftig einsteht, zu verrücken, hat uns zwei Abgeordnete gekostet, einen in Inowraclaw, einen in Birnbaum. In beiden Fällen lag die größere Schuld bei der extremen Rechten.

Unsere bisher von Herrn Dr. Gottschall mit viel Phantasie und wenig Verstand und Glück redigirte, namentlich von Posener Anwälten subventionirte Ostdeutsche Zeitung ist ein wohlgemeinter Versuch, die Polen durch Liberalismus, durch Rechnu ngtragen u. s. f. zu gewinnen. Wenn derselbe Aussicht auf Erfolg hätte, wäre er unnöthig; denn die Polen wären dann, was sie nun einmal nicht sein wollen, Preußen. Inzwischen scheint es nicht so; der öftere Wechsel

des zweiten Redacteurs, der soeben erfolgte Rücktritt des Dr. Gottschall und die projectirte Umgestaltung des Blattes zu einer Volkszeitung beweisen zur Genüge, daß dasselbe über den Standpunkt des Experimentirens noch nicht hinausgekommen ist, und daß wahrscheinlich der ganze Gewinn, den die Provinz von dem Unternehmen hat, in der seitdem eingetretenen tüchtigern Redaction der Posener Zeitung bestehen wird.

Schließlich noch die Bemerkung, daß die Provinz auf viele ihrer deutschen Kinder mit Stolz sehen darf. Es sind Männer, die sich auf den mannigfachsten Gebieten des öffentlichen Lebens hervorgethan, durch die Schule der hiesigen Verhältnisse gegangen. Aus den in hiesiger Provinz geborenen greife ich drei in ihrem Wirkungskreise sehr verschiedene Männer heraus: den Dichter Otto Roquette, den berühmten Ethiker Rothe in Heidelberg und den Major Serre.

Die Ewigkeit der Autorrechte.

Seit der Zeit, wo der große Reformator der Deutschen in seiner derben Weise auch gegen den Büchernachdruck eiferte, ist zu Gunsten der Rechte der Schriftsteller und Künstler an ihren Werken Vieles und Erfreuliches geschehen. Dem Beispiele Sachsens, welches bereits im Jahre 1686 zuerst unter allen Reichsständen den Nachdruck schlechthin und zwar selbst abgesehen von jedem besondern Privilegium mit Strafe bedrohte, ist allmählig die Particulargesetzgebung auch anderer deutschen Staaten gefolgt. Endlich hat auch der deutsche Bund durch eine Reihe sich ergänzender, in den einzelnen Staaten publicirter Beschlüsse eine Art gemeines Recht auf diesem Gebiete geschaffen. Kein Verständiger zweifelt jetzt noch daran, daß der Büchernachdruck moralisch und wirthschaftlich gleich verdammenswerth ist, und ein Rechtsgutachten wie das noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts abgegebene der Jenenser Juristenfacultät, welches unter Zustimmung der Facultäten zu Gießen, Helmstädt und Erfurt den Nachdruck als etwas an sich Erlaubtes hinstellte, ist heutzutage schlechterdings unmöglich.

Wenn aber in dieser Beziehung unsere sittliche Anschauung geläutert erscheint und in natürlicher Folge hiervon die Gesetzgebung und Praxis unserer Tage sich vor der unserer Vorfahren vortheilhaft auszeichnet, so ist darum dennoch die theoretische Begründung der Autorrechte — auch abgesehen von dem Ausbau im Einzelnen — keineswegs in der wünschenswerthen Weise klar und zweifellos. Welche Stellung nimmt im Rechtssysteme der Nachdruck ein? Ist das Recht der Schriftsteller und Künstler an ihren Werken ein wahres Eigenthum analog dem Grundeigenthume? Constituirt dessen Verletzung durch Nachdruck ein wirkliches Vergehen gegen das Eigenthum, und welcher Art müssen

die literarischen Erzeugnisse und Kunstwerke sein, um auf den Schutz der Gesetze gegen Nachdruck Anspruch zu haben? Das Alles sind Fragen, die gleich den damit zusammenhängenden praktischen Consequenzen, namentlich bezüglich des Umfangs und der Dauer der schriftstellerischen Rechte, sowie der rechtlichen Natur der Nachdrucksklage und den subjectiven Voraussetzungen des Nachdrucksvergehens von der Doctrin noch heute in verschiedenem Sinne beantwortet werden und auch in der Spruchpraxis der deutschen Gerichte und den Gutachten der Sachverständigen-Vereine nicht selten eine entgegengesetzte Beurtheilung erfahren.

Indessen läßt sich, Alles wohl erwogen, in Betreff der Hauptfrage nach der rechtlichen Natur der Autorrechte behaupten, daß im Ganzen nach Zahl und Bedeutung derjenigen, die sich dazu bekennen, unter den Betheiligten die auch in der Bundesgesetzgebung und den meisten Particularrechten zur Geltung gekommene Anschauung vorherrscht, nach welcher, ohne damit irgendwie den vernünftigen Ansprüchen der Autoren zu nahe treten zu wollen, gleichwohl ein sogenanntes Schrifteigenthum derselben im Sinne derer, die damit einen dem Grundeigenthume analogen Begriff verbinden, nicht anerkannt wird. In dieser Beziehung ist es namentlich von Wichtigkeit, daß der von dem Börsenverein der deutschen Buchhändler im Jahre 1857 unter Mitwirkung juristischer Sachverständiger ausgearbeitete „Entwurf eines Gesetzes für Deutschland zum Schutze des Urheberrechtes an Werken der Literatur und Kunst gegen Nachdruck", über welchen bereits früher von anderer Seite ausführlicher in diesem Blatte berichtet worden ist, sich über die oben angedeuteten Fragen im Sinne unserer positiven Gesetzgebung, d. h. also gegen das Schrifteigenthum und die Ewigkeit der Autorrechte ausspricht. Denn obwohl es nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge, zumal bei der von Preußen hierzu eingenommenen ablehnenden Stellung, noch keineswegs zweifellos ist, daß dieser Entwurf vom Bunde in nächster Zeit adoptirt werden wird, so läßt sich doch mit Sicherheit behaupten, einmal, daß die in demselben niedergelegten Anschauungen dem Rechtsbewußtsein der zunächst in dieser Angelegenheit Betheiligten entsprechen, und sodann, daß bei der Bereitwilligkeit, mit der zeither die Bundesregierungen den Wünschen des Buchhandels in Betreff der Nachdrucksgesetzgebung entgegengekommen sind, ein Abweichen der künftigen Gesetzgebung von den in diesem Entwurf niedergelegten Rechtsanschauungen nicht zu befürchten ist und somit das von einzelnen Rechtslehrern vertheidigte, von den meisten Schriftstellern gewünschte Schrifteigenthum mit seinen Consequenzen in Bezug auf Umfang und Dauer der darin begrifflich enthaltenen Rechte zunächst keine Aussicht hat, in das positive Recht Deutschlands überzugehen.

Im geraden Gegensatze hierzu hat die französische Jurisprudenz und Gesetzgebung seit der Revolution die Idee eines sogenannten literarischen oder

geistigen Eigenthums mit besonderer Vorliebe gepflegt und steht jetzt eben im Begriffe, die letzte Consequenz hieraus zu ziehen. Denn nachdem die im Frühjahr d. J. in Paris unter dem Vorsitze des Staatsministers Walewski zusammengetretene Commission trotz der entgegengesetzten Resolutionen der im Jahre 1858 zu Brüssel und im Jahre 1861 zu Antwerpen abgehaltenen literarischen Congresse sich mit 18 gegen 4 Stimmen für die Ewigkeit der Autorrechte ausgesprochen hat, ist es bei den kurzen Formen der kaiserlichen Regierungsweise und der sprichwörtlichen Willfährigkeit der mitwirkenden gesetzgebenden Gewalten in Frankreich im hohen Grade wahrscheinlich, daß die Ewigkeit der Autorrechte demnächst als Gesetz proclamirt werden wird.

Ist aber die französische Nachdrucksgesetzgebung bei den engen Verkehrs- und Culturbeziehungen, die uns mit Frankreich verknüpfen und bei dem immerhin fühlbaren Einfluß, den die einschlagende Gesetzgebung auf die Literatur selbst hat, schon an sich für uns wichtig, so gewinnt die in Aussicht stehende Umgestaltung des bisher giltigen französischen Rechts noch dadurch für uns an Bedeutung, daß wir im Begriffe stehen, mit Frankreich einen Vertrag zu schließen, der uns die praktischen Consequenzen der französischen Gesetzgebung noch ungleich mehr als bisher fühlbar machen wird. Nach Artikel 1 des preußisch-französischen Vertragsentwurfes zu gegenseitigem Schutze der Autorrechte sollen die Autoren des einen Landes in dem andern denselben Schutz gegen Beeinträchtigung ihrer Werke genießen, als wenn sie ihre Werke zuerst in diesem anderen Lande veröffentlicht hätten, „jedoch nur so lange, als ihre Rechte in dem Lande, in welchem die erste Veröffentlichung erfolgte, in Kraft sind". Hiernach werden vom Jahre 1867 ab, wo die zur Zeit noch gegen den Nachdruck unserer Classiker bestehenden Bundesprivilegien wegfallen, die Werke Goethes, Schillers, Lessings u. A. m. in Frankreich ungestraft vervielfältigt und nach Deutschland exportirt werden dürfen. Dagegen wird der deutsche Buchhändler die Werke französischer Classiker — falls inzwischen in Frankreich die Ewigkeit der Autorrechte proclamirt wird — nicht vervielfältigen dürfen. Man sieht daraus, daß die Frage nach der innern Berechtigung und der Zweckmäßigkeit dieser von der französischen Gesetzgebung angestrebten Neuerung für uns keineswegs eine müßige ist.

Unter diesen Umständen ist es von Interesse, die Stimme eines Mannes zu hören, der wie irgend Einer durch geistige Begabung, Neigung und Beruf zu einem Urtheile über die hier einschlagenden Fragen befähigt ist und keinen Widerspruch zu fürchten braucht, wenn er von sich sagt, daß „er nur aus Ehrfurcht vor der Wahrheit und aus Gewissensdrang über den vorliegenden Gegenstand geschrieben" habe. Wir meinen den Philosophen Proudhon, der in seiner neuesten Broschüre: „Die literarischen Majorate". Brüssel. 1862. (Leipzig, J. J. Weber) die Absicht der französischen Regierung, das den Erfindern, Schrift-

stellern und Künstlern zum Schutze ihrer Werke verliehene Monopol zu verewigen und in ein volles Eigenthum zu verwandeln, einer scharfen Kritik unterzieht und mit dieser Arbeit zugleich einen werthvollen Beitrag zu seinen früheren Studien über das Eigenthum geliefert hat.

Der berühmte Verfasser untersucht, um die namentlich von französischen Schriftstellern geforderte Ewigkeit der Autorrechte zu widerlegen, diese Rechte und die Folgen, die ein Gesetz zur Verewigung ihres Schutzes haben würde, von der ökonomischen, ästhetischen und socialen Seite. Er gelangt hierbei zu dem in unserer deutschen Gesetzgebung praktisch anerkannten Satze, daß das Autorrecht kein Eigenthum im juristischen Sinne, und daß demselben deshalb auch keine ewige Dauer beizulegen sei. Er findet ferner, daß außer der begrifflichen Unmöglichkeit eines s. g. Schrifteigenthums die Aufstellung eines solchen der Würde des Schriftstellers keineswegs entspreche. Er sagt endlich, daß die Consequenzen eines Gesetzes, welches die Rechte der Autoren an ihren Werken zum Eigenthume machte und ihnen überdies ewige Dauer verliehe, für die Schriftsteller, die Literatur und das Publicum in gleichem Grade verderblich sein und die Rückkehr zu veralteten, durch die Revolution längst beseitigten Institutionen einschließen würde.

Die ökonomische Seite anlangend, wird zunächst die Insinuation zurückgewiesen, als solle durch die Verwerfung des s. g. geistigen Eigenthums den vernünftigen Ansprüchen der Autoren auf ein Entgelt für ihr Werk irgendwie präjudicirt werden. „Wer denkt denn daran, das Stückchen Brod zu verweigern, das man dem Kleinbauer gönnt? Man sollte diese müßige Frage, den Text der lächerlichsten Declamationen, bei der Untersuchung ein für alle Mal links liegen lassen. Es handelt sich vielmehr darum, zu erörtern, was die Natur des Schriftstellerrechtes ist, auf welche Art sich die Vergeltung seiner Arbeit vollzieht, und ob seine Arbeit, wie die Bittsteller um das Monopol behaupten und der jetzige Kaiser der Franzosen wenigstens im Jahre 1844 als Kronprätendent glaubte, ein Eigenthum nach Art des Grundeigenthums erzeugen kann, oder ob nicht die Annahme eines solchen auf einen falschen Vergleich, auf eine falsche Analogie hinauskommt.

Es wird nun der Inhalt der Autorrechte an den von der Nationalökonomie aufgestellten Theorien über Produciren und Product sowie an der Theorie des Capitals und Credits geprüft und die Natur des Geisteswerkes als eines Productes, bei dem nur die Bedingungen des Umtausches verschieden sind, nachgewiesen. Ferner wird die Unanwendbarkeit der juristischen Begriffe von Leihe, Miethe oder stiller Gesellschaft auf die Rechte der Schriftsteller und ihr Verhältniß zum Publicum erörtert und dieses Verhältniß vielmehr als das eines öffentlichen, auf eigene Gefahr handelnden Unternehmens, dem in Anbetracht des mit seinem Handelsbetriebe verbundenen Wagnisses lediglich ein zeitliches Verkaufsprivilegium bewilligt und der

hiermit in jeder Hinsicht entschädigt wird, definirt. Dann, nach einem glänzend geschriebenen Excurse über Entstehung und Berechtigung des Grundeigenthums und einer beredten Warnung gegen das Bestreben, eine historisch und rechtsphilosophisch noch wenig begriffene Erscheinung wie das Grundeigenthum nicht auch noch auf andere Gebiete zu übertragen und dadurch die Räthsel unnöthiger Weise zu vermehren, wird der Regierung schließlich das Recht und die Macht, ein literarisches Eigenthum mit der Eigenschaft der Ewigkeit zu schaffen, in folgenden zugleich den Gedankengang der ganzen Erörterung zusammenfassenden Sätzen abgesprochen:

„Die Regierung kann was sie will, vorausgesetzt daß sie sich innerhalb der Grenzen der natürlichen und ökonomischen Gesetze und der Regeln des Rechtes hält.

In dieser Weise kann es eine Regierung nicht dahin bringen, daß dasjenige, was vermöge der Natur und seiner Bestimmung nur Product ist, als Grundbesitz und unbewegliches Eigenthum angesehen werde. Sie kann nicht bewirken, daß ein Tauschvertrag zum Erbpacht werde, so lange sich der Dienst oder die Waare bei dem Tausche durch ein Jahreslohn oder durch eine Reihe von jährlichen Zahlungen belohnen, bezahlen läßt.

Sie vermag nicht den Preis eines Productes einem Pachtgelde gleich zu machen.

Sie kann ohne das Gesetz der menschlichen Beziehungen zu verletzen und alle Begriffe durcheinanderzuwerfen, nicht bewirken, daß ein Schriftsteller, der seine Gedanken in Umlauf bringt, nicht als ein einfacher Producent und Eintauscher, sondern als ein unabfindbarer, stiller Gesellschafter betrachtet wird, dem man deshalb bis an das Ende der Jahrhunderte einen ewigen Zins schulde. Die Regierung ist dies ebensowenig im Stande, als sie den Luftkreis theilen, auf den Ocean bauen, ohne Arbeit erzeugen, Jedermann Renten verschreiben kann. Versuchte sie es, so würde es ihr zum Schaden gereichen, die Lächerlichkeit und der Verfall müßten sie bald zur Wahrheit zurückführen.

Die Gesellschaft hat aus weit hinaufgehenden Gründen, die von der Wissenschaft noch nicht genügend aufgeklärt, aber auch nicht als unstichhaltig nachgewiesen sind, den Boden theilen und ein Grundeigenthum festsetzen können. Sie hat es gekonnt, obgleich diese Zueignung nach dem Geständnisse aller Gesetzeskundigen über das Recht des Erbauers an den von ihm gezogenen Früchten hinausgeht, obgleich die politische Oekonomie ein derartiges Zugeständniß nicht erfordert, obgleich ein Grundeigenthum bei zahlreichen Nationen nicht besteht, sondern durch ein einfaches Besitzrecht ersetzt wird. Damit es nun gar ein geistiges Eigenthum geben könnte, müßte die Regierung dem Schriftsteller das Privilegium des allgemeinen Gedankens und der Studiengegenstände, welche die gemeinschaftliche Unterlage aller Erkenntnisse bilden, als Domäne überlassen können. Aber das ist es gerade, was ihr unmöglich fällt, was dem gesunden

Menschenverstande zuwider ist, und was außerdem Niemand von ihr verlangt. Wie sollte sie bei der Unmöglichkeit einer Analogie ein einfaches Vervielfältigungs- und Verkaufsprivilegium mit dem Namen des Grundeigenthums und zwar einzig zu dem Zwecke, um eine Sinecure für die Erben zu haben, schaffen?

Boileau sagt in seiner Epistel über den Adel: „Ist die Nachkommenschaft von Alfane und Bayard nur eine Mähre, so steht sie billig zu Kauf.“ Kann die Regierung es dahin bringen, daß die Söhne genialer Männer auch Genies werden? Nein. Ueberlasse sie also die Nachkommenschaft eines Genius sich selbst: die Väter sind bezahlt worden, und man ist den Erben nichts mehr schuldig!“ —

Wir gestehen, daß uns dieser Theil der Proudhonschen Studie am meisten befriedigt hat. Die Ausführung im Ganzen ist rein sachlich gehalten, die Beweisführung überzeugend, die Diction voll überraschender Schönheiten und die Bitterkeit der Ausfälle gegen Herren v. Lamartine und Genossen durch die widerwärtige Phrasenhaftigkeit der Argumentation dieser Individuen hinlänglich gerechtfertigt.

Dagegen können wir den Ausführungen des zweiten und dritten Theils den Vorwurf nicht ersparen, daß sie im Einzelnen keineswegs frei von Paradoxen und Uebertreibungen aller Art sind und ihrer ganzen Haltung und Tendenz nach mehr dazu bestimmt scheinen, dem tiefen Unmuthe des Autors gegen den geschichtlichen Entwicklungsgang der französischen Nation Luft zu machen als die vorliegende Frage unbefangen zu erörtern.

Wenn der Verfasser den neutestamentlichen Magier Simon, weil er das Evangelium verkaufte, als Oekonomisten und als den eigentlichen Vater der Lehre vom geistigen Eigenthum hinstellt, so mag dies in dem Zusammenhange, in dem es steht, noch für mehr als ein bloßes Witzwort gelten. Aber gegen einen Idealismus, welcher jeden Autor, der auch nur einen Sou für seine Schriften beziehe, während er von seinem Vermögen leben könne, einer Unwürdigkeit zeiht, müssen wir uns im Hinblick auf die Grundbedingungen aller menschlichen Production und im Interesse der literarischen Production selbst entschieden verwahren. Es ist begreiflich, daß sich die Ehrenhaftigkeit des Verfassers gegen den literarischen Geldschwindel des heutigen Frankreich, von dem er die eclatantesten Proben mittheilt, empört. Aber es heißt offenbar in das entgegengesetzte Extrem verfallen und die realen Verhältnisse der Organisation des Buchhandels nicht minder als der literarischen Production verkennen, wenn man dem Autor, weil er für seine Person vielleicht zu leben hat, zumuthet, die Früchte seiner Nachtwachen ohne weiteres Entgelt mit freigebiger Hand in die Lüfte zu streuen und auf die rein menschliche Freude des Erwerbens für sich und die Seinigen zu verzichten.

Auch glauben wir nicht, daß zwischen dem Bestreben der französischen Gesetzgebung, die Autorrechte zum vollen Eigenthum zu erheben und dem von Proudhon in beredten Worten geschilderten socialen Verfall der Nation seit

dem Kaiserthum jener tiefe innere Zusammenhang bestehe, welchen derselbe anzunehmen geneigt ist, und daß die Aufstellung eines sogenannten Schrifteigenthums eine Folge davon sei, daß die Franzosen, wie ihnen der Verfasser vorwirft, ihre eigene Revolution und die großen Principien derselben nicht mehr begreifen. Im Gegentheil ist gerade die Anerkennung der Autorrechte im Sinne eines vollen Eigenthums ein Werk und zwar eines der besten eben dieser Revolution, die damit nur wie auf hundert anderen Punkten ein altes Unrecht gegen die Künstler und Schriftsteller wieder gut machte und mit einem Schlage jene Ideen der ewigen Gerechtigkeit verwirklichte, die Jahrhunderte lang umsonst nach Verwirklichung gerungen hatten.

Und noch weniger vermögen wir dem Verfasser beizustimmen, wenn er schließlich in der gesetzlichen Anerkennung eines geistigen Eigenthums mit der Eigenschaft der Unverjährbarkeit die Schöpfung einer neuen Art von Familienstiftungen, der von ihm so genannten literarischen Majorate erblickt und hieran die Prophezeiung knüpft, daß in Frankreich — sollte das Gesetz über das geistige Eigenthum angenommen werden — der Sache nach von den Einrichtungen und Ideen des Jahres 1789 nichts mehr übrig sein und es, um auch die letzten Spuren der Revolution von französischem Boden zu vertilgen und die Nation in den Zustand gänzlicher Verdummung und Stagnation zu bringen, der einer gewissen Partei wünschenswerth scheine, genügen werde, das neue Gesetz seine Folgen nur erst hervorbringen zu lassen, und sie nach Befinden in das bulletin des loix einzutragen.

Wir haben zu Anfang hervorgehoben, daß die deutsche Gesetzgebung zur Zeit ein sogenanntes Schrifteigenthum nicht anerkennt und menschlicher Voraussicht nach auch in nächster Zeit schwerlich hierzu gelangen wird, und wir wünschen uns hierzu, rein juristisch genommen, aufrichtig Glück. Aber wir können uns nicht davon überzeugen, daß das Einschlagen des entgegengesetzten Weges wirklich in jenen Abgrund mittelalterlichen Feudalismus mit Lehenswesen, Meisternahrungen und Zünften führen würde, welcher der Phantasie unseres Autors vorschwebt. Wir halten es für unlogisch, zu behaupten, indem durch die Verewigung des geistigen Eigenthums die Idee selbst von demjenigen, der sich ihrer zuerst bemächtigte, gleichsam in Beschlag genommen würde, müßte folgen, daß man über einen bestimmten Gegenstand außerhalb eines darüber bereits existirenden und im Alleinbesitze befindlichen Buches nicht mehr lesen und schreiben, also geradezu außerhalb des Gedankens des Schriftstellers und Eigenthümers nicht mehr würde denken, ja sogar anders als in den von der Kirche vorgeschriebenen Formeln nicht mehr würde beten können. Wir meinen endlich, es sei wesentlich falsch, zu sagen, daß mit der Anerkennung der Ewigkeit des geistigen Eigenthums das öffentliche Gesammteigenthum der Ideen geschmälert werden und die möglichst allgemeine Verbreitung

gerade der wichtigsten und volksthümlichsten Werke darunter zu leiden haben würde.

Es kann einem so geistreichen und mit der Behandlung des Paradoxen so vertrauten Manne wie Proudhon nicht schwer fallen, zwischen dem der Forderung eines ewigen geistigen Eigenthums zu Grunde liegenden innersten Gedanken und dem feudalistischen Grundzuge des Mittelalters eine innere Verwandtschaft zu entdecken. Aber wir meinen, es ist in den realen Verhältnissen der Gegenwart hinlänglich Vorsorge getroffen, daß selbst bei einem so eminent logischen und consequenten Volke wie die Franzosen die Consequenzmacherei nicht so weit gehen werde, nach Annahme des vorgeschlagenen Gesetzes über das geistige Eigenthum nur um des Princips willen nun auch das Lehnswesen und die Meisternahrungen wieder einzuführen.

Wir halten ferner dafür, daß bei einem literarischen Erzeugnisse oder Kunstwerke Form und Inhalt sich niemals so decken, daß nicht — auch nachdem eine Idee bereits einmal zur sichtbaren Darstellung im Buchstaben oder durch die Mittel der Kunst gebracht worden ist — doch noch unzählige andere Möglichkeiten existirten, dieselbe Idee auf geistig selbständige Weise (— und mit dieser Eigenschaft der geistigen Selbständigkeit würde ja eben der Begriff des Nachdrucks, also der Verletzung des einem Anderen zustehenden Eigenthums von selbst aufhören Anwendung zu leiden —) künstlerisch oder literarisch zu verarbeiten. Gerade in Betreff der von dem Verfasser angeführten geometrischen, algebraischen und ähnlichen Werke sind Gesetzgebung und Praxis mindestens bei uns längst darüber im Reinen, daß sie einerseits allerdings als literarische Erzeugnisse zu betrachten und darum gegen den Nachdruck zu schützen sind, andererseits aber durch die bloße Priorität eines solchen Werkes an sich keineswegs die Abfassung eines andern ähnlichen Werkes zum Nachdrucke gemacht wird.

Wir kommen zum Schluß. Auch wenn man ein geistiges Eigenthum mit dem Prädicate der Ewigkeit constituirt, werden die Verleger selbst aus Gründen des eigenen Interesses ganz wie bisher ihren Vortheil in dem möglichst großen Absatze ihrer Verlagsartikel suchen und finden. Sie werden in richtiger Erwägung der Veränderlichkeit des Geschmacks und der Neigungen des Publicums wie der von dem Verfasser selbst so beredt geschilderten Vergänglichkeit aller Geisteswerke, weit entfernt, die ihnen von dem neuen Gesetze zu gewährende Zusicherung der Ewigkeit ihres Verlagsrechtes dahin zu verstehen, als sei ihnen damit auch die Ewigkeit des wirklichen Absatzes garantirt worden, nach wie vor bemüht sein, die Werke der Schriftsteller möglichst schnell, möglichst allgemein und darum auch möglichst wohlfeil zu verbreiten.

Die Ewigkeit der Autorrechte wäre übrigens, wenn sie wirklich in Frankreich eingeführt würde, nicht einmal etwas Neues. Sie hat z. B. in Sachsen vor der neueren Gesetzgebung von 1844 bestanden, ohne daß auch nur eine der von Proudhon gefürchteten Folgen eingetreten wäre. Sie besteht noch jetzt in Hannover, ohne daß Jemand gemeint sein wird, diese Thatsache mit den politischen Institutionen des Landes in innere Verbindung bringen zu wollen.

Kurhessische Briefe.

6. — 6. Februar.

In preußischen Noten und in den preußischen Kammern ist oftmals gesagt worden: Die Zustände in Kurhessen sind eine Gefahr für Preußen und für Deutschland. Die Gefahr, welche noch in weiter Ferne lag, als dieses zuerst ausgesprochen wurde, ist jetzt in unmittelbare Nähe gerückt, und zwar in vergrößerten Dimensionen.

Unsere Zustände fordern deshalb gerade jetzt eine besondere Aufmerksamkeit. Herr Schnakenberg, mit Versehung des Finanzministeriums beauftragt, ist nach der ersten Ministersitzung ebenso plötzlich verschwunden, wie er gekommen war. Er hatte die Verwegenheit, dem Kurfürsten gegenüber darauf zu bestehen, daß das Einkommen der Hofdamen ꝛc. genau so besteuert werde, wie dieses das Gesetz vorschreibt. Dieselbe Angelegenheit hat, beiläufig bemerkt, schon vor Jahresfrist veranlaßt, daß Herr v. Hanstein von der Stelle eines Directors des Obersteuercollegiums in den kränkendsten Formen entfernt wurde. Auch Herr v. Hanstein wollte nicht zulassen, daß die Hofdienerschaft zu Gunsten der Civilliste über das Gesetz gestellt werde. Die Scene zwischen Serenissimo und dem Eintagsminister Schnackenberg in Betreff der Besteuerung der Hofdamen und Laquaien wird als ganz ungewöhnlich bezeichnet, was nach dem hier üblichen Maßstab schon etwas bedeuten will.

Das Finanzministerium ist einstweilen dem Herrn Bode übertragen, zeither Referent im Finanzministerium, ein fleißiger Arbeiter von sehr schwacher Begabung. Doch kennt er wenigstens die Routine der Finanzverwaltung, was in Vergleich zu den früheren Finanzministern schon als ein Vorzug betrachtet werden darf. Seine politische Ansicht, vorausgesetzt, daß er überhaupt eine solche besitzt, wird nicht in Betracht kommen, da er nur den Platz füllen soll — bis zum geeigneten Augenblick.

Wie es sich mit dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verhält, darüber herrscht Dunkel. Die dreiwöchige Frist, für welche sich Herr Koch zu dessen Versehung bereit erklärt hatte, ist abgelaufen und Herr v. Rieß weigert standhaft die ihm angesonnene Uebernahme dieses Ministeriums.

Herr v. Stiernberg, der Minister des Innern, und Herr Pfeiffer, der Justizminister, wirthschaften inzwischen ruhig weiter, als wenn Alles in bester Ordnung wäre; wie es scheint auch — bis zu dem geeigneten Augenblick.

Schon seit einigen Tagen laufen dumpfe Gerüchte in der Stadt um. Zwei als fanatische Anhänger der Haynauschen Richtung bekannte Officiere sollen zu hohen Posten in der Militärhierarchie berufen sein. Auch mit dem bekannten Staatsrath Scheffer finden lebhafte Verhandlungen statt, mit Abée u. s. w. Die öffentliche Meinung betrachtet diese Dinge als Vorboten eines neuen Staatsstreichs. — Sollte auf einen unvorsichtigen Schritt der Stände gerechnet sein, um für die „künftigen Ereignisse“ eine Handhabe zu gewinnen, so wird die besonnene Haltung der Kammer eine Täuschung bereiten. Dagegen wird es im vorkommenden Falle an der nöthigen Energie nicht fehlen, das Land steht hinter seinen Vertretern.

Oeffentliche Ständesitzungen sind schon seit längerer Zeit ausgefallen. Hat doch die Regierung die versprochenen Vorlagen noch immer nicht gemacht. Am 2. Februar wurde von dem Verfassungsausschuß folgendes Schreiben an die Landtagscommission gerichtet: „Die landesherrliche Verkündigung vom 21. Juni v. J. schien dazu bestimmt, dem vielgeprüften Lande den seit mehr als zehn Jahren entbehrten Frieden zurückzugeben. Der Landesherr selbst machte in den §§ 4, 5 und 6 dem treu ausharrenden Volke Zusagen, welche, wenn auch nicht allen gerechten Wünschen, so doch den klarsten Forderungen des Rechts Genüge zu thun geeignet waren. Bis jetzt aber ist davon so gut wie nichts zur Ausführung gebracht; so gut als nichts, obwohl es keinem Zweifel unterliegt, daß binnen der seitdem verlaufenen Frist von sieben Monaten sämmtliche Verheißungen vollständig hätten in Erfüllung gehen können. Die Stände können, einem solchen Zustande gegenüber, nicht länger schweigen. Die Herren Ministerialvorstände, nicht etwa blos diejenigen, welche die landesherrliche Verkündigung vom 21. Juni v. J. gegenzeichneten, sondern im gleichen Maße auch diejenigen, welche neuerdings ins Amt traten, haften solidarisch dem Lande wegen der Erfüllung alles dessen, was die Staatsregierung, unter landesfürstlicher Bürgschaft dem Lande versprochen hat und schuldig ist. Noch immer handelt es sich darum, einen verfassungsmäßigen Zustand des Staates und der

Staatsregierung wieder aufzurichten. In dieser ernsten, allgemach unerträglichen Lage spricht der Verfassungsausschuß das Verlangen aus, aus dem eigenen Munde der sämmtlichen Herren Ministerialvorstände genügende Aufschlüsse darüber zu erhalten, was zur Durchführung der landesherrlichen Verkündigung bis jetzt geschehen oder doch allernächst zu erwarten ist. Mit besonderer Bezugnahme auf den dem unterzeichneten Ausschusse annoch vorliegenden Antrag des Abgeordneten Oetker I. stellen wir daher an Kurfürstliche Landtagscommission das ergebenste Ersuchen, den Herren Ministerialvorständen hiervon Kenntniß zu geben, und sehen in aller Kürze einer gefälligen Nachricht entgegen, an welchem Tage dieser Woche und zu welcher Stunde in einer alsdann anzuberaumenden Ausschußsitzung wir die mündlichen Eröffnungen der Herren Ministerialvorstände zu erwarten haben. Kassel, den 2. Februar 1863. Der landständische Verfassungsausschuß." — Bis jetzt ist eine Antwort auf dieses Schreiben nicht erfolgt.

Gegen den Hauptmann Dörr wird nach Angabe der officiellen Kasseler Zeitung wegen seiner Schrift gegen Haynau eine gerichtliche Anklage erhoben. Es kann dieses nur dazu dienen, die alten scandalösen Geschichten lebhaft in der Erinnerung aufzufrischen. Daß der Justizminister Pfeiffer eine derartige Anklage betreibt, erregt allgemeines Staunen. Der Fanatismus muß wirklich den Verstand stark umnebelt haben, wenn man nicht sieht, wie mit einer solchen Anklage der eigenen Partei ein schlechter Dienst geleistet wird. Zum Zweck der Vertheidigung darf gar Vieles gesagt werden, was sonst zu sagen bedenklich wäre, weil die Einrede der Wahrheit nicht immer schützt. Oder sollte diese Anklage auch mit den „kommenden Ereignissen" in Zusammenhang stehen? Neuerdings ist auch ein polizeiliches Verbot der Dörrschen Schrift ergangen, obschon dieselbe seit Monaten in Tausenden von Exemplaren ungestört im Lande Verbreitung erhalten hat, und Jedermann deren Inhalt kennt. Die Gewitterwolken haben sich drohend zusammen geballt, und der Blitz hat mit zermalmender Gewalt eingeschlagen. Jetzt will eine hohe Polizei die Sache ungeschehen machen.

Nachschrift. In diesem Augenblick verbreitet sich die sichere Kunde von einem abermaligen Umschlag des Windes in den höhern Regionen. Die jüngsten Pläne scheinen aufgegeben oder wenigstens vertagt. Den Ständen werden in der nächsten Sitzung mehre Vorlagen gemacht. Unter diesen Vorlagen findet sich eine, welche unser Staatsleben tief berührt: die Wiederherstellung der alten Gemeindeverfassung. Diese Gemeindeverfassung hat Hassenpflug schmählich verstümmelt, um die Selbständigkeit der Gemeinden zu vernichten und die Ortsvorstände zu gefügigen Werkzeugen der Polizei zu machen. Alle tüchtigen und selbständigen Gemeindevorstände wurden wegen „feindseliger Gesinnungen gegen die Staatsgewalt" rc. entfernt, und an deren Stelle Creaturen der Partei gesetzt. Zugleich wurde die lebenslängliche Amtsdauer der neuen Bürgermeister eingeführt rc. Nach der Regierungsvorlage werden alle seit dem Umsturz der Verfassung ergangenen sogenannten Gesetze und Verordnungen, welche die Gemeindeverfassung betreffen, beseitigt, und die frühere Gemeindeordnung vollständig wiederhergestellt. Als einzige Ausnahme von dieser Regel wird nur vorgeschlagen, die Wahlperiode der Ortsvorständt, welche früher auf fünf Jahre festgesetzt war, künftig auf zwölf Jahre zu bestimmen. Für diese Neuerung lassen sich allerdings beachtenswerthe Gründe geltend machen; aber in der Hauptsache ist es ziemlich gleichgültig, ob das Eine oder das Andere beliebt wird, sobald nur die alte Gemeindeordnung selbst wieder ins Leben tritt. Die Regierungsvorlage zeigt recht handgreiflich, wie leicht die Wiederherstellung eines verfassungsmäßigen Rechtszustandes in Kurhessen ist, — sobald nur der gute Wille nicht fehlt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Das preußische Abgeordnetenhaus und die Zukunft.

Es liegt in der Natur des Kampfes, welchen die Vertreter des preußischen Volkes mit der eigenen Regierung zu führen haben, daß die siegreichen Fortschritte der liberalen Parteien nur in Zwischenräumen sichtbar werden. Und es ist belehrend, in der Presse und der Meinung des Auslandes die Schwankungen zu beobachten, welche nicht die Sympathie, aber das Vertrauen auf eine heilsame Lösung des Streites durchmacht. Auch die kleine Zahl der Liberalen, welche eine Adresse des Abgeordnetenhauses beim Beginn der Verhandlungen für unzweckmäßig erklärte, stand nach den dreitägigen Debatten unter dem Eindruck dieses nothwendigen parlamentarischen Actes. Und erst die Antwort des Königs erregte ihr Bedauern über eine dadurch hervorgebrachte Schärfe des Conflictes, welche das gegenwärtige Ministerium nur fester gestellt habe. Wir meinen, daß die Verschärfung des Conflictes, das heißt, ein offenkundiges, Jedermann verständliches Darlegen des tiefen Gegensatzes, welcher zwischen dem preußischen Volke und der Regierung besteht, die erste Grundbedingung für eine endliche und vollständige Heilung des Gegensatzes selbst ist, und daß es eine ebenso unvermeidliche, als freudenlose Maßregel war, die Höhe und den Umfang der Krankheit festzustellen. Durch zwei Jahre war die altliberale Partei bemüht, das bereits bestehende Leiden durch Palliativmaßregeln zu verdecken. Die Aerzte sind ihrer Functionen in nicht sanfter Weise enthoben worden. Es blieb nichts übrig, als eine gründliche Kur durchzumachen.

Die Antwort des Königs, welche dem Abgeordnetenhause geworden ist, und das nackte Hervortreten eines persönlichen Willens mit Beseitigung der parlamentarischen Formen, deren weise Tendenz ist, die Persönlichkeit des Regenten und die Majestät der Krone vor dem Parteihaß zu schützen, ist ein Ereigniß, für welches Niemand, ohne die größte Ungerechtigkeit, die Vertreter des Volkes verantwortlich machen wird. Der Takt, mit welchem sie selbst und die liberale Presse dies ungewöhnliche Schriftstück durch Schweigen beurtheilt haben, ist ein Beweis für die Mäßigung, mit welcher der Kampf von den Abgeordneten geführt wird.

Offenkundig ist die Tendenz, mit welcher seitdem Regierung und Volks-

vertreter weitergegangen sind. Das Interesse des Abgeordnetenhauses ist, das Ministerium zu einer Auflösung des Hauses zu zwingen und durch eine neue Appellation an die Wähler die Kampfstimmung zu steigern; die Absicht des Ministeriums muß sein, diese Appellation zu vermeiden und das gegenwärtige Abgeordnetenhaus zur Unbedeutendheit herabzudrücken, wo möglich zu einem gewagten Schritt zu verleiten, welcher demselben einen Theil der Volkssympathien nehmen mag. Die Mittel, welche der Regierung für solche Politik zu Gebote stehn, sind nicht sehr ausgiebig. Eine hochmüthige Behandlung des Hauses ist nur geeignet, den allgemein aufbrennenden persönlichen Haß gegen die Regierung zu vermehren. Das längere Hinziehen des Zwistes ruft keine Schwächung, sondern eine Steigerung der liberalen Strömungen hervor, wie aus einzelnen Nachwahlen sichtbar geworden ist. Ein elender Plan, wie er in den Häuptern einzelner verschrobener Fanatiker der Reaction arbeiten mag, die öffentliche Stimmung zu Excessen zu verleiten, damit ein gewaltsames Einschreiten der Executive und militärische Maßregeln im Innern möglich werden, hat zur Zeit durchaus keine Aussicht auf Erfolg, selbst nicht auf den einzigen, den er haben könnte, die Häupter der ruchlosen Urheber selbst zu gefährden. Schon die umlaufenden Gerüchte von einer solchen Absicht sind vielmehr geneigt das conservative Lager in Uneinigkeit zu bringen und die Freunde der extremen Junkerpartei auf die Gefahren einer Verbindung mit gewissenlosen Genossen aufmerksam zu machen. In der That ist man im Ausland über die Stimmung des preußischen Heeres sowohl als einer großen Anzahl von Conservativen im Irrthum. Und die gegenwärtige Regierung Preußens in noch größerem, wenn sie unter allen Umständen auf die Zuverlässigkeit dieser Stützen rechnet.

Eine große Zahl der Conservativen, vor Allen die Mehrzahl des Landadels sieht mit Mißtrauen auf das Abgeordnetenhaus, in welchem Kreisrichter und bürgerliche Beamte ihrer Nachbarstädte an einer Gesetzgebung Theil haben sollen, welche nicht nur über die pecuniären Interessen des Adels, auch über Vieles, was ihm als Standesprivilegium gilt, zu votiren berechtigt ist; sie betrachtet die Offizierstellen im Heer, die höheren Beamtenposten gern ebensosehr für ein Vorrecht des Adels, als die Hoffähigkeit. Sie ist geneigt, ihr Verhältniß zu der Krone als ein persönliches aufzufassen und loyale Devotion als eine adlige Tugend anzusehen, aber sie ist keineswegs so verblendet und so arm an Rechtsgefühl, daß sie jede eigensinnige Maßregel der Regierung als einen Vortheil für den Staat betrachten sollte. Wahrscheinlich ist, wenn man den mittlern Durchschnitt der politischen Bildung unserer Landedelleute messen wollte, ihre Auffassung von Politik und Aufgabe des preußischen Staates eine minder edle als wünschenswerth wäre, aber auch sie haben sich den bildenden Einflüssen der Zeit nicht entziehen können. Ihre Sorge um die eigene privilegirte Stellung wird durch einen starken Zusatz von Vorsicht gemäßigt, und es ist eine

ungerechte Annahme, daß ihnen unabänderlich der eigene Vortheil höher stehe, als der Vortheil des Ganzen. Und deshalb ist diese Mehrheit dem gegenwärtigen Ministerium durchaus kein sicherer Anhänger. Mit Kopfschütteln und banger Sorge wird das letzte Jahr der innern Politik auch von ihr betrachtet, sie besorgt von der Ueberstürzung ihrer Exaltirten zunächst für sich selbst, dann für ihren Staat. Ein Bruch mit der Verfassung würde auch den achtbaren Theil der Conservativen der Regierung entfremden, selbst die sich öffentlich für ihre Anhänger erklärten, würden noch lauter, als jetzt geschieht, im vertrauten Kreise ihrer Genossen klagen und sehr geneigt sein, die Sache der Regierung für verloren zu halten.

Ebenso unsicher ist die Stimmung im preußischen Heere selbst. Zwar die untern Grade des Offiziercorps, bis etwa zum Bataillonschef, jetzt meist jüngere Leute, sind in der großen Mehrzahl durch den Zwang des unbedingten leidenden Gehorsams auch in ihren Ansichten beherrscht. Der gesellschaftliche Abschluß von der Mannschaft und leider jetzt auch vom Civil hat die Einzelnen in eine fast sklavische Abhängigkeit von der Stimmung des Offiziertisches gebracht, und von den vorgeschriebenen Ansichten, welche mit bureaukratischer Reichlichkeit ihnen zugetheilt werden. Ganz anders ist die Stimmung der preußischen Stabsoffiziere, der Blüthe des Heeres. Auch sie sind gezwungen, Umgang, Wort, Miene sorglich zu überwachen; denn ein unbewachter Ausdruck der ketzerischen Ansicht, daß zweijährige Dienstzeit allerdings genüge, einen Mann auszubilden, oder die noch unleidlichere Ansicht, daß die neue Heeresorganisation die beste taktische Grundlage der Armee, den starken Bataillonsbestand im Frieden verdorben habe, vermag jetzt den talentvollsten Offizier sofort aus seiner Carrière herauszuwerfen, wie etwa zur Zeit Philipp des Zweiten der leiseste Verdacht einer Ketzerei. Aber hinter dem vorsichtigen Schweigen dieser Gentlemen birgt sich sehr viel gesundes Verständniß der kritischen Lage, in welche die Armee durch die neuen Einrichtungen gekommen ist, eine scharfe und bittre Kritik des Kriegsministeriums und der untauglichen Generale des Hofes. Und es ist Grund zu der Annahme, daß die neue Armeeorganisation in den Stäben der Corps und Divisionen wenig warme Freunde hat, und daß in der preußischen Generalität eine laute Opposition nur durch die zwingendsten Rücksichten der Klugheit zurückgehalten wird. Noch unsicherer ist die Stimmung der Mannschaft. Ueber diesen Punkt würden vorurtheilsfreie Offiziere am besten Bescheid geben können. Der preußische Soldat kann auch bei dreijähriger Dienstzeit, bei strengster Beaufsichtigung durch eifrige Compagnieführer, trotz dem Verbot liberale Blätter zu lesen, nicht von dem Zorn isolirt werden, welcher im Volke gegen die Regierung arbeitet. Er bringt Ansichten und Stimmungen in die Compagnie, er wird fortwährend von Außen beeinflußt, und es ist zu fürchten, daß das alte gute Verhältniß zwischen Offizieren und Gemeinen

seit Einführung der Heeresorganisation einen starken Stoß erlitten hat. Der Soldat wird nicht besser dadurch, daß er in politischen Angelegenheiten seines Staates zum Schweigen verurtheilt, zum Heucheln verleitet wird. Er scheidet aus der Armee vielleicht mit verhaltenem Groll, in der Stimmung eines Mannes, dem die Zunge gelöst wird; der Versuch, die militärische Gedankendisciplin auch auf die Reservisten auszudehnen, steigert nur den Grimm der jungen Bürger. Und wenn die Armee, im Ganzen betrachtet, dadurch herabgedrückt worden ist, daß man das Verkehrteste aus ihr bilden wollte, eine politische Parteiwaffe, so ist gerade durch denselben Versuch auch ihre Zuverlässigkeit für jeden Act gewaltsamer Reaction vermindert worden. Wir hoffen, daß Preußen nie in die Lage kommen wird, bei einem innern Zwist auf die Stimmungen seiner Soldaten mit Sorge achten zu müssen, sollten aber unverantwortliche Uebergriffe einen solchen Zustand herbeiführen, so würde die exaltirte Partei wahrscheinlich die Erfahrung machen, daß die Waffe, welche sie seit Jahren so sorgfältig zugespitzt hat, sich in ihrer eigenen Hand umbiegt.

Da das Abgeordnetenhaus seine große Aufgabe, das Ministerium der persönlichen Regierung zu stürzen, nur dadurch erfüllen kann, daß es die Unmöglichkeit eines solchen Regiments eindringlich erweist, so liegt ihm zunächst ob, den Conflict auf gesetzlichem Wege zu verschärfen. Das ist, seitdem es irgendwo eine Volksvertretung gegeben hat, überall der gebotene Weg gewesen. Er führt bei Ausdauer und Mäßigung des Volks sicher zum Ziele, und dies Blatt hat nie zu denjenigen gehört, welche den gegenwärtigen Zuständen in Preußen eine längere Dauer prophezeien. Die einzelnen Schläge, welche das Abgeordnetenhaus gegen die Minister zu führen hat: Verweigerung der nicht gesetzlichen Heeresausgaben für das Jahr 1863, Haftbarmachung der Minister für die nicht bewilligten Ausgaben des Jahres 1862, Resolution und Vorbehalt einer Ministeranklage, werden gegenwärtig von der preußischen Tagespresse discutirt. Die Lage des Staates ist so geworden, daß jeder dieser Schritte, welcher die Unerträglichkeit des gegenwärtigen Zustandes erweist und der Volksvertretung nicht die Wärme der Wähler verringert, weil er das Rechtsgefühl derselben verletzt, als ein Fortschritt betrachtet werden darf. Dem Ministerium bleiben gegen solchen Widerstand nur drei Wege, entweder die verhängnißvolle Appellation an die Wähler, oder ein offner Verfassungsbruch, oder ein demüthigender Kampf gegen die immer mächtigere und rücksichtslosere Sprache eines tief empörten Hauses. Jeder dieser drei Wege führt unvermeidlich zu einer Abdankung.

Unterdeß wird es nicht unnütz sein, zu erwägen, unter welchen Bedingungen der Frieden zwischen dem preußischen Volke und nicht dieser, aber einer künftigen Regierung, geschlossen werden kann. Der Herrscher Preußens, welcher dies Einverständniß herzustellen für nothwendig hält, hat zweierlei ins Auge

zu fassen. Erstens die Streitobjecte selbst, zweitens das tiefe Mißtrauen, welches seit länger als zwanzig Jahren gegen die Fähigkeit der preußischen Regenten, sich von dem Einfluß einer Hofcoterie frei zu halten, im Volke groß gewachsen ist.

Er wird sich nicht verbergen können, daß dies Mißtrauen einigen Grund hat. Das furchtbare Schicksal Friedrich Wilhelms des Vierten lebt jedem Mitglied der königlichen Familie unauslöschlich im Gedächtniß. Man braucht kein alter Mann zu sein, um sich der Herzlichkeit und gläubigen Liebe zu erinnern, mit welcher das Volk den ersten Reden des geistvollen Königs lauschte, um sich der Wärme und des hochsinnigen Vertrauens zu erinnern, mit welchen der neue König sein hohes Amt zum Wohl seines Volkes zu verwalten gelobte. Und wenige Jahre darauf begann die Königskrankheit des Fürsten damit, daß er die persönliche Anhänglichkeit an sich selbst gegenüber der Liebe zu dem Staate forderte. Aus den elenden Zuständen seiner letzten Regierungsjahre suchte wieder sein erlauchter Nachfolger sich selbst, die Zukunft seines Hauses und den Staat dadurch zu retten, daß er jahrelang in erklärter Opposition gegen das Regierungssystem seines nächsten Anverwandten, fern von Berlin auf den Kreis seiner Pflichten beschränkt lebte. Diesem weisen Verhalten verdankte er, daß das Volk wieder ihm mit neuem Vertrauen und junger Hoffnung entgegenjubelte. Und auch er wurde, seit er die Krone trug, leise, unmerklich, ohne es selbst zu ahnen und die Veränderung zu begreifen, in eine unhaltbare Stellung gegenüber seinem treuen Volke gedrängt. Was zweimal geschehen ist, so darf sich ein Prinz desselben Hauses fragen, kann das nicht noch einmal geschehen, zum verhängnißvollen dritten Mal? Welche Wandlung eines unbefangenen Sinnes wird durch die Krone hervorgebracht? Welche feindliche Gewalt arbeitet in der Luft, in welcher der König athmet?

Wenn ein Fürst, der die Krone tragen soll, zweifelnd so fragt, möge er auch die rechte Antwort finden. Er wird seine Minister aus der Majorität der Volksvertreter wählen, er wird nur mit seinen Ministern regieren, er wird jede unverantwortliche Beeinflussung seiner Ansichten durch directe Vorträge Einzelner in Staatsangelegenheiten vermeiden, er wird alle die Personen von sich entfernt halten, welche unter den letzten Regierungen einen gefährlichen persönlichen Einfluß geübt haben, er wird seine nächste persönliche Umgebung aus politischen Freunden seines Ministeriums wählen, er wird nie vergessen, daß ein Fürst nie zum Parteimann werden darf, er wird den Zugang zu sich leicht machen, und er wird Hoftraditionen des siebenzehnten Jahrhunderts, welche den Fürsten immer noch fast ausschließlich in die Gesellschaft seines alten Lehnsadels bannen, schonend beseitigen. Sein Ministerium aber wird er aus dem Haus der Abgeordneten bilden, welches er vorfindet. Dies Ministerium

wird voraussichtlich ein Coalitionsministerium sein, Altliberale, Männer des linken Centrums, ein und das andere gemäßigte Mitglied der Fortschrittspartei (Justiz oder Handel oder Landwirthschaft), ferner einer von den drei liberalen Generälen, deren sich Preußen erfreut, einer der Diplomaten, welche im Gegensatz zu dem jetzt herrschenden System stehn. Es wird nicht leicht sein, ein solches Ministerium zu bilden, und es ist nicht unmöglich, daß die Uebelstände, welche jedem Coalitionsministerium anhaften, allmälig auch bei dieser Bildung hervortreten werden. Aber es ist in der Lage Preußens die einzig mögliche Wahl.

Die Grundlagen aber, auf denen das Ministerium zu bilden sein wird, sind erstens: Reform des Herrenhauses durch Entfernung der gegen das Gesetz eingefügten Mitglieder und durch eine genügende Wahl neuer; zweitens: Reform des Heeres mit möglichst engem Anschluß an die bestehenden Einrichtungen auf Grund von Vorschlägen, welche eine gemischte Commission zu machen hat. Diese Commission wird aus einigen Organisationstalenten des Heeres gebildet und aus Vertrauensmännern, welche das Abgeordnetenhaus erwählt.

Entschließt ein Regent Preußens sich freiwillig und zur geeigneten Stunde, diesen Weg zu betreten und herrscht zwischen ihm und den Männern, welchen er die Verwaltung des Staates übergeben will, ein aufrichtiges Einvernehmen über die beiden großen Maßregeln, so sind für den Fürsten selbst die größten Schwierigkeiten beseitigt; er hat den Wagen seines Staates in das Gleis gebracht und mag mit gutem Gewissen der Zukunft vertrauen. Das gegenwärtige Ministerium hat jedem spätern der liberalen Partei die Stellung erleichtert; wenn sonst in den höhern Beamtenkreisen kopfschüttelnd gegen ein Ministerium, das seinen Schwerpunkt etwa im linken Centrum hat, bemerkt wurde, daß diese liberalen Fractionen nicht reich an Talenten und die Talente nicht genügend mit Autorität umgeben seien, so haben die letzten Monate auch diese Einwendung gründlich widerlegt. Mehr als eine tüchtige Kraft ist durch die Debatten eines Sommers und Winters in den Vordergrund getreten. Aber selbst wenn die Zahl bedeutender Fachmänner für die innern Geschäfte unter den Liberalen weit geringer wäre, als sie ist, es wird ihnen nicht schwer werden, sich vor dem Volke und dem Auslande als tüchtig und bedeutend zu erweisen, da sie den Vorzug haben, Nachfolger des gegenwärtigen Ministeriums zu sein.

Noch ist der Conflict zwischen Krone und Volk in Preußen jetzt durch eine schnelle und aufrichtige Aenderung des Systems zu beseitigen. Aber die Brandung schwillt, und die Sibylle verbrennt den Zögernden eines ihrer Bücher nach dem andern.

♀.

Hermann Grimms Michelangelo.

Es war der verewigte Ernst Guhl, der in seinen Künstlerbriefen zuerst für weitere Kreise auf die Lücken aufmerksam machte, die bis jetzt in der Kenntniß des Lebens Michelangelos bestanden, und auf die reiche Quelle, welche sich namentlich in den Briefen für manche bis dahin wenig beachtete, jedenfalls nicht im Zusammenhang behandelte Seite desselben eröffnete. Obwohl er nur die in Bottaris und Gayes Sammlungen mitgetheilten Briefe benutzen konnte, wußte er, gestützt auf die darin enthaltenen Züge, soweit es in Form eines Commentars möglich war, die Grundlinien zu einem Gesammtbild des Künstlers zu entwerfen, das für die Würdigung von Michelangelos Persönlichkeit bahnbrechend genannt werden darf. Namentlich ging er in Michelangelos Wesen jener „merkwürdigen Doppelnatur" nach, „in der sich eine herbe und strenge Größe mit einer gewissen Weichheit der Empfindung auf das Wunderbarste verbindet". Er fand auf Grund dieser Briefe, daß zu dem Eindruck der Größe, den man, wenn von Michelangelo die Rede ist, als den vorwiegenden bezeichnen kann, sich überall zugleich der einer „ungemeinen Milde und Liebenswürdigkeit" gesellen werde. Diese neugefundene Seite wurde vielleicht zu stark hervorgehoben, allein das Resultat war in jedem Falle, daß das Bild einer höchst vielseitig entwickelten Persönlichkeit sich aus den vorhandenen Documenten müsse gewinnen lassen.

Guhl beabsichtigte auch eine ausführliche Lebensbeschreibung des Künstlers auszuarbeiten. Ob ihn nur sein früher Tod, der als die Zerstörung vieler schöner Hoffnungen zu beklagen ist, daran verhinderte, oder die inzwischen begonnene Arbeit von Hermann Grimm, wissen wir nicht. Aber auch Grimm scheint durch die Künstlerbriefe zu seinen Studien über Michelangelo geführt worden zu sein. Durch ihr Erscheinen war der Aufsatz „Rafael und Michelangelo" angeregt, der in den „Essays" von H. Grimm wieder abgedruckt worden ist. Jetzt hat auch sein großes zweibändiges Werk seinen Abschluß gefunden*), ein Werk, daß wir es gleich sagen, welches unserer Literatur Ehre macht, das in großem Sinn sich die Aufgabe gestellt und in großem Sinn sie ausgeführt hat. Mit ausdauernder Energie hat sich der Verfasser in einen überreichen Stoff vertieft, der in der That endlos schien und auf jedem gewonnenen Punkte wieder neue unabsehbare Perspectiven eröffnete; mit kritischem

*) Leben Michelangelos von Hermann Grimm. Hannover, Rümpler. Erster Theil 1861. Zweiter Theil 1863.

Scharfblick hat er diesen Stoff gesichtet, Beziehungen aufgefunden, an denen die bisherige Forschung vorüberging, auf schon Bekanntes neue Schlaglichter geworfen und endlich das Ganze in eine Form gegossen, die, wie ein ächtes Kunstwerk thun soll, die Mühe des Suchens und Zurichtens vergessen läßt.

Wenn es zum Verständniß einer Künstlernatur selbst einer künstlerischen Ader und zur Vereinigung zerstreuter, an entlegenen Orten verborgener Notizen zu einem zusammenstimmenden Gemälde der Gabe combinatorischen Scharfsinns bedarf, so bringt Grimm eben diese Eigenschaften in hohem Grade mit. Nur liegt eine Gefahr dabei nahe. Mit der Gabe der Combination wird, ermuthigt durch jeden glücklichen Fund, auch die Lust und Neigung dazu Hand in Hand gehen. Es sind der Punkte viele, wo er seine Vorgänger berichtigt und mit zureichender Begründung Neues aufstellt. Aber häufig sind es auch nur Vermuthungen, mit denen er eine in den Quellen gelassene Lücke überbrückt, und wir gewinnen bald den Eindruck, daß er gerade ihnen mit besonderer Vorliebe nachgeht. Die schönsten und überraschendsten Ausführungen gehören zum Theil diesem Gebiet an, und es ist wahr, immer sind sie blendend und geistvoll begründet. Um Einzelnes hervorzuheben, wird z. B. Niemand widerstreiten, wenn Grimm die Entstehung der beiden Gedichte an Dante in die Zeit versetzt, da Michelangelo aus der belagerten Stadt Florenz entflohen war und in Venedig ein Geächteter lebte. Sein Aufenthalt daselbst dauerte zwar nur vierzehn Tage, und war von mannigfachen Anträgen, besonders aber von der Angelegenheit seiner Rückkehr nach Florenz in Anspruch genommen. Auch betrachtete er sich die ganzen letzten dreißig Jahre als einen freiwillig von Florenz Verbannten. Indessen, sollten diese Gedichte an einer bestimmten Stelle der Lebensbeschreibung eingereiht werden, so lag es immerhin nahe, daß er eben in jenen Tagen lebhaft an das verwandte Schicksal Dantes erinnert wurde, und solcher Stimmung die Klage über „die undankbare Heimath" entsprang, „die stets die Besten mit den bittersten Schmerzen belud". Unbedenklich erscheint, wenn man Vasaris Autorität nicht gelten lassen will, die Behauptung, daß bei den beiden Medicäerstatuen in der Sacristei von San Lorenzo bisher die Namen verwechselt worden seien, da vielmehr die nachdenkliche Figur den melancholischen Giuliano, die andere den kriegerischen, hochmüthigen Herzog von Urbino bedeute. Daß die Madonna zu Brügge ein Werk Michelangelos ist, darf als erwiesen gelten. Die Ansicht, daß die angebliche Galatea Rafaels in der Farnesina vielmehr eine Venus sei, ist mit Glück auf den Zusammenhang dieser Composition mit der Fabel von Amor und Psyche gestützt. Ueberraschend ist die Entdeckung, welche Grimm auf einem alten Stich vom Jüngsten Gericht in der sistinischen Kapelle gemacht hat. Bestätigt es sich, daß auf einem Stich vom Jahre 1548 an der Stelle der Maria zur Seite des weltrichtenden Jesus sich ein Mönch befindet, so wirft

dies allerdings ein bedeutsames Licht auf die Stellung, welche Savonarola im Herzen, ja in der Weltanschauung des Künstlers noch lange nach dem Tode des Mönchs von San Marco behauptet hat. Höchst anziehend ist ferner die Conjectur, die aus Anlaß des bekannten Berichts von Meister Franz v. Holland aufgestellt wird. Meister Franz beschreibt nämlich zwei Zusammenkünfte, die er mit Michelangelo, Vittoria Colonna, einem Herrn Lattantio Tolomei und dem Kanzelredner Fra Ambrosio aus Siena an zwei Sonntagen in der Kirche San Silvestro gehabt. Dieser Lattantio Tolomei, vermuthet Grimm, sei vielmehr Claudio Tolomei, der in dem reformatorischen Kreise, der sich um Vittoria Colonna bildete, eine Rolle spielte, und Fra Ambrosio sei vielmehr Fra Bernardino von Siena, d. h. kein anderer als Bernard Ochino selbst gewesen. Allerdings würde dadurch dies Zusammensein, dessen Beschreibung zugleich für den Verkehr Michelangelos mit Vittoria Colonna für jetzt die wichtigste Quelle ist, eine erhöhte Bedeutung gewinnen. Mit Recht hat Grimm den ganzen Bericht seinem Buch einverleibt, es ist nur zu bedauern, daß seine Nachforschungen nach dem Original erfolglos gewesen sind.

Auch das vielbesprochene Verhältniß Michelangelos zu Raphael ist ein Punkt, der sich schwer durch stricte Beweismittel erledigen läßt, bei dem vielmehr nach Kenntnißnahme der Acten dem Takt des Geschichtschreibers die Entscheidung überlassen bleiben muß. Die Zeugnisse lauten zu Ungunsten dieses Verhältnisses, aber sie sind verdächtig. Sicher ist, daß die Gegnerschaft der beiden Männer wenigstens mehr ein Auftreten ihrer Anhänger wider einander, als in ihrer eigenen Seele zu Hause gewesen ist. Grimm gibt sich viele Mühe, ihr Andenken von all den kleinen Flecken zu reinigen, welche in dieser Beziehung namentlich der geschwätzige Vasari ihnen angehängt hat. Aber es ist schließlich doch ein ganz allgemeines ideales Motiv, das ihn dabei leitet. Ihre Feindschaft, meint er, würde gegen ein Naturgesetz verstoßen, das keinen Widerspruch dulde; die Vortrefflichkeit bilde zwischen denen, die sie besitzen, eine unzerstörbare Gemeinschaft. Allein es scheint mir weder nöthig, an ein so ideales Princip zu recurriren, noch allzuhohes Gewicht auf den Werth oder Unwerth der einzelnen überlieferten Züge zu legen. Die Hauptsache wird die scharfe Charakterisirung der beiden Künstlernaturen sein. Ein tieferes Eindringen in die Individualität eines jeden wird vollkommen hinreichen, um die Kluft, welche sie thatsächlich trennte, zu erklären, ohne daß hierbei auf den Einen oder Andern ein besonderer Vorwurf fällt. Sie waren weit gegensätzlichere Naturen als Goethe und Schiller, die Grimm zum Vergleich herbeizieht. Letztere hatten Berührungspunkte, bei denen gerade ihr innerstes Wesen sich gegen einander öffnete. Sobald diese einmal gefunden waren, ergab sich der innigste Verkehr von selbst — bei Raphael und Michelangelo wäre dies undenkbar gewesen.

Auch im Verhältniß Michelangelos zu Papst Leo dem Zehnten will Grimm „keine Spur“ von Spannung und Mißhelligkeit zugeben. Was er noch im ersten Band darüber gesagt, erscheint ihm jetzt als durchaus unhaltbar. Allein daß die Charaktere unmöglich mit einander harmoniren konnten, wird er schwerlich widerrufen wollen. Die Biographen erzählen gar nichts über das Verhältniß der Beiden. Aber schon dies Schweigen erscheint bezeichnend, während sie das Verhältniß zu Julius dem Zweiten als ein freundschaftliches, vertrautes, wenn auch durch einzelne jähe Ausbrüche unterbrochenes schildern; es ist um so beredter, als Michelangelo in seiner Jugend drei Jahre lang im Hause Lorenzos des Prächtigen aufgenommen war und zugleich mit dessen Söhnen erzogen wurde, von welchen eben Giovanni, nachmals Leo der Zehnte, im Alter ihm am nächsten stand. Ich möchte eher sagen: von dieser Jugendgenossenschaft ist in dem spätern Verhältniß „keine Spur“ mehr zu entdecken. Mag es auch als Rücksicht für Michelangelo gedeutet werden, daß der Papst ihn zwei Jahre lang nicht durch eigene Aufträge an der Arbeit am Grabmal Julius des Zweiten verhinderte, wie Michelangelo denn wirklich nur mit Thränen die neuen Aufträge entgegennahm, so ist es doch Thatsache, daß die Schwierigkeiten, die er mit den Vorbereitungen zur Herstellung der Façade von San Lorenzo in Florenz hatte, vermehrt wurden durch Hindernisse, die von Seiten des Papstes kamen, Thatsache, daß es eine Laune Leos war, die ihn zwang, den Marmor, anstatt wie anfangs in Carrara, später in Serravizza und Pietrasanta zu brechen, wo allein zum Transport eine neue Straße ans Meer gebaut werden mußte. Allerdings war es wirklicher Geldmangel, der Leo nöthigte, die Mittel für künstlerische Zwecke einzuschränken; allein wir lesen nirgends, daß dieser Geldmangel auch für Raphaels Arbeiten vorhanden war, und als Michelangelo vom Papst unter einem nichtigen Vorwand nun förmlich untersagt wurde, an den Arbeiten fortzufahren, werden, wie Grimm selbst erzählt, Anstalten getroffen, um den Bau der Façade — es war die Familienkirche der Medici — ohne Michelangelos Mitwirkung dennoch weiter zu betreiben. Vier Jahre hatte er auf diese Weise rein verloren; er hatte sich dazu in den Steinbrüchen krank gearbeitet. Der Schmerz und die Entrüstung, die er über diese Behandlung fühlte, wird nicht nur von Condivi bezeugt, sondern spricht laut auch aus der Denkschrift, die er selbst über den Façadenbau aufsetzte, und wenn er seine Vorwürfe nicht direct gegen den Papst richtete, so folgt nicht, daß er ihn damit von aller Schuld freisprach.

Hiermit ist natürlich die Reihe derjenigen Punkte, wo wir das Gefühl haben, auch auf unsicherem Boden zu stehen und wo die Darstellung Grimms noch zu weiterer Untersuchung anregt, nicht erschöpft. Vieles darf noch von den unveröffentlichten florentiner Papieren gehofft werden. Daß das ganze Material noch nicht zur Benutzung offen stand, ist bei den Vorzügen des Grimm-

schen Buchs doppelt zu bedauern. Je umfassender das Werk angelegt, mit je größerer Vollendung es ausgeführt ist, um so schärfer treten auch die Stellen hervor, wo uns die Hand authentischer Geschichtserzählung verläßt. H. Grimm arbeitete mit einem weit reicheren Material als alle seine Vorgänger, aber noch nicht mit dem ganzen. Er selbst fühlte diesen Mangel am besten, der nicht sein Verschulden ist und eine Zeit lang selbst die Fortsetzung der Arbeit in Frage stellte.

Am Schlusse des ersten Theils hatte er die Hoffnung ausgesprochen, daß er für die Fortsetzung den handschriftlichen Nachlaß Michelangelos werde benutzen können, der zu Anfang des Jahres 1858 durch das Vermächtniß des florentinischen Staatsministers Cosimo Buonarroti in den Besitz der Stadt Florenz gelangte, und zu welchem zwei Jahre später nach dem Tode des letzten Sprößlings der Familie, des Malers Michelangelo Buonarroti, auch noch der Rest des Familienarchivs kam. Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Nicht nur durfte er selbst in Florenz keine Einsicht von den Papieren nehmen, sondern auch ihre Bekanntmachung durch den Druck ist überhaupt noch zweifelhaft, da das Testament des Cosimo Buonarroti ausdrücklich die Clausel enthält, daß von den Papieren wie von den Handzeichnungen nichts veröffentlicht werden solle. Indessen darf man, wie es scheint, die Hoffnung doch nicht aufgeben, daß die Stadt, wie dies dringend im wissenschaftlichen Interesse liegt, auf irgend eine Weise diese Verordnung umgehen werde. Auch gab man mir im Sommer 1861 in Florenz zu verstehen, daß es mehr eine gewisse Eifersucht der Stadt sei, welche einem Ausländer die Einsicht und Benutzung der Papiere nicht verstatten wolle, da sie selbst, die Eigenthümerin, den Ruhm beanspruche, daß ihre eigenen Gelehrten mit der Benutzung dieses werthvollen Materials vorangingen. Und mit den Vorarbeiten zur Herausgabe sind in der That die florentinischen Gelehrten längst beschäftigt. Als Verwaltungsrath für den gesammten Nachlaß wurden in jenem Testament der Director der Galerie der Statuen, der Director der Laurenziana und der Bürgermeister der Stadt eingesetzt. Von ihnen erhielt zuerst der Beamte an der Galerie der Statuen, J. C. Cavallucci, die Erlaubniß, den Nachlaß einzusehen, die Documente zu copiren und für den Druck vorzubereiten, zu welchem Geschäft ihm sein College Carlo Pini und Gaetano Milanesi, Mitglied der Crusca und Director des toscanischen Centralarchivs beigegeben wurden. Carlo Milanesi konnte schon im ersten Heft des Archivio storico vom Jahre 1861 berichten, daß die Copirung und Sichtung vollendet und die ganze Sammlung druckfertig sei. Nachdem nun die Sache so weit gediehen, die florentinischen Gelehrten ausgedehnte Einsicht von den Schätzen genommen, ist in der That nicht mehr einzusehen, was der Herausgabe im Wege stehen soll. Mit Recht sagt C. Milanesi: „offenbar hatte Buonarroti mit seiner Schenkung die Absicht, für die bessere Erhal-

tung dieser Documente zu sorgen, aber wie kann dieser Zweck besser erreicht werden, als durch ihre Vervielfältigung mittelst des Druckes? Dies allein schützt sie gegen unvorhergesehene Unglücksfälle. Sind sie einmal durch den Druck allgemein verbreitet, so hätte man, selbst wenn sie unglücklicherweise zu Grunde gehen sollten, einen vollgenügenden Ersatz. Und das Vermächtniß an die Stadt schloß doch von selbst die Absicht ein, sie „für die allgemeine Benutzung zugänglich zu machen". Allein in diesem Stadium befindet sich leider die Sache noch immer. Noch fehlt ein entscheidender Beschluß des Verwaltungsraths, in jedem Falle scheint die Herausgabe noch weitaussehend, und so entschloß sich denn Grimm, nachdem er eine Zeit lang geschwankt, doch sein Buch zu Ende zu führen, zugleich in dem Bewußtsein, daß am Ende diese Briefe gewissermaßen doch nur ein geringer Theil dessen waren, was ihm fehlte. Wiederholter Aufenthalt in Rom und Florenz, genauere Kenntniß der europäischen Museen, tieferes Studium der Geschichte von Toscana sowohl als der politischen Ereignisse, die das sechzehnte Jahrhundert erfüllen, schienen ihm noch wichtigere Erfordernisse, und wenn er sich nun beschied, dem ungeachtet nach dem Maß seiner Fähigkeit Michelangelo und seine Zeit darzustellen, so konnte er, wie er sagt, mit leichterer Mühe sich in das Schicksal finden, die Briefe zu entbehren.

Ganz ist übrigens der Buonarrotische Nachlaß nicht in den Archiven zu Florenz verschlossen. Ein nicht unbeträchtlicher Theil ist an das britische Museum gekommen. Auf welche Weise, ist nicht recht aufgeklärt. Die florentinischen Blätter führten seiner Zeit laute Klage über die Nachlässigkeit des Oberbibliothekars der Laurenziana, dessen Aufsicht sie anvertraut waren, und der sie in Privathände übergehen ließ, weil er sich nicht die Mühe nahm, sie genau anzusehen. Diese Briefsammlung nun ist von H. Grimm in ausgedehnter Weise benutzt, und was daraus für die im ersten Band behandelte Zeit von Werth war, im ersten Capitel des zweiten Theils nachgetragen worden. Die Ausbeute beschränkt sich allerdings fast nur auf Privatverhältnisse, die meist nicht von erheblicher Bedeutung sind. Von der Strömung der Zeit, von der Trauer um das, was ihm mißlungen, der Hoffnung auf die Zukunft enthalten die Briefe wenig. Einzelne Seiten seines Charakters zeigen sie in ihrer ganzen Schärfe, wo man früher nur ahnte, daß es so wäre, aber auch „hier wieder nicht bei Ereignissen, die bedeutend sind." Indessen sind zur Feststellung von Daten auch solche an sich unbedeutende Notizen für den Geschichtschreiber nicht zu unterschätzen, und Grimm selbst hat bewiesen, welchen Werth er mit Recht auch auf diese Genauigkeit im Einzelnen legt*), trotzdem daß er in seiner zuweilen etwas über-

*) Von einzelnen Ungenauigkeiten ist uns besonders die Stelle über das Grabmal Julius des Zweiten in San Pietro in Vincula (II. Thl. S. 462.) aufgefallen, wo es doch etwas

schwänglichen Weise meint: wenn wir auch nur seine Arbeiten, die Biographie Condivis und die Geschichte von Florenz und Rom besäßen, aus dem Marmor, den diese liefern, ließe sich die Gestalt des Mannes heraushauen, wie er war, und was dazu kommt, helfe das Bild nur glätten und feiner ausarbeiten, ohne daß der ersten Anlage nach eine Falte anders gelegt zu werden brauchte.

Allein es ist aller Grund vorhanden zu vermuthen, daß dasjenige, was noch im Buonarrotischen Archiv verborgen ist, die Papiere im britischen Museum, welche vorzugsweise die Correspondenz der Familie enthalten, an Werth weit überragt. Schon die Zahl der noch rückständigen Documente ist erstaunlich, sie beträgt etwa 1100, während bis jetzt erst 200 auf Michelangelo bezügliche Schriftstücke veröffentlicht worden sind. Unter jener Zahl befinden sich etwa 300 Briefe von Michelangelo selbst. Weit größer ist die Zahl der an ihn gerichteten Briefe, und wir finden darunter nicht nur die Namen einer Menge gleichzeitiger Künstler, wie Bartolomeo Ammanati, Baccio d'Agnolo, Agnolo Bronzino, Tommaso Cavalieri, Ascanio Condivi, Franz von Holland, Baccio da Montelupo, Giovanni da Udine, Sebastian del Piombo, Andrea und Jacopo Sansovino, Giorgio Vasari und vieler Anderer, sondern auch die Namen anderer hervorragender Persönlichkeiten, wie Benedetto Varchi, Pier Soderini, Vittoria Colonna, Franz der Erste von Frankreich, Caterina de' Medici, Cosimo der Erste. Außerdem neue Documente, die sich auf das Grabdenkmal Julius des Zweiten, auf die Façade von San Lorenzo, die fünfzehn Statuen für die Kapelle Piccolomini im Dom von Siena und andere Arbeiten Michelangelos beziehen.

Man wird es unter diesen Umständen kaum übertrieben finden, wenn Milanesi, dessen Bericht diese Notizen entnommen sind, hinzufügt: „mit diesen Documenten in der Hand läßt sich das Leben Michelangelos von neuem schreiben. Nicht nur wird durch sie Vieles berichtigt, Vieles zum ersten Mal bekannt,

---

oberflächlich heißt, daß blos der Moses von Michelangelo gearbeitet sei. Als Michelangelo im Jahre 1542 von den sechs übrigen Statuen die Madonna, den Propheten und die Sibylle dem Rafael da Montelupo zur Vollendung verdang, waren sie, wie es in dem Brief an Papst Paul den Dritten vom Juli d. J. heißt, schon „weit vorgerückt“. Die zwei Statuen Rahel und Lea waren damals auch schon begonnen und „ziemlich weit vorgerückt, so daß sie mit Leichtigkeit von anderen Meistern vollendet werden können“. In einem Brief an das Bankhaus des Silvestro da Montanto weist er die Summe an, welche Rafael da Montelupo für die von ihm gemachten „oder vielmehr vollendeten“ Statuen erhalten soll, und in einem späteren Brief Michelangelos vom Jahre 1545 gleichfalls an Silvestro da Montanto wird das Denkmal als vollendet erwähnt und ausdrücklich bemerkt, daß er auch die zwei allegorischen Figuren (Rahel und Lea) noch eigenhändig vollendet habe. Gerade von diesen beiden würde man es allerdings nicht vermuthen, wenn es nicht ausdrücklich berichtet wäre. Die Madonna aber und der Prophet und die Sybille tragen unverkennbar den Stempel seines Geistes. — Der zweite Theil scheint überhaupt nicht mit derselben Sorgfalt ausgearbeitet wie der erste.

sondern es wird durch sie auch der vollständige Beweis hergestellt, daß Michelangelo, der große Künstler, ein ebenso großer Mensch und Bürger gewesen, ein Muster der Rechtschaffenheit im öffentlichen wie im Privatleben. Außerdem aber enthalten sie so Vieles über die Geschichte der gleichzeitigen Kunst und Künstler, daß diese Sammlung eine Art Archiv der gesammten Kunstgeschichte des Jahrhunderts bildet, das von ihm den Namen hat, und als der gewaltige Mittelpunkt dieser künstlerischen Thätigkeit, als die unbestrittene, allverehrte Autorität erhebt sich Michelangelo selbst in seiner ganzen Größe."

Es liegt auf der Hand, welcher Schatz hier noch verborgen sein muß, gerade für eine solche Fassung der Aufgabe, wie sie Hermann Grimm sich gestellt hat, nämlich Michelangelo im ganzen Zusammenhang seiner Zeit darzustellen, das Leben des Künstlers zugleich in eine Geschichte des ganzen Zeitalters nicht blos nach seinem kunsthistorischen, sondern auch nach seinen politischen, religiösen, culturgeschichtlichen Beziehungen zu verflechten.

Es gehört zu den ersten Anforderungen an die moderne Biographik, das Bild eines bedeutenden Mannes aufzutragen auf den Hintergrund der ganzen Zeit, der er angehört. Die umgebende Welt erscheint theils als der Stoff, mit welchem und in welchem er arbeitet, theils als ein Complex befruchtender Momente, die auf ihn wirken. Wir müssen kennen, was vor ihm war, um zu verstehen, mit welcher Mission er an seinem Theile in die geschichtliche Entwicklung eingriff, und das Neue selbst wieder, das mit ihm in die Erscheinung tritt, sind wir verpflichtet aus den allgemeinen Bedingungen der Zeit nachzuweisen.

Diese Doppelaufgabe, mit dem Leben des Einzelnen zugleich die Geschichte der Zeit zu verbinden, drängt sich nun wohl in seltenen Fällen so unabweisbar von selbst, man kann sagen so verführerisch auf, als eben im Leben Michelangelos. Unter all den mannigfaltigen Erscheinungen jenes vielbewegten Jahrhunderts wird es nicht leicht eine geben, die außerhalb des Gesichtskreises fällt, den die Biographie Michelangelos im Auge zu behalten hat. In diesem Sinn sagt Grimm: „er und die Ereignisse, die er erlebte, sind eins. Je erhabener der Geist eines Mannes ist, je mehr erweitert sich der Umkreis, den seine Blicke berühren, und was sie berühren, wird ein Theil seines Daseins." Daß seine künstlerische Mission nur im Zusammenhang mit der ganzen Kunstentwicklung seiner Zeit verstanden werden kann, versteht sich ohnedies von selbst. Allein neben dem Künstler interessirt uns in nicht minderem Grade der Mensch, der Denker, der Dichter, der die ersten Eindrücke einer idealen Weltanschauung in der Schule Polizians und im Umgang mit den platonischen Akademikern erhielt, der dann ein Schüler Savonarolas wurde und neben seinem Dante die Bibel studirte, und der endlich gegen den Abend seines Lebens mit der italienischen Reformationsbewegung in Verbindung steht und von

ihr aufs tiefste berührt wird. Dazu dann sein äußeres Leben, das wechselnde Verhältniß zu seinen Auftraggebern, seine Theilnahme an den politischen Kämpfen. Aus dem Freund des medicäischen Hauses wird ein glühender Anhänger der Republik, das Schicksal seiner Vaterstadt wird sein persönliches Schicksal, mit jedem Papst, der zur Regierung gelangt, beginnt gleichsam ein neuer Abschnitt seines Lebens, und die politischen Wechselfälle, denen die Herren von Rom unterworfen sind, greifen zum Theil direct in seine künstlerische Wirksamkeit ein. Sind wir dann am Ende dieses Lebens angelangt, und werfen einen Blick rückwärts, so fällt uns mit einem Male die ungeheure Veränderung ins Auge, die sich inzwischen auf allen Gebieten vollzogen hat. Nicht blos die Kunst ist eine andere geworden, wesentlich durch die Einwirkung Michelangelos selbst, sondern auch das Verhältniß der Kunst zum Leben, die persönliche Stellung der Künstler, die politischen, religiösen, socialen Bedingungen haben sich geändert, das Papstthum hat sich erneuert, das Hofleben inzwischen seinen modernen Charakter entwickelt, das ganze Jahrhundert hat eine völlig andere Gestalt angenommen. Und es ist keineswegs eine willkürliche Abschweifung, wenn der Biograph Michelangelos auch alle diese Veränderungen aufmerksam verfolgt; denn auf Schritt und Tritt drängen sie sich im Leben des Künstlers auf, sein Charakter wie seine äußere Stellung werden durch sie wesentlich bestimmt. Sein Leben ist recht eigentlich ein Stück Zeitgeschichte, wie hinwiederum die Zeitgeschichte mit dem wechselnden Verlauf ihrer Erscheinungen ein wesentliches Moment seines Lebens ist. Für den Biographen eröffnet sich somit eine Aufgabe, so weitumfassend und so vieler Detailstudien bedürftig, daß auch nur einzelne Punkte wesentlich gefördert zu haben, verdienstvoll ist, eine Aufgabe, würdig eines Historikers im größten Sinn.

Einen ersten Versuch, von diesem Gesichtspunkt aus das Leben Michelangelos zu schreiben, machte der Engländer Harford (Life of Michelangelo Buonarroti II vol. London 1857). Er streute zu diesem Zweck da und dort längere Excurse ein, in denen er sich über die politischen Verhältnisse in Florenz, über die platonische Akademie, über Savonarola, Vittoria Colonna, die Reformationsbewegung in Italien u. s. w. ausführlich verbreitet. Aber diese Excurse könnten ebensogut als Anhang am Schlusse stehen, sie sind zu wenig innerlich verknüpft mit der eigentlichen Erzählung, man vermißt den schärferen Nachweis, wie das Leben des Künstlers in jedem Moment in die allgemeinen Ereignisse und Erscheinungen übergreift oder durch sie beeinflußt wird. Dagegen ist es nun gerade die Eigenthümlichkeit von Hermann Grimms Darstellung, daß er diesen Zusammenhang jeden Augenblick festhält. Ein schneller und unaufhörlicher Wechsel führt uns aus des Künstlers Werkstatt in die seiner Mitstrebenden, führt uns bald in die Gemächer des Vatican, bald in die Rathsversammlung von Florenz, läßt bald die Entwürfe des deutschen Kaisers,

bald die Anfänge der deutschen Reformation vor uns vorüberziehen, schildert hier eine blutige Schlacht, dort einen üppigen Hof, um dann wieder zu einem fein ausgeführten Künstlerporträt oder an das Malergerüst Michelangelos selbst zurückzuführen — und dies Alles in rastloser Durchkreuzung und Unterbrechung; immer wieder reißt der Faden ab, um später gelegentlich wieder angeknüpft zu werden.

Es ist nun nicht zu läugnen, die Erzählung ist immer spannend und geistvoll, auch die Anordnung des Stoffs zeigt künstlerisches Verständniß. Man kann nicht sagen, daß der Eindruck ein verwirrender ist, wenigstens für den, der mit der Geschichte des Jahrhunderts bereits vertraut ist. Aber Eines leidet unter dieser Form der Darstellung doch Noth, und dies ist die Persönlichkeit Michelangelos selbst.

Michelangelo greift nämlich nicht in solcher Weise in die geistige und politische Bewegung seiner Zeit ein, daß sein Leben von selbst ein natürlicher Mittelpunkt derselben wäre; kaum für seine künstlerische Bedeutung trifft dies zu, wenigstens erst in seinen späteren Jahren. Er erscheint der ihn umgebenden Welt gegenüber überhaupt weit weniger activ, als vielmehr passiv, er ist in seinem Leben wie in seiner geistigen Entwicklung weit mehr durch sie bestimmt, als er ihr — wiederum mit Ausnahme der Kunst — zurückgibt. Wie wenig ist uns zum Beispiel aus Anlaß der Belagerung von Florenz im Jahre 1529 von der Theilnahme Michelangelos Authentisches überliefert worden. Wir wissen, daß er als Obercommissär der Befestigungsarbeiten allerdings eine bedeutende Rolle dabei spielte, und lassen uns darum die ausführliche Beschreibung der Belagerung ganz gern gefallen, weil wir wissen: dies war die Luft, die er damals einsog, die Scenen, die er mit ansah, das Pathos, das ihn erfüllte. Aber wie sehr tritt doch seine Persönlichkeit zurück in den Dienst des allgemeinen Ganzen? Und so ist es überall. Wir wissen, daß er Mitglied der platonischen Akademie, daß er ein Anhänger Savonarolas war, daß er mit Victoria Colonna über das Dogma der Rechtfertigung durch den Glauben grübelte, daß er in die politischen Stürme seiner Vaterstadt mit dem Herzen wie mit der That verwickelt war. Aber es sind fast nur zerstreute zufällige Notizen, die uns davon Kunde geben. In keiner dieser Beziehungen greift er mit einer Selbständigkeit ein, die namhafte Spuren zurückgelassen hätte. Wir verstehen Michelangelo nicht, wenn wir nicht allen jenen Beziehungen nachgehen, aber wir können diese erschöpfend verstehen, ohne von Michelangelo Notiz zu nehmen. In einer allgemeinen Geschichte der Zeit würde es nur stören, wenn immer wieder das eine Bild dieses Künstlers auftauchte, aber umgekehrt stört es in einer Darstellung, deren Mittelpunkt Michelangelo ist und sein soll, wenn die übrigen weltgeschichtlichen Potenzen gleichsam in ihrer natürlichen Größe aufgerückt werden, in welcher sie den einzelnen Mann erdrücken müssen.

Sollte also Michelangelo zum Mittelpunkt seiner Zeit gemacht werden. — und in gewissem Sinne ist dies allerdings die Aufgabe des Biographen — so war hierzu ein Standpunkt erforderlich, der nicht der des reinen Historikers im engeren Sinne ist; es bedurfte hierzu einer künstlichen Beleuchtung und Gruppirung, in welcher eben das Princip der biographischen Kunst besteht. Der Geschichtschreiber stellt den einzelnen Mann in seinem wirklichen Verhältniß zu Zeit und Umgebung dar; er thut dies, indem er sich auf eine bestimmte Entfernung stellt, in welcher für ihn innerhalb des Gesichtskreises, den er übersieht, das Einzelne im richtigen gegenseitigen Verhältniß steht. Der Biograph dagegen stellt sich mit Absicht in die Nähe des Gegenstandes, den er herausgreift, und setzt ihn noch überdies auf ein Postament, um ihn von allen Seiten betrachten zu können. Alles Andere aber, was den Gegenstand als dessen Lebenselement umgibt, wird sich von hier aus perspectivisch abstufen. Es verliert dadurch nichts von seiner Bedeutung, aber es ist nun ein Mittelpunkt da, auf welchen das volle Licht fällt, gegen den das Andere je nach Verhältniß zurücktritt, und der immer wieder von selbst seine Anziehungskraft ausübt, wenn auch der Blick abwechselnd die Ferne durchmißt. Der Schein, als stehe diese Figur nun wirklich beherrschend im Mittelpunkt, ist allerdings eine Illusion, aber er ist berechtigt, weil man an jede einzelne Figur einen ähnlichen Maßstab anlegen kann, er ist keine künstliche Verschiebung, er ist nicht unwahr, so wenig als die Gesetze der Perspective unwahr sind.

Dieser beherrschende Mittelpunkt nun, auf den sich alles Andere zurückbezieht, ist es, den wir vermissen. Das Interesse wird zerstreut, indem auf jeden einzelnen Punkt, den der Gang der Erzählung berührt, ein zu volles Licht fällt. Gerade ein besonderer Vorzug von Grimms Darstellung wird in dieser Beziehung verhängnißvoll, nämlich die lebendige drastische Erzählung. Indem Alles, auch das Beiwerk mit größter Lebendigkeit erzählt wird, tritt es mit dem Anspruch auf, daß es um seiner selbst willen da sei; es fesselt viel zu sehr für sich, anstatt nur ein Moment in der Biographie zu sein, die sich nun einmal um den einen Helden drehen soll.

Das Gesammtbild des Künstlers, das doch des Ganzen Resultat sein soll, ist jeden Augenblick unterbrochen. Der Leser muß es aus den einzelnen Stücken sich selbst zusammensetzen, anstatt daß es der Biograph vor ihm aufbaut. Die Erlebnisse Michelangelos sind wie eingeengt durch die Masse des Stofflichen, das von allen Seiten herandrängt, und diese Wirkung ist um so unvermeidlicher, je bunter dieses Stoffliche seinem Inhalt nach ist. In dieser Beziehung hat der Verfasser demjenigen, was wir oben das Verführerische in dem Gegenstand mit seinen reichen Beziehungen nach allen Seiten nannten, zu sehr nachgegeben. Der wahre Geschichtschreiber zeigt sich auch in der Beschränkung. Grimms Buch aber macht zuweilen den Eindruck, als ob er alle

Einzelstudien, die ihm für seinen Zweck allerdings unentbehrlich waren, als Theil der Darstellung selbst einzureihen bemüht gewesen sei. Was hat z. B. eine seitenlange Beschreibung der Malereien Rafaels in der Farnesina, was ein Excurs über die venetianische Schule, eine Charakteristik Correggios oder die Herleitung der Motive der deutschen Reformation und manche politische oder geschichtsphilosophische Auseinandersetzungen mit dem Leben Michelangelos zu thun? Die Gestalt Michelangelos wird nicht gehoben, sondern beeinträchtigt durch das eingehende sich Verbreiten über Dinge, an denen er gar keinen oder nur einen sehr bescheidenen Antheil hat.

Es war immerhin die Aufgabe, ein Bild von der ganzen Zeit zu geben, in welcher ein so außerordentlicher Mann wirkte, die Atmosphäre zu schildern, in welcher er lebte und groß wurde. Allein bei der überwältigenden Fülle des hier in Frage kommenden Stoffs war es um so mehr geboten, dabei die doppelte Rücksichtnahme festzuhalten, einmal wie das äußere Leben in diesem Zusammenhang verlief, sodann aber, wie der innere Mensch unter den mannigfachen Strömungen, die ihn erfaßten, lernte, wuchs, sich kräftigte, schließlich vielleicht abnahm. Gerade diese letztere Aufgabe aber, an Bedeutung und Interesse der Schilderung des äußeren Lebens nicht nachstehend, kommt nach meiner Ueberzeugung nicht zu ihrem vollen Recht, und es ist nicht blos die Ueberfülle des Thatsächlichen und die Neigung des Verfassers zu Abschweifungen auf seitwärts liegende Gebiete, was im Wege steht, sondern es sind gerade solche Erscheinungen, welche in dieser Beziehung sehr bedeutsam in die Entwicklung von Michelangelos Persönlichkeit eingreifen, mit auffallender Kürze behandelt, so die Einwirkung des Platonismus für die jüngern Jahre, und für die spätere Zeit die Einwirkung des reformirten Christenthums. Wie der junge Künstler, auferzogen mit den Söhnen Lorenzos und durch Freundschaft mit den Männern der platonischen Akademie verbunden, zuerst in die classische Bildung jener Zeit eingetaucht, und seine Seele mit den platonischen Idealen geschwellt wird, wie dann die Predigt Savonarolas sein empfängliches Herz ergreift, wie unter der Arbeit am Marmor die tiefsten philosophischen Probleme durch seinen Kopf jagen, wie er sich abmüht in dem Kampfe, den die ästhetische und die religiöse Weltbetrachtung in ihm entzünden, wie dann die Freundschaft Vittoria Colonnas für ihn entscheidend wird, indem er von nun an — zugleich unter dem Druck der sich neigenden Jahre, doch nicht ohne herbe Kämpfe — mehr und mehr in eine religiöse Denkart sich versenkt, die bald in reuevoller Zerknirschung, bald in verlangendem Ausblick nach dem ewigen Ziel sich kundgibt, — diese ganze Entwickelung ist so einzig, und das Aufsuchen ihrer einzelnen Aeußerungen und Wendungen so unentbehrlich zum Verständniß dieses Geistes, daß wir ohne sie nur den halben Michelangelo haben, und die Biographie es geradezu als eine Hauptaufgabe betrachten müßte, diesen Entwickelungs-

gang, soweit es die Quellen verstatten, aufzuhellen und zur Darstellung zu bringen.

Es ist möglich, daß Grimm dies einer späteren Arbeit vorbehalten hat. Denn ich sagte mit Absicht — soweit es die Quellen verstatten. Wir stehen hier abermals an einer Lücke, für welche der Verfasser nicht verantwortlich ist.

Die Hauptquelle hierfür wären nämlich die Gedichte Michelangelos. Nun beruhen aber alle bisherigen Ausgaben der Gedichte auf einem unzuverlässigen Text. Sie wurden zum ersten Male herausgegeben von Michelangelo dem Jüngern im Jahre 1623, und nach dieser Ausgabe sind alle späteren gedruckt worden. Dieser Michelangelo versichert nun zwar in seiner Vorrede, er habe die vaticanische Handschrift zu Grunde gelegt, dabei die Gedichte, die sich im Besitz der Familie und sonst in Florenz befanden, verglichen, und die besten Lesarten gewählt. Allein schon jetzt läßt sich dieser Versicherung mit Grund widersprechen. Der gedruckte Text weist die zahlreichsten Abweichungen von dem vaticanischen Manuscript auf, das zum Theil die eigene Handschrift des Dichters ist, und zwar sind dieselben derart, daß die spätere Ueberarbeitung des Herausgebers evident ist. Es ist nämlich in der Regel ein dunkler, schwerverständlicher, minder correcter Ausdruck in einen flüssigeren, eleganteren verwandelt. Noch bezeichnender für dies Verfahren ist das Manuscript, das im britischen Museum aufbewahrt wird. Es ist dies die Reinschrift, nach welcher der Druck vorgenommen wurde, enthält aber an vielen Stellen noch nachträgliche Abänderungen, die in den Druck übergegangen sind, und außerdem eine Reihe von Gedichten, die als schwierig angestrichen und fortgelassen wurden. Eine weitere Handschrift befindet sich noch in Florenz im buonarrotischen Nachlaß. Sie wurde dem Professor Cesare Guasti, Mitglied der Akademie der Crusca und Secretär der Oberaufsichtsbehörde der toscanischen Archive übergeben, von welchem schon längst eine Ausgabe der Gedichte auf Grund dieses florentiner Manuscriptes angekündigt ist. Die Verzögerung hat, wie es scheint, dieselben Gründe, aus welchen überhaupt der Nachlaß noch zurückgehalten wird.

Inzwischen also haben wir einen unzuverlässigen, überarbeiteten Text, und es ist wahr, daß dadurch Alles, was bisher über Michelangelos Gedichte geschrieben worden ist, von seiner Brauchbarkeit einbüßt. Grimm macht denn auch den allervorsichtigsten Gebrauch, indem er sich auf die Benutzung weniger Gedichte beschränkt, die zugleich einen realen Boden haben, wie die Terzinen auf den Tod von Bruder und Vater, die Sonette an Dante, die wenigen unzweifelhaft an Vittoria Colonna gerichteten Gedichte, und einige, welche Michelangelos Stimmung in seinen letzten Jahren bezeichnen. Mehre von ihnen sind von Grimm vortrefflich, wenn auch frei, ins Deutsche übertragen. Diese kritische Behutsamkeit ist jedenfalls einem Verfahren vorzuziehen, welches sich

erlaubt hätte, einzelne Gedichte je nach Belieben herauszugreifen und in einen willkürlichen Zusammenhang zu bringen, wie man früher namentlich zur Illustration des Verhältnisses zu Vittoria Colonna gern gethan hat. Aber andrerseits ist durch die Nichtbenutzung eines so wichtigen Theils des Materials eine Lücke geschaffen, die als eine wesentliche bezeichnet werden muß. Gerade das Seelenleben Michelangelos, seine philosophischen Speculationen, seine innere Entwicklung sind somit aus der Biographie nahezu ausgeschlossen, ein Mangel, den die bisherige Vorenthaltung der florentiner Papiere, wenn der Verfasser nun einmal ohne sie ans Werk schritt, doch vielleicht nicht völlig rechtfertigt.

Sehen wir uns nämlich die Varianten der vaticanischen Handschrift, welche bisher bekannt sind, und diejenigen des Manuscripts im britischen Museum, soweit Grimm sie mittheilt, näher an, so ergibt sich, daß die Aenderungen doch im Wesentlichen sich auf die äußere Form beschränken. Es kommen wohl Abschwächungen vor, namentlich ist manchmal das persönliche Colorit verwischt, zuweilen sind ganze Perioden umgestaltet, aber auch dann ist es blos ein Weiterspinnen solcher Gedanken, die auch von Michelangelo ausgedrückt sind. Eine Unterschiebung fremder Gedanken wird sich im Grunde nirgends nachweisen lassen. Die Ideen sind dieselben, wie denn überhaupt Niemand behaupten wird, daß der in den Gedichten Michelangelos der verschiedensten Gattung niedergelegte Gedankeninhalt die Erfindung eines Akademikers des siebzehnten Jahrhunderts sein könne. Ich will die Wichtigkeit der Herstellung des ursprünglichen Textes natürlich nicht bestreiten. Aber wichtiger, als etwaige Berichtigungen, wird für die Kenntniß von Michelangelos innerem Leben ohne Zweifel die Bereicherung sein, die wir aus den handschriftlichen Schätzen noch zu erwarten haben, zumal wenn, wie Grimm versichert, gerade eine Reihe Gedichte philosophischen Inhalts im britischen Manuscript als „schwierig" angestrichen und vom Druck ausgeschlossen worden sind. Leider theilt Grimm von diesen ungedruckten Sachen nur ein Sonett mit, das geeignet ist, hohe Erwartungen von dem noch zu hebenden Schatz zu machen. Im Uebrigen aber wird man schon jetzt die Vermuthung aussprechen können, daß die ursprünglichen Texte der Interpretation eine harte Aufgabe stellen werden. Es liegt uns eine römische Ausgabe der Gedichte vom Jahre 1817 vor, welche anhangsweise 26 Gedichte aus der vaticanischen Handschrift enthält, die nicht in die gewöhnliche Sammlung übergegangen sind. Sie sind zum großen Theil unverständlich, sie zeigen, wie schwer Michelangelo, der nach Condivis Ausdruck nicht ein „Dichter von Profession" war, mit der Sprache zu ringen hatte, und erinnern oft lebhaft an jenen halbbehauenen Marmorblock, der heute im Hof der Akademie zu Florenz steht. Michelangelo wollte aus ihm die Statue eines Apostels heraushauen, aber noch steckt sie tief darin in der rohen Marmorhülle, die allerorten die Spuren der Hammerschläge des Meisters zeigt.

Wie dem aber auch sei, diese und andere Fragen werden sich erst erledigen lassen, wenn einmal die florentiner Papiere ans Tageslicht getreten sind. Wir hoffen, daß durch sie die bisherigen Arbeiten über Michelangelo noch eine erhebliche Bereicherung erfahren, daß Manches, was bis jetzt blos auf dem Weg der Combination sich gewinnen ließ, dann documentarisch sich begründen lassen werde. Wir wünschen aber auch, daß die biographische Verwerthung dieses Materials dann in eine Hand kommen möge, welche denselben hingebenden Fleiß und denselben Geschmack zu dieser Arbeit mitbringe, wie sie Grimms Werk auszeichnen. Am besten, wenn er dann selbst wieder Hand anlegt. Nachdem er jetzt die äußeren Schicksale mit einer Ausführlichkeit, die wenige wesentliche Nachträge mehr erfordern wird, behandelt hat, kann er sich um so unbeirrter durch fernabführenden Ballast der noch ungelösten Aufgabe zuwenden, die volle Persönlichkeit Michelangelos in den verschiedenartigen Aeußerungen seines Geistes zu schildern und damit das Gesammtbild des außerordentlichen Mannes zu vollenden.

W. L.

Zur Erinnerung an Lessing.

Vortrag, gehalten zu Leipzig am 22. Januar von Heinrich v. Treitschke.

Allein die Zeitgenossen winden dem Dichter den schönsten der Kränze. Gerechter vielleicht mag die Nachwelt richten, als einen Seherblick des Genius mag sie Einzelnes preisen, was den Mitlebenden unverstanden vorüberschwebte. Doch jene fraglose, unwillkürliche Rührung der Seelen, die der Künstler als edelsten Lohn erstrebt, er wird sie am gewaltigsten in *seiner* Zeit erregen. Wie könnte heute ein Jüngling von den Leiden des jungen Werthers so schmerzlich ergriffen werden wie damals, da die Werther noch auf unsren Straßen verkehrten? Und ich bezweifle, ob je eine moderne Hörerschaft den Scherzen der Narren Shakespeares ein so herzliches baucherschütterndes Gelächter entgegengebracht hat, wie es dem Dichter zuscholl aus den Reihen der Gründlinge *seines* Parterres. Denn immer wird heute inmitten der jubelnden Menge ein Nüchterner stehen und meinen: so, ganz so empfinden wir nicht mehr. Alle Welt weiß, wie wenigen Dichtern beschieden ward, noch in der Zukunft vom Volke geliebt, nicht blos durchgrübelt zu werden von den Fachgelehrten.

Warum aber ist bei den Deutschen die Zahl der Dichter so auffällig gering, welche den Jahrhunderten getrotzt? Denn wer außer dem Forscher liest noch, was über die Literaturbriefe, über die Werke von Lessings Mannesalter hinausliegt? Es ist wahr, weit später als andern Völkern ist den Deutschen der Tag der Dichtung erschienen, und in dem Jahrhundert seit jener Morgen graute, hat unser Volk erstaunlich rasch gelebt. Aber ist mit solcher Antwort das Räthsel gelöst? Warum erfreut sich der Brite noch an seinem Spenser, während Klopstock und Wieland unserm Volke nur Namen sind? Hat doch auch über den Glanz von Spensers Dichtung sein großer Nachfahr Shakespeare seinen breiten Schatten geworfen, und ungetheilte Freude kann der derbe Realismus der Gegenwart an jenen zierlichen Allegorieen so wenig empfinden, wie unser aufgeregtes Wesen an dem ruhigen Flusse des Epos. Offenbar, wir müssen eine andre Antwort suchen.

Ein Märchen ist es, erfunden in philisterhaften Tagen, als könne je ein vorwiegend literarisches Volk bestehen. Zuerst nach dem Ruhme seiner Fahnen schaut ein Volk aus, wenn es seiner Vergangenheit gedenkt, und gern vergißt es die Mängel, das Veraltete eines Kunstwerks, wenn die Glorie einer großen Zeit aus der alten Dichtung redet. Und nie genug werden wir die Briten um jenes vornehmste Zeichen ihrer Gesundheit und harmonischen Größe beneiden, daß ihnen die Kunst eine goldene Frucht an dem Baume staatlicher Größe reifte. Liest der Engländer die Verse von der Feenkönigin, so steigt vor seinen Augen auf das Bild der jungfräulichen Königin, er sieht sie reiten auf dem weißen Zelter vor jenem Heere, dem die unüberwindliche Armada wich, und hinter den kriegerischen Schaaren der Engel in Miltons verlorenem Paradiese erblickt er kämpfend Cromwells gottselige Dragoner. So tritt auch dem Spanier aus den Dichtungen seiner Lope und Cervantes das Weltreich entgegen, darin die Sonne nicht unterging. Also erhalten durch die Wucht großer staatlicher Erinnerungen diese Werke einen monumentalen Charakter. Wo aber fand die deutsche Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts solch ein Fußgestell staatlicher Größe, daraus sie sich sicher emporheben konnte? Von einem gesunkenen, verachteten Reiche, von einem mißhandelten Volke gingen unsere Sänger aus, und wie ihnen im Leben keines Medicäers Güte lächelte, so auch im Tode sind sie, was sie sind, durch sich selbst allein. Als Lessing sein letztes Drama schrieb, frug er zweifelnd, ob die Tage reiner Menschensitte so bald erscheinen würden, die dies Werk auf der Bühne ertrügen; Heil und Glück rief er dem Orte zu, der zuerst die Aufführung des Nathan schauen würde. Und — vor zwanzig Jahren ging in Konstantinopel der Nathan in neugriechischer Bearbeitung über die Bretter. Als dann vor den verwunderten Türken die edlen Worte erklangen: „es strebe von Euch jeder um die Wette, die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag zu legen“, und die rechtgläubigen

Moslemin in lauten Beifall ausbrachen, da mochte wohl ein Deutscher stolzer den Nacken heben. Denn hier, weit über die Grenzen christlicher Gesittung hinaus, wo Keiner des Dichters Namen kannte, keine volksthümliche Erinnerung des Gedichtes Zauber erhöhte — hier strahlte siegreich die Macht des deutschen Genius allein, das weltbezwingende Lächeln der Menschenliebe.

Durch sich selbst allein wirken jene Künstler auf die Nachgebornen. Noch mehr, sie selbst erst sind die Schöpfer eines freieren öffentlichen Lebens in unserm Volke, sie standen unbewußt im Bunde mit jenen Staatsmännern, die dem deutschen Staatswesen ein menschlicheres Dasein bereitet. Wie sich von selbst versteht in einer Zeit, wo das häusliche Leben die beste Kraft der Deutschen erschöpfte, geschah dies Hinüberwirken Lessings auf unser öffentliches Leben vornehmlich durch seine Person, durch die souveräne Selbständigkeit seines Charakters. Erst in diesem Jahre ist ein gutes Bild aus Lessings Jugend in weiten Kreisen bekannt geworden, und mit schalkhaftem Behagen sehen wir den Mann vorgebildet in den Zügen des Kindes. Da sitzt Theophilus Lessing, sittsam, ernst, in priesterlich langem Gewande, ehrbarlich ein Lämmchen fütternd, daneben der aufgeweckte Bruder, „mit einem großen, großen Haufen Bücher", in der eleganten rothen Tracht der Zeit; und auch der Unkundige kann errathen, daß Jenem bestimmt sei, zu leben als dunkler Ehrenmann und Conrector, diesem — als Gotthold Lessing. Kraft und Wahrhaftigkeit spricht aus den derben Zügen des Knaben, und wahrlich, hart gebettet hat die Zeit den starken und wahren Mann. Dessen Puls bei voller Gesundheit so schnell schlug wie der Puls Anderer im Fieber, ihm war eigen im höchsten Maße jene Lebhaftigkeit des Redens, welche die Obersachsen vor andern Deutschen auszeichnet. Wie rasch jagen sich da Fragen, Ausrufe, schnell wiederholte abgebrochene Worte, und er besaß den Muth also zu schreiben, wie seine Landsleute dachten und sprachen. Nie hat ein Schriftsteller getreuer jenes Wort erfüllt, das seltsam genug zuerst ausgesprochen ward in einer Nation, die es nicht versteht — das Wort: le stile c'est l'homme. Dramatisch bewegt wie das Leben selber strömt sie dahin, diese schmucklose, wasserklare Prosa — dem Unkundigen ein Kind der Laune, des Augenblicks, dem Tieferblickenden ein Werk vollendeter Kunst, die schwierigste aller Schreibweisen, denn unerträglich verletzend muß jeder triviale Gedanke, jede falsche Empfindung sich verrathen unter dieser leichten, nichts verbergenden Hülle.

Und dieser Natürlichste der Menschen wuchs empor in einer Umgebung, wo jedes einfache menschliche Gefühl in feste, herzlose, beengende Formen gebannt war, in einem Vaterhause, wo hart abweisend der Befehl der Aeltern, unterwürfig und in schnörkelhaftem Ausdruck die Antwort der Kinder erklang. Der ganze Schmerz um eine verbildete Jugend spricht aus dem Worte des Mannes: „Der Name Mutter ist süß, aber Frau Mutter ist wie Honig mit Citronen-

saft". Als er dann in Leipzig sich herausriß aus der dürftigen Buchgelehrsamkeit der Schule und jenes Doppelwesen seiner Natur, das schon das Bild des Kindes ahnen läßt, sich entfaltete — der Gelehrte, der in jedem Buche der wittenberger Bibliothek geblättert und an schlechten Büchern mit Vorliebe seinen Scharfsinn übte, und der Weltmann von feinen Formen, der sich gern im Lärme des Tages tummelte, um die rasche Wallung seines Blutes zu übertäuben: — da brach jener schwere Kampf aus mit seinen Aeltern, der längst schon gedroht. Sie kennen jenes bittere Wort, das Lessing am Abend seines Lebens schrieb: „ich wünsche was ich wünsche mit so viel vorher empfindender Freude, daß meistentheils das Glück der Mühe überhoben zu sein glaubt, den Wunsch zu erfüllen." Seiner Jugend vornehmlich gilt diese Klage wider das karge Glück. Auch der Geduldigste unter Ihnen ertrüge nicht mehr die Oede des Daseins jener Tage. Ein Volk ohne Vaterland, darum gezwungen im Hause jede Freude zu suchen, und dennoch unfrei sogar im häuslichen Leben.

Sie werden freilich immer wiederkehren, am heftigsten in fruchtbaren, aufstrebenden Zeiten, jene traurigen Zerwürfnisse von Vater und Sohn, herzergreifend traurig, weil jeder Theil im Rechte ist und das alte Geschlecht die junge Welt nicht mehr verstehen darf. Aber in Lessings Leben — wie herzlich er auch von seinem Vater gesprochen, wie groß immer die innere Verwandtschaft der beiden Streitenden — in Lessings Leben erscheint dieser Kampf ungewöhnlich hart, das alte Geschlecht ungewöhnlich klein und gehässig. Denn der Hader bewegte sich nicht um politische und religiöse Fragen, die doch nur mittelbar den Frieden des Hauses berühren; eine große gesellschaftliche Umwälzung vielmehr begann sich zu vollziehen, die Ehre des väterlichen Hauses ward blosgestellt durch die sociale Stellung des Sohnes. Bis dahin war wer hinausstrebte aus der Erwerbsthätigkeit des Bürgerthums in den Dienst des Staates und der Kirche gegangen. Die regsamsten Kräfte des Adels und der Mittelclassen hatte das Beamtenthum und jene Zunftgelehrsamkeit des Katheders verschlungen, die kaum noch den Namen der akademischen Freiheit kannte. Höchstens dem bildenden Künstler ward gestattet, seiner Kunst zu leben und im Gefolge eines Hofes ein Unterkommen zu suchen. Der Sohn aber des ehrenfesten Pastorenhauses wagte, was vordem nur verdorbene Talente zu ihrem Unsegen versucht, er wurde der freie Schriftsteller, der erste deutsche Literat — nicht in klarer Absicht, nein, wie die Menschen werden, wozu der Geist sie treibt, weil er nicht anders konnte, weil dieser freie Kopf den Zwang des Amtes nicht ertrug. Wie er also unserem Volke eine neue ungebundene Berufsclasse erschuf, so wandte er auch zuerst mit Bewußtsein sich an ein neues Publicum. Nimmermehr mochte er der unfreien Weise der Mehrzahl seiner Vorgänger folgen, die nur geziert für die Höfe, plump für das Volk zu schreiben

wußten. Wohl dachte er groß und menschlich von den niederen Ständen, von „dem mit seinem Körper thätigen Theile des Volks, dem es nicht sowohl an Verstand als an Gelegenheit ihn zu zeigen fehlt“, er wünschte ihnen als Tröstung Gedichte zum Preise der „fröhlichen Armuth“. Er selber indeß suchte sich andere Leser. Wie er sich hinausgerettet aus dem Bannkreise der alten Stände, so sprach er auch zu einem gebildeten Publicum, das keine Stände kennt, und half also diesen Kern unsres Volkes erziehen, der in der Literatur zuerst, dann im Staate zur entscheidenden Macht emporwachsen sollte.

Zum ersten Male sahen die Deutschen das ruhelose und doch nie würdelose Leben eines abenteuernden Schriftstellers. Sie wissen, wie schön Goethe dies geschildert: „Lessing warf die persönliche Würde gern weg, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können.“ Wie geistvoll hier der Herzenskündiger geurtheilt, das mag Ihnen ein erst vor Kurzem wieder aufgefundenes Epigramm aus Lessings Studentenzeit bewähren. Goethe hat es nie gekannt, und doch stimmt es wörtlich mit seinem Urtheile überein. Achtlos, übermüthig wirft der Dichter in den ersten Zeilen seine Würde hin, um sie am Ende gefaßt wieder aufzunehmen — in den Versen:

> Wie lange währt's, so bin ich hin
> Und einer Nachwelt unter'n Füßen.
> Was braucht sie, wen sie tritt, zu wissen,
> Weiß ich nur, wer ich bin.

Worte, überaus bezeichnend für Lessings rasche, ungestüme Weise des Lebens — denn er vor Allen besaß jenen gemeinsamen Charakterzug aller vorwärtsstrebenden Geister, die Gleichgiltigkeit gegen seine eignen Werke, sobald sie vollendet — aber bezeichnender noch für die Meinung, welche unsres Volkes beste Männer von dem Werthe des Nachruhms hegten. Ist den hellen Köpfen der Romanen der Nachruhm das eingestandene höchste Ziel des Schaffens, so leben die Deutschen des Glaubens: der Ruhm sei, wie die Liebe, wie jedes ächteste und höchste Glück des Lebens, eine Gnade des Geschicks, die wir in Demuth hinnehmen, doch nimmermehr erstreben sollen. Und noch immer hat unser Volk sich jener Männer mit der wärmsten Liebe erinnert, die am wenigsten davon geredet, daß sie ein solches Gedächtniß erhoffen. — Einen leisen Schatten freilich hat diese harte, kampferfüllte Jugend in Lessings Wesen zurückgelassen. Jenen prosaischen, nüchternen Zug, der Lessing von späteren glücklicheren Dichtern in ähnlicher Weise unterscheidet, wie Friedrich der Große einem Cäsar, einem Napoleon gegenübersteht. Sie können ihn nicht allein aus der Naturanlage des Dichters erklären. Erinnern Sie sich, daß in jenen Tagen, wo das Gemüth jede Härte am schmerzlichsten empfindet, kein Frauenauge gütig über ihm waltete, daß ihm allein die streng abweisende Mutter, die lieblos meisternde Schwester gegenüberstand. Und jene innige

Zartheit der Empfindung, die ein hartes Geschick dem Jüngling verkümmerte — wie vermöchte der Mann sie je aus sich heraus zu entfalten?

Also hinausgetreten aus den altgewohnten Kreisen des bürgerlichen Lebens, hat er mit unverwüstlichem Muth seinen Kampf geführt wider die falschen Götzen der literarischen Welt. Die Freude am Kampfe, am Widerspruch — vergeblich hat man es läugnen wollen — blieb herrschende Leidenschaft in ihm, der von früh auf es liebte, „Rettungen“ verkannter Charaktere zu schreiben, der das Bekenntniß streitlustigen Stolzes niedergelegt in dem Worte: „auf wen Alle losschlagen, der hat vor mir Frieden.“ Wie die Schwäche und zugleich die Größe der modernen Culturvölker gutentheils darin gelegen ist, daß sie nicht vermögen, wieder ganz jung zu werden, so offenbarte auch die unreife deutsche Dichtung jener Tage alle Mängel der Kindheit und des Greisenalters zugleich. Eine Weltliteratur mag man sie nennen, wenn das widerstandlose Aufnehmen fremdländischer Ideale und Formen zu solchem Namen berechtigt. Und doch war die in festen überlieferten Formen erstarrte Dichtung nicht einmal der correcten Redeweise mächtig. Von beiden Schwächen hat Lessing unsre Dichtung geheilt. Nur eine Seite seines kritischen Wirkens erfassen Sie, wenn Sie in ihm lediglich den trotzigen Streiter wider die règles du bon goût erblicken, wenn Sie ihm nicht folgen in jene ersten Jahre, da er mit der peinlichen Strenge des Pädagogen die kläglichsten Uebersetzungsfehler armseliger Gesellen rügte.

Kein Wunder aber, daß jener Kampf mit den Regeln der französischen Aesthetik allein noch haftet in dem Gedächtniß der Nachwelt. Denn das erste unsterbliche seiner Werke schuf er erst, da er in den Literaturbriefen auf die zuversichtliche Behauptung: „Niemand wird läugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe“ — seinen kecken Schlachtruf erschallen ließ: „ich bin dieser Niemand“. Allerdings der Zorn des tiefempörten nationalen Stolzes redet aus dieser Polemik. Wider den Dünkel der Kritik lehnt der Kritiker sich auf und hält ihr das Recht des Künstlers entgegen, der sich selber seine Bahnen bricht. Doch schärfer noch befehdet der Deutsche die Anmaßung des fremden Volkes, das jeden anderen Volksgeist in die Enge seiner conventionellen Empfindungen zu bannen gedachte. Wer hört nicht das schadenfrohe Gelächter des nationalen Selbstgefühles aus jenen erbarmungslosen Zeilen, die der untrüglichen französischen Aesthetik beweisen, daß sie die Regeln des Aristoteles nicht verstanden, die Voltaires Dramatik enthüllen wie sie ist — gesucht, gemacht, der Natur entfremdet, „so steif, als wäre jedes Glied an einen besonderen Klotz geschmiedet“. Mochten die Einen im derben Liede den alten Fritz preisen, der sich auf die Hosen klopft und die Franzosen laufen läßt, die Andern Beifall rufen, wenn der deutsche Kritiker Voltaires Blöße zeigte: beide feierten Siege eines wieder erwachenden Volksthums.

Wucht und Nachdruck aber erhielten jene kritischen Schläge erst durch Lessings Dichterthaten. Auch er hatte sich geübt in den überlieferten Formen und Empfindungen anakreontischer Dichtung, und lange Zeit lockte seinen Scharfsinn, der es liebte zu spielen, jenes Grenzgebiet zwischen Dichtung und Prosa: — Fabel und Sinnspruch. Doch zur rechten Geltung gelangte das ihm eigene schöne Gleichgewicht des ordnenden Verstandes und schöpferischer Phantasie in dem Drama. Wie er schon als Student an der wirklichen Bühne sich geschult, ja seine Rollen gedichtet hatte für bestimmte Schauspieler aus der Truppe der Neuberin, die uns als die Vorläuferin der modernen Schauspielkunst gilt: so kamen seine dramatischen Anschauungen zur Reife im Verkehr mit jener hamburger Bühne, die heute als die erste Erscheinung des neuen deutschen Schauspiels bezeichnet wird. Und wie er damals schon unter den Franzosen sich die natürlichere Schule Marivaux zum Muster wählte, so führte er jetzt die germanische Dichtung auf den geraden Weg zurück, brachte ihr die Naturwahrheit, die freie Bewegung des shakespeareschen Dramas. Aber ein Reformer — wie der maßvollen Natur des Künstlers ziemt — nicht ein Revolutionär — wie sollte er sich vermessen, auf unsre verwandelte Bühne den ungebundenen Scenenwechsel des altenglischen Schauspiels einzuführen? Der so viele falsche Götzen gestürzt, wie sollte er sich selber Shakespeare als neuen Götzen setzen — was die Gedankenlosen noch heute nachsprechen? In der Charakterzeichnung allerdings folgte er Shakespeares Spuren; doch der Bau seiner Dramen wich nur wenig ab von der Weise der Franzosen, die mit ihrer klaren Verstandesschärfe dem Gegner doch sehr nahe standen und in ihm — seine dramatischen Thaten bezeugen es — einen billigen Richter fanden. Sogar die Rollen, welche das französische Schauspiel uns überliefert, hat er sorglich beibehalten, nur daß jetzt statt des Liebhabers, des edlen Vaters, der Buhlerin, die Tellheim, Odoardo, Orsina erschienen, lebendige Menschen mit dem unendlichen Recht der Persönichkeit. Auch die dramatischen Probleme, die er sich stellt, sind die höchsten nicht; gewaltigere Kämpfe von reicherem tragischem Gehalt sind seitdem über unsere Bretter gegangen. Doch in seinem engen Kreise schaltet er mit einer dialektischen Kunst und einem Reichthume der Erfindung, weiß er seine Charaktere in eine leidenschaftliche dramatische Bewegung hineinzuweisen, die allen Zeiten bewundernswerth bleiben wird.

Und wenn alle diese gemeinsamen Charakterzüge der Dramen von Lessings Mannesalter die Bühne umgestalteten, wie hat doch jedes einzelne davon noch seinen besonderen Einfluß geübt auf unser öffentliches Leben. Schon Sarah Sampson, dies erste bürgerliche Trauerspiel der Deutschen konnte nur gedichtet werden in einem Volke, dessen Mittelstände sich erhoben, und wirkte belebend zurück auf das Selbstgefühl dieser Classe. Welch ein Griff aber mitten hinein in das nationale Leben der Gegenwart, als Lessing sich des Stiefkindes unsrer

Dichter, des Lustspiels, erbarmte und in Minna von Barnhelm — mit Goethe zu reden — ein Werk schuf von specifisch nationalem Gehalt. Hier klingt etwas wieder von dem Lärm des schlesischen Winterlagers, von dem Trommelwirbel der Grenadiere des alten Dessauers, den der Knabe schon von den Fenstern von St. Afra gehört. Wie lange hatten unsre Dichter, wenn sie die Form suchten für den unfertigen, nach Gestaltung ringenden Gehalt ihrer Seele, sich hinweg geflüchtet aus der armen Gegenwart und die Heroen einer Vergangenheit, die so nie gewesen ist, „auf des Sittenspruchs geborgten Stelzen steigen" lassen. Hier endlich wagte ein Dichter das Gemüth der Gegenwart dramatisch zu verkörpern und gab ein Werk, volksthümlich sogar in seinen Schwächen, in der Breite der komischen Scenen, und ebendarum ein Werk für alle Zeiten. Denn wie das Erzbild in freier Luft im Lauf der Jahre sich verschönt, so haben manche veraltete Wendungen in diesem Lustspiele für uns Nachlebende einen neuen schalkhaften Reiz gewonnen. Wie der Gott aus der Maschine tritt in dieses Drama noch der große König hinein, mit seinem Herrscherwort die erregten Gemüther versöhnend.

Wie anders schon der politische Sinn in Emilia Galotti. Denn sicherlich, nicht allein des Kunstwerks haben Sie sich erfreut, das, nach Goethe, „gleich der heiligen Insel Delos aus der Gottsched-Weiße-Gellertschen, Wasserfluth emporstieg, um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen". Keiner unter Ihnen, der nicht den sittlichen Zorn wider höfische Tyrannei und Verderbniß aus diesem Drama vernommen hätte. Und doch, wer hätte vor der Katastrophe der Emilia nicht empfunden, daß der Sinn unsres Volkes seitdem herzhafter und stolzer geworden, daß auch Lessing von der Schüchternheit einer unfreien Zeit sich nicht völlig befreien könnte? Ein Knabe hat mir einst gesagt: aber warum schlägt der Odoardo nicht lieber den Prinzen todt? — und ich fürchte nicht, daß Sie dies Wort belächeln werden. Lernen wir erst wieder jene Bescheidenheit Lessings, der vor einem Kunstwerke seiner Empfindung nicht traute „wenn sie von Niemandem getheilt würde", fassen wir den Muth, unbekümmert um literarhistorische Pedanten, zu bekennen was wir fühlen, so werden Sie Alle gestehen: wir verstehen diesen Mann nicht mehr, der in gerechter Sache das mißhandelte geliebte Kind opfert, statt den frechen Dränger zu tödten. Angeekelt von dem falschen Pathos der französischen Tragödie strebte Lessing vor Allem die Leidenschaft in seinen Charakteren zu erregen, im schärfsten Gegensatze zu Corneille wies er die Bewunderung aus dem Drama hinweg und wenn es ihm unfehlbar gelingt, unser Mitleid für seine Helden zu erwecken, so bemerkt er nicht immer, daß unser Mitgefühl mit einem leidenschaftlich bewegten Menschen auch ein achselzuckendes Mitleid sein kann. Aber dürfen wir ihm eine Unsicherheit des Gefühles nicht vorwerfen, die einem staatlosen Volke natürlich war, so bleibt ihm allein der Ruhm einer Kühnheit, die unsere freiere Zeit kaum mehr

zu würdigen weiß. Welchen Schrecken mußte es in ängstliche Gemüther werfen, daß ein Dichter die sittliche Fäulniß der Mächtigen auf der Bühne erscheinen ließ — wenige Jahre nachdem ein adliges Haus seiner Heimath ein prunkendes Hochzeitsfest gehalten, weil seine Tochter zur Mätresse des Landesherrn erhoben war! Wenn er absichtlich vermied, seine Fabel mit dem staatlichen Leben zu verknüpfen, wenn er nur durch das persönliche Schicksal seiner Heldin die Hörer erschüttern, nur „eine bürgerliche Virginia" schaffen wollte, so hat seitdem die Geschichte seinem Drama einen großen Hintergrund gegeben. Wer hört das Schlußwort des Prinzen, jenen Ausbruch ohnmächtiger leichtfertiger Reue, und denkt dabei nicht an das gräßliche après nous le déluge? Wer sieht nicht hinter den Gestalten Marinellis und der Orsina die Schreckensmänner der Revolution emporsteigen?

Und was war, blicken wir zurück, mit diesem kritischen und dichterischen Wirken erreicht? Gebrochen war der Aberglaube an fremde Weisheit, den Deutschen der Muth zurückgegeben, in der Kunst sich eigene Pfade zu suchen. Eigene Werke der Dichtung waren unsrem Volke geschenkt, welche, in die eine Schale geworfen, alle Glorie der französischen Dramatik in der andern himmelhoch emporschnellten. Das Kunstverständniß endlich unsres Volks ward geläutert, die Reinheit der Gattungen in der Kunst wiederhergestellt, der Vermischung von Dichtung und bildender Kunst in der beschreibenden Poesie, der Vermischung von Poesie und Prosa in dem Lehrgedichte ein Ziel gesetzt. Und noch der Lebende sollte die Früchte seines Schaffens schauen; denn nie wieder wagte unter uns ein Mann von Geist ein Lehrgedicht zu schreiben, und sah Lessing auf die jungen Stürmer und Dränger, so hörte er die Deutschen mit Stolz, ja mit Uebermuth wegwerfend reden von den einst vergötterten Franzosen.

Wer darf sagen, nach welcher Richtung Lessing am tiefsten gewirkt? Auch durch die beherrschende Vielseitigkeit seiner Bildung ist er ein Bahnbrecher der gegenwärtigen Gesittung geworden. Der den theologischen Beruf entschieden von sich gewiesen, er sollte der Theologie seit Luther die erste nachhaltige Umbildung bringen. Die Freiheit, die wir Luther dankten, die Begründung des Glaubens auf die heilige Schrift, sie selber war eine neue Knechtschaft geworden. Lessing erst erkannte in den Schriften des Neuen Bundes den Beleg, nicht die Quelle des christlichen Glaubens und leitete also auf den Weg, den die wissenschaftliche Evangelienkritik der neuen Zeit weiter verfolgt hat. Nicht völlig neu war diese Richtung; freute sich doch selbst jener harmlose hamburger Naturdichter Brockes, derselbe, der neun Bände lang das irdische Vergnügen in Gott besungen, im Stillen an den geheimgehaltenen Streitschriften des Reimarus wider den Offenbarungsglauben. Neu aber war der Muth, herauszusprechen, was Tausende meinten, Schmach und Unglimpf zu ertragen von den „kleinen Päpsten", denen Lessing zuerst das tausendmal nachgesprochne Wort engegen-

warf: lieber einen großen Papst als diese vielen kleinen — jener Muth, der am schneidigsten aus der „ritterlichen Absage“ an Götze spricht: „schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, so viel das Zeug halten will; ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was mich und meinen Ungenannten angeht, Recht gebe, wo Sie nicht Recht haben, dann kann ich die Feder nicht mehr rühren!“ Aber vergleichen Sie selbst die heftigsten dieser Streitschriften mit den gleichzeitigen Angriffen der Franzosen auf die Kirche, und Sie werden mit Erstaunen wahrnehmen, daß der deutsche Denker in der Sache die Romanen an Verwegenheit überbietet, in der Form aber jenes edle Maß einhält, welches, eine schöne Frucht deutscher Duldung, unsre freien Geister davor bewahrt Freigeister zu werden in dem von Lessing gebrandmarkten Sinne.

Und läßt sich nicht aus diesem maßvollen Wesen des Denkers das Räthsel erklären: warum doch er, der hinwegschaute über alle geoffenbarten Religionen, für den alten Gedanken einer Union der christlichen Kirchen sich erwärmen konnte? Es ist ein großes Ding, die Weissagung des Genius; nicht heute, nicht morgen, nicht so erfüllt sie sich, wie der am Buchstaben haftende Deuter sie auslegt. Jene Union — belächelt als ein Unding von denen, die an der Oberfläche der Dinge verweilen — alltäglich, stündlich schreitet sie vorwärts, seit die Bildung des Protestantismus, die Ideen Lessings beginnen das Eigenthum unsres ganzen Volkes zu werden. Auf eine solche Union, die alle kirchlichen Schranken überwunden, auf ein solches „neues Evangelium“ deutet das reifste Werk dieser theologischen Kämpfe Lessings, die Erziehung des Menschengeschlechts. Seine ersten Schriften liegen noch jenseits der Grenze dessen, was modernen Menschen lesbar scheint; mit dieser tritt er bereits mitten hinein in die moderne Wissenschaft. Denn lösen Sie ab, was uns befremdet, die parabolische Hülle, so schauen Sie als Kern: eine Philosophie der Geschichte, Sie hören die Lehre von dem Fortschreiten der Menschheit und von dem Gott, der die ganze Welt beseelt, Sie finden jenen historischen Sinn der Gegenwart, der in den positiven Religionen „den Gang des menschlichen Verstandes“ erkennt und seinen stolz-demüthigen Ausdruck erhält in Lessings Worten: „Gott hätte seine Hand bei Allem im Spiele, nur bei unsern Irrthümern nicht?“ Wohl mochte er empfinden, daß diesem kühnsten Fluge seines Geistes die Zeitgenossen nicht folgen konnten; darum bat er: lasset mich stehen und staunen, wo ich stehe und staune.

Auch die Dichtung, welche diesen Kämpfen entsproß, ragt hinaus über das Verständniß seiner, und soll ich nicht auch sagen: — unserer Zeit. Denn wohl in tausend Herzen lebt jenes Evangelium der Duldung Nathans des Weisen. Aber vor diesem Werke am schmerzlichsten empfinden wir, daß die besten Männer unsres Volkes Helden des Geistes waren; hier gerade thut

sich vor uns auf eine unselige Kluft zwischen den Gedanken unsres Volks und seinem politischen Zustand. Erst wenn die Ideen des Nathan in unsrer Gesetzgebung sich verkörpert haben, dann erst dürfen wir uns rühmen in einer gesitteten Zeit zu leben. Wie Sie auch denken mögen über den Inhalt von Lessings theologischem Systeme: in Einem mindestens ist er schon jetzt der anerkannte Lehrer unsres ganzen Volks: er hat die sittliche Gesinnung vorgezeichnet, daraus alle wissenschaftliche Forschung entspringen soll. Er sagte: „ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit zu opfern. Aber das weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder gar nicht zu lehren." Zum Gemeinplatze geworden sind seine Aussprüche über das Recht der freien Forschung, und noch hat Keiner die Kühnheit jenes Wortes überboten: „es ist nicht wahr, daß Speculationen über Gott und göttliche Dinge der bürgerlichen Gesellschaft je nachtheilig geworden; nicht die Speculationen — der Unsinn, die Tyrannei, ihnen zu steuern."

Und alle diese Werke in einer durchsichtigen Form, daraus überall das leuchtende Auge des Denkers hervorblickt. Komisch beinahe, wie in seinen ersten Werken das leidenschaftlich bewegte Herz ankämpft gegen die Steifheit des überlieferten Verses. Wie anders der der ungebundenen Rede aufs Nächste verwandte Jambus des Nathan und jene Prosa, die gar nicht anders kann als die augenblickliche Stimmung des Schreibers getreulich wiederspiegeln. Die augenblickliche Stimmung, sage ich, denn Sie müssen mir den paradoxen Satz erlauben: wenn so häufig geklagt wird über die Widersprüche in Lessings Schriften, über die Schwierigkeit, aus seinen Briefen seine Herzensmeinung herauszulesen, so kann ich in dieser Klage nur den sichersten Beweis für die Wahrhaftigkeit, die Unmittelbarkeit seiner Schreibart finden. Wie ihm zu Muthe war hat er geschrieben, jede Regung der Neckerei, des Widerspruchsgeistes, jeden Einfall eines halbfertigen Gedankengangs rücksichtslos herausgesprochen, jeder Uebertreibung übermüthig eine andre entgegengestellt. Und eben weil ihn beim Schreiben nie der Gedanke störte, als könne je die Nachwelt über seinen Schriften grübeln, eben darum ist es so leicht, den Einen, ganzen Menschen aus all seinen Widersprüchen herauszufinden.

Fragen Sie endlich, wie Lessing sich stellte zu dem größten Gegenstande männlicher Arbeit, zum Staate, so ließe sich wohl dawider fragen: ist es nicht genug an den politischen Thaten, die ich soeben geschildert? Waren es nicht politische Thaten, als er die Schranken der bestehenden Stände durchbrach, als er ein Erzieher wurde des modernen Bürgerthums, als er unsrem Volke ein starkes Selbstgefühl zurückgab, gegenüber der Kunst der Fremden und einem Volke gedrückter Kleinbürger den unendlichen Gesichtskreis der Humanität erschloß? Gewiß, nur jene sich liberal dünkenden Pedanten, welche alles staatliche Leben allein in bestimmten Verfassungsformen enthalten glauben, werden

hierauf mit einem kurzen Nein antworten. Aber auch zu einem herzhaften Ja werden sich nur Wenige zwingen. Denn gelernt haben wir endlich, jeden Mann zu fragen, ob er ein Vaterland habe, ob er das Wohl und Weh des Gemeinwesens als seine Lust und sein Leid empfinde? Hier aber erscheint modernen Augen eine Lücke in Lessings Bildung. Wer stimmt ihm nicht zu, wenn er die Freunde Ramler und Gleim tadelt, daß in ihren preußischen Kriegsliedern der Patriot den Dichter überschreie? Wer entschuldigt es nicht, daß dem Mitlebenden der welthistorische Sinn des siebenjährigen Kriegs verschlossen blieb, und er darin allein den großen Genius des Königs zu bewundern fand? Und doch, stellen Sie eine Ode Ramlers, ein Lied des preußischen Grenadiers neben jenen geistsprühenden Brief Lessings, der in solchem Patriotismus nur „eine heroische Schwachheit" sah: — und Sie werden gestehen, daß auf diesem Gebiete Lessing jene ärmeren Geister um ihren Reichthum beneiden konnte: sie waren reicher um die große Empfindung der Vaterlandsliebe.

Selbst in Tagen, die des freien politischen Lebens entbehren, entzieht sich Keiner gänzlich der Einwirkung des Staats. So läßt sich auch von ihm manches Wort und manche That aufweisen zum Belege, daß er die Unfreiheit, die Kleinheit des deutschen Staatslebens empfand: wie er gleich seinem Geistesverwandten Thomasius hinausstürmte aus der Zahmheit und Enge des kursächsischen Wesens, wie er mit überlegenem Lächeln auf den Gegensatz des Sachsenthums und Preußenthums hinabsah, wie er das engherzige Mäcenatenthum des Pfälzer Kurfürsten hochsinnig zurückwies, wie auch ihm die Klage sich entrang: wann werde Deutschland je Einem Beherrscher gehorchen? Aber blicken Sie von solchen vereinzelten Zügen auf jene Freiheitstragödie Henzi, die von blinden Verehrern als ein ganz modernes Werk gepriesen wird, so erkennen Sie sofort, wie ganz anders als die Gegenwart Lessings Tage sich zu den Kämpfen des Staatslebens stellten. Welche Armuth der Motive hier bei ihm, der uns überall sonst durch die Fülle poetischen Details entzückt. Wie künstlich wird doch die lebendige Fülle des Parteiwesens zugespitzt zu dem kahlen abstracten Gegensatze von Tyrannei und Freiheit! Nicht blos die Jugend des Dichters ist schuld an solcher Armuth, die Gesinnung eines Bürgerthums vielmehr spiegelt sich darin wieder, das die werkthätige Theilnahme am Staate noch nicht kannte und darum von dem Inhalte politischer Kämpfe noch keine Anschauung besaß. Nur berührt offenbar, an wenigen Stellen berührt hat Lessings Denken die politischen Fragen. Den Publicisten von Gewerbe rief er sogar, seinem praktischen Wesen getreu, die Mahnung zu, solche Dinge zu überlassen „dem Staatsmanne und vornehmlich demjenigen, den die Natur zum Weltweisen machen wollte, weil sie ihn zum Vorbilde der Könige machte".

Trotzdem sind jene hingeworfenen politischen Gedanken Lessings keineswegs überlebt, nicht einmal erledigt. Denn wie man von der Humanität der Deut-

schen des achtzehnten Jahrhunderts gesagt hat, sie sei herabgestiegen vom Himmel auf die Erde, so hat auch Lessing, der die alltäglichen Pflichten des Staats übersah, einige der höchsten Probleme der Staatskunst beleuchtet, die erst eine ferne Zukunft lösen wird. Die Gesittung der Gegenwart steht zugleich über und unter den Ideen der Humanität unsrer Väter. Sie blickt hernieder auf ein Volk von Privatmenschen, das den Patriotismus nicht kannte, aber demüthig schaut sie empor zu jenen Weisen, die, menschlichen Sinnes voll, nach der Grenze frugen, „wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört". Mit der traurigen Wirklichkeit, die Lessing umgab, mit dem Elend der Nothstaaten, darin er lebte, entschuldigen wir es, daß auch ihm, wie allen deutschen Denkern seiner Zeit, sehr schwer ward, die Nothwendigkeit des Staates zu verstehen, daß auch ihn jene Frage beschäftigt hat, die ein Volk mächtiger und glücklicher Bürger nie lange betrachten mag, die Frage: ist die Abschaffung des Staats möglich oder zu wünschen? Desgleichen in die überwundene Epoche vorherrschenden Privatlebens verweisen wir seine Lehre, daß der Staat, obwohl er erst „den Anbau der Vernunft möglich mache" doch nur ein Mittel sei für die Bildung des einzelnen Menschen. Aber weit hinaus über den Gesichtskreis der Nachwelt selber schweift er wieder, wenn er in den Freimaurergesprächen die tiefsinnige Frage durchdenkt: wie lassen sich die Uebel der Beschränktheit und der Härte heben, die das Bestehen mehrer Staaten nothwendig hervorruft? Wie ist eine Verbindung möglich aller guten Menschen ohne Ansehen des Standes, des Landes und des Glaubens zum Zwecke rein menschlicher Gesittung? In diesen Worten, fürwahr, eröffnet sich die Aussicht auf einen menschlichen Verkehr der Völkergesellschaft, den erst ferne Tage schauen werden. Wie aber? Steht nicht dies Weltbürgerthum ein Todfeind gegenüber dem ersten und berechtigtsten Streben der Gegenwart, dem Drange nach nationaler Staatenbildung? Ich denke, nein. So tiefsinnig, so überschwänglich reich ist das Leben der Staaten, daß niemals eine Geistesrichtung allein darin herrschen kann. Noch heute leben sie, jene Gedanken von dem Weltbürgerthume, und eben jene dürfen sich heute Lessings getreueste Schüler nennen, die — seinem Geiste, nicht dem Klange seiner Rede folgend — am rührigsten für den nationalen Gedanken wirken. Wenn erst von den großen Culturvölkern jedes zerrissene sich geeint, jedes geknechtete aus seinem Volksgeiste heraus seinen Staat sich gestaltet hat, wenn damit verschwunden sind die größten, die gefährlichsten Anlässe des Haders, die bisher Staat mit Staat verfeindet: dann erst wird jener gesicherte Verkehr der Menschen, jenes Weltbürgerthum sich vollenden in einem tieferen, reicheren Sinne als Lessing meinte, und allüberall wird man reden von seinem Sehergeiste. Dann auch wird die Welt ein Wort verstehen, das die Gegenwart in ihrem schweren Kampfe nimmermehr verstehen darf — das himmlisch milde: was Blut kostet ist gewiß kein Blut werth.

Daß solche Zeiten harten aufreibenden staatlichen Kampfes unsrem Volke kommen würden, geahnt zum Mindesten hat es Lessing. Das bezeuge Ihnen sein gehaltvolles Urtheil über die Geschichte. Wie sicher begriff er das der Kunst verwandte Wesen der Geschichtsschreibung, wenn er die Bildung des „Gelehrten und des schönen Geistes zugleich“ von dem Historiker forderte; wie viel sicherer noch die politische Bedeutung der geschichtlichen Wissenschaft, die erst in der jüngsten Vergangenheit sich entfaltet hat, wenn er das vielgescholtene Paradoxon aufstellte: im Grunde könne ein Jeder nur der Geschichtsschreiber seiner eigenen Zeit sein. So schienen ihm alle Vortheile umfassender archivalischer Forschung nichtig gegen die Vorzüge des zeitgenössischen Geschichtsschreibers, daß er seinen Menschen bis in Herz und Nieren blicken, daß er seine Leser durch die Erzählung von ihrer eignen Schuld und Strafe im Innersten ergreifen und — vor Allem — daß er eine Macht werden kann im politischen Leben.

Soll ich noch schildern, wie wenig die Mitlebenden ihm dankten, wie schwer das Geschick bis zum Ende ihn heimsuchte? Das widrige Sprichwort, das in jenen weichlichen Tagen von Mund zu Munde ging, das Wort: „getheilter Schmerz ist halber Schmerz“ hatte der Jüngling schon mit der stolzen Gegenrede abgewiesen:

Was nutzt mir's, daß ein Freund mit mir gefällig weine?
Nichts, als daß ich in ihm mir zwiefach elend scheine.

Einsam ist er durch das Leben geschritten, und sein alle Weichheit des Gefühls mißachtender Sinn neigte sich zu dem Grundsatze antiker Sittlichkeit, der Weiber und Sklaven von den höchsten Forderungen des Sittengesetzes ausschloß. Sie wissen, wie ein Jahr einer glücklichen Ehe ihn lehrte größer von den Frauen zu denken, und wie am Abend seines Lebens jene schreckliche Klage sich ihm entrang: „meine Frau ist todt, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Es ist mir lieb, daß mir viele solche Erfahrungen nicht mehr übrig sein können, und ich bin ganz leicht.“ Wenn er aber aus dem tiefen Schmerze hinausblickte in sein Haus und in die Welt der Kunst, so hat er sicher empfunden, daß seine Saat aufging. Die Kinder seines Weibes hörte er verkehren in dem Ton schlichter offener Herzlichkeit, er sah eine segensreiche Verwandlung des häuslichen Lebens und durfte sich sagen, daß er selber ein Großes daran gewirkt. Und in der Kunst, deren Fesseln er gebrochen? Da stürmte Götz v. Berlichingen über die Bretter, und die Jünglinge klagten in überströmender Empfindung um die Leiden des jungen Werther. Mochte der Maßvolle der regellosen Weise des jungen Geschlechtes zürnen und spotten über die weichen Gefühle die seinen hellenischen Sinn nie berührt, und die Rechte der Cultur vertheidigen wider Rousseaus Naturschwärmerei: — mit freudigem Verständniß hat er doch den Genius begrüßt,

als Goethe jene grandiose Fabel besang, die zu ewig neuen Liedern den Sinn der Sterblichen begeistern wird, die Fabel von dem Lichtbringer Prometheus.

Um das Todesjahr Lessings ging von der Einsiedelei in Sanssouci die denkwürdige Schrift aus „über den Zustand der deutschen Literatur". Zu ihr möchte ich alle jene führen, die noch immer das Tendenzmärchen wiederholen, dem großen König habe das Herz gefehlt für unser Volk. Ist es nicht genug an dem einen Fluche der Deutschen, der noch heute gewaltig fortwirkt in allen Zweigen unsres Volkslebens bis hinab in die Sprache und die traulichen Umgangsformen des Hauses — daß Luther der einen Hälfte der Nation der gepriesene Erretter, der anderen ein Gräuel ist? Noch fern ist die Zeit — doch auch sie wird erscheinen — wo Alles, was deutsche Zunge redet, den deutschen Helden in Luther begrüßen wird. Schon jetzt aber ist die Stunde gekommen, den anderen Mann, der nächst Luther am gewaltigsten für die neueren Deutschen gewirkt, von den Schmähungen zu entlasten, womit blinde Parteiwuth ihn bedeckt. Nicht die preußische Neigung des heutigen Liberalismus hat unserem großen Könige den Ruhm eines nationalen Helden angedichtet: kein Anderer als Goethe hat das gute Wort gesprochen, Friedrich der Große erst hat durch seine Thaten unsrem Volksleben jenen großen heroischen und nationalen Inhalt gegeben, den Lessing in schöne Formen bildete. Ihn, der also den Stoff geboten für die neu erstandene Dichtung — hören wir ihn reden über die Kunst der Deutschen! Klagen, nichts als Klagen über die form- und zuchtlose Sprache, Klagen, daß unsre Sprache noch nicht in die Schnürbrust eines Wörterbuchs der Akademie eingezwängt sei, daß die Dramen Shakespeares, „würdig der Wilden von Kanada", und die „abscheulichen Plattheiten" des Götz von Berlichingen das rohe Volk erfreuen! Sie erstaunen über diesen unerhörten Beweis der französischen Bildung des Königs und seiner gänzlichen Unkenntniß der deutschen Dichtung. Aber lesen Sie weiter in derselben Schrift, und zum Herzen wird Ihnen reden die deutsche Empfindung desselben Mannes, der bewegte Ausdruck des Zornes und der Scham über solche Armuth der Kunst seines Volks, das frohe Aussprechen endlich einer großen nationalen Hoffnung. Nicht an Geist gebreche es den Deutschen; schon sei der Ehrgeiz der Nation erwacht, „und vielleicht werden, die zuletzt kommen, alle Vorhergehenden übertreffen. Ich bin wie Moses" ruft der König am Ende, „ich sehe das gelobte Land aus der Ferne, doch ich bin zu alt, um es je zu betreten."

Halten Sie neben diese Worte des Königs Lessings berufene Klage: der Charakter der Deutschen sei, keinen eigenen Charakter haben zu wollen — so werden Sie erstaunen, in wie seltsamem Irrthume die Beiden sich verfingen. Der König erwartet den Glanz unserer Dichtung von den französischen Regeln, und siehe, er kam durch die Freiheit. Der König meint in der Ferne das gelobte Land zu sehen, und siehe, er selbst stand mitten darin. Desgleichen

der Dichter, der so schmerzlich frug nach dem Nationalcharakter der Deutschen — hätte er lesen können in der Seele jener preußischen Soldaten, die bei Roßbach die Franzosen warfen und bei Leuthen in der Winternacht das „Herr Gott Dich loben wir“ sangen, gewiß, er hätte begriffen: die lebendige Staatsgesinnung, die er suchte, sehr unreif war sie, doch sie war im Werden. So standen die Beiden im Nebel der Nacht — der König, der einen Lessing suchte für unsre Kunst, und der Dichter, einen Friedrich suchend für unsern Staat. Inzwischen ist es Tag geworden, die Nebel sind gefallen, und wir sehen die Beiden dicht neben einander auf demselben Wege — den Künstler, der unsrer Dichtung die Bahn gebrochen, und den Fürsten, mit dem das moderne Staatsleben der Deutschen beginnt.

Und wäre es denn ein Zufall, daß achtzig Jahre nach Lessings Tode gerade sein Bildniß den Anstoß gab zu einem heilsamen Umschwunge unsrer Bildnerkunst? Versuchen Sie sich zu versenken in die Seele des Künstlers, dem jene Aufgabe ward. Sollte er Lessing bilden in der Toga — ihn, der das gespreizte Römerthum der Franzosen erbarmungslos verspottet? Oder in dem beliebten Theatermantel — ihn, der im Leben jeden falschen Schein verschmäht? Da blieb kein Ausweg: kraftvoll, schlicht und wahrhaft wie er selber — oder gar nicht mußte Lessings Bild erscheinen. Und der glückliche Entschluß einmal gefaßt, hat unserm Rietschel jedes Glück des Genius gelächelt, aus jeder Noth ward ihm eine Tugend. Der steife Haarbeutel ward ihm ein Anlaß, die vollendeten Linien des wallenden Haars zu zeichnen, und die Enge des kurzen Beinkleids erlaubte ihm, die gedrungene Kraft der Glieder zu zeigen. So sehen wir Lessings Bildniß vor uns — die erste Bildsäule der Deutschen, darin der entschlossene wahrhaftige Realismus der Gegenwart sich ehrlich offenbart — schmucklos und stark, gehobenen Hauptes, und diese trotzigen Lippen scheinen zu reden:

> was braucht die Nachwelt, wen sie tritt, zu wissen,
> weiß ich nur wer ich bin.

Aus Schwaben.

Ein oberflächlicher Beobachter unsrer Zustände könnte leicht zu dem Gedanken verführt werden, daß nach den kurzen Jahren der Erregung wieder jene politische Oede, jene Abstumpfung gegen das öffentliche Leben der Nation eingetreten sei, wie sie die zehnjährige Reactionsperiode kennzeichnete. Die Bürgerversammlungen debattiren über die Gasbeleuchtung, und die Tagesblätter be-

sprechen die Richtung neuer Eisenbahnen und die Reform der Volksschule eingehender als die deutsche Frage. Hört man den richtigen Durchschnittsmenschen, so ist ihm der Nationalverein und der Reformverein, Kurhessen und die preußische Verfassungskrisis gründlich verleidet, und vom Handelsvertrag mag er vollends gar nichts wissen, der doch blos eine diabolische Erfindung des Louis Napoleon ist, um Unfrieden und Zank unter die Deutschen selbst auszusäen. Sieht man jedoch näher zu, so wird man bald erkennen, daß solche mißgelaunte Stimmung blos davon rührt, daß man die großen politischen Fragen, die Lebensfragen der Nation, die augenblicklich nirgends einen Ausweg bieten, wohl abschütteln möchte, daß man sie aber nicht los werden kann. Sie sind lästig, weil man vergebens sich ihrer zu erwehren strebt. Mit wahrer Zudringlichkeit kündigen sie jeden Augenblick ihr Dasein an. Wer auf der Karte die projectirten Eisenbahnen verfolgt, stößt sofort die Nase auf Preußen und auf die freundliche Art des diplomatischen Verkehrs zwischen deutschen Bundes- und Nachbarstaaten. Ueber den fatalen Handelsvertrag stolpert man ohnedies jeden Augenblick, und wer beim Glase Wein sitzt, muß gefaßt sein, daß ihn sein Nachbar über die Folgen der drohenden Concurrenz der französischen oder der östreichischen Weine ins Gespräch zieht. Sonst überließ man solche Dinge getrost der Fürsorge der Regierung, ein thätiges Interesse beschränkte sich auf die Kreise, welche zunächst betheiligt waren. Heute hat sich das Interesse in alle Kreise verbreitet. Niemand kann sich der Discussion von Fragen entziehen, welche gerade hier schärfer als irgendwo in altgewohnte Anschauungen, in festgewurzelte Parteiverhältnisse einschneiden, die aber andrerseits auch zu einigen berufen sind, was bisher durch Gewohnheit, Vorurtheile und provincielle Absonderung getrennt war.

Gerade bei der Enge der Verhältnisse in dieser südwestlichen Ecke des Vaterlands, wo die gegnerischen Elemente zugleich jeden Augenblick persönlich auf einander stoßen, hat der politische Kampf eine herbere Form angenommen, als in anderen Gegenden, wo entweder die Einheit des politischen Bewußtseins durch jene Parteikämpfe kaum berührt ist, oder die größeren Verhältnisse auch der Debatte eine weitere Arena gewähren. Hier dagegen sind alte Freundschaften, durch gemeinsame Erfahrungen und Verfolgungen gekräftigt, unerbittlich auseinandergefallen, indeß man gleichzeitig langjährige politische Feinde sich zu gemeinsamen Zwecken verbinden sieht. Es ist eine Zerklüftung gerade unter den liberalen Parteien eingerissen, die zunächst sich sehr unerquicklich ansieht, und über welche vielleicht jene Staatsmänner, welche sich von schutzzöllnerischen Demokraten den Dank für ihre „nationale" Haltung votiren lassen, eine innige Freude empfinden. Allein diese Zerklüftung ist doch nur das Symptom einer heilsamen Krisis, ein nothwendiger Uebergangszustand. Denn gerade dies macht die Nachwirkung der eßlinger Versammlung so bedeutend, daß durch sie der landsmannschaftliche Charakter, den bisher die liberale Partei in Schwaben mit Zähigkeit festhielt, gründlich erschüttert wurde, daß in den Streitigkeiten, welche zu den Beschlüssen vom 14. Dec. v. J. führten, das spröde schwäbische Naturell aufthaute gegen die allgemein nationalen Ideen. Bei einem solchen Proceß geht es nicht ab ohne Schmerzen. Sie sind um so fühlbarer, je weniger ungetrübt die Freude an dem Neugewonnenen ist, das man eingetauscht hat gegen altes Liebgewordenes.

Es wird sich Gelegenheit finden, auf die Wirkung zurückzukommen, welche die eßlinger Versammlung auf die Stellung Schwabens zur deutschen Frage ausgeübt hat und noch ausübt. Inzwischen ist es die Agitation für und gegen den Handelsvertrag, welche noch immer im Vordergrund steht.

Im Grunde ist es dieselbe Bewegung, die schon im Jahr 1833 vor

dem Zustandekommen des Zollvereins im Gange war. Es sind dieselben Motive, zum Theil wieder dieselben Erscheinungen. Es war deshalb sehr zeitgemäß, daß eine kleine Flugschrift, die kürzlich im Namen des Comité der stuttgarter Versammlung vom 3. Januar herausgegeben wurde, und die sich als „kleine Beiträge zum Streit über den deutsch-französischen Handelsvertrag. Erstes Heft", ankündigte, gerade an diese Vorgänge wieder erinnerte, deren Auffrischung freilich denen nicht willkommen sein kann, welche im Zollverein, den sie damals bekämpften, heute die Grundlage ihres Wohlstands preisen. Damals wurde gegen die Zollvereinigung mit Preußen in gleicher Weise agitirt, wie jetzt gegen die Zollerleichterung gegen Frankreich. Industrielle riefen: man richtet uns zu Grunde! Nationalökonomen predigten, man gebe die inländische Industrie sicherem Ruin Preis, wenn man sie nicht durch hohe Zölle vor der Concurrenz der erstarkten preußischen Industrie beschütze. Moritz Mohl zeichnete sich schon damals unter den Einsichtigen besonders aus; er verfaßte den stuttgarter Kaufleuten ihre Petition an die Stände gegen den Eintritt in den Zollverein, welcher nachher viele andre Petitionen in demselben Sinne nachfolgten.

Der ganze Unterschied zwischen damals und jetzt ist die volkswirthschaftliche Erleuchtung, welche inzwischen über die würtembergische Regierung gekommen ist. Als sie damals den Zollvereinsvertrag den Ständen vorlegte, begleitete sie ihn mit einem Vortrag, worin sie die Einwendungen widerlegte, welche man aus der Concurrenz der überlegenen preußischen Fabrikation in Eisen-, Wollen- und Baumwollwaaren gegen den Vertrag abgeleitet hatte. Damals sprach sie es als Grundsatz aus: „daß die Grundbedingung des Emporkommens aller Production die freie Entwickelung des Handels sei, der Handel aber verlange für sein Gedeihen freie Bewegung im weiten Felde. Je weiter dieses Feld sich ausdehne, desto mannigfaltiger werde die Gelegenheit zur Verwerthung des eigenen Ueberflusses, desto zahlreicher böten sich die Mittel zur Befriedigung unserer Bedürfnisse dar." Damals stellte sich die Regierung unbeirrt durch das Geschrei der Fabrikanten und eine kurzsichtige Opposition an die Spitze der Bewegung, während sie sich heute auf die schutzzöllnerischen und particularistischen Elemente, auf die blinden Leidenschaften stützt, die sie damals bekämpfte. Ein seltsamer Fortschritt in den nationalökonomischen Anschauungen unserer regierenden Kreise, und schwer erklärlich, wenn nicht ganz andre Motive, als volkswirthschaftliche, diese Bekehrung bewirkt hätten!

Eben diese veränderte Stellung der Regierung ist es aber auch, welche die jetzige Agitation zu einer weit tiefergehenden gemacht hat, die über die zunächst Betheiligten weit hinausgreift. An und für sich bringt es der Sache freilich wenig Gewinn, wenn sie zu einem Gegenstand der Agitation für unverständige Kreise gemacht wird, wenn Schaaren von Arbeitern, Bauern, Weingärtnern für oder wider in Bewegung gesetzt werden. Allein nachdem einmal die Schritte der süddeutschen Regierungen zu einer nicht mehr abzuläugnenden Krisis des Zollvereins geführt haben, sind die auf dem Spiel stehenden Interessen zu allgemein, um nicht von selbst die ganze Bevölkerung zur Antheilnahme aufzufordern. Zudem brachte es der schwierige Stand, welchen die Freunde des Vertrags von Anfang an hatten, mit sich, daß man zu Mitteln greifen mußte, um in populärer Form und in möglichst weitem Umkreis eine unbefangenere Auffassung zu verbreiten. Die Gegner hatten gleich im Anfang an die Vorurtheile der Massen appellirt; diesen galt es entgegenzuwirken.

Wie viel in dieser Beziehung noch zu thun ist, lehrt fast jede Versammlung, welche die Gegner des Vertrags für ihre Zwecke in Scene setzen. Es ist unglaublich, welche Unkenntniß noch über wesentliche Punkte auch in solchen Kreisen herrscht, von denen man voraussetzen sollte, daß sie sich längst in den

Besitz des thatsächlichen Materials gesetzt hätten. Es wird erzählt, daß kürzlich in Stuttgart eine Besprechung von Producenten moussirender Weine in Sachen des Handelsvertrags stattfand. Nachdem einer der Herren die Schädlichkeit des Vertrags auseinandergesetzt und dabei noch die Härte der Uebergangssteuer in die norddeutschen Staaten erwähnte, warf ein anderer dazwischen: aber meine Herren, Preußen hat ja den Wegfall der Uebergangssteuer für den Fall der Annahme des Vertrags zugesagt. Großes Erstaunen. „Unglaublich — woher wissen Sie das? — Stand das wirklich in den Zeitungen?“ Es kam bis zu einer Wette, so neu und unerhört war diese Nachricht. Ist es unter diesen Umständen ein Wunder, wenn man die Weingärtner in Canstadt eine Resolution votiren ließ, welche sich u. A. darauf stützt, daß die würtembergischen Weine bei der Uebergangssteuer, welche sie in die Thalerstaaten zahlen müssen, durch einen Zoll von sieben Gulden per Centner nicht genügend geschützt seien?

Wo solche naive Unkenntniß noch herrscht, braucht man es natürlich mit den Gründen gegen den Handelsvertrag überhaupt nicht allzugenau zu nehmen. Warum sollte ein Freiherr, in dessen Adern das Blut der Stuarts rollt, den Bauern von der schwäbischen Alp nicht versichern dürfen, der Handelsvertrag sei ein Werk des Nationalvereins! Ein solcher Beweisgrund ist wenigstens sicher verständlich zu sein, so verständlich, wie die Ansprache des Herrn v. Kerstorff an den großdeutsch-geselligen Club zu München: „Lieber zehn Zollvereine sprengen als die bayrische Unabhängigkeit aufgeben!“

Ein beliebtes Argument ist noch immer dies, daß Preußen es nicht aufs Aeußerste ankommen lassen und schließlich nachgeben werde, weil es müsse. So versichern die Leiter jener Gegenversammlungen wenigstens noch öffentlich, während sie im Stillen wohl längst überzeugt sind, wie dürftig und morsch dieser Grund ist, und in der That bereits die Chancen eines Zollbündnisses der süddeutschen Staaten mit Oestreich von ihnen in Erwägung gezogen werden. Hier ist aber auch der Punkt, wo die Ernüchterung unfehlbar eintreten wird. Schon ist die Uneinigkeit, die unter den Gegnern des Vertrags eingetreten ist, in dieser Beziehung ein bedeutsames Anzeichen. Anfangs bildeten die Gegner eine geschlossene Einheit, sie bedienten sich bald politischer, bald schutzzöllnerischer, bald auch freihändlerischer Waffen, aber immer in der einen Richtung, den Vertrag selbst zu bekämpfen. Neuerdings ist nun eine Spaltung der schutzzöllnerischen und der freihändlerischen Vertragsfeinde hervorgetreten, die zwar in politischer Hinsicht zusammengehen und beide die Zolleinigung mit Oestreich wollen, aber gegenüber dem Vertrag selbst eine sehr verschiedene Stellung einnehmen.

Während nämlich Mohl und seine industriellen Freunde auf der absoluten Ablehnung des Vertrags, wie überhaupt jedes Vertrags mit Frankreich beharren und der Forderung einer Tarifreform gegenüber eher eine Erhöhung des Schutzzolls verlangen, behauptet eine nationalökonomisch freier und richtiger denkende Fraction, die in der Kammer namhafte Vertreter hat, nur die unbedingte Annahme des Vertrags sei von den süddeutschen Regierungen verweigert worden, der Annahme eines Vertrags überhaupt sei jedoch dadurch nicht präjudicirt; sie erklärt ferner die Reform des Tarifs, die Erschließung des Zollvereinsgebiets gegen den Weltverkehr für unaufschiebbar, mahnt zu weitgehenden Concessionen in Betreff der Tarifpositionen des Vertrags und will überhaupt die Polemik nicht gegen den Tarif, sondern gegen den Ausschluß Oestreichs concentrirt wissen. Der Eintritt Oestreichs in den Zollverein, meint Professor Schäffle, müsse vorausgehen, dann erst dürfe ein Vertrag mit Frankreich abgeschlossen werden.

Man kann dem häuslichen Streit dieser beiden Richtungen mit Gelassen

heit zusehen. Dringt Mohls Votum für unbedingte Ablehnung durch, so ist, wie sein Gegner selbst erklärt, die Folge nur die, daß schließlich die unbedingte Annahme des Vertrags, wie er ist, unabweisbar wird. Die andere scheinbar vermittelnde Ansicht, welche jedenfalls beweist, daß man die Polemik gegen die Vertragsbestimmungen selbst als wenig haltbar allmälig aufgibt, kann man getrost der Auseinandersetzung mit Oestreich überlassen, wo der künstliche Enthusiasmus für den Eintritt in den Zollverein — und zwar in den bisherigen Zollverein, also noch abgesehen von der Tarifreform — bekanntlich sehr rasch erloschen ist. Ein wirkliches Moment der Vermittlung zwischen den streitenden Ansichten ist, so wie die Dinge einmal liegen, ohnedies in diesem Vorschlag nicht enthalten.

Was die Regierung schließlich thun wird, weiß Niemand, sie selbst wahrscheinlich am wenigsten. Die Verlegenheit scheint groß zu sein. Officiell wird zwar noch immer der bisherige schroffe Standpunkt festgehalten. Die Minister sind erfreut, durch die ländlichen Versammlungen ihre Bemühungen für die Interessen des Landes so warm anerkannt zu sehen und unerwartetes Lob für die bewährte „nationale" Haltung einzunehmen. Herr v. Hügel drückte neulich dem Baumwollenfabrikanten Staub, einem der thätigsten Agitatoren, der eine zahlreich bedeckte Dankadresse überreichte, die Genugthuung aus, welche die Regierung „den so vielfach zu Tage getretenen Mißkennungen gegenüber" über diese Würdigung ihres Vorgehens empfinde. Allein nicht alle Minister denken wie Hr. v. Hügel, und selbst dieser beobachtet über die Zukunft weises Stillschweigen. Die Enquête, welche das Finanzministerium neuerdings wieder bei den Industriellen des Landes anstellt, scheint nicht darauf hinzuweisen, daß es die bisher getroffene Entscheidung als eine unwiderrufliche ansieht. Es versteht sich von selbst, daß bei dieser Enquête die Gutachten theils für, theils gegen den Vertrag lauten werden, und so sieht es denn ganz danach aus, als wolle man sich eine Brücke offen halten und mit dem Anschein, noch freie Hand zu haben, vor die Kammer treten. Damit ist es natürlich sehr wohl vereinbar, daß man in der Zwischenzeit nach Oestreich hinüberhorcht und verlockenden Versprechungen für den Fall des Ausscheidens aus dem Zollverein einstweilen Gehör schenkt.

Auch die Verschiebung der Einberufung der Ständeversammlung läßt sich in diesem Sinne deuten. Anfangs hieß es, bald nach Neujahr solle der Landtag wieder zusammentreten, aber dieser Termin schiebt sich von Monat zu Monat hinaus, wofür die Regierung allerdings auch den Rückstand in den Commissionsarbeiten für sich aufführen kann, zumal da dringliche Angelegenheiten nicht vorliegen, mit Ausnahme etwa des Handelsgesetzbuchs, das noch immer der Einführung harrt. Wahrscheinlich wird der Landtag im Frühsommer zusammentreten, aber nach kurzer Session und ohne Berathung des Handelsvertrags eine Vertagung bis zum Herbst eintreten. Wäre die Regierung ihrer Sache sicher, würde sie mit den bisherigen Noten des Hrn. v. Hügel die Sache als abgemacht betrachten, so würde sie nicht säumen, sich ein Vertrauensvotum von der Kammer einzuholen. Daß sie damit zögert, beweist, daß sie ihr letztes Wort noch nicht gesprochen haben will.

γ.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Deutsche Briefe aus der preußischen Provinz Posen*).

4.

Finis Poloniae.

„Gewiß war die Theilung Polens eine große, schwere Versündigung" — so sagte neulich ein versöhnungsdurstiger Deutscher zu dem Sohne eines der berühmtesten polnischen Helden, Herrn v. D. — „Glauben Sie das nicht," erwiderte der Angeredete, der dessen ohngeachtet bei allen Agitationen mitspielt, „das mußte so kommen. Die Wirthschaft ward zu toll. Der große Fritz ist mein Mann" u. s. f.

In der That gibt es kein trüberes und zugleich kein lehrreicheres Blatt der Geschichte, als das von dem Untergange Polens, nach dem Aussterben der Jagellonen. „Polen gleicht einem Schiffe auf dem Meere," so sprach der letzte derselben, Sigismund der Zweite August vor seinem Tode, „das dem Toben aller vier Elemente ausgesetzt ist. Es nahen sich die schäumenden Wellen, welche es hin- und herschleudern und endlich zertrümmern werden."

Der Warnungsruf ward überhört, durch die pacta conventa das Wahlreich gegründet, und dadurch die Uebermacht des Adels über den König zum Gesetz erhoben. Der sichere Weg zur Anarchie. Stephan Bathory, der zweite Wahlkönig, stand schon in offenem Streite mit den Magnaten, als er ihnen auf dem Reichstage zu Thorn 1577 zurief: „Ich bin Euer rechtmäßiger König, kein erdichteter, kein gemalter. Ich will herrschen und gebieten und dulde nicht,

---

*) Herr Dr. Metzig zu Lissa hat in einem ebenso schwungvollen als unartigen Schreibebriefe unter Berufung auf Varnhagens Ansicht über die Polen bei uns angehalten, die Fortsetzung dieser Berichte einzustellen. Wir bedauern, ihm nicht gefällig sein zu können, da wir zu denen gehören, die sich durch Schwung und Unart nicht überzeugen lassen, und denen der selige Varnhagen in politischen Fragen eher alles Andere als eine Autorität ist. Dagegen erlaubt uns der Herr Doctor vielleicht, ihm als Entgelt für die Mühe, die er sich mit unserer Bekehrung gemacht, einen doppelten Rath zu ertheilen. Wolle er sich über die bisher erschienenen Posener Briefe nicht vor der Zeit echauffiren; denn es kommt in den beiden letzten schlimmer. Und wolle er, der möglicherweise Vieles gelernt hat, noch Eins dazu lernen — sich zu schämen! D. Red.

daß man meiner Freiheit ein Gebiß anlege. Seid immerhin Wächter Eurer Freiheit, aber meine Zuchtmeister dürft Ihr nicht sein. Schützt Eure Freiheit, aber Frechheit ist keine Freiheit." Er war nicht mehr im Stande, den Strom aufzuhalten. Gewählte Könige und erbliche Staatsämter, deren Einkünfte in dem Besitz von Krongütern lagen. Ein ohnmächtiger König und ein übermüthige Adel, dem die Verfassung in dem nie pozwalam, liberum veto, eine furchtbare Macht gab, die er selbst aber noch durch Conföderationen verstärkte. Statt stehender Heere für den Nothfall herbeigerufene Sensenmänner! Kein Volk, sondern acht bis zehn Millionen der Scholle zugehörige Leibeigene ohne politische Existenz, deren Haus und Hof, Weib und Kind, Acker und Vieh, ja deren Arbeitsgeräth dem Herrn gehörte, deren — ich nehme die Worte eines berühmten Polenfreundes, des General Dumouriez, auf, „Sklavenstand verkauft, gekauft, eingetauscht oder vererbt wird und allen Veränderungen des Eigenthumes wie Hausthiere unterliegt, der sociale Verband der Polen ist ein Ungethüm, bestehend in einer Vereinigung von Köpfen und Magen, ohne Arme und Beine." Die Edelleute durften nicht wagen, ihren Bauern Waffen zu geben. — Das Land war schwach bevölkert; es hätte die dreifache Bewohnerzahl ernährt.

Die Leitung der öffentlichen Dinge lag bei den Frauen. Am 19. Juli 1645 schrieb Herr v. Flecelles von Warschau aus an Fürstin Ludowina Maria Gonzaga, die Braut König Wladislaw des Vierten: „Es ist die Sitte unter den Senatoren und Magnaten, daß sie sich, um eine königliche Gnade zu erhalten, an die Königin wenden, und an diese mit Hülfe der Ehrendame. Von dieser letzten hängt es also besonders ab, recht geschickt die Sache einzufädeln, damit die Königin und auch sie ihre wesentlichen Vortheile davon haben." Ein ferneres Uebel, für das trotz aller Erfahrungen noch heute proceß- und händelsüchtige Volk doppelt verhängnißvoll, war der traurige Zustand der Gerichtspflege. Einen mächtigen, unterrichteten und unabhängigen Richterstand hatte die Adelsrepublik nicht. Im Strafverfahren herrschte die Folter. Die Rechtsbefugnisse, die Grenzen derselben, selbst im räumlichen Sinne, waren streitig, die Richter, wie Alles, käuflich. In dem soeben erwähnten, vom Grafen Raczynski herausgegebenen Briefwechsel räth der Vertraute der Prinzessin, ihre Besitzungen in Paris zu verkaufen. „Hier wird Geld anfangs nöthig sein; aber ich versichere, daß in einem halben Jahre höchstens Ew. K. H. schon soviel hier werden eingenommen haben, um Alles zu bezahlen." Die Bestechungen fielen „gleich Sägespänen auf den Boden", und das Sprichwort sagte: zeige mir den Mann, so zeige ich dir das Gesetz. Nur adelige Katholiken waren zu Richtern wählbar. Eine auswärtige Universität besuchten sie nicht, und in Polen wurde seit Sigismund dem Dritten kein Rechtsunterricht mehr ertheilt; die juristische Facultät zu Krakau war durch die theologische verdrängt. Ward nun

aber auch von diesen bestechlichen und unwissenden Richtern ein Erkenntniß erreicht, so leisteten ihm die Parteien, wie sie es jetzt noch lieben, nur gezwungen Folge. Zu alledem kam die von den Jesuiten künstlich unterhaltene Rohheit und Unwissenheit des Adels, namentlich auch des niederen, und die nur von den Spaniern übertroffene Unduldsamkeit gegen „Akatholiken", sowohl gegen die Protestanten, wie gegen die griechischen Katholiken*).

Diese veranlaßte unter Johann Kasimir den furchtbaren Aufstand der Kosaken, welcher, da der Adel den Concessionen des Königs die Genehmigung versagte, den Abfall dieser Soldaten der Krone Polens zu der Rußlands zur Folge hatte. Smolensk, Severien, Czernichow, Kiew, die ganze Ukraine gingen verloren, und die Macht der Republik war gebrochen. Der schwache König sah dies selbst und sagte bereits am 4. Juli 1661: „Utinam sim falsus vates, aber es ist gewiß, daß ohne die Bestimmung des Thronfolgers zu Lebzeiten des regierenden Königs die Republik in direptionem gentium kommen wird, Rußland wird die Länder seiner Sprache und Lithauen sibi destinabit. Dem Brandenburger patebit Groß-Polen, und mit Schweden wird er sich über Preußen einigen. Das Haus Oestreich, wenn es auch bei diesem Zerstückeln die lautersten Absichten hätte, non deerit Krakau und die anliegenden Woywodschaften zu fassen; denn jeder wird lieber einen Theil Polens armis quaesitam haben wollen, als ganz Polen mit seinen Gerechtsamen und Freiheiten, contra principes tutam."

1668 verzichtete Johann Kasimir auf den Thron. Ueber ihn und die folgende Zeit schreibt Lelewel: — —

„Der Staat war vermindert und geschwächt: vermindert durch den Verlust verschiedener Provinzen, geschwächt durch den Abzug der Kosaken, durch die Entfernung der Socinianer und vieler Protestanten und durch die Ausschließung der zurückgebliebenen Dissidenten von dem Genuß der staatsbürgerlichen Rechte. Geschwächt war ferner die gesammte Masse der Nation durch wirkliche Verarmung und Noth, durch jesuitische Erziehung oder gänzliche Vernachlässigung derselben, durch die geistige Finsterniß, die hier, wie überhaupt in Europa

---

*) Wir haben oben einige Fälle von polnischer Unduldsamkeit gegen die deutschen Städte aufgeführt; das Sendschreiben von dem Zustande und den Drangsalen der Dissidenten in Polen und Lithauen (Freistadt 1717) enthält Beispiele von den Verfolgungen einzelner Protestanten, von denen Kattner einige mittheilt.

Hauptmann Kähler hatte eine spöttische Bemerkung auf Luther mit einer solchen auf den Papst erwidert. Er wurde zum Zungenausreißen und Viertheilen verurtheilt; da er aber katholisch ward, wurde er blos — enthauptet a. d. 1712. Sigismund von Unruh büßte a. d. 1715 einige Bemerkungen über die Jesuiten, die er in seine Brieftasche eingetragen hatte, durch Hinrichtung, nach vorangegangenem Zungenausreißen und Handabhauen. Güterconfiscation war selbstverständlich.

(vrgl. z. B. le siècle de Louis quatorze, ferner Spinoza, Leibnitz, Newton!!) während des siebzehnten Jahrhunderts geherrscht hatte, endlich durch die von siebzigjährigen heftigen Erschütterungen eingetretene Abspannung. So folgte ein Zustand der Erstarrung und Lähmung, so daß die Polen während der ferneren Regierung der Könige aus dem sächsischen Hause keine Regung nationaler Lebensthätigkeit mehr äußerten. Die Nation hielt sich dabei für glücklich; so sehr war sie der Leiden und Erniedrigung gewohnt. In falschen Begriffen und Ansichten befangen, freute sie sich ihrer Gesetzlosigkeit und rohen Gastfreiheit."

All diese abstracte Darstellung vermag uns nicht so in den Geist jener Zeit zu versetzen, als ein paar Blicke in die wahrheitstreuen zarysy domowe v. Wojcicki.

In diesen lernen wir z. B. Herrn Roch Bialkowski kennen, einen Edelmann von riesiger Kraft, der sich aus wichtigen Gründen auf Schreiben und Lesen nicht eingelassen hat. Dieser ließ sich nach dem Tode seiner ersten Frau, bald nach der Bar'schen Convention 1768 in der Woywodschaft Kalisch nieder. Da in Polen nach großen Siegen, bei hohen Festen u. d. gl. ganze Massen geadelt wurden, so gab es dort noch zur Zeit der preußischen Occupation, wie es in Litthauen noch vorkommt, Dörfer mit mehr als hundert Edelleuten, die an Wochentagen hinter ihrem Pfluge gingen, an Sonntagen in geflicktem Kontusch, etwas abgeriebenem Schupan und einem alten Paß, den Säbel an der Seite, zu Fuß oder auf einem schlechten Gaul in die Kirche kamen. Sie hatten den Vorzug, ihre Schläge nur auf dem Teppich zu erhalten. In einer solchen Ansiedlung der drobna szlachta (niedern Adels), von der das polnische Sprichwort sagt: wenn sich der Hund mitten auf das Gut des Szlachcic setzt, so reicht sein Schwanz über die Grenze hinaus, nahm Herr Roch v. Bialkowski seine Wohnung. Einst traf er fremde Hütejungen auf seinem Besitzthum und züchtigte sie, nicht ahnend, daß es die jungen Herren v. Dąbrowski, seine Nachbarn seien. Der Vater bot die szlachta des Ortes zur Rache auf. Herr Roch schlief nach seiner Gewohnheit ein bischen nach Mittag, als Herr v. Dąbrowski mit einem Haufen des beleidigten Adels in seine Schlafkammer dringt, ein anderer Theil vor der Thür des Hofes sich aufstellt. Mit gezogenem Säbel und den Worten: „Du bist es, du Räuber, welcher adeliges Blut nicht zu achten weiß, der jetzt seine Strafe erhalten muß", stürzt der Angreifer herein. Herr Roch sucht den bekannten, aber tüchtig berauschten Nachbar durch Worte zu besänftigen, aber vergebens. Dąbrowski haut drauf los, Herr Roch parirt mit einem Schemel, der aber vor dem wüthend einhackenden Gegner in Stücken umherfliegt. Jetzt ergreift der Zurückgedrängte seine Flinte und hält mit dieser die Rasenden in einiger Entfernung. In dem Augenblick stürzt die junge schwangere Frau von Bialkowska ins Zimmer und bittet den Nachbar

sich zu mäßigen. Der stößt die Frau voll Wuth von sich, so daß sie aus Mund und Nase blutend auf die Erde stürzt; der Liegenden tritt er mit einem Fuß auf den Leib. Empört durch die Beschimpfung seiner Frau schießt nun Herr Roch den Dąbrowski nieder. Die Andern fliehen; der Befreite verfolgt sie schießend und verwundet Etliche von ihnen.

Es war nicht zu fürchten, daß die Justiz der Republik nach solchen Dingen fragen werde, aber die Rache der Adligen zu bedenken. Deswegen bringt Roch seine Frau zu einem befreundeten Nachbar, wo sie bald darauf stirbt. Er selbst flüchtet nach Krko, wird unterwegs von dreißig Bewaffneten überfallen, entkommt diesen und findet in der Kirche des Bernhardinerklosters Schutz. Letztere wird von der Rotte drei Tage lang belagert, worauf die Belagerer umkehren, weil die Ernte nahet und die adeligen Herren ihre eigenen Knechte waren. Einer von ihnen setzte sich ruhig in den Besitz des vormalig Bialkowskischen Gutes.

Der Geflüchtete aber ging zu dem reichen Herrn v. Garczynski im Posenschen; er hatte nichts als seine vier Hunde gerettet. Mit selbigen wollte er am Geburtstage seines Gönners einen Eber fällen, um sich dankbar zu erweisen. Er hatte die Thiere bereits vom Stricke losgemacht, als er einen alten Bettler erblickte. Herr Roch rief demselben zu, er solle sich auf einen Baum retten. Der Greis hatte sich aber wohl mit der Turnkunst nicht so eingehend beschäftigt, wie unsere Landboten. Er zog es vor, sich niederzusetzen und durch seine umgekehrt in den Mund genommene Mütze die Hunde von sich zu schrecken. Diese warfen sich jedoch über ihn, und in wenigen Minuten war er zerrissen.

Herr Roch seufzte tief auf, bat den Himmel wegen dieses unverschuldeten Mordes um Entschuldigung, brachte mit vieler Mühe die Hunde von dem Leichnam weg, setzte seine Jagd fort und erfreute seinen Wohlthäter durch den lebendig eingefangenen Eber. Von dem Bettler war keine Rede mehr.

Ueberfälle, wie sie Roch provocirt hatte, geschahen auch ohne besondere Veranlassung, bald aus purem Muthwillen, bald aus Raubsucht. Am hellen Mittag klebte ein Szlachcic dem andern einen Zettel ans Fenster und kehrte so eilend um, daß er nicht erhascht werden konnte. Der Zettel enthielt die Worte: „Wir befehlen hiermit Janusch Hochwohlgeboren unter der alten Eiche am Kreuzwege eine Schatulle mit 24,000 Gulden niederzulegen, widrigenfalls möge er, wo er sich auch befinden mag, gewiß sein der Rache seiner adligen Brüder“ (bracia szlachta). Die Edelleute hatten aus zweierlei Ursache ihr Manifest mit zweiunddreißig Kreuzen unterzeichnet. Die Drohung ward durch wiederholte Ueberfälle ausgeführt, und bei einem derselben rissen die adeligen Räuber dem alten Janusch Sokolnicki Stiefeln und Strümpfe von den Füßen und brannten ihn mit einem glühend gemachten Bratspieß. Das Fleisch zischte. Janusch seufzte schwach auf und fiel in Ohnmacht. Die brüderliche Correspon-

denz sowie die Raubanfälle wurden fortgesetzt, bis die Söhne des alten Janusch in dem unterdeß preußisch gewordenen Lande Soldaten zu Hülfe nahmen. Casimir Wojcicki verbürgt sich für die Wahrheit der Geschichte und ist selbst im Besitze eines der verschiedenen Drohzettel*).

So standen die Dinge, als die drei umliegenden Länder an Friedrich, Maria Theresia und Katharina die tüchtigsten, die Polen an Stanislaus Poniatowski den schwächlichsten Regenten hatten. Mit geschickter Hand wußte Katharina die Angelegenheiten des Nachbarlandes zu verwirren, die Adelsparteien wider einander zu hetzen und zuletzt die beiden andern Mächte vor die Wahl zu stellen, entweder müssige Zuschauer der russischen Gebietserweiterung zu sein oder an der Beute Theil zu nehmen. So kam es 1772—73 zur ersten Theilung Polens. Im Interesse der Sicherheit ihres eigenen Reiches rissen die paciscirenden Mächte 3925 □M. polnischer Erde an sich. Rußland nahm 2000 □M. zwischen Düna und Dniepr, Oestreich 1400 □M. Rothreußen, sowie Theile von Podolien und von den Woywodschaften Sandomir und Krakau. Preußens 630 □M. mit 400,000 Einw. (615 Einw. auf der □M.) bestanden aus dem Fürstbisthum Ermeland, Polnisch-Preußen, den Woywodschaften Kulm, Pommerellen und Marienburg außer Thorn und Danzig und dem nördlich der Netze liegenden Theil der Woywodschaften Posen, Gnesen, Inowraclaw (Netzedistrict).

Nach Dr. Metzig lautet das Bekenntniß unserer evangelischen Geistlichen: „Im Anfange schuf Gott den preußischen Staat.“ Sie können getrost weiter lesen: „und Polen war wüste und leer.“ Ein amtlicher Bericht aus dem Jahre 1773, welcher sich bei den Acten der bromberger Regierung findet, sagt u. A.:

„Die Viehracen waren schlecht und entartet, die Ackergeräthe im hohen Grade unvollkommen und außer der Pflugschaar ohne alles Eisen; die Aecker waren ausgesogen, voller Unkraut und Steine, die Wiesen versumpft, die Wälder, nur um das Holz zu verkaufen, unordentlich ausgehauen und gelichtet, das Land wüst und leer! Die alten festen Städte, sogenannte Schlösser, lagen

*) Die Neigung des Polen zu Gewaltthätigkeiten ist ungewöhnlich kräftig und hat sich unter den verschiedensten Verhältnissen immer wieder gezeigt. „Mir selbst, schreibt Kattner II. S. 101, erzählte vor längerer Zeit der betagte R—ski, daß er 1807 als junger Mann und Besitzer eines Gutes in Südpreußen, bei Nacht von Bewaffneten überfallen, gebunden, fortgeschleppt und gewaltsam in ein polnisches Ulanenregiment eingereiht worden sei, welches alsbald nach Spanien aufbrach. Er schrieb diese Gewaltthat einem benachbarten Magnaten zu, der ein Auge auf ein Eigenthum geworfen hatte. Erst im Jahre 1814 gestattete ihm sein Schicksal, nach seinem Gute zu suchen; es war vollkommen verschwunden. Er trat nun in das preußische Heer, machte den Feldzug von 1815 mit und wurde ein treuer Unterthan des Königs und warmer Vertheidiger des preußischen Rechtswesens. Von „polnischer Freiheit“ wollte er nichts wissen.“

in Schutt und Trümmern, ebenso die meisten kleinen Städte und Dörfer. Die meisten der vorhandenen Wohnungen schienen größtentheils kaum geeignet menschlichen Wesen zum Aufenthalt zu dienen. Die roheste Kunst, der ungebildetste Geschmack, die ärmlichsten Mittel hatten aus Lehm und Stroh Hütten zusammengestellt. Durch unaufhörliche Kriege und Fehden der vergangenen Jahrhunderte, durch Feuersbrünste und Seuchen, durch die mangelhafteste Verwaltung war das Land entvölkert und entsittlicht. Die Justizpflege lag ebenso im Argen, wie die Verwaltung. Der Bauernstand war ganz verkommen, ein Bürgerstand existirte gar nicht. Der Netzdistrict war ganz entvölkert, so daß z. B. die Stadt Bromberg kaum 800 Einw. besaß (am 3. December 1861 21,215 Einw.). Wald und Sumpf nahmen die Stätten ein, wo vordem — nach den noch jetzt vorhandenen altgermanischen Begräbnißplätzen zu urtheilen — eine zahlreiche Bevölkerung Platz gefunden hatte."

Der König Friedrich der Zweite selbst sagt:

„Die Städte waren im erbärmlichsten Zustande. Kulm hatte gute Mauern, große Kirchen; aber statt der Straßen sah man nur die Höhlen der Häuser, die ehedem existirt hatten, vierzig Häuser bildeten den Markt, davon achtundzwanzig ohne Thüren, Dach und Fenster, herrenlos. Bromberg war in demselben Zustand. Der Untergang dieser Städte rührte von der Pest 1709 her; aber die Polen hatten keine Vorstellung, daß man herstellen könne, was das Unglück verwüstet. Man wird es kaum glauben, daß in diesen trostlosen Gegenden ein Schneider ein selten Ding war; man mußte ihrer in den Städten etabliren, ebenso Apotheker, Stellmacher, Tischler, Maurer."

Was man immer von dem Antheil des großen Königs an der Theilung Polens denke, dem erworbenen Lande ward er ein Vater, und wenn ein Denkmal in der Welt verdient ist, so das Friedrich des Zweiten, welches wir am 31. Mai 1862 zu Bromberg unter den Auspicien unseres Kronprinzen enthüllt haben. Mit jugendlicher Frische, mit Begeisterung griff der alte Herr das Werk an; er wollte „ein Lykurg und Solon dieser Barbaren" werden. Und er ward es. Handelsstraßen, ein großer Kanal, Posten, öffentliche Gebäude, Colonisation, Herstellung der Justizpflege und damit Einsetzung des Menschen in sein Recht. Sie waren ein wenig verwundert, die Herren vom Adel, als einer der Ihrigen wegen der Ermordung eines Bauern zum Tode verurtheilt ward und jede Bemühung, die Strafe in eine Geldstrafe zu verwandeln scheiterte.

Unterdeß war auch Polen nicht müssig. Es geschah viel für die Reform und innere Kräftigung des Landes, und am 3. Mai 1791 wurde die berühmte Constitution proclamirt, welche das Schicksal mit der ihr sonst nicht verwandten klopstockschen Messiade theilt, von Jedermann bewundert, von den Wenigsten gelesen zu werden. Das Veto und die Wählbarkeit des Königs waren gefallen, aber zu einer Freigebung der Bauern, ja auch nur einer wirklichen Er-

leichterung ihrer Lage hatte man sich nicht entschlossen. Ehe die Constitution ins Leben trat, was nie geschah und nie beabsichtigt war*), bildete sich auf russisches Anstiften unter Anführung von Felix Potocki und Xaver Branicki am 14. Mai 1792 die berüchtigte Conföderation von Targowitz zum Umsturz derselben. Von Neuem Bürgerkrieg und russische Drohungen. Preußen erbot sich für die Abtretung von Thorn und Danzig zur Hülfe. Dieser Antrag ward abgewiesen. Der Kampf begann, und da derselbe die preußische Action im Westen lähmte, Friedrich Wilhelm der Zweite kein Interesse hatte, sein Land für die Polen ohne jeden Gewinn den Chancen eines Krieges auszusetzen, so ging er zu den Feinden über. Da endlich die polnischen Helden, durch die fortwährenden innern Streitigkeiten ihrer Magnaten gelähmt, nicht einmal an ihrem König einen Rückhalt und keine regelmäßigen Heere zu ihrer Verfügung hatten, so war der Coalition leichtes Spiel gegeben. Am 22. Juli, resp. 14. October 1793 erfolgte die zweite Theilung. Polen ward auf 4007 Q. M., seine Armee auf 15,000 Mann beschränkt. Preußen erhielt Danzig, Thorn und was ihm von Groß-Polen noch fehlte bis an die Weichsel und Pilica.

Nun brach der große Polenaufstand aus, in dem Kosciuszko seine ruhmwürdigen Schlachten schlug, und welchem die französische Republik ihre Unterstützung zusagte. Aber das Volk war nicht zu begeistern. Es sah entweder in dem Adel seinen offenen Feind, durch dessen Sünden das Land ins Unglück gekommen, und höhnte ihn durch das Liedchen:

Panowie! Panowie! —	Ihr Herren! Ihr Herren!
Cuście mieli w głowie,	Was hattet Ihr im Kopfe,
Zeście nas zdradzili —	Daß Ihr uns verriethet
I kraj swój zgubili —	Und unser Land verspieltet.

oder es nahm keinen Antheil an der Sache, da es ihm gleich sein konnte, wem es leibeigen war. Als Kosciuszko den Bauern Freiheiten geben wollte, drohte der Adel mit Abfall, und der Dictator wagte den Schritt nicht, mit dem er allein siegen konnte. Nun noch schlechte Führer und Rathgeber, die schimpflichste Empfänglichkeit für russisches Geld und zum Theil damit zusammenhängend der ewige innere Streit. „War denn je bei uns in der Republik Einigkeit?“ klagt Wybicki. Er könnte hinzusetzen: „Und hatten die Franzosen, diese Abgötter der Polen, für sie je etwas Anderes als Worte?“ Im Widerspruch mit allen Betheuerungen zeigte sich die französische Republik Ende 1794 zu dem Separatfrieden geneigt, den sie dann im April 1795 zu Basel abschloß, ohne Polens zu gedenken. Darauf hin durften es dessen Feinde

*) Vor einiger Zeit enthielten Hayms Jahrbücher eine sehr gründliche Geschichte der Theilung Polens, aus welcher gelernt werden kann, was für eine Komödie die Polen mit dieser vielgerühmten Constitution getrieben haben.

schon im Januar 1795 ungestraft wagen, die dritte Theilung zu proclamiren, und am 25. November unterzeichnete Stanislaus August zu Grodno die Entsagungsurkunde. Rußland nahm das Land bis an den Niemen und Bug, 2381 Quadratmeilen, Oestreich die 843 Quadratmeilen zwischen Pilica und Bug, Preußen die übrigen 697 Quadratmeilen mit Warschau.

Es war ein furchtbares Trauerspiel, und die Lehre, welche alle Völker aus Polens Geschichte nehmen können, war theuer erkauft. Mit Wehmuth stehen wir vor der Riesenleiche und schreiben ihr die Grabschrift:

Du bezwangst Dich, nicht des Russen,
Nicht des Austriers Schwert, nicht des Preußen,
An Deiner Zwietracht bist Du verblutet.

Von Neuem kann ich den Ernst rühmen, mit dem die preußische Regierung ihre Schuldigkeit gegen ihre polnischen Unterthanen erfüllte, und an die Reise Friedrich Wilhelm des Dritten durch die eroberten Provinzen sowie an seine berühmte Cabinetsordre vom 10. Juli 1798 erinnern.

— — „Diese Gesetzlosigkeit und diese Willkür sind aufgehoben und ist an deren Stelle die der preußischen Verfassung eigenthümliche Gleichheit vor dem Gesetz getreten; der geringste Unterthan hat vor Mir und vor dem Gesetze den Werth der Menschheit; er hat die Pflicht der Treue und des Gehorsams gegen seinen Landesherrn und gegen seine Obrigkeit, und wenn er diese beobachtet, so hat er „gleich dem Vornehmsten ein heiliges Recht auf Schutz und Sicherheit seiner Person und seines Eigenthums."

Friedrich Wilhelm hatte keinen Dank von seinen neuen Unterthanen. Sie fielen 1806 von ihm ab und Napoleon zu, demselben Napoleon, der, wie sein Minister 1812 offen schrieb, keine Thorheiten im Kopfe hatte und sich der Polen stets nur als Mittel bediente, sie nie als Hauptsache ansah. Der Kaiser beraubte Preußen und errichtete das Herzogthum Warschau. (Unsre Eltern haben uns viel von dem Heere brodlos gewordener südpreußischer Beamten erzählt, die damals die alten Provinzen überflutheten und zu geringer Freude derselben in alle frei gewordenen Posten eingeschoben wurden.) Napoleon durchzog das neue Herzogthum, und so glühend er die Preußen haßte, ward er dennoch zu dem Geständniß genöthigt, daß ja hier alles Gute, Ordentliche, Vorschreitende diesen zu verdanken sei. Er gab dem von ihm restituirten Stückchen Polen einen Herrscher, über dessen Unfähigkeit er offen zu Wybicki sprach (vgl. dessen von Raczynski edirte Memoiren). Es folgten acht Jahre, wo Aufstand, Krieg, viermaliger Durchmarsch napoleonischer Heere die Arbeit der letzten Jahrzehnte verdarben. Verarmt, ohne Handel, ohne Gewerbe, ohne Industrie, ohne geregelte Ackerwirthschaft, ohne Cultur, kurz in materieller, wie in geistiger Hinsicht tief gesunken, kehrte das freie Land 1815 unter die verhaßte preußische Herrschaft zurück.

Die Grenze zwischen Alterthum und Mittelalter.

Das Thema, auf welches wir die Aufmerksamkeit des Lesers dieser Blätter lenken möchten, hat nur eine praktische, keine theoretische Bedeutung. Die Geschichte selbst, in der jedes Ereigniß mit dem vorhergehenden und folgenden in ursächlichem Zusammenhange steht, macht keinen Abschnitt; nur Zeiten großer Umwälzungen und Zeiten stetiger Entwickelung lassen sich unterscheiden. Darauf also muß es ankommen, zwischen diesen beiden die richtigen Marksteine zu finden. Eine Periodenabtheilung, die allen Gesichtspunkten gleichmäßig gerecht würde, kann es aus Gründen, die in der Sache selbst liegen, kaum geben, und ich möchte daher auf eine richtige Periodenabtheilung nicht so großen Werth legen, als es wohl manchmal geschieht; andrerseits aber ist der Schade, den eine entschieden falsche stiften kann, nicht gering anzuschlagen. Als warnendes Beispiel führe ich die in unseren Handbüchern übliche Datirung des römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium statt von der bei Pharsalus an, die den Thatsachen ebensosehr wie der Auffassung urtheilsfähiger Gewährsmänner des Alterthums widerspricht. Ihr allein verdankt man die falsche Beurtheilung des Horaz, von dessen Gedichten viele — und nicht die schlechtesten — vor das Jahr 31 fallen, und der sich's nun bei seiner der Monarchie günstigen Weltanschauung oft genug hat gefallen lassen müssen als höfischer Schmeichler zu gelten. Der denkende Primaner verwindet allmälig diese Vorurtheile; bei wie Vielen aber bleiben nicht solche Jugendeindrücke?

Man hat sich dahin geeinigt, die Grenze zwischen mittlerer und neuerer Geschichte in die Mitte des Jahrtausends zu setzen, in welchem wir leben. Die kleine Schwankung, ob 1492, ob 1517, trägt nichts aus. Die Grenze ist darum so glücklich gewählt, weil die beiden in diese Jahre fallenden Ereignisse zugleich die letzten Glieder einer Kette von Thaten sind, die seit dem vierzehnten Jahrhundert auf geistigem und staatlichem Gebiete den Untergang des Alten und das Werden des Neuen eingeleitet hatten, zugleich aber auch die Genesis zweier Mächte bezeichnen, die unmittelbar nach ihrer Entstehung in Kampf mit einander gerathen sollten, und deren Kampf für die neue Geschichte zum eigentlich bestimmenden geworden ist, ja in veränderter Gestalt in die Gegenwart hineinragt und seines Abschlusses noch harrt. Die Entdeckung Amerikas begründet die spanische, mittelbar die habsburgische Weltmacht; die Reformation aber eröffnet die von Norddeutschland ausgehende Regeneration des germanischen Wesens.

Das Zweckmäßige jener Abtheilung ist denn auch verdienter Maßen all-

gemein anerkannt worden. Der beste Prüfstein für sie ist die Betrachtung unter einem Gesichtspunkte, die denen, welche sie zuerst gemacht haben, ohne Zweifel fern gelegen hat. Der Orient, dessen Geschicke in unseren Handbüchern nach der Mongolenzeit im Wesentlichen ganz bei Seite gelassen zu werden pflegen, hat um dieselbe Zeit die politische Gestaltung erhalten, welche in ihren Grundzügen bis in die Gegenwart geblieben ist. 1517 fiel Aegypten in die Hände der Osmanen, deren Machtstellung am Mittelmeer durch diese Eroberung ihren Abschluß erhielt. Fast gleichzeitig gelangten damals an zwei von einander weit entlegenen Punkten die Nachkommen Alis, deren Ansprüche vom Beginn des Chalifats an die mohammedanische Welt in Athem erhalten hatten, zur ersehnten Herrschaft, in Marokko 1519, in Persien 1500. Während so das revolutionärste Element des Islam in gesetzliche Bahnen übergeleitet wurde, erweiterte sich zugleich bei der nationalen Unterlage, welche das Alidenthum in Persien hatte, durch dessen politische Consolidirung der Riß zwischen Schiiten und Sunniten zur unausfüllbaren Kluft: der Hauptanstoß für den künftigen Untergang der islamischen Welt war damit gegeben. Die letzte Welle der großen türkisch-mongolischen Völkerwanderung, die mit dem Hunneneinbruch begonnen hatte und Stoß auf Stoß das ganze Mittelalter hindurch fortgegangen war, überschwemmte damals die Tartarei; die Invasion derselben durch die Usbeken nöthigte den mongolischen Adel und seinen König Baber zur Auswanderung, und veranlaßte so die Stiftung des Großmogulreichs in Indien (1526). Es war auch ein Zeichen der Zeit, daß im Laufe weniger Jahre die beiden großen Militäraristokratien der Mameluken in Kahira und der Patanen in Delhi ein jähes Ende nahmen und solideren politischen Gebilden Platz machten. In allen großen moslemischen Reichen mit Ausnahme des osmanischen waren dem Eintritt der neuen Zeit Perioden der ärgsten Zerrüttung vorausgegangen, welche das Auseinanderfallen aller größeren Staatsorganismen in einen Complex von Kleinstaaten ohne nationale Bedeutung zu besiegeln schienen: für Marokko, Persien und Indien sind die Dynastien, welche zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zur Herrschaft gelangten, zugleich die Gründer des modernen Staates geworden. Das neue Staatensystem, welches von jener Zeit datirt, hat dem Oriente im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert eine schöne Abendröthe gebracht, und Namen wie Soliman, Ismail und Schah Abbas, Baber und Akbar haben eine über die Grenzen des Islam hinausreichende universelle Bedeutung erlangt.

Das Mittelalter ist nichts als die Vorhalle der neuen Geschichte, wie sich schon daraus entnehmen läßt, daß der in staatlicher Beziehung so angemessene Abschnitt zwischen beiden für die Literatur so gut wie gar keine Bedeutung hat. Einen ganz anderen tieferen Sinn hat die *Scheidung zwischen dem Alterthum und der mit dem Mittelalter beginnenden Neuzeit*. Man

sollte daher erwarten, daß die Grenze beider viel leichter zu finden sein und wenigstens ebenso richtig bezeichnet worden sein müßte als dort. Aber entspricht das allgemein angenommene Jahr 476, in welches das Erlöschen der in Ravenna residirenden Nebenlinie des römischen Kaiserhauses fällt, wirklich auch nur den gemäßigtsten Anforderungen? —

Wollte ein Geschichtschreiber der Zukunft mit der Entfernung des Königs Otto von Griechenland einen Hauptabschnitt in der Geschichte Europas machen, so würde seine Berechtigung dazu sich schwer bestreiten lassen, wenn er auf den uns beschäftigenden Präcedenzfall, die angeblich so wichtige Apanagirung des Romulus Augustulus, hinwiese. Das eine wie das andere Ereigniß ist an der Mitwelt spurlos vorübergegangen, und es fragt sich, ob die Nachwelt zu einer entgegengesetzten Auffassung berechtigt ist. Es ist nicht einmal wahr, daß Romulus der letzte abendländische Kaiser gewesen ist. Julius Nepos war es, der, von Konstantinopel aus anerkannt, nach der Absetzung des Romulus wieder den Purpur nahm und auf der östlichen Seite des adriatischen Meeres noch bis 480 regierte. Diese kleine Ungenauigkeit möchte indeß noch hingehen. Wenn man das Ende des weströmischen Reichs bestimmen will, kann man sich doch nur entweder auf den Standpunkt der thatsächlichen Zustände oder auf den des formellen Staatsrechts stellen; einen dritten Standpunkt gibt es nicht. Thatsächlich war es mit dem abendländischen Kaiserthume schon im Jahre 455 zu Ende, in welchem Valentinian der Dritte ermordet und Rom von den Vandalen geplündert ward. Von da an fiel die Macht in Italien den Häuptlingen der deutschen Söldnerschaaren zu, die sie freilich im Namen der obscuren Nachfolger Valentinians ausübten, ohne jedoch durch etwas Anderes als die mehr als einmal mit Erfolg geltend gemachten Suzeränitätsrechte des oströmischen Kaisers eingeengt zu sein. Dalmatien und Gallien, die letzten noch übrigen Provinzen, standen seit etwa 461 vollkommen unabhängig von Ravenna da. In diese Zeit also das factische Ende des römischen Reichs im Abendlande zu setzen, wie schon der verständige Zosimus (1. 57) gethan zu haben scheint, ist das einzig Sachgemäße. Staatsrechtlich betrachtet aber dauerte das römische Reich im Abendlande auch nach 476 noch fort. Wie kommt es doch, daß Niemand zu sagen im Stande ist, welcher deutsche Stamm eigentlich dem Römerreiche ein Ende gemacht hat? Wir wissen jetzt freilich durch die Auszüge des Joannes von Antiochien bestimmt, was vorher nur wahrscheinliche Combination war, daß das Volk, dessen Häuptling Odoaker war, die Skiren gewesen sind, und können mit Fug vermuthen, daß der sonst nicht wieder vorkommende Name der Turcilinger keinen Stamm, sondern das Geschlecht bezeichnete, aus welchem die Skiren ihre Könige nahmen — warum aber fühlt jeder, daß es dennoch eine Lächerlichkeit wäre, die Skiren die Zertrümmerer des Römerreichs zu nennen? Gewiß darum, weil im

Jahre 476 nicht ein deutscher Volkskönig ein deutsches Reich an die Stelle eines römischen setzte, sondern der Häuptling einer jedes bestimmten nationalen Gepräges entbehrenden Söldnerschaar einen Rivalen verdrängte und, was schon dreimal dagewesen war, den Kaiserthron unbesetzt zu lassen für gut fand. Odoaker, der nicht als König der Skiren, sondern als Waffengefährte Ricimers zu Macht und Ansehen gelangt war, unterscheidet sich durch nichts in seiner Stellung von Ricimer, der erst ein, dann zwei Jahre ohne Kaiser regiert hatte, durch nichts von Gundobald, der den Königstitel geführt hatte, so gut wie Odoaker. Glieder des römischen Reichs waren alle drei in gleicher Weise, nicht blos formell, sondern aller Wahrscheinlichkeit zufolge auch nach ihrer eignen Auffassung. Der Reichszusammenhang und die Oberhoheit des oströmischen Kaisers wurde nach 476 ebenso anerkannt wie vorher und kann in keiner Weise als etwas rein Illusorisches angesehen werden.

Die Theilung des Reichs unter die Söhne des Theodosius war eine rein administrative Maßregel, sie sollte die Einheit des Ganzen weder aufheben, noch hat sie dieselbe wirklich aufgehoben. So lange Arcadius lebte, nahm er als älterer Bruder die erste Stelle ein, dann Honorius, da Theodosius der Zweite ein Kind war. Nach Honorius Tode ward Valentinian der Dritte von Konstantinopel aus mit Waffengewalt eingesetzt, erkannte die Oberhoheit des dortigen Kaisers an, und seitdem galt das abendländische Reich nicht blos in der diplomatischen Etikette als das geringere (der oströmische Kaiser, der in Konstantinopel antretende Consul wurden stets an erster Stelle genannt), sondern war auch thatsächlich mehr oder weniger abhängig von Ostrom. Der in Ravenna erwählte Kaiser mußte von Konstantinopel aus bestätigt werden und wenn die Anerkennung nicht nachgesucht war, galt der Erwählte als tyrannus (Usurpator). Fünfmal hat der oströmische Kaiser den abendländischen ernannt, in zwei Fällen mit Waffengewalt eingesetzt. Die Abhängigkeit Italiens von Konstantinopel ist im Princip auch nach 476 stets anerkannt worden, nur trat, da der abendländische Kaiserthron erledigt war, an die Stelle der Ernennung des Kaisers die Anerkennung als Ῥήξ*) oder die Verleihung des Patriciats.

Als Theoderich Italien eroberte, trat wenigstens insofern eine wesentliche Aenderung ein, als nunmehr nicht eine neue deutsche Söldnerschaar, sondern ein wirkliches Volk zur Herrschaft über Italien gelangte. Der Rechtstitel, auf den Theoderich sich stützte, blieb seine Ernennung durch Zeno. Allein von einer Durchdringung Italiens mit deutschen Elementen, von einer Einrichtung des neuen Staats auf deutschen Grundlagen ist bei den Ostgothen keine Rede, die

---

*) Zum Unterschied von βασιλεύς, dem Kaiser.

unter allen germanischen Völkern den größten Respect vor der majestas imperii Romani gehabt haben. Theoderich und Athalarich haben sich durchaus nur als deutsche Regenten eines integrirenden Theils des römischen Reichs betrachtet, und daß ihren Nachfolgern von Konstantinopel aus die Anerkennung versagt wurde, hat ihr Ansehen nicht blos bei ihren römischen, sondern auch bei ihren gothischen Unterthanen augenscheinlich untergraben. Nur hieraus erklärt sich der eingefleischt römische Standpunkt der Geschichtswerke des Cassiodor, der, wenn auch Römer, doch Minister des Theoderich, und des Jordanes, der, wenn auch Geistlicher, doch ein halber Gothe war. Die Unternehmungen Justinians gegen Vandalen und Gothen sind eine bloße Fortsetzung der früheren von Theodosius dem Zweiten und Leo dem Ersten zur Geltendmachung ihrer oberherrlichen Rechte ins Abendland unternommenen Züge, nur ungleich erfolgreicher; die überraschende Schnelligkeit und die noch überraschendere Dauerhaftigkeit der Erfolge Justinians erklärt sich eben allein daraus, daß an den politischen Verhältnissen des Abendlandes inzwischen nichts Wesentliches geändert worden war. Man bedenke nur, daß die letzten, immer noch nicht ganz unbedeutenden Reste der justinianischen Eroberungen erst im elften Jahrhundert den Normannen zur Beute gefallen sind, und daß diese lange Dauer der oströmischen Herrschaft einen sehr wesentlichen Einfluß auf den Charakter der Bevölkerung von Unteritalien und Sicilien ausgeübt hat. Wenn irgend etwas, so beweist dies, daß der Eintritt der Herrschaften Odoakers und der Ostgothen, die aus nationalen Wurzeln keine Lebenskraft gesogen hatten und für Italien spurlos vorübergingen, in keiner Weise einen Abschnitt zu bilden geeignet ist. Einen solchen begründet erst der Einfall der Langobarden 568 oder vielmehr die ihre Eroberungen in Italien auf lange Zeit abschließende Einnahme ihrer künftigen Hauptstadt Pavia 572.

Erst die Langobarden haben mit der römischen Vergangenheit gebrochen. Wie kein anderes ist dieses deutsche Volk seinen germanischen Erinnerungen treu geblieben, bei keinem ist das Christenthum weniger tief eingedrungen, als bei den Langobarden; es ist daher kein Wunder, daß nichts ihnen so fern lag, als sich nach Art der Ostgothen vor dem alten Zauber des römischen Namens zu beugen. Keine Rede mehr von einer Anerkennung der byzantinischen Oberhoheit: schon Agilulf nennt sich rex totius Italiae. Erst die Langobarden haben einen germanischen Staat in Italien gegründet. Die wichtigste aller germanischen Institutionen, das Lehnwesen, finden wir gleich anfangs bei ihnen schon sehr entwickelt, und wenige Jahre nach der Besitznahme Italiens hören wir von dreißig Herzögen, die in den einzelnen Städten unter dem Könige gebieten. Den weltgeschichtlichen Beruf, die unterworfenen Romanen durch germanische Neubildungselemente zu befruchten und zu selbständigen Nationen zu erziehen, der in Spanien den Westgothen, in Gallien den Franken zugefallen war, diesen Beruf, dem die frommen und loyalen Ostgothen nicht gewachsen

gewesen waren, haben in Italien die heidnischgesinnten und illoyalen Langobarden unter ungünstigen Verhältnissen in nur 200 Jahren in der glücklichsten Weise erfüllt.

Wir haben die Frage nach der Grenze zwischen alter und mittlerer Geschichte bisher wesentlich unter dem römischen Gesichtspunkte erörtert; betrachten wir sie vom germanischen aus, so erscheint das übliche Jahr 476 noch unglücklicher gewählt. Es ist allgemein anerkannt, daß die germanische Völkerwanderung das weltgeschichtliche Ereigniß ist, welches scharf genug den Uebergang aus der von den Römern vertretenen alten Zeit in die neue bezeichnet, deren Träger in Europa die Germanen sind. Man sollte also billigerweise zur Grenze entweder den Ausgangspunkt, oder den Endpunkt, oder ein Ereigniß aus der Mitte derselben nehmen, das an Folgenschwere alle übrigen weit überragt. Bei dem Jahre 375 ist es nicht nöthig länger zu verweilen, da es sich noch Niemandem als Grenzjahr empfohlen hat und auch schwerlich empfehlen wird. Eine Thatsache, die den Anforderungen der dritten Kategorie entspräche, ist noch nicht ausfindig gemacht worden, aus dem einfachen Grunde, weil es keine gibt. Die Absetzung des Romulus Augustulus, weit entfernt, eine solche zu sein, steht mit der großen Völkerwanderung weder an sich noch in ihren Ursachen in einem andern als einem sehr mittelbaren Zusammenhange. Die letzte Welle der germanischen Völkerwanderung ist der Zug der Langobarden nach Italien. Darin besteht seine große Bedeutung auch für die deutsche Welt und noch über diese hinaus. Mit dem Wegzuge der Langobarden nimmt die Wanderung türkischer Völker, die gleichzeitig mit der deutschen begonnen hatte und stoßweise das ganze Mittelalter hindurch fortdauerte, ihren ungehemmten Fortgang gegen Westen. Die Avaren und ihre Erben ergreifen von nun an dauernd Besitz von den Ebenen Ungarns und Osteuropas, und gleichzeitig fangen auch die Slaven an, sich aus dem Dunkel hervorzustehlen. Es läßt sich also nicht leicht ein Ereigniß finden, welches für die Geschicke des Abendlandes epochemachender gewesen wäre, als die Eroberung Italiens durch die Langobarden. In dieser Hinsicht hat sie schon Schlosser als zweckmäßigste Grenze zwischen Alterthum und Mittelalter warm empfohlen, selbstverständlich ohne dem Schlendrian der Handbücher gegenüber damit das Geringste auszurichten.

Das einzige germanische Volk, bei dem eine wichtige politische Veränderung ungefähr in dieselbe Zeit fällt wie das Ende des ravennatischen Kaiserhauses, sind die Franken. Die große Bedeutung dieses Volkes für die eigentlich deutsche Geschichte kann allein das zähe Festhalten an dem sonst so unpassenden Endjahre 476 entschuldigen; dann sollte man aber ehrlich sein und es geradezu durch das Jahr 486 ersetzen, an welches sich Chlodwigs Sieg über Syagrius und die Erhebung der Franken zum herrschenden Volke in Gallien knüpfen. Eine in ganz andrer Weise universelle Bedeutung darf die Zeit für sich in Anspruch nehmen, der die Invasion Italiens durch die Langobarden angehört.

Sie fällt zusammen mit dem Verschwinden der letzten noch übrigen germanischen Kleinstaaten und bezeichnet ziemlich correct die Entstehung des westeuropäischen Völkervereins, wie er sich bis in das achte Jahrhundert und mit verhältnißmäßig geringen Veränderungen bis in die Neuzeit hinein erhalten hat. Im Laufe des zweiten Drittels des sechsten Jahrhunderts waren nach einander Thüringer, Burgunder, Vandalen, Ostgothen, Gepiden aus der Reihe der selbständigen Völker gestrichen worden. 585 kam die Reihe an die Sueven: durch ihre Unterwerfung und die im Anfange des nächsten Jahrhunderts allmählich erfolgte Besetzung des von den Römern in Spanien wiedergewonnenen Landes wurde die ganze pyrenäische Halbinsel in der Hand der Westgothen vereinigt. In Britannien entschied sich um dieselbe Zeit der anderthalbhundertjährige Kampf zwischen Britten und Sachsen mit der völligen Niederlage der Ersteren und ihrer Beschränkung auf Cornwall, Wales und Cumberland; die Jahre 585 und 587 sahen die Gründung der Reiche Mercia und Ostsachsen, und damit den Abschluß der sogenannten angelsächsischen Heptarchie. Auch für das Frankenreich ist diese Zeit ein Wendepunkt, wenn auch in andrer Weise: die lange Regierung Chlothars des Zweiten ist bemerkenswerth durch die letzte selbständige Kraftäußerung des merovingischen Königthums, die Wiedervereinigung von Austrasien mit Neustrien 613; dieses selbe Austrasien aber muß der König schon 622 wieder an das Kind Dagobert überlassen, in dessen Namen Pipin und Arnulf, die Stammväter des karolingischen Hauses, die Regierung führen. Damit war die Machtfrage zwischen König und Majordomus im Princip bereits entschieden.

Mit allen diesen bedeutsamen Veränderungen auf dem Gebiete des Staates treffen nicht minder folgenreiche auf dem Gebiete der Kirche zusammen. Dieselbe Wichtigkeit, welche in politischer Beziehung die Ausbreitung der Germanen über das römische Reich hat, gebührt auf geistigem Gebiete der Entwickelung der päpstlichen Macht. Der aber, welcher das Papstthum zuerst in weltgeschichtliche Bahnen gelenkt hat, ist unbestritten Gregor der Große (590—604). Dieselbe Zeit besiegelte den Triumph des Katholicismus über den Arianismus im Abendlande durch die Bekehrung der Westgothen (587) und Langobarden (von 603 an). Endlich wurde damals die letzte der mit der Völkerwanderung auf den Schauplatz getretenen deutschen Nationen, die noch heidnisch war, die Angelsachsen, zum Christentbum bekehrt (596), und damit trat auch England in die Reihe der Culturstaaten ein. Wir behaupten nach alledem zuversichtlich, daß der Jahrhunderte lang vorbereitete Uebergang aus dem Alterthum in das sogenannte Mittelalter sich im Abendlande in entscheidender Weise erst im letzten Drittel des sechsten Jahrhunderts vollzogen hat.

Um zu zeigen, daß der Abschnitt mit dem Jahre 476 für das Morgenland nicht blos bedeutungslos, sondern sinnlos ist, wäre jedes Wort zu viel. Der

Uebergang aus der alten in eine neue Zeit hat sich im christlichen Orient mehr innerlich vollzogen; bei einigem Nachdenken wird man sich sagen, daß er mit dem Uebergange aus dem Römischen in das Byzantinische zusammenfallen muß.

Ehe wir diesen Zeitpunkt bezeichnen, möchte ein Wort darüber, was denn eigentlich Byzantinisch ist, am Platze sein. Byzantinisch beliebt man alles das zu nennen, was sich von da an ereignet hat, wo Byzanz aufhörte Byzanz zu heißen. Die landläufige Vorstellung vom byzantinischen Reiche ist die, daß es ein altersschwacher Staat gewesen sei, gestützt von feilen Beamten und feigen Soldaten, dem die Nachbarn mit langsamer Stetigkeit eine Provinz nach der andern entrissen und der doch weder zu leben noch zu sterben vermochte. Beim Philologen pflegt sich dieser Anschauungsweise eine gewisse selbstgefällige Dankbarkeit gegen die Vorsehung beizumischen, welche die tausendjährige Stagnation des byzantinischen Reichs eigens deshalb durch eine beispiellose Kette unverdienter Glücksfälle vor dem Uebergehen in Fäulniß bewahrt habe, um uns zur rechten Zeit die Schätze des griechischen Alterthums zu überliefern und zugleich Schulmeister, um die blondhaarigen Barbaren des fernen Westens in den richtigen Gebrauch der Partikel ἂν einzuweihen.

Das naive Kopfzerbrechen, wie ein so gearteter Staat so lange habe bestehen können, erinnert mich immer an die vom Kurfürsten Karl Theodor gestellte Preisfrage, warum Wasser mit einem Fische nicht mehr wiege als Wasser ohne einen Fisch. Bekanntlich gingen verschiedene Lösungen ein, bis den Preisbewerbern zu ihrem großen Verdruß eröffnet ward, daß die Voraussetzung eine fälschlich erfundene sei. Die Nachbarn haben hinreichende Gelegenheit gehabt, in dem östlichen Römerreich auch in byzantinischer Metamorphose noch das gräuliche Thier wiederzuerkennen, das eiserne Zähne hatte, um sich fraß und zermalmte und das Uebrige mit seinen Füßen zertrat*). Das byzantinische Reich war ein durch Wiedergeburt verjüngter Staat, der mit den Erfahrungen des Alters die Rührigkeit und Leistungsfähigkeit der Jugend verband. Verwaltung und Finanzen befanden sich mit seltenen Ausnahmen in guter Ordnung. Im Kriegswesen ward das überkommene altrömische Schema beibehalten, aber unermüdlich durch zeitgemäße Verbesserungen fortgebildet. Die Erfindung des griechischen Feuers hat bei weitem nicht so nachhaltig, aber viel unmittelbarer in die Kriegführung eingegriffen, als die des Schießpulvers, und noch in den letzten Zeiten des Reichs sind durch nach türkischem Muster eingerichtete leichte Reiterschwadronen unverhoffte Erfolge erzielt worden. Für den nöthigen Stoffwechsel im Staate ward durch das liberalste Herbeiziehen auswärtiger Capaci-

*) Das vierte Thier der danielischen Weissagung ist bekanntlich in der Apokalypse auf Rom bezogen worden.

täten auf administrativem und militärischem Gebiete gesorgt: man denke an den Perser Theophobos, an den Georgier Tornikios, vor Allem an die Schaaren von armenischen Adligen, die uns jedes Blatt der byzantinischen Geschichte in den einflußreichsten Stellen zeigt. Das militärische Rohmaterial fand in den ausgestoßenen Wildfängen des germanischen Nordens erwünschte Ergänzung. So kam es, daß die Byzantiner in Bezug auf Kriegskunst ihren Nachbarn überlegen geblieben sind bis zum Auftreten der Janitscharen. Der wohl eingerichtete Staatsmechanismus fand denn auch die geeigneten Spitzen. Es gibt nicht leicht eine Herrscherreihe, die bei solcher Länge eine solche Menge der ausgesprochensten Talente aufzuweisen im Stande wäre. In den großen Einbußen, die das Reich beim ersten Anprall der Araber erlitt, hat man einen der wesentlichsten Gründe für seine lange Dauer zu erkennen, indem der Verlust von Syrien, Aegypten und Afrika das Reich von heterogenen Bestandtheilen befreite und nur eine compacte, einheitliche Masse von romanisirten Griechen (in Sicilien und Unteritalien), Nationalgriechen und gräcisirten Thraciern und Kleinasiaten übrigließ. Abgesehen davon hat das byzantinische Reich bis auf die Angriffe der Normannen im elften Jahrhundert auf die Dauer keine erheblichen Gebietsschmälerungen erlitten, wohl aber eine Reihe glänzender und in der Mehrzahl nachhaltiger Eroberungen gemacht. Das sechste Jahrhundert sah die Reiche der Vandalen und Ostgothen seinen Anfällen erliegen, das zehnte Kreta, Cypern und den größten Theil von Syrien sammt der Hauptstadt Antiochien, das elfte das bulgarische und das großarmenische Reich. Die Wiedergewinnung Konstantinopels durch Michael Paläologos ist einer der spätesten und zugleich stärksten Belege für die katzenartige Lebenszähigkeit dieses Reiches. Von allen altrömischen Eigenschaften sind zwei den Byzantinern bis zuletzt geblieben: rastlose Begehrlichkeit und schwächeren Völkern gegenüber gewissenlose Nichtachtung der heiligsten Menschenrechte. Durch diese Eigenschaften haben die Byzantiner ein beträchtliches Capital soliden Hasses bei den übrigen christlichen Völkern des Orients angesammelt. Dasselbe mag unter dem gemeinsamen Drucke der Türkenzeit sehr zusammengeschmolzen sein; kommt aber erst einmal der classische Nachwuchs der Byzantiner, das verzogene Nesthäkchen der europäischen Diplomatie, in die Lage, von seiner vielbesungenen Freiheit den ihm gut dünkenden Gebrauch zu machen, den nämlich, welchen in sinniger Kürze ein ominöses altgriechisches Sprichwort schildert:

*Ἐλευθέρα Κόρκυρα· χέζ ὅπου θέλεις —**)

dann werden wir ja sehen, ob jenes Capital von Nationalhaß wirklich ganz aufgezehrt ist. — Wenn die Geschichte durch die lange Dauer des byzantini-

*) „Frei ist Korfu: sch— wohin du willst!"

schen Reichs der Nachwelt eine Lehre hat geben wollen, so kann es nur die sein, daß ein Staat für die höchsten Güter der Menschheit wenig oder gar nichts wirken und doch die heftigsten Stürme überdauern kann, vorausgesetzt, daß er nicht aus ungleichartigen, auseinanderstrebenden Bestandtheilen zusammengesetzt ist und die physischen Machtmittel: Finanzen und Heerwesen, nicht verkümmern läßt.

Den ersten Grund zu diesem in culturhistorischer Beziehung mit Recht, in politischer aber unverdienterweise geringgeschätzten Organismus hat Diocletian gelegt. Konstantin hat dessen Plan modificirt und durch Hineinziehung der christlichen Kirche erweitert. Die bedeutenderen unter den folgenden Kaisern haben jeder seinen Theil zum Ausbaue beigesteuert, den Schlußstein aber haben dem Ganzen erst Justinians Regierungsmaßregeln eingefügt. Der mit Bewußtsein und planmäßig gethäne Schritt vom Römischen zu dem, was wir Byzantinisch nennen, ist gleichbedeutend mit der Umbildung des unmöglich gewordenen Soldatenkaiserthums in eine Büreaukratie, mit der Einführung einer straffen Centralisation in allen Zweigen der Verwaltung, mit der endlichen Nivellirung der noch übrigen provinziellen Gegensätze. Hand in Hand damit ging, wie schon die Verlegung der Hauptstadt von Rom nach Nikomedien, dann nach Konstantinopel zeigte, eine Vertauschung der römischen Basis des Staates mit einer griechischen, oder richtiger gesagt, hellenistischen, die im Verlaufe endlich zur völligen Verläugnung des römischen Charakters führen mußte. In dieser Hinsicht ist von oben her einige Mal eingehalten worden; das Absterben der westlichen Extremitäten des römischen Reichs drängte aber mit Nothwendigkeit vorwärts auf der einmal betretenen Bahn. Justinian für seine Person hat das Lateinische als Regierungssprache noch beibehalten, wohl im Hinblick auf seine italischen Reunionspläne, wie die Sprache der Institutionen zur Genüge darthut: aber schon die Novellen sind griechisch, desgleichen die Gesetze aller seiner Nachfolger, und schließlich bewahren nur noch die Münzen ein seltsames Gemisch beider Sprachen.

Nicht durch ein bestimmtes Gesetz, aber in Folge der neuen Organisation ganz von selbst trat bei der Besetzung des Kaiserthrons eine wesentliche Veränderung ein. Von jetzt an bestimmte in der Regel jeder Kaiser vor seinem Tode seinen Nachfolger, der zu seiner Anerkennung der Bestätigung des Senats bedurfte; hatte er diese erlangt, so ward er den Rennbahnparteien vorgestellt und von diesen durch Acclamation angenommen: von einer Betheiligung der Armee an der Wahl ist in der nächsten Zeit keine Rede. Dieser Modus der Ernennung mußte unter der Regierung kräftiger Kaiser zur Bildung dauerhafterer erblicher Dynastien führen, nach denen das römische Reich in früherer Zeit vergeblich gestrebt hatte. Bis auf Justinians Zeit war der Thron meist mit romanisirten Barbaren aus den Grenzprovinzen besetzt worden: Mar-

cian und Anastasius waren Illyrier, Leo der Erste ein Thracier, Zeno gehörte dem rohen, mitten im Reiche seine Unabhängigkeit bewahrenden Volk der Isaurer an, Justin der Erste und sein Haus waren Slaven. Noch war damals die Entwicklung des neuen Beamtenstaates nicht abgeschlossen, noch konnte man handfester Krieger auf dem Throne nicht entrathen. Es war dies die Zeit, in der bulgarische Horden während mehrer Jahrzehnte die Balkanhalbinsel von einem Ende bis zum anderen durchstreiften, sogar Konstantinopel belagerten und Anstalt machten, sich in den besetzten Landstrichen dauernd niederzulassen, und es scheint in der That, als hätten die Bulgaren mehr als irgend ein anderes Volk auf die Mischung der neugriechischen Nationalität Einfluß gehabt. Möglich auch, daß schon damals sich Slaven im Gefolge der Bulgaren nach Hellas geschlichen haben; allein einen Zusammenhang zwischen diesem Umstande und der slavischen Herkunft Justinians anzunehmen, ist man nicht berechtigt. Eine ganz andere principielle Bedeutung hat die Erhebung des Tiberius zum Regenten und nach dem Erlöschen des justinischen Kaiserhauses 578 zum Kaiser: in seiner Person besteigt der erste Grieche den Thron der Cäsaren. Tiberius wiederum erkor sich zu seinem Nachfolger und Eidam den Mauricius aus der vollständig hellenisirten Provinz Kappadokien, deren Einwohner in der classischen Zeit als erprobte Chaisenträger, in der byzantinischen als geschmeidige Bureaukraten galten, denen um Carriere zu machen kein Mittel zu schlecht sei. Auch seine Wahl stand also in zweifacher Hinsicht in einer charakteristischen Beziehung zu dem von Justinian zum Abschluß gebrachten Regierungssystem. Es ist nun im hohen Grade merkwürdig, daß der späte syrische Chronist Gregor Barhebräus mit dem an der syrischen Historiographie öfters zu rühmenden gesunden historischen Sinn den zweiten Justin als letzten Kaiser der Römer rechnet und mit Tiberius das Reich der Griechen beginnen läßt. Für uns liegt in der That hier die Grenze zwischen Alterthum und Mittelalter, insoweit es sich um das oströmische Reich handelt.

Um dieselbe Zeit ging eine wichtige Vorhut des christlichen Orients verloren: das christliche abyssinische Reich in Südarabien ward 575 von den Persern erobert. Von den Zeiten Konstantins an war mit Jemen und Abyssinien ein ziemlich lebhafter Verkehr unterhalten worden; dieser hörte jetzt ganz auf und ist erst an der Schwelle der neuen Zeit von den Portugiesen wieder eröffnet worden. Noch verhängnißvoller war jener Schlag, insofern durch ihn die Hoffnung auf Diversionen von dieser Seite völlig abgeschnitten ward, die in den Stürmen, welche bald darauf von Arabien aus über das oströmische Reich hereinbrachen, sehr wichtig hätten werden können. Mit der Ermordung des Mauricius durch Phocas und der Regierung des Letzteren (602), einer blutigen Reaction der Militärpartei gegen das neue Regierungssystem, beginnt das große orientalische Drama, welches der erstaunten Welt zuerst eine beispiellose Macht-

entfaltung der persischen Macht unter Chosru Perwiz, dann nicht weniger unerhörte Erfolge der Oströmer unter Heraklius vorführt und mit dem jähen und schmählichen Zusammensturz beider Mächte unter dem Allahrufe einer Schaar gottbegeisterter Beduinen endigt. Den richtigen Abschluß bildet das Jahr 641, welches durch den Tod des Heraklius (der Syrien bereits preisgegeben hatte), den Verlust Aegyptens und die über Persiens Loos entscheidende Schlacht bei Nehawend ausgezeichnet ist.

Auch im Orient hat der große politische Umschwung seine Rückwirkung auf die Kirche geäußert: nicht blos durch den Massenübertritt zum Islam, sondern namentlich auch dadurch, daß die bis dahin von Konstantinopel aus mit Hülfe von Beamten und Soldaten niedergedrückten häretischen Kirchen der Nestorianer und besonders der Monophysiten nunmehr ihr Haupt neben und unter dem Schutze der Araber über die heilige orthodoxe anatolische Kirche erheben und alle Aussichten des Patriarchen von Konstantinopel auf eine der des römischen Bischofs analoge Weltstellung für immer zu Nichte machen.

Nun noch ein Wort über die Literatur. Es ist in der Natur der Sache begründet, daß im Abendlande, wo es sich um das Uebergehen der Herrschaft von den Römern auf die Germanen handelt, das Ende der alten Geschichte im Wesentlichen auch das Ende der alten Literatur sein muß. Hier ist denn auch das Grenzjahr 476 als unhaltbar allgemein preisgegeben und vielmehr etwa die Mitte des sechsten Jahrhunderts als Endpunkt angenommen worden. Es liegt auch auf der Hand, daß eine Grenzlinie nicht richtig gezogen sein kann, durch welche zwei so echtrömische Erscheinungen wie Boëthius und Cassiodor, durch welche die die Entwicklung auf den betreffenden Gebieten abschließenden, den folgenden Jahrhunderten zur alleinigen Richtschnur dienenden Werke eines Priscian in der Grammatik, eines Isidor im encyklopädischen Fache, vor Allem aber das Corpus juris von der römischen Literatur ganz ausgeschlossen werden.

Am schärfsten läßt sich die alte und die neue Zeit auf dem Gebiete der Geschichtschreibung auseinanderhalten, auf welche die politischen Veränderungen am unmittelbarsten rückwirken. Die Männer, welche man an die Spitze der mittelalterlichen Geschichtschreibung zu stellen pflegt, Cassiodor und sein Epitomator Jordanes (551), Gildas der Weise (559), Gregor von Tours (593), Isidor von Sevilla (628), sind vielmehr in ihren Ländern die letzten Vertreter des Alterthums; sie stehen in ihrer Anschauungsweise, wenn auch der Satzbau und die historische Conception die einbrechende Nacht genügend verräth, noch ganz auf römischem Boden, und sind auch ihrer Nationalität nach alle wenigstens von der einen Seite her Romanen. Die Keime der mittelalterlichen lateinischen Historiographie liegen nicht hier, sondern in den im Frankenreiche mit dem achten Jahrhunderte beginnenden Klosterannalen, die, anfangs äußerst mager und unvollständig, sich mit der Zeit immer mehr erweitern. Einen

mächtigen Impuls erhielten diese noch in ihrer Kindheit befindlichen historischen Studien von den angelsächsischen Klöstern aus, wo man zuerst wieder auf die Classiker zurückging. Dort entstanden die für das ganze Mittelalter maßgebenden Arbeiten des Beda, von dort verbreitete sich die Bekanntschaft mit Geschichtschreibern des Alterthums nach dem Karolingerreiche, unter deren Einflusse die Werke des Paulus Diaconus und Einhard entstanden sind. Mit Gregor steht der Letztere in keinem nachweislichen Zusammenhange: sein Leben Karls ist durchaus Renaissance. Zwischen dem Beginn jener klösterlichen Annalistik und dem Untergange der antiken Geschichtschreibung liegt ein volles Jahrhundert, aus welchem uns nur der barbarische Fredegar und die Gesta regum Francorum dürftige Kunde bewahrt haben. Diese gähnende Kluft ist ein sprechendes Zeugniß dafür, daß hier zwei Weltalter sich scheiden.

Der Schluß der griechischen Literaturgeschichte wird einstimmig erst mit 1453 gemacht. Folgerichtigerweise müßten aber dann auch alle Werke der Neugriechen bis dahin, wo sie aufhörten sich auf wissenschaftlichem Felde einer anderen als der Volkssprache zu bedienen, also bis in verhältnißmäßig sehr neue Zeit, in einer griechischen Literaturgeschichte Aufnahme finden; denn zwischen Byzantinern und Neugriechen ist kein Unterschied. Meiner Ueberzeugung nach gehört die byzantinische Literatur nicht in eine griechische Literaturgeschichte, wenn auch der Uebergang aus dem Alterthum in das Mittelalter hier kein so schroffer ist wie im Abendlande. Der Schritt vom Griechischen zum Byzantinischen ist in der Hauptsache gleichbedeutend mit der Vertauschung des heidnischen Standpunkts mit dem christlichen. Dieser Schritt ist in der Literatur viel später gemacht worden als in Staat und Kirche, und man würde sehr irren, wenn man mit Konstantin die byzantinische Literatur beginnen ließe. Die Grenze fällt vielmehr mit den oben angedeuteten großen politischen Veränderungen zusammen: das Ende der griechischen Literatur erfolgte mit dem Schlusse des sechsten Jahrhunderts. Am deutlichsten springt der Abschnitt bei der griechischen Philosophie in die Augen: die letzten neuplatonischen Philosophen, ein Damascius und Simplicius, lebten unter Justinian und erhielten durch den Edelmuth des Chosru Nuschirwan, der ihre Restitution zu einer Bedingung des Friedens mit den Römern machte, Duldung bis an ihr Ende, welches zugleich das der heidnischen Philosophie war. Aber auch die christliche Philosophie hörte im Orient um dieselbe Zeit auf. Joannes Philoponos, ein wenigstens durch classische Gelehrsamkeit ausgezeichneter Erklärer des Aristoteles, dessen langes Wirken sich von Justinian bis in das siebente Jahrhundert hinein erstreckt, hatte noch den Muth, den Gedanken der Dreieinigkeit bis in seine letzten Consequenzen durchzudenken, und selbstverständlich den Erfolg, in den Ketzerverzeichnissen mit einem ungewöhnlich schwarzen Striche aufgeführt zu werden. Die heilige orthodoxe anatolische Kirche, die auf dogmatischem Gebiete

in dem 631 auftauchenden Monotheismus bald auch ihren letzten Gegner überwand, konnte fortan selbständiger Denker entrathen und sich ganz auf sich selbst zurückziehen. Wie leicht es war, innerhalb derselben ohne großen Aufwand von Denken große Berühmtheit zu erlangen, beweisen die Erfolge der frommen Röhrwasserberedtsamkeit des Joannes Mansur von Damaskus, des Vertheidigers der Bilder gegen den Kaiser Konstantin Kopronymos. Um sich die Bedeutung des sechsten Jahrhunderts als Wendepunkt zweier Literaturen recht zu vergegenwärtigen, blicke man auf die Dionysiaka des Nonnus oder eines der späteren Gedichte der ägyptischen Dichterschule aus dem fünften Jahrhundert, mit ihren sorglich gefeilten Versen, in deren Bau selbstgeschaffene Schwierigkeiten mit Meisterschaft überwunden werden, strotzend von antiquarischer Gelehrsamkeit und phantastischem Inhalt, und vergleiche damit die hüpfenden Verschen der Anakreonteen, oder gar die zwei an Form und Inhalt gleich leicht wiegenden jambischen Gedichte, in denen Georg der Pisidier das göttliche und das menschliche Hexaëmeron besang, nämlich den sechsjährigen Feldzug des Heraklius gegen die Perser, den die geschmackvollen Höflinge mit dem sechstägigen Schöpfungswerk verglichen! Oder man denke an das geographische Werk des Alexandriners Pappus aus dem Ende des vierten Jahrhunderts, von dem wir uns durch den Auszug des Moses von Chorene noch eine Vorstellung machen können, in welchem die Geographie rein theoretisch, auf mathematischer Grundlage und durchaus im Anschluß an die gute Tradition des Alterthums behandelt war, und man halte dagegen „des Christen Topographie" von Kosmas aus der Mitte des sechsten Jahrhunderts, in welcher die Umkehr der Wissenschaft mit einer selbst an einem ägyptischen Mönche bewundernswerthen Ignoranz in den ersten Grundbegriffen und mit einer rücksichtslosen Gründlichkeit durchgeführt worden ist, die selbst den unbescheidensten Forderungen der Orthodoxie des neunzehnten Jahrhunderts genügen dürfte — in welcher aber auf der anderen Seite der Gebrauch, den der weit herumgekommene Verfasser von seiner Autopsie macht, von dem Bestreben zeugt, die Geographie wieder in nähere Beziehung zum praktischen Leben zu setzen.

Auf keinem Gebiete tritt der Umschwung der Geister, der sich auch im Orient endgiltig im sechsten Jahrhundert vollzogen hat, so offen zu Tage als in der Geschichtschreibung, an der sich ein ganz analoger Entwicklungsgang verfolgen läßt wie im Abendlande. Die historische Kunst der Griechen hat während des fünften und sechsten Jahrhunderts in der von Eunapius begründeten historischen Schule, deren namhafteste Vertreter Zosimus, Olympiodor, Priscus, Eustathius, Procopius, Agathias, Menander und Theophylaktus Simokatta sind, eine schöne Nachblüthe erlebt. Ein Vorzug dieser Schule ist ihr echt geschichtlicher Sinn, ihr unerschrockenes, rastloses Bemühen um richtige Information, welches auch den altgriechischen Hochmuth den Barbaren gegen-

über bei Seite setzt, und es nicht verschmäht, von wohlunterrichteten Persern sich Aufschlüsse über Haupt- und Staatsactionen ihres Reichs in die Feder dictiren zu lassen oder armenische Quellenwerke im Originale zu studiren; ihre Genauigkeit in der Wiedergabe deutscher uud persischer Namen werden die Zeitgenossen schwerlich zu würdigen gewußt haben, für uns ist sie unschätzbar. Sie befleißigen sich ferner großer Sorgfalt in Beschreibung der Localitäten, auf denen die Ereignisse spielen, und schalten mit Vorliebe geographische und ethnographische Skizzen ein. Noch bemerkenswerther ist ihr Streben, der Geschichtsdarstellung einen möglichst urkundlichen Charakter zu verschaffen: in größerer Anzahl als irgend einer ihrer Vorgänger theilen sie Actenstücke, Briefe, Gesandtschaftsberichte u. s. w. mit. In diesem löblichen Eifer sind sie freilich nur zu oft der Versuchung erlegen, in diplomatischen Durchstechereien das eigentliche Getriebe der Weltgeschichte zu erblicken; und wie wenig sie ihre kritische Methode an dem Klatsch der Antichambre bethätigten, davon sind die Anekdota des Procopius ein laut redendes Beispiel. Mit den Geschichtschreibern des classischen Alterthums sind sie ohne Ausnahme wohlvertraut und nehmen sich dieselben zum Muster, in einem Grade, der ihrer Darstellung wenig zum Vortheil gereicht. Ihre Achillesferse ist der gesuchte, prunkvolle Stil, der bei Allen in Manier, bei Vielen in Geschmacklosigkeit, bei Theophylaktus in unverständlichen Schwulst ausartet. Den Vergleich mit Herodot oder Thucydides, den sie nachäffen, oder auch nur den mit Polybius halten sie nicht aus; aber den besten der späteren griechisch-römischen Historiker darf man sie getrost zur Seite stellen: Schönrednern wie Herodian sind sie an Ernst der Forschung sogar weit überlegen. Mit ihrer Haupttugend, der Objectivität, hat es freilich eine eigne Bewandtniß. Sie stehen mit ihren politischen Anschauungen und Sympathien auf dem Boden der ersten drei Jahrhunderte des Kaiserreichs; dem unter ihren Augen sich vollendenden Beamtenstaate stehen sie nicht feindlich, aber gleichgiltig gegenüber. Die älteren Vertreter der Schule waren sämmtlich Heiden, der geistvolle Eunapius sogar ein fanatischer Heide; da offene Ausfälle gegen die Staatsreligion immer gefährlicher wurden, so kam man mehr und mehr dahin überein, das Christenthum als etwas, das ist, zu nehmen, es, soweit es irgend ging, zu ignoriren und als ein Institut zu behandeln, welches zu discutiren unter der Würde der geschichtlichen Muse sei. Dieser von bedeutenden Männern wie Eunapius und Zosimus angeschlagene Ton ward, da die literarisch gebildeten Kreise auch damals noch vom Christenthum wenig berührt worden waren, für die Geschichtschreibung so maßgebend, daß auch die späteren christlichen Repräsentanten der Schule sich ihm nicht haben entziehen können: ihre kühl referirenden Notizen über kirchliche Dinge, die nicht allein im sechsten Jahrhundert die christliche Welt bewegten, haben mehr als Einen darunter bei neueren Forschern in den unbegründeten Verdacht heimlichen Heidenthums gebracht. Wohl das

Merkwürdigste ist, daß diese conventionelle Neutralität ihre Rückwirkung auch auf die Kirchenhistoriker ausgeübt hat: diesem Einflusse verdanken wir die in Anbetracht des Zelotismus der Zeit sehr unparteiisch gehaltenen Werke des Sokrates und Sozomenus, und das noch unparteiischere des Evagrius, bei dem freilich mitunter der Argwohn aufsteigt, ob uns nicht absichtlich die beschämendsten Seiten der Geschichte des Christenthums mit äußerlicher Betrübniß und innerlichem Behagen vor die Augen geführt werden*). Theophylaktus Simokatta schrieb bald nach 610, Evagrius 593; mit jenem hört die politische, mit diesem die kirchliche Geschichtschreibung völlig auf.

Um dieselbe Zeit aber fängt die byzantinische Chronikenliteratur an, deren ältester und culturhistorisch merkwürdigster Repräsentant Joannes Malala unter Justin dem Zweiten (565—578) schrieb, fast in jeder Beziehung das gerade Gegenstück der Schule des Eunapius. Diese Weltchroniken haben sich aus Stadtchroniken entwickelt und ihren mehr noch spießbürgerlichen als mönchischen Charakter nie verläugnet; der volksthümliche Ursprung und die Bestimmung für das Volk ist schon in der barbarischen, an lateinischen und syrischen Worten und Redewendungen der Septuaginta überreichen Sprache deutlich ausgedrückt, die aber dem Wortgeklingel der höheren Geschichtschreibung gegenüber etwas Erquickendes hat. Von historischer Kritik ist bei Malala und seinen Nachfolgern keine Spur: mit gleicher Gläubigkeit wird Wichtiges und Unwichtiges reproducirt, mit Vorliebe Theuerungen, Seuchen, Kometen und alle möglichen Portenta, Erbeben, Bauten, die Angelegenheiten der Rennbahn. Während Malala über viele der wichtigsten Ereignisse der Regierung Justinians, die er selbst mit erlebte, schweigt oder confuse Notizen gibt, widmet er dem gelehrigen Hunde eines fahrenden Italieners eine ganze Seite. Bemerkenswerth für den Einfluß des griechischen Romans sind die genauen Personalbeschreibungen der handelnden Personen, welche das ganze Buch durchziehen. Die Geschichte des Alterthums kennt Malala nur durch einen homöopathisch verdünnten Auszug aus Julius Africanus; von der römischen Republik weiß er buchstäblich nichts. Charakteristisch für seine correcte Gesinnung gegen das Kaiserreich ist seine Darstellung der älteren Kaisergeschichte, in der vielleicht aus pädagogischen Rücksichten die Loyalität in ein förmliches System gebracht ist: fast alle Kaiser sterben eines natürlichen Todes, wobei denn begreiflicherweise die Diagnose am häufigsten auf Blutsturz oder Bräune lautet. Während

*) Evagrius war nämlich ein Busenfreund des Patriarchen Gregor von Antiochien, der bei der vom Kaiser Tiberius gegen die syrischen Heiden eingeleiteten Untersuchung als heimlicher Heide stark compromittirt war und seine Rechtgläubigkeit durch einen Beweis erhärtete, dessen Bündigkeit den mit Lynchjustiz drohenden Antiochenern völlig einleuchtete, Andern aber vielleicht weniger einleuchten wird: er baute der guten Stadt Antiochien auf seine Kosten eine neue Rennbahn.

in der Darstellung der Zeitgeschichte das Interesse der Kirche hinter dem der Rennbahn zurücktritt, und man statt eines Stadtpredigers öfter einen Kutscher zu hören meint, verfolgt die ziemlich eingehende Darstellung der griechischen Mythologie und Heroengeschichte lediglich einen christlich-apologetischen Zweck: das euhemeristische System ist hier bis an die Grenze des Möglichen hin ausgebeutet, die Greuel des Heidenthums, namentlich die angeblichen Menschenopfer bei Städtegründungen, werden mit Vorliebe registrirt. Dieses merkwürdige Buch, das Bentley zur Folie einer seiner glänzendsten Schriften gemacht, an das er aber mit auffallender Einseitigkeit den ganz unhistorischen Maßstab eines strengen Classicismus gelegt hat, ist bis in das zwölfte Jahrhundert die Grundlage der byzantinischen Weltchroniken geblieben. Ein anderer Joannes aus Antiochien, der unter Heraklius schrieb, nahm die Chronik des Malala unter Ausmerzung der gröbsten historischen Verstöße und unter Hinzufügung von Auszügen aus Dio und Eutropius in die seinige auf; die derselben Zeit angehörende Osterchronik sorgte durch Hinzufügung von Consularfasten für einen nothdürftigen chronologischen Faden und verallgemeinerte den Inhalt durch Streichung des speciell auf Antiochien Bezüglichen und Einflechtung merkwürdiger Begebenheiten aus der Chronik von Konstantinopel. So oder so, bald in der ursprünglichen, bald in einer revidirten Gestalt, hat das Malala'sche Geschichtsschema trotz oder wegen seiner Dürftigkeit die byzantinische Annalistik bis auf Michael Glykas herab beherrscht, und erst unter den Komnenen und Paläologen nahm die Geschichtschreibung wieder einen höhern Flug, erlahmte aber bald, indem sie sich zu künstlicher Classicität hinaufschrauben wollte, unter dem Fluche, der auf allem Neugriechischen ruht: es ist eine Renaissance im übelsten Sinne des Worts, die unsere Theilnahme nur wenig zu fesseln im Stande ist.

Wie im Abendlande, so folgt auch im christlichen Orient auf das Erlöschen der altgriechischen Historik eine Lücke, aber nicht von einem, sondern von zwei vollen Jahrhunderten, für die wir buchstäblich nur zwei Geschichtsquellen haben, die dürre Mönchschronik des Theophanes und das überkurze und nicht einmal gut unterrichtete Compendium des Nicephorus, beide erst aus dem neunten Jahrhundert. Gewiß ist der Grund, daß uns über einen so wichtigen Zeitraum wie den der bilderstürmenden Kaiser alle gleichzeitigen Berichte fehlen, nicht in dem Verluste der Geschichtsquellen, sondern in dem unhistorischen Sinne der Zeit zu suchen. Wer je in der Lage gewesen ist, Untersuchungen über die spätere Kaisergeschichte anzustellen, wird es empfunden haben, daß man, selbst wo es sich noch um die Zeiten Diocletians oder Constantins handelt, nicht umhin kann, das Zeugenverhör bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts auszudehnen, ebensogut aber, daß man kaum jemals, nicht einmal in der Geschichte eines so späten Kaisers wie Justinian, nöthig

hat, über den angegebenen Zeitpunkt hinauszugehen. Diese Zeit empfiehlt sich also auch in praktischer Rücksicht besonders gut als Grenzscheide.

Es ergibt sich aus unseren Betrachtungen, daß die Grenze zwischen Alterthum und Mittelalter auf dem Gebiete des Staats, der Kirche und der Literatur nicht vor dem letzten Drittel des sechsten und nicht nach dem ersten Drittel des siebenten Jahrhunderts angesetzt werden darf, und zwar hat sich der Umschwung im Abendlande früher vollendet als im Orient. Die in dieser Hinsicht epochemachenden Ereignisse sind für das Abendland der Abschluß der italienischen Eroberungen der Langobarden 572, für das oströmische Reich die Thronbesteigung des Tiberius 578, für den eigentlichen Orient die Eroberung des persischen Reichs und Aegyptens durch die Araber 641. Das Angemessenste würde also sein, von Einzelheiten ganz abstrahirend das Jahr 600 als Grenze zu nehmen. Soll aber, da die Phantasie nun einmal ein greifbares Ereigniß braucht, eines der drei gewählt werden, so kann die Wahl nicht zweifelhaft sein: die wenn auch noch so große Bedeutung der Araber für das Mittelalter tritt hinter der der Germanen zurück. Wir entscheiden uns also für das Jahr 572, das sich auch noch dadurch empfiehlt, daß es in die nächste Nähe des Geburtsjahrs des Propheten fällt. Alfred v. Gutschmid.

Die Polen und die preußische Regierung.

Selten hat es zwei politische Factionen desselben Volkes gegeben, deren gegenseitiger Haß und deren verschiedene Zielpunkte so verhängnißvoll für die Sache ihres Vaterlandes wurden, als in Polen die der Conservativen und der Exaltirten. Mehr als einmal hat der Grimm innern Parteihasses ein lebendes Staatswesen zum Untergange gebracht, aber fast immer vermochte das größte nationale Unglück, fremde Knechtschaft, auch erbitterte Gegner zu gemeinsamen Maßregeln gegen den fremden Feind zu vereinigen. Das unabänderliche Schicksal der polnischen Parteien scheint zu sein, daß die Kinder desselben Landes einander die aufgehende Saat ihrer Hoffnungen niedertreten.

In Polen war seit dem Tode des Kaiser Nikolaus den Conservativen und Exaltirten die Hoffnung hoch gestiegen. Die Schwäche Rußlands trat sehr auffällig zu Tage, die größten socialen Umwälzungen hatten vom weißen bis

zum schwarzen Meer begonnen, der Krimkrieg, der italienische Krieg, die Bewegungen in den Donauländern füllten die Phantasie der Jugend und eröffneten eine Menge von Perspectiven, gerade so glänzend und unsicher, wie sie ungeduldigen Politikern am meisten zu behagen scheinen. Beide polnische Parteien machten in dieser Zeit Fortschritte, beide schieden sich in Zweck und Mitteln weiter von einander als je, in beiden wuchs Argwohn und Haß, womit die Gegner betrachtet wurden.

Die polnische Aristokratie sah plötzlich in erreichbarer Nähe, was unter Kaiser Nikolaus Phantasiebild Einzelner gewesen war: ein selbständiges Polen mit eigener Verwaltung und nationalem Heer, nur durch Personalunion mit Rußland verbunden. Vielleicht war es sogar möglich, die oberste Leitung des Reiches in Warschau zu fixiren, und aus dem Vicekönigthum eines kaiserlichen Prinzen eine Secundogenitur zu bilden. Man wußte aus der Regierungszeit des verstorbenen Großfürsten Konstantin, daß es keine unüberwindlichen Schwierigkeiten gehabt hatte, einen widerwärtigen Czarowitsch in einen warmen Polen zu verwandeln, und man durfte hoffen, daß einem solchen Polenreiche die Gelegenheit nicht fehlen werde, sich von dem in seinen Grundfesten erschütterten Rußland so weit abzulösen, als vortheilhaft wäre. Wie klug und erfolgreich die Partei bis zum Beginn dieses Jahres operirt hat, ist bekannt. Die Schwierigkeit, das auffässige Polen von Petersburg aus zu regieren, erwies sich im letzten Herbst den Russen fast unüberwindlich. Es war damals zu Petersburg auch in der Nähe des Kaisers eine verbreitete Ansicht, daß man Polen auf die Länge nicht festhalten werde. Einer der russischen Generäle nach dem andern hatte sich als unbrauchbar erwiesen. Der Großfürst, dessen die Polen bedurften, war ihnen als Statthalter gesandt. Ein entschlossener Vertreter der conservativen Partei, Marquis Wielopolski, war Rathgeber des Großfürsten und Leiter der innern Verwaltung geworden, geräuschlos und systematisch arbeitete er an der Emancipation des polnischen Elementes. Die Russen wurden so viel als möglich aus den Beamtenstellen entfernt, — wozu die Unfähigkeit der Mehrzahl genügenden Vorwand gab —, der Großfürst wurde für seine hohe Aufgabe — noch ist unbekannt wie weit — gewonnen. Zuletzt wurde sogar in der innern Verwaltung die polnische Sprache wieder eingeführt. Die Russen waren thatsächlich bereits aus dem Lande gedrückt, selbst ein Theil des Heeres bestand, wie verlautet, aus Polen unter Polnischgesinnten. Nie war Polen, etwa eine kurze Zeit vor der Thronbesteigung des Kaiser Nikolaus ausgenommen, einer friedlichen Emancipation so nahe als in diesem Winter. Und mit Stolz durften sich die Führer der aristokratischen Partei sagen, daß sie durch eine Politik, wie sie der Aristokratie des civilisirten Europas jetzt nicht mehr möglich wäre, ihrem Vaterlande die einzige unter den gegebenen Verhältnissen erreichbare Selbständigkeit eingeleitet hatten, eine Selbständigkeit-

deren Princip war, nach Außen so lange als nöthig für russisch zu gelten, im Innern sich von den Russen zu scheiden. — — Und diese Politik hatte für Polen die höchste Berechtigung. Allerdings war der Hintergedanke der thätigsten Parteiführer ein Staat, in welchem die Aristokratie des Landes unter den Formen einer modernen Verfassung regierte. Aber eine solche Herrschaft ist nach europäischen Begriffen für die Slavenländer noch auf Jahrhunderte Bedürfniß. Es gibt dort keinen Mittelstand, es gibt dort kein Bürgerthum im Sinne unserer Cultur, der Bauer ist ein Sklave, auch der kleine Edelmann nur zu häufig verkümmert und verdorben. Und mit den Führern der aristokratischen Partei ist die Mehrzahl des großen Adels, die Mehrzahl der hohen Geistlichkeit enge verbunden, sie sind, so bald die Russen entfernt sind, die gebotenen Herren des Landes.

Aber wie gescheit und verdeckt diese Aristokraten auch handelten, und wie souverän ihr Einfluß in ruhigen Zeiten auf die Bevölkerung sein könnte, es ist ihr Fluch, daß sie nicht die Fähigkeit haben, ein rohes, der Aufregung bedürftiges Volk zu erwärmen und durch die einzigen Impulse zu führen, welche den Unwissenden in den Kampf treiben, durch Erregung seines religiösen und politischen Fanatismus. Sie beherrschen nicht die Gemüther der Menge, und nicht, was dort öffentliche Meinung genannt werden kann, ja sie selbst sind deshalb in drückender Abhängigkeit von einer anderen Gewalt, die sie insgeheim beargwöhnen und verachten, von der sie selbst beargwöhnt und gehaßt werden. Die exaltirte Partei in Polen stellt die bunteste Mischung von Contrasten dar. Emigranten, welche im Ausland ihre patriotische Stimmung zu einem fanatischen Haß gegen Russen und Deutsche gesteigert haben, junge Enthusiasten, welche stolz darauf waren, die rothe Blouse Garibaldis zu tragen, durchgewetterte Abenteurer, die im ungarischen Feldzug, in der Krim, in Italien, in Amerika den Schlachtfeldern zugezogen sind, hirnverbrannte Socialisten und ruchlose Verschwörer, welche Orsinis Bombe und ein vergiftetes Dolchmesser für die letzte Waffe der Freiheit halten; junge Schriftsteller mit französischer Bildung, welche für den Constitutionel und die Glocke von Herzen geschrieben haben, warme Patrioten, denen das Herz gegen die Rohheiten und Laster der russischen Beamten empört ist, fanatische Dorfpfaffen, denen die Mütze russischer Popen tödtlich verhaßt und eine bewaffnete Procession des Jahres 1848 die größte Erinnerung ihres Lebens ist, die kurzsichtige, aber begeisterte Jugend polnischer Schulen und Universitäten. Wenn es möglich wäre, einen politischen Katechismus aus den verschiedenen Elementen dieser Partei zusammenzustellen, er würde eine tolle Mischung von ehrlichen patriotischen Wünschen und den verrücktesten Vorstellungen über Verfassung und Zukunft des neuen Polenreichs enthalten. Aber wie phantastisch und verdorben auch das politische Credo einer großen Anzahl dieser Exaltirten ist, sie halten

den Verschwörungsapparat mit allen seinen italienischen Erfindungen in kundiger Hand, sie verstehen die Neigungen des Volkes zu dramatischen Emotionen zu befriedigen, sie beherrschen die öffentliche Meinung mit einem Terrorismus; dem sich auch die aristokratische Partei fügen muß. Trauerkleider, Processionen, Singen polnischer Lieder, zwangsweises Erheben von Geldbeiträgen, geheime Druckerstätten, Spionage, geheime Gesellschaften mit verschiedenen Graden und Geheimlehren, alle diese Mittel wurden seit dem Regierungsantritt des Kaisers Alexander allmälig in Warschau ausgebreitet und mit großer Virtuosität gehandhabt. Die aristokratische Partei brauchte die steigende Erregung des Volkes für ihre Zwecke, sie war aber auch genöthigt, diesem Treiben nachzugeben, wo sie es für gefährlich hielt und doch nicht hindern konnte. In den letzten Wochen ist auch in deutschen Blättern der Argwohn ausgesprochen worden, daß die Mordversuche an dem Marquis Wielopolski seine eigene Erfindung seien! Sollen auch die Attentate auf den Großfürsten Konstantin als kluge Dichtungen des kaiserlichen Prinzen hinweg erklärt werden? Daß beide den kurzsichtigen Fanatikern tödtlich verhaßt waren, ist ebenso unzweifelhaft, als daß Mitglieder des Revolutionscomité genau den Grad von politischer Sittlichkeit besitzen, dessen sich Ravaillac erfreute, durch den Orsini in unsern Tagen die Bewunderung von Narren und Schurken für sich gewann.

Die conservative Partei aber wollte trotz Sorge und Haß die Revolutionsmänner zum Herausholen einiger feurigen Kastanien benutzen, und wenn die gefährlichen aber unvermeidlichen Dienste gethan wären, mit ihr kurze Abrechnung halten. Die Führer des Adels wußten seit einem Jahre, daß die Revolutionspartei einen Aufstand vorbereitete, sie hatten dabei Alles für sich und ihr Polen zu fürchten, aber es war ihr Verhängniß und das Verhängniß ihres unglücklichen Vaterlandes, daß sie nur mit halber Kraft den Verschwörern, welche die öffentliche Meinung tyrannisirten, entgegentreten konnten.

Als die Anzeichen eines bevorstehenden Ausbruchs in Petersburg drohend wurden, beschloß die Regierung, durch eine große Aushebungsrazzia der Verschwörung zuvorzukommen. Wir wissen nicht, wie weit die Führer der aristokratischen Partei in der Stille bei dieser Maßregel betheiligt waren. Es lag in ihrem höchsten Interesse, einen Aufstand zu verhindern, sie können sich aber auch die Gefahr nicht verborgen haben, daß gerade die Aushebung eine verzweifelte Empörung des Landes hervorrufen und dadurch ihre eigene politische Thätigkeit in Frage stellen könne. Gleichviel aber, ob die Razzia durch Wielopolski begünstigt oder nothgedrungen unterstützt wurde, sie wurde verhängnißvoll auch für die aristokratische Partei der Polen. Gerade die Mittel, durch welche man eine allmälige Ablösung von Rußland bewirken wollte, die massenhafte Einführung polnischer Beamten, erwies sich als die beste Unterstützung

des Aufstandes, und die russische Regierung mußte allerdings sehr mißtrauisch gegen eine Verwaltung werden, welche — wenn auch wider ihren Willen — dergleichen Unterstützung des Aufstandes möglich gemacht hatte.

So wird in diesem Augenblick in Polen die aristokratische Partei durch die demokratische und diese durch jene in das Verderben gezogen. Auf beiden Seiten kämpfen Intriguen und Waffen, für welche wir eine warme Theilnahme nicht zu empfinden vermögen.

Freilich ebensowenig gegen das hunnische Verfahren der Russen.

Mit dieser Sachlage in Polen contrastiren auffallend die Zustände in Galizien und Posen. Galizien ist jetzt, ohne Zweifel, die loyalste Provinz des Kaiserstaates. Durch die scheußlichen Metzeleien des Jahres 1845, welche die östreichische Regierung damals mit macchiavellistischer Politik nicht nur zuließ, sondern sogar in den Hauptmördern belohnte, ist die Kraft des Adels gebrochen, der Bauer dadurch und durch die folgende radicale Aufhebung seiner Servituten in einen vertrauten Anhänger der Regierung verwandelt, die katholische Geistlichkeit steht dort nicht einer ketzerischen Landesregierung gegenüber, auch die entfernteren Gefahren, welche die ruthenische Bevölkerung durch ihre Hinneigung zu Rußland bereitete, sind bei der gegenwärtigen Lage des Nachbarreiches in weite Ferne gerückt. Der Gutsbesitzer ist jetzt froh, allmälig wieder freie Feldarbeiter für seine Flur zu finden, einige gute Ernten haben ein Gefühl von Behagen in die Landschaft gebracht, Handel und Verkehr beginnen sich dort, wenn auch langsam, zu heben. In Lemberg trauern alle Damen von polnischer Familie, auch Deutsche, welche sich des Vorzugs erfreuen, dazu gerechnet zu werden, mit hochherziger Ausdauer in Schwarz, Gymnasiasten und Studenten tragen leidenschaftlich an Busennadeln und Hemdenknöpfen die polnischen Farben, verpönte polnische Lieder werden, so oft die Begeisterung gemüthlich hervorbrechen will, gesungen, und die elegante Jugend übt nach diesen Richtungen in der Gesellschaft strenge Polizei. Aber über Trauerbälle und Trauerdiners kommt dort der Patriotismus nicht hinaus, die Deputirten des Landes stimmen wie ein Mann für die Regierung, das große Terrain ist für die Polen todt und verloren. Und diese Sicherheit erklärt das Verhalten der östreichischen Regierung, deren höchster Gesichtspunkt gegenwärtig ist, gute Wirkungen auf Europa hervorzubringen und vortheilhaft von den selbstmörderischen Versuchen der preußischen Regierung abzustechen.

Die Provinz Posen ist nicht mehr ein Land der Polen oder Rothreußen wie Galizien, sie ist ein deutsches Colonistenland, in welchem der Kampf zweier grundverschiedener Bildungen und Racen allerdings noch nicht ausgekämpft ist, die Ueberlegenheit des deutschen Elements aber mit jedem Jahre sichtbarer hervortritt. Auch in den Kreisen mit vorwiegend polnischer Bevölkerung haben die Fortschritte, welche die Colonisation seit dem Jahre 1848 gemacht hat, den

Polen nahe gelegt, daß eine Erhebung keine andere Folge haben könnte, als ihrer Nationalität den letzten Stoß zu geben. Dazu kommen eigenthümliche Verhältnisse. Wenn die gegenwärtige preußische Regierung etwas besser über die Stimmungen und Zustände ihres eigenen Staates unterrichtet wäre, würde sie wissen, erstens, daß Posen seit Jahren von den Polen als ein letztes Asyl betrachtet worden ist, wo sie gern einen Theil ihres Vermögens anlegen, wohin sie für den Fall einer Krisis Familien und Capital bei Verwandten und Freunden zu sichern haben. Die geordneten Zustände der Justiz, die bis jetzt angenommene Sicherheit der Person und des Eigenthums, so wie die Unmöglichkeit dort einen Krieg zu etabliren, legten diese Verwerthung nahe. Ferner aber neigt der polnische Adel Posens zum großen Theil der aristokratischen Partei Polens zu, und Gnesen darf als eine Hauptfestung dieser Fraction betrachtet werden, deren stilles Princip ist, dem gegenwärtigen Aufstand keinen Vorschub zu leisten, so lange das ohne große Gefahr vermieden werden kann. Bereits sind die katholischen Geistlichen, die Hauptagitatoren, in diesem Sinne von ihrem Erzbischof unterwiesen worden. Es ist deshalb auch für Posen bei der gegenwärtigen Insurrection nicht nur keine Gefahr, sogar keine ernste Unruhe zu befürchten.

Der Aufstand in Polen selbst scheint nach den Nachrichten dieser Tage im Erlöschen, freilich ist bei dem dünn bevölkerten Land und einer culturarmen Bevölkerung darauf nicht mit Sicherheit zu bauen. Das Feuer mag einmal gedämpft, plötzlich an anderer Stelle wieder hell aufschlagen, Monate mögen vergehn, bevor die Ruhe wieder hergestellt ist. Den Russen wird es schwer, mit einem Heere, welches seit sieben Jahren nicht rekrutirt und gegenwärtig in Rußland selbst überall nothwendig ist, der Bewegung Herr zu werden. Aber das Schicksal des Aufstandes ist doch nach menschlicher Berechnung besiegelt, wenn nicht die Schandthaten des russischen Heeres in dem verzweifelnden Volk neue Kräfte zum Kampfe rufen. Denn die Mehrzahl der größeren adligen Edelleute würde nur durch übermächtige Entwickelung der Kampfstimmung gezwungen an einer Insurrection Theil nehmen, welche sie in der Stille als das größte Unglück Polens verdammt.

Dem Deutschen ist nicht zweifelhaft, wie er den Kampf in Polen anzusehn hat. Der Pole, welcher deutsch versteht und der deutschen Sprache einen guten Theil von dem verdankt, was er als seine Bildung und seinen Wohlstand betrachtet, heuchelt ein Nichtverstehn unserer Sprache; seit länger als einem Jahre ist, wer in Warschau deutsch spricht, der friedlichste Bürger, auch der Fremde, welcher auf den Schutz des Gastrechts Anspruch hat, keine Stunde sicher, von einem übermüthigen Haufen beschimpft und thätlich gemißhandelt zu werden. Viel tiefer als der Haß gegen die Russen nistet in dem exaltirten Polen der Haß gegen das deutsche Wesen. Und nicht ohne einigen Grund, wie thöricht

sich dieser Haß auch äußert. Denn wir Deutsche sind nicht Feinde, aber siegreiche Gegner der polnischen Art. Wir sind in einem langsamen, aber unaufhaltsamen Fortschritt gegen Osten begriffen, größere Ausdauer und Arbeitskraft, festere Mäßigung und festere Moral haben uns überall, wo Race an Race stieß, ihnen überlegen gezeigt. Unsere Vorfahren haben in den rohen Anfängen des polnischen mittelalterlichen Staats unter den Fremden den besten Theil der Städte gegründet, sie zuerst haben barbarische Häuptlinge mit deutscher Industrie und deutschem Geld bekannt gemacht. Wir haben in späterer Zeit von den verwüsteten menschenleeren Polenlandschaften so viel besetzt, als nothdürftig nöthig war, eine sechshundertjährige deutsche Cultur an der Ostsee zu schützen. Noch heute stehen die Polen in jeder Richtung des Erwerbs und Verkehrlebens unter dem Einflusse unserer Thätigkeit und Industrie. Es liegt sehr in ihrem Wesen, gegen diese Ueberlegenheit, welche zum großen Theil auf einer Schwäche des slavischen Naturels fußt, aufzubäumen. Wir erwiedern ihren Haß nicht, aber wir haben keine Sympathien für ihr politisches Treiben. Wenn sie sich tapfer gegen Uebermacht schlagen, werden wir ihnen den Antheil gönnen, den der muthige Krieger auch von Fremden zu fordern hat; wo unsere menschliche Empfindung durch die Barbarei der Kosaken aufgeregt wird, oder wo wir persönlich in die Lage gesetzt sind, das Schicksal eines Flüchtlings an der Grenze zu mildern, da werden wir nicht daran denken, wie sie in friedlicher Zeit zu Warschau deutsche Landsleute geschmäht, bedroht, geschlagen haben. Aber wir werden nicht vergessen, daß es ihr Schicksal ist, uns, die Stärkeren zu Gegnern zu haben, und wir werden unsere Würde nicht so vergessen, daß wir ihre Verschwörungen als eine Sache betrachten, welche mit unserem kaltblütigen, ehrlichen, vernünftigen Kampf nach größerer Freiheit und Einheit irgendwie nahe verwandt ist.

Für den deutschen Politiker aber hat der gegenwärtige Aufstand der exaltirten Partei an sich keine große Bedeutung. Diese Unglücklichen, Begeisterte und Verschwörer, sind ganz darnach angethan, ohne Erfolg für ihre Sache unterzugehen. Ob sie den Stahl mit Strychnin bestreichen oder in den Kaffeehäusern von Paris und Neapel umherlungern, oder als wackere Jungen auf dem Schlachtfelde fallen, sie scheinen bestimmt zu vergehen, wie der Schaum einer Brandung. Sie sind unfähig, einen polnischen Staat zu gründen. Weit wichtiger für uns ist die Partei, welche nach polnischen Verhältnissen in Wahrheit die nationale genannt werden muß. Wenn die Exaltirten in den benachbarten Slavenländern nur Verwirrung hervorzubringen vermögen, Schwächung der Polen, Schwächung der Russen, so vermöchte dagegen die aristokratische Partei sehr wohl innerhalb der Grenzen von 1815 einen polnischen Staat einzurichten. Und dieser Staat, durch deutsches Land von der See abgeschnitten, und deshalb als Freund und als Feind auf unsere Cultur angewiesen, würde für Deutschland nach mehr als einer Rücksicht eine freundliche oder feind-

liche Bedeutung gewinnen. Und die Erwägung, ob wir einen solchen Staat im preußischen und deutschen Interesse zu wünschen haben oder nicht, ist geeignet, ernste Männer zu beschäftigen.

Die Convention, welche die preußische Regierung mit Rußland abgeschlossen hat, zeigt freilich, daß das gegenwärtige Ministerium weder diese noch andere weit näher liegende Erwägungen anzustellen geneigt war. Was von dieser „Militärconvention“ bis jetzt auf officiellem Wege bekannt wurde, gibt die schmerzliche Ueberzeugung, daß die bestehende Regierung Preußens einen Fundamentalsatz des Staatsrechts, die erste Pflicht und das erste Ehrenrecht der Landesregierung unbeachtet gelassen hat. Jede Regierung hat vor andern Aufgaben die, nach Kräften zu verhindern, daß in ihrem Lande bewaffnete Fremde Gewaltthat üben. Lange bevor die Anfänge von dem, was jetzt Völkerrecht heißt, niedergeschrieben waren, galt die Grenze für eine heilige Schranke, deren Ueberschreitung durch Bewaffnete mit jedem Machtmittel abgewehrt werde müsse. Vermochte eine Regierung nicht das Eindringen fremder Bewaffneter zu verhindern oder zu strafen, so galt das von je für ein Zeichen ihrer Ohnmacht. Daß aber eine Regierung das eigene Land, den Grund, auf dem die Bürger wohnen, ihre Häuser, ihre Leiber, ihr Vermögen in irgend einer, wenn auch noch so beschränkten Ausdehnung, einer fremden Macht auf Discretion preisgibt, damit diese ihre Staatszwecke auf fremdem Boden durchsetzen könne, das ist ein Beginnen, welches nicht zahlreiche Vorgänge in der Geschichte hat, welches jedesmal der gefälligen Regierung als Abhängigkeit und Würdelosigkeit gedeutet wurde, und welches dreizehn Jahre nach dem Tag von Ollmütz jedem Preußen, dem die Ehre seines Staats am Herzen liegt, heiße Röthe in das Antlitz treibt. Und welcher Art sind die Fremden, denen man die Grenzkreise auf einer Strecke von 175 Meilen geöffnet hat? Verzweifelte Polen, trunkene, racheluſtige Russen. Die Regierung hat ihr eigenes Land in die Möglichkeit gesetzt, daß Gemetzel unter den Fremden die Saaten preußischer Bürger vernichtet, daß Menschenblut die Wände und Thüren unserer Häuser beschmutzt, daß Mord und rasendes Getümmel die Straßen der Grenzorte füllt. Sie, welche verständig Strafen ertheilen läßt, wenn Jemand in der Nähe der Dorfdächer nur einmal sein Gewehr losschießt, sie setzt Städte und Dörfer längs der ganzen Polengrenze in die Gefahr, daß bewaffnete Fremdlinge im Getümmel ihre Gewehre in die Dächer, durch die Fenster preußischer Bürger abfeuern, daß Gewaltthat, Feuersbrunst, Raub und Mord auch an preußischen Bürgern innerhalb der Heimathgrenze mitten im Frieden verübt werde. Es ist eine elende Beschönigung durch die Regierungspresse, daß dergleichen nicht wahrscheinlich sei, es kann in jeder Nacht, an jedem Punkt der Grenze ein solcher Einbruch geschehen. Die völkerrechtliche Bestimmung, daß jeder bewaffnete Haufe bei Ueberschreitung der Grenze seine Waffen

niederzulegen habe, soll nicht nur die Hochachtung vor dem dritten, nicht am Streite betheiligten Staat ausdrücken, sie ist auch eine nothwendige Maßregel zum Schutz der Bürger dieses Staats. Wenn Todesnoth und Rachsucht, alle die finstern Leidenschaften des Krieges ungehindert und ungestraft in das Land brechen dürfen, werden dann die verfolgten Kämpfer in ihrer eigenen letzten Gefahr sich an dem Grenzpfahl zur Erde beugen und ihre Aufregung und Wuth in Resignation abdämpfen? Und wenn es möglich wäre, daß die bevorzugten Russen zu so zweitheiligem Verhalten gezwungen werden könnten, jenseit der Grenze wie Banditen zu plündern und zu morden, diesseits mit bescheidener Enthaltsamkeit die Ankunft preußischer Truppen zu erwarten, kann man dasselbe von den verzweifelten Polen hoffen, von ihnen, die jetzt durch Preußen so gut wie durch Russen gehetzt, zerstreut, gefangen und erschossen werden sollen?

Denn ein zweiter Fundamentalsatz der politischen Selbständigkeit war bis jetzt, daß jeder Fremde, der nicht gegen die Gesetze des Staates verstößt, das Gastrecht des fremden Landes genieße, Freiheit der Person, Sicherheit seiner Habe, gleiches Recht mit den Bürgern des Landes. Nur für gewisse Classen von Criminalverbrechen, welche in der ganzen civilisirten Gesellschaft ebenmäßig verurtheilt werden, haben unsere Culturstaaten vorsichtige Ausnahmen von dieser Regel zugelassen. Solche Auslieferung Einzelner, welche gewisse schwere Verbrechen begangen haben, geschieht nur unter bestimmten Vorsichtsmaßregeln. Eifersüchtig auf ihre Hoheitsrechte wachen auch kleine Staaten mit Tapferkeit darüber, daß dieses Auslieferungsrecht nicht von einer heischenden Regierung für politische Parteizwecke gemißbraucht werde. Männer, welche an der Grenze die Waffen niederlegen und unbewaffnet preußisches Gebiet betreten, haben gegen unsere Gesetze in keiner Weise gefrevelt. Sie haben Anspruch darauf, unter dem Schutz dieser Gesetze zu stehen und darnach behandelt zu werden. Die Würde des Staates verlangt, daß er ihnen unparteiisch den ganzen Schutz seiner Gesetze gewähre. Jetzt aber sollen preußische Truppen dazu gebraucht werden, um die gehässigsten Dienste russischer Gensdarmen zu verrichten, die Uebergetretenen an ihre unmenschlichen Verfolger auszuliefern. Ja noch mehr, die Zeitungen melden übereinstimmend, daß sogar durchreisende Polen, welche aus andern Ländern kamen, im Frieden und ohne Waffen, nur wegen der Absicht nach Polen zu reisen, von preußischen Militärbehörden als Verbrecher an die Russen ausgeliefert worden sind. Eine solche demüthigende und gegen alle Humanität streitende Willfährigkeit ist nicht mehr Freundschaft gegen den benachbarten Staat, es ist ein Aufgeben des nationalen Stolzes. Und dieses Uebersehen der Staatsehre und Staatswürde wird dadurch nicht geringer, daß der ungeheure Apparat dreier Armeecorps deshalb in Bewegung gesetzt worden ist. Niemals dürfen auch früher mit Rußland aus weit andern Rück-

sichten abgeschlossene Auslieferungsverträge in so willfähriger Weise gedeutet werden.

Die Superiorität, welche diese Maßregel anderen fremden Mächten gegen Preußen gegeben hat, wird von dem preußischen Volk bereits mit tiefer Scham empfunden. Selbst das Eine vermochte Herr von Bismarck nicht, was man von dem früheren Gesandten in Paris als selbstverständlich erwarten durfte, er vermochte nicht, sich ein Urtheil über die Stellung des Kaisers Napoleon zu der Convention zu bilden. Der Kaiser, dem die polnische Insurrection an sich betrachtet in diesem Augenblick nur Bedeutung hatte, insofern sie die Russen engagirte, konnte keine willkommenere Gelegenheit erhalten, den populären Stimmungen seines Volkes nachzugeben, die Aufmerksamkeit von Mexico abzuziehen, sich ohne jede Gefahr liberal zu erweisen und Preußens Ansehn durch Aeußerungen der eigenen Humanität und Mäßigung herabzudrücken. Daß die Partei des Herrn v. Bismarck die sittliche Empörung des gesammten Europas über diese Convention nicht sehr schmerzlich empfindet, durfte nicht auffallend sein, sie ist in der letzten Zeit an jede Art von mißachtendem Urtheil gewöhnt worden. Daß man aber in Berlin keine Ahnung davon hatte, wie diese außerordentliche und leidenschaftlich erklärte Hinneigung zu Rußland den Westmächten allerdings Veranlassung zu Einmischungen gibt und wie sie das Gefährlichste für Preußen heraufbeschwört, eine Triplealliance zwischen Frankreich, England und Oestreich, daß man von dieser Gefahr beim Abschluß der Convention gar keine Ahnung hatte, ist sehr seltsam, und man ist wohl zu der Ansicht berechtigt, daß es auf diese Weise in Preußen nicht mehr lange fortgehen kann.

Es ist die Annahme glaubhaft gemacht worden, Herr v. Bismarck habe vor Abschluß der Convention nichts davon gewußt. Diese Annahme ist wenigstens nicht ganz begründet. Es ist möglich, daß der Plan zur Convention in militärischen Kreisen gefaßt wurde, denen die Erinnerung an Paraden preußischer Garden unter Kaiser Nikolaus mehr die Seele füllte, als die Rücksicht auf Wohl und Wehe preußischer Grenzdörfer; aber gewußt hat Herr v. Bismarck jedenfalls von der großen Action noch vor ihrem Abschluß. Dagegen wäre es ungerecht, ihm zur Last zu legen, was hier und da in der Presse über die geheimen Artikel des Vertrages verlautet, über noch geheimere Intentionen der Regierung und über vertrauliche Aeußerungen, die der offenherzige Ministerpräsident hier und da ausgestreut habe. Es sei eine große Angelegenheit, ungewöhnliche Vortheile stehen in Aussicht, die vierte Theilung Polens, Warschau u. s. w. Wie viel man seinen Gegnern auch von geistvollen Einfällen zutrauen möge, solches Schulknabengeschwätz sollte man preußischen Ministern nicht nachsagen und wenn sie noch so sehr unsre Gegner sind. Denn dergleichen Pläne in der gegenwärtigen traurigen Lage des preußischen Staates in Angriff zu

nehmen und darum mit Rußland Verträge abzuschließen, wäre zwar an sich nur eine sehr unnütze Stilübung; von solchen abenteuerlichen Operationen aber gegen Andere zu sprechen, wäre nicht nur eine Verletzung der Amtsverschwiegenheit, sondern auch eine Sottise.

Allerdings ist jetzt, wo der größte Staat Deutschlands eine Demüthigung erleidet, welche die Anhänger Preußens auch unter dem gegenwärtigen Ministerium für unmöglich gehalten hätten, durchaus nicht an der Zeit, weder in Verträgen noch in der Presse über die Zukunft Warschaus zu verhandeln. Und deshalb wird hier nur kurz als eine bescheidene Meinung ausgesprochen, daß Warschau, welches vor 300 Jahren eine deutsche Stadt war, vor 63 Jahren eine preußische Stadt war, in irgend einer Zukunft wieder einmal eine deutsche Stadt sein wird. Die Deutschen aber stehen zu dem polnischen Wesen so, daß sie kaltblütig erwarten müssen, bis ihre Pioniere, die vordringende Pflugschaar, der Webstuhl und die Druckerpresse ihre geräuschlose und unwiderstehliche Arbeit vollständig gethan haben. Wer den wilden Birnbaum Polen schütteln will, bevor seine Früchte gereift sind, der wird sich umsonst die Sehnen der Arme zerreißen, die gereifte Frucht fällt bei leichter Berührung in die Hand. Es hat noch Zeit, bis es soweit kommt. Vorläufig braucht Preußen wenigstens zehn friedliche Jahre, bevor die Hauptarbeit in der Provinz Posen gethan ist.

Es ist keine ganz unberechtigte Annahme, daß in irgend einer Zukunft Warschau eine dauerhafte deutsche Stadt sein wird. Ob dann der schwarze Adler von Preußen über dem weißen Adler schwebt oder ein anderes Wappenbild, das wird unter Anderen auch davon abhängen, wie schnell und wie gründlich in Preußen die persönliche Regierung mit der parlamentarischen vertauscht wird.

♀.

Literatur.

Vorträge und Reden kunsthistorischen Inhalts von Ernst Guhl. Aus seinem Nachlasse. Berlin, Verlag von J. Guttentag. 1863.

Zwei Vorträge, in welcher der zu früh für die Kunst und Wissenschaft verstorbene Gelehrte seine Ansicht über die in jüngster Zeit viel besprochene Frage in Betreff des Wesens und der Bestimmung der Kunstakademien niedergelegt hat. Ferner eine Rede über den Zusammenhang der Baukunst mit staatlicher Entwicklung, eine andere über das Berliner Schauspielhaus, eine dritte über den großen Kur-

fürsten und Friedrich den Ersten in ihrer Stellung zum preußischen Kunstleben, ein Vorträg über die Thätigkeit des letztverstorbenen Königs für dasselbe, einer über die heilige Familie im Verlauf der italienischen Malerei, endlich ein Blick auf Palermo vom Standpunkt der Culturgeschichte. Wir können auf die einzelnen Gedanken, die hier entwickelt sind, nicht näher eingehen und bemerken nur, daß in diesen Vorträgen ein Geist von edelstem Streben, freiestem Sinn und feinster Bildung zu uns redet und daß in denselben Belehrung und Genuß in anmuthigster Harmonie verschmolzen sind, womit wir das Buch allen Freunden der Kunst warm empfohlen haben wollen. Vollständig unterschreiben wir, was der Verfasser gegen den rohen Realismus sagt, wenn wir im zweiten Vortrag über die Kunstakademie lesen: „Wenn die Akademien die Aufgabe haben, das gesammte Material des Wissens und des Könnens dem Künstler darzubieten, dessen er zu seiner tüchtigen Ausbildung bedarf, so haben sie auch andrerseits Bedacht darauf zu nehmen, ihm die geistigen Schätze der Vergangenheit zugänglich zu machen, damit er das letzte Ziel künstlerischer Thätigkeit erfüllen könne, welches nicht darin liegt, die Wirklichkeit und die Dinge so wie sie sind, so getreu als möglich nachzubilden, sondern sie poetisch zu veredeln und zu verklären."

Entwickelung, Krisis und Zukunft des deutschen Zollvereins. Von Dr. A. Emminghaus. Leipzig, Verlag von Georg Wigand. 1863.

Allen Gesinnungsgenossen d. Bl. angelegentlich zu empfehlen, desgleichen den Gegnern, welche die Wahrheit noch hören wollen. Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, erstens das zu einem Urtheil über die Zollvereinsfrage nothwendige thatsächliche Material auch dem größern Publicum zugänglich zu machen, zweitens für die mit Rücksicht auf den wahren Vortheil Deutschlands allein wünschenswerthe Lösung dieser Frage nach Kräften mitzuwirken. Dem ersten Theil dieser Aufgabe sind die ersten drei Capitel gewidmet, welche in klarer allgemein verständlicher Sprache zunächst die Geschichte des Zollvereins bis zur jetzigen Krisis erzählen, dann die Entwickelung von Handel und Gewerbthätigkeit in demselben betrachten und schließlich die finanziellen Ergebnisse des Vereins und die Vertheilung der Einkünfte desselben ins Auge fassen. Die folgenden Abschnitte zeigen zuvörderst, was an der Organisation des Vereins von Anfang an mangelhaft gewesen oder durch die seitherige Entwickelung mangelhaft geworden ist, schildern dann die gegenwärtige Krisis und werfen zum Schluß einen Blick in die Zukunft. Wir stimmen allen diesen Ausführungen im Wesentlichen bei. Namentlich unterschreiben wir Alles, was der Verfasser über Oestreichs Stellung zu der Frage bemerkt, wenn er sagt: „Allen Respect vor den Fortschritten, welche Oestreich in seiner innern Verwaltung neuerdings gemacht hat. Aber wer aus dem zweifelhaften Aufleben einer kräftigen und liberalen innern Politik des Kaiserstaates darauf schließen wollte, daß derselbe nun auch in der äußeren Politik aufhören werde, der Hemmschuh der deutschen Entwickelung zu sein, der würde in einem großen Irrthum befangen sein. Der Argwohn liegt nahe, daß Oestreich sich in den Zollverein stürzen will, um mit seinen würzburger Bundesgenossen der handelsfreiheitlichen Entwickelung Deutschlands ein stets wirksames Halt entgegenrufen zu können. Freilich noch näher liegt der Argwohn, daß Oestreich selbst weder daran denkt, noch es wünscht, daß seine Vorschläge überhaupt nur ernstlich in Betracht gezogen werden." Diese Gedanken sind eben nicht neu, am wenig-

sten den Lesern d. Bl. Aber sie können nicht oft genug wiederholt werden, und so legen wir sie sammt ihrer Begründung in der Schrift den Zweifelnden wie den im Gegentheil Befangnen nochmals zur genauen Betrachtung ans Herz.

Deutsche National-Bibliothek. 16. bis 18. Halbband. Aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Von Prof. Dr. Joseph Kutzen. Verlag von B. Brigl. Berlin.

Gute populäre Darstellung der Hauptschlachten des großen Krieges, die sich besonders dadurch vor ähnlichen Arbeiten auszeichnen, daß der Verfasser (er ist mehr Geograph als Historiker) den lokalen Bedingungen, unter denen diese Schlachten geliefert wurden, ausführlich und nach eigener Anschauung Berücksichtigung angedeihen läßt. Die Beschreibungen der Schlachtfelder von Prag, Collin, Roßbach, Cunersdorf und Torgau sind vorzugsweise zu loben.

Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft von J. Konrad Vögelin. Dritte umgearbeitete und bis auf die neueste Zeit fortgesetzte Auflage von Dr. Heinrich Escher. Zweiter Abdruck. 4 Bände. Zürich, Fr. Schultheß. 1862.

Zweck des Werkes ist, dem gebildeten Publicum ein Buch zu liefern, das, zwischen Johannes v. Müller sowie ähnlichen gelehrten Historikern und bloßen Abrissen die Mitte haltend, Schweizern „die Geschichte des Vaterlandes zur Belehrung und Warnung vorführt." In der neuen Bearbeitung ist zunächst der Stoff passender und übersichtlicher geordnet. Dann befolgte der Herausgeber den lobenswerthen Grundsatz, die Thatsachen für und durch sich selbst sprechen zu lassen, und so schied er an mehren Stellen Hinweisungen auf Ereignisse späterer Zeit und Vergleiche mit denselben aus, und dasselbe geschah mit Betrachtungen, die auf die Frage hinausliefen, was bei dem oder jenem Ereignisse unter etwaigen günstigeren oder ungünstigeren Bedingungen geschehen sein würde. Die Eintheilung in Perioden geht von der Absicht aus, durch die Arbeit die Entwickelung der Eidgenossenschaft als eines selbständigen Staats darzustellen. In Betreff der Entstehung und Berechtigung des Bundes der Urschweiz und deren Verhältniß zum habsburgischen Hause folgt der Herausgeber der Ueberzeugung, daß das schon unter König Rudolf beginnende Streben, Rechte des deutschen Reichs in habsburgische Erbherrschaft umzuwandeln, ein Streben, das besonders im dreizehnten Jahrhundert auch in andern Gegenden des Reichs die Bildung geschlossener Territorien bewirkte, zur Entstehung des Schweizerbundes die Veranlassung gegeben hat. Die vorliegenden Bände erzählen die Geschichte der Eidgenossenschaft bis zur Feststellung der neuen Verfassung. Eine sehr dankenswerthe Beigabe ist das angehängte ausführliche Inhaltsverzeichniß.

Von Kobersteins Grundriß der deutschen Nationalliteratur, vierte, größtentheils völlig umgearbeitete Auflage (Leipzig, F. Ch. W. Vogel) liegt die vierte Lieferung des dritten Bandes, Bogen 160 bis 172, vor. Ueber den Werth des Ganzen haben wir uns wiederholt ausführlich geäußert, und können wir die frühere warme Empfehlung hier nur wiederholen.

Das Januarheft des Sammelwerks „das Staatsarchiv. Sammlung der officiellen Actenstücke zur Geschichte der Gegenwart. Herausgegeben von L. K. Aegidi und A. Klauhold. Hamburg, O. Meißner" enthält zunächst die neueste preußische und die französische Thronrede, dann das Exposé über die auswärtigen und commerziellen Angelegenheiten, welches am 12. Januar d. J. dem Senat und dem gesetz-

gebenden Körper Frankreichs vorgelegt wurde, endlich alle bekannt gewordenen Actenstücke, welche in Betreff der italienischen Frage vom 20. Mai 1862 bis zum 3. Januar 1863 zwischen Paris und Rom, Paris und Turin und Paris und London gewechselt wurden. In Kurzem erscheint ein Heft, welches die neueren Noten und Depeschen in der deutsch-dänischen Angelegenheit enthalten soll. Wir empfehlen das Unternehmen, namentlich auch weil die Herausgeber sich bemühen, die betreffenden Actenstücke so rasch zu bringen, als es die Natur ihrer in monatlichen Heften erscheinenden Sammlung erlaubt.

Mythologie der Griechen und Römer. — Zur Belehrung und Unterhaltung sowie zum Gebrauch in Lehranstalten leichtfaßlich dargestellt von Paul Frank. Mit sechzig Abbildungen. Leipzig, Verlag von C. Merseburger. 1862.

Vielleicht gut zur Unterhaltung, aber sicher nicht zur Belehrung; denn der Verfasser hat sein Buch ohne Kenntniß der neuern Forschungen compilirt, und diese sind auch bei derartigen populären Schriften zu berücksichtigen. Die Abbildungen sind hübsch. Nicht dasselbe läßt sich von denen sagen, welche dem im gleichen Verlag und von demselben Verfasser erschienenen Bändchen „Friedrich Schiller. Sein Leben und Wirken" beigegeben sind.

Allgemeine Erdkunde. Vorlesungen an der Universität zu Berlin gehalten von Karl Ritter. Herausgegeben von H. A. Daniel. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1862.

Schriften aus dem Nachlaß Ritters bedürfen keiner Empfehlung. Es genüge daher zu bemerken, daß das Rittersche Manuscript von dem Herausgeber mit akademischen Heften verglichen, sonst aber mit keiner Zuthat, wie sie die Ergebnisse neuerer Untersuchungen hätten bieten können, versehen wurde. Der Inhalt umfaßt nach einer Einleitung über die Erde als Wohnplatz der Menschen, Begriff, Zweck und Quellen der Geographie und Hülfswissenschaften derselben, in drei Abschnitten die Grundzüge der vergleichenden Erdkunde. Die erste Abtheilung behandelt die Erde als planetarisches Individuum in ihren allgemeinen Oberflächenverhältnissen, die Rundung der Erde, die Vertheilung von Luft, Wasser und Land über den Erdball, den Gegensatz der Land- und Wasser-Halbkugel, dann (ein Capitel reich an glänzenden Gedanken) die Weltstellung der Erdtheile und deren Einfluß auf den Entwickelungsgang der Geschichte, endlich das historische Element in der geographischen Wissenschaft (ebenfalls ein Capitel reich an höchst geistvollen Reflexionen über die Wechselwirkung, die Erde und Menschheit, Natur und Geist auf einander üben, über Europas Weltstellung und über die Perfectibilität des Erdballs). Der zweite Hauptabschnitt betrachtet sodann die Erdoberfläche genauer nach ihren Plateaus erster und zweiter Höhe oder Größe, ihren Gebirgen und deren Entstehung, ihren Niederungen, Einsenkungen und Tiefländern, endlich nach ihren Strömen und dem System derselben. Die dritte Abtheilung führt uns die Configuration der Erdtheile, die horizontale Gliederung derselben, die Inseln vor Augen, schildert in großen Zügen die horizontalen Dimensionen der alten Welt und schließt mit einem Blick auf die neue Welt von demselben Gesichtspunkt aus.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Deutsche Briefe aus der preußischen Provinz Posen.

5.

Der preußische Staat in seinem Verhalten zu den Polen.

Wenn wir irgend ein polnisches Blatt lesen, einen polnischen Redner hören, gleichviel welchen, denn sie haben nur ein Lied, so begegnet uns die Klage: in der wiener Schlußacte vom 9. und 15. Juni 1815 und in dem Besitznahmepatent und der sie begleitenden Proclamation vom 15. Mai 1815 sei klar und bestimmt zwischen dem „Großherzogthum Posen“ und der Krone Preußen eine bloße Personalunion geschlossen. Außerdem aber seien den Polen bestimmte Verheißungen in Bezug auf Wahrung ihrer Nationalität und Sprache, auf ihren Zutritt zu den Staatsämtern, auf das beständige Amt eines polnischen Statthalters und auf den Schutz ihrer Religion und Kirche gegeben, und diese Verheißungen seien unerfüllt geblieben, das Völkerrecht verletzt, das ihrige mit Füßen getreten worden.

Diese Anklagen nöthigen mich, die Besitzergreifungsverhandlungen, sowie das Benehmen des Staats gegen die Provinz zum Gegenstande eines besondern Briefes zu machen und darin Einiges ausführlicher mitzutheilen.

Man möge über das Verfahren König Friedrich Wilhelm des Zweiten bei der zweiten Theilung Polens so hart urtheilen, wie man kann, 1815 hatte Friedrich Wilhelm der Dritte die Provinz Posen in gutem ehrlichen Streit erworben; es stand das Recht der niedergeworfenen Empörung, sowie das der Eroberung auf seiner Seite. Noch mehr: was die Polen unter Kosciuszkos Führung an öffentlicher Achtung und Theilnahme gewonnen hatten, das hatten sie durch die hündische Weise — das Wort ist nicht zu stark — in der sie sich an die Fersen Napoleons hefteten und unter seiner Führung wider edlere, freiheitsliebende Völker kämpften, verwirkt. Nie waren sie in Europa geringer geachtet, als damals, wo Talleyrand schrieb: die polnische Frage sei nur eine einfache Angelegenheit der Theilung und der Grenzbestimmungen, welche die dabei interessirten Staaten unter sich abzumachen hätten, für Frankreich, für ganz

Europa habe sie nur geringes Gewicht. Lord Castlereagh, auf den Graf Cieszkowski sich sonst so gern beruft und dessen Noten er zu Gesetzen erheben möchte, durch welche wir gebunden wären, schrieb im October 1814, daß er nicht begreife, warum Preußen nicht auf Kosten eines Feindes schadlos gehalten werden solle, der, nach den Principien des Völkerrechts die Gesammtheit seiner politischen Rechte eingebüßt habe.

Nur Kaiser Alexander zeigte Sympathien für die Polen; aber nicht nur der Freiherr v. Stein trat ihm entgegen, sondern selbst sein eigner Minister Pozzo di Borgo: „Sind die Polen," sagte dieser, „so gut für eine freie Verfassung vorbereitet, warum haben sie denn bei Bonaparte keine Schritte gethan, sich als Nation zu stellen, sondern nur als französisches Militärdepartement? Weshalb haben sie gar keinen Widerwillen gezeigt, zu marschiren, um die Spanier zu morden, und Feste und Gelage anzurichten, jedesmal wenn ein Regiment nach den Pyrenäen zog? Die Polen fordern nicht ihre Befreiung, sondern ihre Selbstherrschaft, nachdem sie Madrid verwüstet und Moskau verbrannt haben. Sie declamiren Dramen über ihr Unglück, und doch ist ihr Loos kein anderes, als was alle Völker, die sich so betragen, getroffen hat." (Pertz, Stein IV. S. 184.)

In dieser Stimmung gegen die Nation ging man an die Arbeiten des Congresses. Es handelte sich nur darum, die Modalitäten zu finden und zu bestimmen, welche dem Frieden und der Ruhe der Staaten die möglichste Dauer geben würden.

Die Arbeit, die einzelnen Bestimmungen der Verträge in Betreff unserer Provinz zu analysiren, ist nicht so leicht, wie sie Graf Cieszkowski und die Zierde des polnischen Junkerthums, Herr Referendarius Dr. v. Niegolewski, nehmen. Es gehört dazu, daß man auf den Text des Friedens von Tilsit zurückgehe, daß man diejenigen Paragraphen hübsch mitlese, welche die andern preußischen Erwerbungen angehen, daß man endlich auch das Datum der einzelnen Acte u. s. f. beachte. Wir haben auf preußischer Seite drei ganz vorzügliche Darstellungen des Sachverhaltes. Mit der Schärfe eines genialen Militärs, der ernstem Nachdenken nicht aus dem Wege geht, hat der damalige Major, jetzige General, v. Voigts-Rhetz, der bedeutendste Schriftsteller in unseren Provinzialangelegenheiten, im Jahre 1849, wo er Mitglied der ersten Kammer war, eine Denkschrift über die politische Stellung der Provinz Posen zur preußischen Monarchie und die nationale Berechtigung ihrer polnischen Bewohner, nach staatsrechtlichen Urkunden und officiellen Documenten als Manuscript drucken lassen. In der Weise eines wohlmeinenden Patrioten hat sich „ein früherer Abgeordneter der Provinz Posen", in welchem man den General v. Olberg zu errathen glaubt, seiner früheren Mandanten in einer schon erwähnten Schrift „Das Großherzogthum Posen und die Polen" (1861)

angenommen, in deren erstem Abschnitt er die Voigts-Rhetzschen Nachweisungen popularisirt. Endlich hat in demselben Jahre der Geheime Regierungsrath Noah mit objectiver Ruhe „Die staatsrechtliche Stellung der Polen in Preußen" in einer mehr wissenschaftlich gehaltnen Broschüre untersucht. Von den gegnerischen Schriften sind die Deutschen Glossen zu einem polnischen Texte (Posen, Merzbach 1859) hervorzuheben, welche die verlorne Sache nicht ohne Scharfsinn und mit anerkennenswerther Mäßigung führen.

Die Congreß-Haupt-Acte vom 9. Juni 1815 sagt:

Artikel 1. Les Polonais sujets respectifs de la Russie, de l'Autriche et de la Prusse obtiendront une représentation et des institutions nationales reglées d'après le mode d'existence politique, que chacun des gouvernements, aux quels ils appartiennent, jugera utile et convenable de leur accorder.

Es sollte jedem schwer werden, nachzuweisen, daß dieses überaus mäßige Versprechen nicht bereits durch die Einrichtung der Prov.-Landtage 1823 erfüllt worden sei.

Artikel 2: la partie du duché de Varsovie que S. M. le roi de Prusse possédera en toute souveraineté et propriété pour lui et ses successeurs sous le titre de grand-duché de Posen.

Der Artikel 23 lautet:

Sa Majesté le roi de Prusse, étant rentré, par une suite de la dernière guerre en possession de plusieurs provinces et territoires qui avaient été cédés par la paix de Tilsit, il est reconnu et déclaré par le présent article que S. M., ses héritiers et successeurs posséderont de nouveau comme auparavant en toute souveraineté et propriété les pays suivants, savoir: la partie de ses anciennes provinces polonaises, désignée à l'article II, la ville de Dantzik et son territoire tel qu'il a été fixé par le traité de Tilsit, le cercle de Cottbus etc., dann heißt es: Art. 24: S. M. le roi de Prusse réunira à sa monarchie en Allemagne, en deça du Rhin etc.

Nun bitte ich Sie, sehen Sie sich diese Paragraphen recht genau an. Sie sind ein Zauberspiegel, desto reicher, je länger man hineinblickt, und wenn Herr Referendar v. Niegolewski sich so recht hinein vertieft hat, so sieht er sich wieder als Wojewoden, zu seinen Füßen leibeigene Bauern, auf seiner Tafel Fülle des holden Ungartrankes, seine Wojts den freien Kurbacz über Mädchen schwingend, ohne daß lästige Kreisgerichte sie bei dieser harmlosen und anmuthigen altpolnischen Arbeit stören.

Daraus, daß die alten Provinzen nur rentrent en possession, während von den neuen gesagt ist, le roi les réunira à sa monarchie, folgt doch für jedes nicht im preußischen Solde stehende Auge die reine Personalunion. Wie

Schade, daß bei jenem Paragraphen neben dem posséderont das lästige comme auparavant steht, welches auf deutsch heißt, wie vor dem Frieden von Tilsit, und daß der Schluß des Artikels 23 dies noch ganz ausdrücklich ausspricht. Der König besitzt die bezeichneten Länder à tous les autres droits ou prétentions quelconques, que S. M. prussienne a possédés et exercés avant la paix de Tilsit et auxquels elle n'a point renoncé par d'autres traités, actes ou conventions. Und vor 1807 hat wohl Niemand an eine Personalunion gedacht. Wie Jammerschade, daß Art. 42 den Erwerb von Wetzlar ähnlich wie den von Posen beschreibt: la ville de Wetzlar avec son territoire passe en toute propriété et souveraineté à Sa Maj. le roi de Prusse, und daß Bürgermeister und Rath v. Wetzlar bis jetzt versäumt haben, ihre Personalunion mit der Krone Preußens geltend zu machen. Wie sehr bedauerlich, daß sich aus dem Stil sämmtlicher 121 Artikel — freilich, wer wird die auch lesen? — beweisen läßt, daß die Stilisten des Vertrages den verschiedenen Wendungen keinen andern verschiedenen Sinn gaben, als daß sie für die wieder erworbenen und für die neu erlangten Besitzthümer je eine Hauptgruppe von Phrasen haben. Aeußerst traurig und beklagenswerth endlich, daß vollends die Schlußacte dem preußischen König am Ende von Artikel 25 ausdrücklich den Titel eines Großherzogs von Niederrhein, nirgends aber den eines Großherzogs von Posen beilegt.

Diesen hat sich Friedrich Wilhelm der Dritte selbst gegeben, natürlich ohne dabei im Entferntesten den Gedanken einer Personalunion im Sinne zu haben. Mit seltner Consequenz hat die Regierung diesen ihren Standpunkt von 1815 bis 1862 festgehalten. Ohne den Schluß des wiener Congresses abzuwarten, nahm der König Besitz von seinem Lande und erließ am 15. Mai 1815 das folgende Patent:

Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden, König von Preußen u. s. w. Vermöge der, mit den, am Congreß zu Wien Theil nehmenden Mächten geschlossenen Uebereinkunft sind mehre Unserer frühern polnischen Besitzungen zu Unsern Staaten zurückgekehrt. Diese Besitzungen bestehen in dem zum Herzogthum Warschau gekommenen Theile der preußischen Erwerbungen vom Jahre 1772, der Stadt Thorn mit einem, für dieselbe neu bestimmten Gebiet, in dem jetzigen Departement Posen, mit Ausnahme eines Theils des powitzschen und des pepsernschen Kreises; und in dem, bis an den Fluß Prosna belegnen Theil des kalischen Departements, mit Ausschluß der Stadt und des Kreises dieses Namens.

Von diesen Landschaften kehrt der kulm- und michelausche Kreis in den Grenzen von 1772, ferner die Stadt Thorn nebst ihrem neu bestimmten Gebiet zu Unserer Provinz Westpreußen zurück, zu welcher auch, wegen des Strombaus, das linke Weichselufer, jedoch blos mit den unmittelbar an den

Strom grenzenden oder in dessen Niederungen befindlichen Ortschaften gelegt wird.

Dagegen vereinigen wir die übrigen Landschaften, welchen wir von Westpreußen den jetzigen croneschen und kaninschen Kreis als ehemalige Theile des Netzdistrictes, hinzufügen, zu einer Provinz und werden dieselben unter dem Namen des Großherzogthums Posen besitzen, nehmen auch den Titel eines Großherzogs von Posen in Unseren Königl. Titel und das Wappen der Provinz in das Wappen Unseres Königreichs auf.

Indem Wir Unserem Generallieutenat v. Thümen den Befehl gegeben haben, den an Uns zurückgefallenen Theil Unserer früheren polnischen Provinzen mit Unseren Truppen zu besetzen, haben Wir ihm zugleich aufgetragen: denselben in Gemeinschaft mit Unserem, zum Oberpräsidenten des Großherzogthums Posen ernannten wirklichen Geheimrath v. Zerboni di Sposetti förmlich in Besitz zu nehmen. Da die Zeitumstände es nicht gestatten, daß Wir die Erbhuldigung persönlich empfangen, so haben Wir den zu Unserem Statthalter im Großherzogthum Posen ernannten Herrn Fürsten Anton Radziwill Liebden auserseha und ihn bevollmächtigt, in Unserem Namen die deshalb nöthigen Verfügungen zu treffen. Des zu Urkund haben Wir dies Patent eigenhändig vollzogen und mit Beidrückung Unseres Königlichen Insiegels bekräftigen lassen. Geschehen Wien, den 15. Mai 1815.

Friedrich Wilhelm.

C. F. v. Hardenberg.

Dieses Patent, sowie die dasselbe begleitende Proclamation wurden in die preußische Gesetzsammlung (1815, VII. Nr. 277. 278.) aufgenommen; die wiener Verträge nicht.

Daß der König zum Behufe der Organisation einen besondern Statthalter ernennt, daß er diesen, sowie den Oberpräsidenten aus den Provinzialen wählt, ist um so unverfänglicher, als auch alte Provinzen — wie Pommern — ihre Statthalter haben. Wichtig ist, daß er die neue Erwerbung selbst als eine Provinz bezeichnet, daß er Titel und Wappen derselben seinem Titel und dem Wappen seines Königreiches nicht beifügt, sondern in dasselbe aufnimmt. Entscheidend und jeder Vorstellung von einer Personalunion absolut widerstrebend ist das Arrangement, vermöge dessen er Theile der neuen Provinz an Westpreußen verweist, Westpreußisches in dieselbe aufnimmt. Dies Verfahren wiederholte er noch 1818, wo Schermeisel und Grechow zur Provinz Brandenburg geschlagen wurden. Die königliche Proclamation an die Einwohner des Großherzogthums Posen lautete:

Einwohner des Großherzogthums Posen!

Indem Ich durch Mein Besitznahmepatent vom heutigen Tage denjenigen Theil der ursprünglich zu Preußen gehörigen, an Meine Staaten zurückgefallnen

Districte des bisherigen Herzogthums Warschau in ihre uralten Verhältnisse zurückgeführt habe, bin Ich bedacht gewesen, auch Eure Verhältnisse festzusetzen. Auch Ihr habt ein Vaterland und mit ihm einen Beweis Meiner Achtung für Eure Anhänglichkeit an dasselbe erhalten.

Ihr werdet Meiner Monarchie einverleibt, ohne Eure Nationalität verläugnen zu dürfen.

Ihr werdet an der Constitution Theil nehmen, welche Ich Meinen Unterthanen zu gewähren beabsichtige, und Ihr werdet, wie die übrigen Provinzen Meines Reichs eine provinzielle Verfassung erhalten. Eure Religion soll aufrecht erhalten und zu einer standesmäßigen Dotirung ihrer Diener gewirkt werden.

Eure persönlichen Rechte und Euer Eigenthum kehren wieder unter den Schutz der Gesetze zurück, zu deren Berathung Ihr künftig zugezogen werden sollt.

Eure Sprache soll neben (poln. hieß es obok, an der Seite) der deutschen in allen öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden, und Jedem unter Euch soll nach Maßgabe seiner Fähigkeiten der Zutritt zu den öffentlichen Aemtern des Großherzogthums, sowie zu allen Aemtern, Ehren und Würden Meines Reiches offen stehen.

Mein unter Euch geborner Statthalter (es ist eine bestimmte Person, der Fürst Radziwill, gemeint) wird unter Euch residiren. Er wird Mich mit Euren Wünschen und Bedürfnissen, und Euch mit den Absichten Meiner Regierung bekannt machen.

Euer Mitbürger, Mein Oberpräsident (wieder ist von einem schon bekannten Manne, Zerboni, die Rede) wird das Großherzogthum nach den von Mir erhaltenen Anweisungen organisiren und bis zur vollendeten Organisation in allen Zweigen verwalten. Er wird bei dieser Gelegenheit von den sich unter Euch gebildeten Geschäftsmännern den Gebrauch machen, zu dem sie ihre Kenntnisse und Euer Vertrauen eignen.

Nach vollendeter Organisation werden die allgemein vorgeschriebnen Ressortverhältnisse eintreten. Es ist Mein ernstlicher Wille, daß das Vergangene einer völligen Vergessenheit übergeben werde. Meine ausschließliche Fürsorge gehört der Zukunft. In ihr hoffe ich die Mittel zu finden, das über seine Kräfte angestrengte tief erschöpfte Land noch einmal auf den Weg zu seinem Wohlstande zurückzuführen.

Wichtige Erfahrungen haben Euch gereift. Ich hoffe auf Eure Anerkennung rechnen zu dürfen.

Gegeben zu Wien den 15. Mai 1815.

Friedrich Wilhelm.

Es findet sich in der Proclamation allerdings eine Verheißung, die bei

Lebzeiten Friedrich Wilhelm des Dritten unerfüllt geblieben ist, aber nicht der Provinz Posen allein, sondern mit ihr der ganzen Monarchie. Für diese Nichterfüllung haben die beiden ältesten Söhne des verstorbenen Königs schwer gelitten und sie haben aus freier königlichen Entschließung das väterliche Wort eingelöst. Wir können also getrost sagen, kommt und sehet, ob die preußische Regierung den Polen auch nur die kleinste von diesen Zusicherungen unerfüllt gelassen habe. Am 8. Juni 1815 wurde von dem Generallieutenant v. Thümen und dem Oberpräsidenten v. Zerboni eine besondere Urkunde über die Besitznahme des an „Preußen" zurückgefallnen Theils des Herzogthums „Warschau" aufgenommen. In dieser hieß es:

„Wir erklären diese Landschaften und Districte für einen Theil der preuß. Monarchie und ihre Bewohner für Unterthanen Sr. Majestät des Königs von Preußen."

Am 3. August 1815 fand sodann die Erbhuldigung Statt. Fürst Radziwill hielt vor derselben eine Ansprache. Er preist seine Landsleute glücklich, daß sie nun e i n e m S t a a t s k ö r p e r e i n v e r l e i b t w e r d e n, dessen Ruhm und Macht auf einer weise beschränkten Freiheit, auf einer unparteiischen Gerechtigkeit und einer Alles umfassenden Fürsorge der Regierung beruhe. Er verweist sie auf die preußischen Anstalten, an denen sie sich bilden könnten, und schließt:

„Die Vorzeit endlich hat Euch ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt. Diese Eigenthümlichkeiten bestehen in Eurer Sprache, in Euren Gewohnheiten und Euren Sitten. Diese Euch theuren Züge sollt Ihr behalten; denn Ihr ererbtet sie von Euren Vätern.

Die neue Familie, die Euch unter sich aufnimmt, läßt sie Euch unangetastet. Um so mehr muß die herzliche Innigkeit, mit der Ihr zu dem neuen Beherrscher übergeht, fortwährend wachsen, weil Ihr Glieder seines Staates werden könnt, ohne die Merkmale Eures Stammes aufzugeben.

Ihr kennt die Heiligkeit des Eides, kennt die Unverletzlichkeit der Pflichten, die Ihr durch ihn übernehmt. Zu diesem Eide fordere ich Euch jetzt auf. Gelobet unverbrüchliche Treue dem besten der Könige mit aufrichtigen Herzen, verhaltet Euch endlich darnach und glaubet mit Zuversicht, daß des Königs väterliche Fürsorge niemals von Euch weichen wird."

Darauf haben sie geschworen, Beamte, Geistliche, Rittergutsbesitzer, ohne Protest, ohne irgend eine Einschränkung, unter einmüthigem Jubel. Die Eidesformel war genau die von 1796. Wir geben ihren Wortlaut in einem concreten Beispiel. Das Protokoll über den Eid des gegenwärtigen Erzbischofs von Posen, des Herrn v. Przyluski, lautete:

Ich Leo Przyluski gelobe und schwöre zu Gott dem Allwissenden und Allmächtigen einen leiblichen Eid, daß ich dem Allerdurchlauchtigsten, Groß-

mächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich Wilhelm, König von Preußen, Markgrafen von Brandenburg, Großherzog und rechtmäßigen, unmittelbaren Landeserbherrn, desgl. Seiner Königl. Majestät dermaligen und künftigen Herrn Söhnen, den Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm (folgt die Reihe der erbberechtigten Nachfolger in extenso) eine rechte, wahre Erbhuldigung leiste, und verspreche ich Höchstgedachter Sr. Königl. Majestät und Dero Königl. Erben und Nachfolgern zu allerzeit getreu, gehorsam, gewärtig und unterthänig zu sein, Höchstdero Ehre und Bestes nach äußerstem Vermögen fördern, Schaden und Nachtheil abwenden, die Meinigen, sowie meine Untergebnen dazu anhalten und weder gegen Se. Königl. Majestät, Dero Königl. Haus, Land, Armee und sonstiges Allerhöchstes Interesse etwas Nachtheiliges vornehmen, noch mit Seiner Königl. Majestät Feinden das geringste Verständniß haben, auch nicht dulden zu wollen, daß gegen diese Verpflichtung von einem Andern gehandelt werde und auf diese Weise mich so zu verhalten, wie es treuen Vasallen und Unterthanen gegen ihre rechtmäßige Landesherrlichkeit überall gebühret. So wahr mir Gott helfe durch seinen Sohn Jesum Christum, die übergebenedeite, von der Erbsünde unbefleckte Jungfrau und Mutter Gottes Maria und alle liebe Heilige.

Vorstehenden Eid habe ich bei der Erbhuldigung am 3. August 1815 für mich abgeleistet. X. Leo Przyluski, Kan. K. Prz.

Bald nach der Uebernahme trug sich ein interessanter Zwischenfall zu. Der Oberpräsident v. Zerboni hielt nach gemachten Erfahrungen den obigen Eid nicht für bindend genug. Er setzte also für die polnischen Beamten noch folgenden Revers auf, den sie nach geleistetem Schwure vollziehen sollten:

„Ich Endesunterzeichneter bekenne hierdurch feierlich und öffentlich, daß ich ungezwungen in die Dienste Sr. Majestät von Preußen, meines Allergnädigsten Herrn, getreten bin und den mir vorgelegten Diensteid freiwillig und ohne Reservation geschworen habe.

Ich erkenne Se. Majestät den König von Preußen als den einzigen rechtmäßigen Souverän dieses Landes und den Antheil von Polen, welcher durch den Congreß zu Wien dem königlich preußischen Hause wieder zugefallen ist, als mein Vaterland, das ich gegen jede Macht und gegen Jedermann, wer es auch sei, unter allen Umständen und Verhältnissen mit meinem Blut zu vertheidigen verpflichtet und bereit bin.

Ich gelobe Sr. königlichen Majestät von Preußen und Höchstdero Hause die unverbrüchlichste Treue, die gewissenhafteste Erfüllung der von mir übernommenen Dienstpflichten und einen unbedingten Gehorsam.

Für die Erfüllung dieser Gelübde verpfände ich meine Ehre und will für einen ehrlosen Mann und für einen Verräther an meinem Vaterlande und meiner eignen Nation gelten, wenn ich dies mein Versprechen breche."

In der That haben einige Personen den Revers unterzeichnet. Der Graf Cieszkowski aber hat aus dieser wohlgemeinten Taktlosigkeit eines seine Befugnisse überschreitenden Beamten Capital gemacht und in seiner bekannten „Zusammenstellung von staats- und völkerrechtlichen Urkunden, welche das Verhältniß des Großherzogthums Posen zur preußischen Krone betreffen. Nebst einigen Erläuterungen" nicht nur aus dem Revers nach dem Eide den wirklichen Eid gemacht, nicht nur seine Freude bezeigt, daß hier endlich kategorisch ausgesprochen ist, was eigentlich das Vaterland der Bewohner des Großherzogthums ist; sondern er hat auch diese Präsidialverordnung feierlich in den „Cyclus der staats- und völkerrechtlichen Urkunden, welche das Verhältniß des Großherzogthums Posen zur preußischen Krone feststellen" aufgenommen. Hätte doch der gute alte Herr v. Zerboni diese Ehre erlebt; sie hätte ihn vielleicht für den Aerger entschädigt, welchen ihm seine Eigenmächtigkeit verursacht hat. Graf Cieszkowski weiß nämlich sehr gut, daß die Sache vor die Herren v. Radziwill und Hardenberg kam, daß diese ein Gutachten des höchsten Justizbeamten der Provinz erforderten, daß darauf der Appellationsgerichtspräsident von Schönermark am 20. Juli 1816 erklärte: „Die zweite Periode läßt den Unterschreibenden den Antheil von Polen, welcher dem königlich preußischen Hause zurückgefallen ist, als sein Vaterland anerkennen. Der Begriff des Vaterlandes bezieht sich nicht auf einzelne Provinzen, sondern auf den ganzen Staat, dem man angehört. Das Vaterland des Einwohners des Großherzogthums ist also jetzt das ganze preußische Land, und wenn Vaterlandsliebe und Vaterlandstreue in seinem Herzen wurzeln soll, muß man ihm nicht aus dem großen Vaterlande ein kleines auszeichnen." Unser Herr Graf weiß endlich, daß Fürst Radziwill durch Rescript d. d. Deberan, 8. September 1816 der Zerbonischen Haupt- und Staatsaction einen unbarmherzigen Todesstoß versetzte.

Im selbigen Jahre führten die Cabinetsordre vom 20. Juni und das Patent vom 9. November die altpreußischen Gesetze in vollem Umfange in Posen wieder ein. Am 5. Juni 1823 erschien das Gesetz wegen Anordnung der Provinzialstände. Neufchatel und Valengin durch Personalunion der Krone Preußen verbunden, wurden ausgenommen, die Provinz Posen nicht, und das ausführende Gesetz für dieselbe vom 3. August 1824, sowie die ergänzende Verordnung vom 15. December 1830 stimmen vollständig mit denen für die anderen Provinzen überein. Wir könnten nun diesen Faden an sämmtlichen organischen Gesetzen weiter spinnen und würden erst bei der Gem.-Ordnung von 1850 auf einen Anstoß kommen, wo die nie praktisch gewordene Pfuelsche Demarcationslinie vorausgesetzt ist. Es reicht aber hin, aus den verschiedenen in ihrem innersten Sinn übereinstimmenden Cabinetsordres resp. Landtagsabschieden des Königs Friedrich Wilhelm des Vierten einige Stellen heraus-

zuheben, um zu zeigen, daß auch dieser Monarch den Standpunkt seines Vaters festgehalten hat.

Im Landtagsabschied vom 6. August 1841 heißt es:

„In Uebereinstimmung mit dem Inhalte der wiener Tractate hat das Besitznahmepatent und der Zuruf Unseres in Gott ruhenden Herrn Vaters Majestät vom 15. Mai 1815 die Einwohner der Provinz Posen der Monarchie einverleibt und damit den Charakter einer vollständigen, untrennbaren, alle Verhältnisse durchdringenden Vereinigung ausgesprochen. Das Großherzogthum Posen ist eine Provinz Unseres Reiches in demselben Sinne, in derselben unbedingten Gemeinschaft, wie alle übrigen Provinzen, welche Unserem Scepter unterworfen sind.

Mit dieser Stellung des Großherzogthums Posen ist die Stellung der verschiedenen Nationalitäten, die es in sich schließt, ist der Gang ihrer fernern Entwickelung unverrückbar vorgezeichnet. Der polnischen Nationalität ist durch die wiener Tractate und durch den Zuruf vom 15. Mai 1815 Berücksichtigung und Schutz verheißen. Die rühmliche Liebe jedes edlen Volkes zu seiner Sprache, seiner Sitte, seinen geschichtlichen Erinnerungen auch in Polen zu achten und zu schützen, war der Vorsatz der Vollzieher des wiener Tractates, und auch unter Unsrer Regierung soll ihr Würdigung und Schutz zu Theil werden; Unsere ausdrücklichen Verheißungen, wie die Anordnungen, welche ihnen gefolgt sind, haben dafür Zeugniß gegeben. Aber wie jede Gabe an die Bedingung geknüpft ist, daß sie nicht mißbraucht werde, so können auch Wir Unsere Verheißung und Unsere Absichten von dieser Bedingung nicht lösen. In der untrennbaren Verbindung mit Unserer Monarchie hat das Nationalgefühl der polnischen Unterthanen Unserer Provinz Posen die Richtung seiner ferneren Entwickelung, die feste Schranke seiner Manifestation zu erkennen. Die Verschiedenheit der Abstammung, der Gegensatz der Namen Polen und Deutsche findet seinen Vereinigungspunkt in dem Namen der einen Monarchie des Staates, dem sie gemeinsam und für immer angehören, in dem Namen Preußen."

„Nicht ohne Verschuldung darf diese Thatsache verkannt und der Unterschied der Nationalität als Grundlage eines politischen Gegensatzes wieder hervorgerufen werden. Jeder Versuch, in unklarem Streben eine politische Absonderung des polnischen Elements festzuhalten, hemmt Uns in dem Gange, den Wir in landesväterlicher Fürsorge für das Wohl Unserer polnischen Unterthanen begonnen haben."

Wir haben gesehen, daß sich das absolute Königthum in Preußen den Polen gegenüber nichts vergeben hat.

Die preußische Verfassungsurkunde hat es ebensowenig gethan. Ihr erster Paragraph lautet:

Alle Landestheile der Monarchie in ihrem gegenwärtigen Umfange bilden das preußische Staatsgebiet. Das ist so klar, daß die polnischen Abgeordneten sich keinen andren Rath wußten, als unter einer langen Verwahrung ihre Mandate niederzulegen, um nicht schwören zu müssen. So ehrlich dies Verfahren war, so unbequem war es, und nach den Erfahrungen der Demokraten auch noch recht bedenklich. Wir hatten also die Freude, die Herrn im November 1850 auf dem „berliner Landtage“ (so sagen sie) wiederzusehen. Sie gaben eine Erklärung mit sechs langathmigen Erwägungen ab und wollten nun schwören. Ihr kleines Manifest sprach mitten unter gekünstelten Deductionen doch auch das aus, sie seien gewählt „um auf dem durch die Verfassung gebotenen Wege die Rechte des Landes wahrzunehmen“.

Der Abgeordnete von Auerswald sah in ihrer Auslassung die Erklärung, „daß die Polen die Verfassung zwar beschwören, sich aber vorbehalten wollen, sie unter Umständen für sich verbindlich nicht halten zu wollen“ und verlangte eine nähere Erörterung dieses Punktes. Der Präsident ließ diese nicht zu: „Jedenfalls wäre ein solcher Vorbehalt ungiltig. Wenn die Herren den Eid leisten, so leisten sie ihn stricte und unbedingt auf Beobachtung der Verfassung.“ Und sie haben ihn geleistet, nicht sie allein, sondern auch die in die Stellen ausscheidender Mitglieder in den letzten zehn Jahren eingerückten Landboten polnischer Zunge.

Die Provinz Posen ist also nach den Verträgen, nach den Landesgesetzen, nach der von den polnischen Abgeordneten selbst immer wieder beschwornen Verfassung ein integrirender Bestandtheil der Monarchie, und wer an diesem Verhältniß rütteln und lockern will, für den hat das Strafgesetzbuch den Namen des Landesverräthers und die Strafe des Zuchthauses.

Wenden wir uns nun zu der Frage, welchen Grund die Preußen polnischer Abstammung zur Klage über die Regierung haben, so wollen wir uns von vornherein einem offnen Bekenntniß nicht entziehen.

Erstens ist bekannt, daß die preußische Handelspolitik als solche ein sehr junges Datum trägt, und daß unsre Minister der auswärtigen Angelegenheiten in ihrem Titel ein Privilegium sahen, sich in den einheimischen Angelegenheiten auswärtig zu erhalten, daß darum bei manchem politischen Acte den gewerblichen Verhältnissen des Landes nicht Rechnung getragen wurde. Darunter haben unsre östlichen Grenzprovinzen schwer gelitten. Am härtesten ist Schlesien getroffen worden; aber den gerechtesten Grund zur Klage hat Posen, weil unter den wiener Acten sich ein Handels- und Schifffahrtsvertrag zwischen Rußland und Preußen findet, und unsre Regierung die Pflicht und bei einigem Muthe auch die Kraft gehabt hätte, die Innehaltung der Verträge von dem russischen Nachbar zu erzwingen. Indessen sind durch die russische Grenzsperre die deutschen Bewohner der Provinz mehr beschädigt worden, als die polnischen.

(Vgl. den ersten Brief.) Es ist zu bedauern, daß der vorjährige Antrag des Dr. v. Niegolewski nach dieser Richtung hin ein Kleid angelegt hatte, das ihn von den Verhandlungen unseres Landtages ausschloß.

Zweitens hat die Behörde gefehlt und fehlt noch darin, daß sie nicht in den andern Landestheilen, wenigstens in den Nachbarprovinzen, Sorge getragen hat, Gelegenheit zur Erlernung der polnischen Sprache zu bieten. Die prager „Studenten“ lernen italienisch, die landsberger Gymnasiasten kein polnisch Wort. Doch ist dies allerdings ein etwas weitgehendes Axiom*).

Drittens kommen bei jeder Verwaltung Menschlichkeiten und Schwachheiten vor; dieselben werden aber da, wo der Behörde Mißtrauen entgegenkommt, doppelt empfindlich. Darin liegt einerseits ein Grund dafür, daß von hier aus so viel Beschwerden laut werden, andrerseits hätte darin Veranlassung gelegen, bei der Auswahl der Beamten für unsre Provinz dreifache Vorsicht anzuwenden. In alten Zeiten machte ihnen das procul a Jove procul a fulmine ihre Wirksamkeit zu leicht.

Das ist Alles, worüber geklagt oder genörgelt werden kann. Germanisirt hat die Regierung hier (leider! D. Red.) niemals. Wiederholentlich bot sich ihr Gelegenheit dazu. So bald nach der Besitzergreifung, da die durch die napoleonischen Zeiten erschöpfte Provinz durch wiederholte Mißernten in tiefste Verarmung gerathen war. Damals wäre es der Verwaltung ein Kleines gewesen, mit verhältnißmäßig geringen Summen den Händen der polnischen Edelleute die Hälfte ihres Grundbesitzes zu entwinden. Sie zog vor, dieselben in ihrem Eigenthum zu befestigen, indem sie ihnen durch die Errichtung einer Creditanstalt der Posener Landschaft kräftige Unterstützung schuf. Zu diesem Behufe gab der Fiscus nicht nur, was in jener Zeit ein erhebliches Opfer war, 200.000 Thlr. auf etwa ein halbes Jahrhundert zinsfrei her, sondern es wurden dem so ins Leben gerufenen Pfandbriefsinstitut auch Vergünstigungen gestattet, deren sich in den andern Provinzen keines erfreute. Die Beleihung der Güter wurde an keine politische Bedingung geknüpft. Am allerwenigsten trat bei derselben eine Bevorzugung der deutschen Nationalität hervor. Unter den Gutsbesitzern, welche das landschaftliche Reglement vollzogen, mit denen dasselbe berathen und festgestellt war, befanden sich siebenundsechzig Polen und nur sieben Deutsche. Die Verwaltung der Landschaft ward dem von den Interessenten selbst gewählten Vorstande überlassen, und dieser war exclusiv polnisch. Selbst durch die Vorgänge von 1830 fand sich der Staat nicht bewogen, an diesem Ver-

*) Auch General v. Grolmann sagt, wenn die 1848 bei Flemming in Glogau unter seinem Namen erschienenen „Bemerkungen über das Großherzogthum Posen“ ächt sind: „Dagegen wäre es sehr wünschenswerth, wenn in den angrenzenden deutschen Provinzen auf den Gymnasien und selbst auf bessern Bürgerschulen die polnische Sprache gründlich gelehrt würde, um treue und zuverlässige Subjecte für die Provinz Posen heranzuziehn.“

hältniß etwas zu ändern. Erst als die Verschwörung des Jahres 1846 keine geringe Betheiligung landschaftlicher Beamten aufwies, stellte der Minister, ohne sonst an den corporativen Verhältnissen etwas zu ändern, einen königlichen Beamten an die Spitze der Landschaft. 1848 wurde sogar diese Ernennung zurückgezogen und der Direction die alte Freiheit wieder gegeben. Die Polen und ihre Anwälte unter unsrer Bevölkerung berufen sich gern auf die Landschaftsdirection als auf ein Zeugniß für die Tüchtigkeit polnischer Beamten; indessen ist unsre „alte" oder „polnische" Landschaft weitaus die theuerste im Lande. Nach dem Ausgabeetat von 1858, welcher in den spätern Jahren noch gesteigert worden ist, kostet die Direction jährlich 19,045 Thlr. 15 Sgr. — Pf.;
dazu eine Provinzialdirection 18,843 „ 12 „ 11 Pf.
37,888 Thlr. 27 Sgr. 11 Pf.,
während die ostpreußische Landschaft bei drei Provinzialdirectionen und viel ausgedehnterer Thätigkeit nur 31,171 Thlr. 16 Sgr. 1 Pf., d. h. 20% weniger Unkosten veranlaßte. Im Jahre 1842 war die Emission neuer Pfandbriefe von 1842—1847 gestattet worden; unter anderen Bedingungen, denn man bedurfte keiner Reizmittel mehr, um das Capital nach unserer Provinz zu locken. Diese Emission zu gestatten, hatte der absolute König das formale Recht; auch das materielle stand auf seiner Seite, denn da die ersten Pfandbriefsinhaber das Recht hatten, jeder Zeit ihre Forderung zu kündigen, so waren sie durch die weitere Belastung der ihnen verpfändeten 200,000 Thlr. fiscalischer Gelder nebst Auskünften (1,800,000 Thlr. im Ganzen) nicht beeinträchtigt. Die zweiten Gläubiger haben das Kündigungsrecht nicht wieder, die Regierung die Macht nicht mehr, die zinslose Darlehnung der 200,000 Thlr. zu prolongiren. Die Concession zu einer dritten Pfandbriefsemission, die namentlich für diejenigen Herrn, welche 1846—1848 ihren landesverrätherischen Bestrebungen viele pecuniäre Opfer gebracht hatten, ein dringend Bedürfniß geworden war, konnte der „alten Landschaft" nur auf dem Wege des Gesetzes ertheilt werden. Bei den Verhandlungen, welche deshalb mit ihr gepflogen wurden, ging die Regierungsbemühung namentlich dahin, die Societät zum Verzicht auf diejenigen Privilegien zu bestimmen, durch welche die hinter ihr stehenden Gläubiger ihren Schuldnern gegenüber fast rechtslos sind. Die polnischen Herren gaben kein Titelchen von ihrem Rechte auf und zogen es vor, daß die Landschaft mit Ablauf der letzten Amortisationen der aufgenommenen Pfandbriefe von 1842/6 eingehe und sie neuen Grund zu einem Schmerzensschrei hätten. Die Behörde hat nämlich im wohlverstandnen Interesse der Provinz eine neue Landschaft gegründet, welche im Gegensatze zu der alten, nur Rittergüter beleihenden, alle Landgüter bis herab zum Werthe von 5000 Thlr. aufnimmt. Die Verwaltung dieses Institutes ist sehr vereinfacht und liegt in äußerst humanen und gewandten Händen. Die polnischen Herren

schreien und schreiben wider die neue Landschaft, legen auch wohl die etwa angenommene Landschaftsrathsstelle mit Ostentation nieder, wenn die allzuhohe Taxe eines befreundeten Gutes einer Revision unterworfen wird, belagern aber dabei doch die „preußische Landschaft" mit Anträgen auf Darlehen; denn Alles kann der Pole fürs Vaterland: schreiben, reden, sich national putzen, demonstriren, trauern, trinken, beten, Processionen halten, nur nicht Geld entbehren. Wenn er dessen bedarf, leistet selbst Herr v. Niegolewski beim Kreisgericht zu Grätz den Homagialeid ohne Verwahrung. Fragen Sie nur unsre so schon mit Arbeit überlasteten deutschen Kreisrichter, die mehr als eine Nacht, mehr als einen Sonntag daran setzen, um halbbankerotten polnischen Edelleuten recht rasch zu Gelde zu verhelfen. Auffallend ist es, daß deutsche Besitzer solche Zumuthungen nicht machen, polnische Richter sie den „Brüdern" nicht erfüllen, und daß unsre politischen Herren sie so rasch vergessen. Wir haben sie auf den Landtagen nie davon reden hören.

Eine zweite Gelegenheit zur Germanisirung bot das Jahr 1830, in welchem die Mehrzahl des polnischen Adels unsrer Provinz die Schwere des Gesetzes auf sich herabzog. 1402 Personen wurden zur Güterconfiscation und zu Freiheitsstrafen verurtheilt, darunter sind 1200 völlig begnadigt worden. Die Güter wurden nur 22 Besitzern vorbehalten; sie hatten dieselben einzulösen, indem sie den fünften Theil des Werths an die Staatskasse zahlten. Dieser sind dadurch im Ganzen 60,000 Thlr. zugeflossen, die zu Provinzialzwecken verwendet worden sind. Dabei trug sich das Wunderliche zu, daß die, welche arm ins Gefängniß gegangen waren, reich daraus zurückkehrten. Die königlichen Gutsverwalter hatten durch treuen Fleiß die Domainen aus dem kläglichen Zustande herausgearbeitet, in den sie durch ihre Besitzer gekommen waren. In den Jahren 1846—48 hat sich das wiederholt.

Die polnischen Unruhen von 1830—31 hatten nicht nur den preußisch-polnischen Landadel stark angegriffen, sondern auch erschüttert. Hätte die Regierung diesen Umstand einfach ignorirt, so wären die entwertheten Güter von selbst in deutsche Hände gekommen. Statt dessen beschloß die Behörde als Käuferin aufzutreten, theils um die auf einzelnen Gütern eingetragenen fiscalischen Gelder zu retten, theils um die Gutspreise zu steigern, theils um solchergestalt wohlgesinnte, der Landescultur förderliche Männer dem Großherzogthum zuzuführen. Die gekauften Güter wurden entweder zur Verbesserung der Lage der vorhandenen, meist polnischen Bauern durch Regulirung ihrer Verhältnisse, Vergrößerung zu kleiner Stellen durch Vorwerksgrundstücke und Ermäßigung ihrer Leistungen benutzt, oder an geeignete Erwerber parzellirt oder im Ganzen überlassen. Die bäuerlichen Renten und, wo sie zur königlichen Verwaltung geeignet erschienen, auch die Forsten wurden dem Staate vorbehalten.

Wäre derselbe dabei wirklich germanisirungslustig gewesen, so würde

er doch wohl die Polen von diesem Geschäft ausgeschlossen und den deutschen Käufern in Bezug auf den Wiederverkauf besondere Beschränkungen aufgelegt haben. Beides ist nicht geschehen.

Von 1815 bis 1831 lag die ländliche Polizei in den Händen der meist polnischen Gutsbesitzer, auch die gewählten Landräthe gehörten ihnen an. Da aber diese Herren 1830/31 den Beweis gaben, wie wenig Unterthanenpflicht und Amtseid bei ihnen Gewicht haben, ward ein Verhältniß geändert, welches zur „warschauer Zeit“ gesetzlich gar nicht bestand. Es wurden dabei die Polen nicht allein gestraft. Die Einrichtung der Polizeidistrictscommissariate und die Ernennung der Landräthe durch den Minister traf die deutschen Grundbesitzer ebenso schwer wie die polnischen. Daß die Landräthe, welche nur Beamte, nicht Kreisinsassen sind, zu wünschen lassen, und daß die einflußreiche, gut dotirte Stellung, die zwischen 1830 und 1850 noch „ohne das dritte Examen“, bei uns zu Lande conditio sine qua non für die Anerkennung eines Juristen, erreicht werden konnte, ihre Versuchungen hat, ist selbstverständlich. Dennoch mögen Sie einem Manne, der sein Herz von jeder Liebe zu einem Landrathe frei weiß, glauben, daß diese Beamten bei uns nicht schlimmer sind, als in den deutschen Provinzen. In vielen Stücken sind sie besser, weil sie mehr selbst arbeiten.

Die Zeit von 1830 bis 1840 war übrigens eine der gesegnetsten in der Geschichte unserer Provinz. Die Namen Flottwell und Grolmann haben bei Freund und Feind guten Klang. Der gefürchtete Oberpräsident war nicht sowohl ein Polenfeind, als überhaupt ein unermüdet thätiger, oft und an allen Orten selbst sehender, unerbittlich strenger Verwaltungschef. Es ist bezeichnend, daß niemals ein gemüthlicheres Leben, eine friedlichere Vermischung der Bevölkerung, ein herzlicherer geselliger Verkehr zwischen den Angehörigen beider Nationen bei uns bestanden hat. Der Pole muß seinen Herrn fühlen, damit ihm wohl sei und er Frieden halte. Flottwell hat seine Verwaltung in einer besondern Denkschrift geschildert, und diese ist 1848 von der extremsten preußischen Demokratie unter dem Titel: „Das enthüllte Posen“ herausgegeben worden. Wohl uns, wenn wir nie andere Enthüllungen zu fürchten haben! Es entsprach der Gemüthsweichheit des Königs Friedrich Wilhelm des Vierten, daß er die polnische Nation durch Güte gewinnen, die Widerstrebenden durch Wohlthaten an sich fesseln wollte. Er überschüttete 1840 ihren Adel mit Orden, Titeln und Rangerhöhungen. Er ließ eine mildere Regierung eintreten. Er bot den Czartoryski, Plater, Mielzynski, Cieskowski, Bentkowski die Hand, sich in Preußisch-Posen niederzulassen. Er, der zu zürnen wußte, hatte für sie nur Amnestie. Und sie? Mag der Aufstand von 1848, die Verschwörung von 1846 nur ihren Haß gegen uns, das Volk, beweisen. Aber da der König seinen furchtbaren Leiden erlag, da alle Parteien des

deutschen Landes nur noch Erinnerung an die seltenen Gaben seines Geistes und Herzens hatten und in aufrichtiger Trauer einig waren, da haben sie ihm das Glockengeläut mißgönnt, das schwarze Kleid, den Trauerrand um ihre Blätter versagt, ein Zeugniß sowohl für ihren sittlichen Bildungsstand, wie für die Aufrichtigkeit ihrer Declamation von Personalunion. Nachher haben sie alle dem Könige nicht erwiesenen Todtenehren für Schneidergesellen und Setzerlehrlinge bereit gehalten, und Meuchelmörder, wie Jaroszynski, Ryll und Rzonka als Märtyrer betrauert.

Aber die Sprachenfrage? Die einfache Thatsache, daß Sie, Herr Redacteur, der Sie wiederholt für das Recht des mißhandelten Bruderstammes in Schleswig-Holstein eingetreten sind, sich erbieten, Ihr Blatt der preußisch-deutschen Auffassung der Polenfrage zu öffnen, beweist mir, daß man uns doch in Deutschland für so schwarz nicht hält, wie uns Herr v. Bentkowski, der Sprachmeister, schildert, und daß Sie nicht glauben, das Schicksal der preußischen Polen sei dem der Deutschen Schleswig-Holsteins gleich. Nichts wäre auch falscher. Auf dem Markte, in der Gesellschaft, in der Schule, in der Kirche ist das Polnische völlig frei, stellenweis allein herrschend. In Kirche und Schule ist sogar das Deutsche unterdrückt, und es gibt Stellen, wo es den Deutschen, namentlich den katholischen, hier zu Lande nicht viel anders ergeht, als den Schleswigern, nur daß der Terrorismus von einer andern Stelle ausgeht. Die Unterrichtssprache aller katholischen Schulen der gemischten Kreise ist polnisch. Der arme deutsche Junge versteht davon nichts und bittet den Lehrer schüchtern, er möge ihm das auch zeigen. „Kannst polnisch lernen, dazu bist du hier; deutsch lernst du ja beim Vater." Noch schlimmer erging es einem deutschen katholischen Knaben, den der Lehrer beim Spiel belauscht hatte und andern Tags mit den Worten strafte: „wie kannst du in einer so schmutzigen Sprache, wie die deutsche ist, spielen."

An den höhren Lehranstalten katholischer Confession ist polnisch die Unterrichtssprache der vier untern Classen; in Prima und Secunda soll es die deutsche sein. Als Unterrichtsgegenstand wird die polnische Sprache in allen Schulen der Provinz getrieben. Die Gottesdienste der Polen sind lateinisch und polnisch. Versprengte Deutsche müssen in diesen Sprachen einstimmen, und eine Wittwe zu K. bei Usć, die in der katholischen Kirche still für sich aus dem deutschen Buche betete, ward zur Strafe aus ihrem Dienst gejagt. Wo die deutschen Minoritäten stark sind, richtet etwa die Behörde gegen besondere Entschädigungen deutsche Gottesdienste ein.

Ein junger Geistlicher, der einen solchen abzuhalten hatte, reichte eine polnische Quittung für das dafür erhobene Gehalt ein, bemerkend, er sei im Deutschen nicht genug gefördert, um eine deutsche Quittung ausstellen zu können.

Die Communal-Verhandlungen unserer kleinen Städte geschehen polnisch; bei den Wahlen gehen beide Sprachen nebeneinander, was 1858 für Herrn von — ski in Schrimm nicht ausreichte, der — auch die Namen polnisch zu hören verlangte*).

Wir haben also nur mit den Verhandlungen vor Gericht und vor der Verwaltungsbehörde zu thun, wobei erinnert werden muß, daß dort durch die Zweierleiheit der Sprache die Arbeit verdoppelt und die meist bald gewünschte Ausfertigung verzögert wird. Ueber den Sprachenverkehr vor diesen Instanzen haben wir ausführliche Gesetze, Verordnungen, Cabinetsordres und Tribunalsentscheidungen, welche ausreichen und, soweit dies irgendwo gesagt werden kann, auch befolgt werden.

Eine Cabinetsordre vom 20. Juni 1816 befiehlt die Uebertragung der bisherigen Gesetze, der jedesmaligen Nummer der Gesetzsammlung und des Amtsblattes ins Polnische, „nur versteht es sich von selbst, daß bei all diesen Uebersetzungen der deutsche Text das eigentliche Gesetz bleibt und bei etwaiger Dunkelheit der Erklärung zu Grunde gelegt werden muß.“ Die Anwendung der verschiedenen Sprachen vor Gericht sind durch Abschnitt IV. der Verordnung vom 9. Februar 1817 geregelt. Die Correspondenz der Gerichte unter einander, so wie mit andern Behörden mit Ausnahme derjenigen des Königreichs Polen geschieht deutsch. Bei Processen entscheidet die Sprache des Klägers; ist dieser weder der deutschen, noch der polnischen gewachsen, so wird erstere gebraucht; ebenso wenn er beider gleich mächtig ist. Bei einseitigen Acten der freiwilligen Gerichtsbarkeit wird die Sprache der Erklärenden zur Richtschnur; soll aber aus denselben ein Gebrauch beim Hypothekenbuch folgen, so müssen sie entweder in beiden Sprachen oder nur in deutscher aufgenommen werden.

Beim öffentlichen Verfahren wird der Dolmetscher zugezogen. Wir haben übrigens manche Verhandlung gehört, bei der kein deutsches Wort fiel, weil Richter, Staatsanwalt und Vertheidiger, des Polnischen mächtig, sich im Interesse prompteren Geschäftsganges desselben bedienten.

Wieder ist es bezeichnend, daß da, wo das Gesetz etwa eine Härte hat, sie Niemand lieber hervorzukehren pflegt, als der polnische Richter, welcher außeramtlich mit demonstrirt.

Die Verwaltungsbehörden correspondiren nach dem Regulativ vom 14. April 1832 unter einander deutsch. Den Bürgermeistern der kleinen Städte und den Geistlichen ist, wenn sie das Deutsche nicht können, polnische

*) D. h. die deutschen Namen entweder mit polnischer Endung: statt Blaschke: Blaszkiewicz oder in polnischer Uebersetzung: statt Sperling Wróbel.

Correspondenz gestattet. Privatpersonen, von denen es nicht feststeht, daß sie deutsch sprechen, erhalten deutsche Verfügungen mit polnischer Uebersetzung. Da kann nun Niemand deutsch. Derjenige Probst, der auf einem preußischen Gymnasium sein Abiturientenexamen bestanden hat, ist nicht im Stande, gedruckte Schemata „auf deutsch" mit Ziffern auszufüllen. Herr von W. auf D., der eben beim Rector war, ihn deutsch bat, seine Jungen gut deutsch zu lehren, geht hin und schickt der Regierung die ihm zugekommene deutsche Verfügung zurück. Der biedere Rittergutsbesitzer X. auf Y., der vor zwei Jahren im schönsten Deutsch mündlich und schriftlich die straflose Heimkehr seines verurtheilten Verwandten erbat und erreichte, gibt jetzt sogar dem Oberpräsidenten seine deutsch adressirten Verfügungen uneröffnet zurück.

Witzig war ein Probst. Er hatte vordem deutsch geschrieben, nun polnisch. „Warum jetzt, da Du doch anders kannst?" — „Seht Euch doch nur meine früheren Berichte an; sie sind ja voll Fehler." Es war richtig, aber sein Polnisch war leider viel incorrecter als sein Deutsch. Endlich der Probst Kinecki widerlegt in selbstgeschriebenem langen Aufsatz in der Posener Zeitung einige falsche Angaben über seine Weigerung, deutsch zu schreiben, das er natürlich nicht kann. Der Oberpräsident v. Bonin erwähnt des Falles in seiner berühmten dankenswerthen Kammerrede vom 23. März 1861. Nun erklärt Herr Kinecki in der Posener Zeitung, daß er sich die betreffenden Erklärungen natürlich habe machen lassen. Sein neues Scriptum ist auch von neuer Hand geschrieben, trägt aber Correcturen der alten wohlbekannten, die den gewandten Stilisten verrathen.

Unter den im Deutschen völlig ungeübten Pröbsten befand sich auch Herr R., der in Breslau studirt und eine Agentur (die schwedter) angenommen hatte, bei der Alles nur deutsch verhandelt wird.

Selbst Pokraka hält sich über die Großpolen auf, welche selbst nur noch gebrochen und falsch polnisch reden und dabei wer weiß was zum Schutz ihrer Muttersprache anstellen. In nachfolgendem unübersetzbarem Gespräch, läßt das Witzblatt einen Großpolen seinen Streit mit dem Landrath erzählen, der ihm, da er einen deutschgeschriebenen Brief nicht annahm, den Executor über den Hals geschickt hat. Er ist beim Landrath gewesen, hat sich auf die Verträge berufen u. s. w. Da er aber schlecht angekommen ist, wird er klagen und seine Sache bis zur Nichtigkeitsbeschwerde verfolgen.

Jostem dostał buł list od landrota. Adressowoł do mnie: An den Herrn Justyn v. Wyganski auf Wyganowo Hochwohlgeboren i. t. d. Es versteht sich nie odebrałam, lantrot przysłoł egrekntora. Dieser ist kein Spaß, więc pojechałem do lantrota. I mówię mu: Warum schreiben Sie an mir deutsch und ich verstehe nicht deutsch. A on mi odpowiedzioł. Das ist wieder der Dziennik Poznanski Schuld, früher haben Sie angenommen. Jo mu na

to: Ich habe Recht; im wiener Congreß und im Occupationspatent vom 15. Mai a lantrot: Bleiben Sie mir mit dem Patente vom Halse; mnie się chce rzygać powiada, jak to słyszę. „Więc go zaskarzysz? Ma się rozumieć, zrobię mu Bagatellproceß a choć przegrom w pierwszych instancyach zaniosę Richtigkeitsbeschwerde do Obertrybunała.

Nun müssen Sie vollends erwägen, daß „das um seine Sprache ringende Volk" zur Zeit der „Freiheit" in der Kirche und vor Gericht lateinisch sprach, daß es jetzt noch die lateinische Messe und im Salon die französische Conversation hat, und daß sie zur warschauer Zeit amtlich fast nur deutsch verkehrten. Ich habe zahllose Verfügungen und Bescheinigungen der damaligen Patrimonialgerichte gesehn, die alle deutsch waren, und noch eben kam mir ein Attest in die Hände, welches Herr Bogusław v. —ki am 18. Juli 1808 deutsch ausgestellt hat. Auf dem Gute seines Sohnes erschien vor wenigen Wochen der des Polnischen nicht mächtige Kreisthierarzt. Der Schmied machte ihm den Krankheitsbericht über das Vieh im wohlverstandenen Interesse des Herrn auf Deutsch. Da erschien der Herr mit der Peitsche scheltend und drohend, weil er auf seinem Gehöft kein deutsches Wort hören wollte.

Statt ungerecht und unwahr zu klagen, sollten die polnischen Herren lieber die Augen aufmachen und sehen, was die preußische Regierung für sie gethan hat. Eine mir bekannte Stadt hatte 1830 noch eine einclassige Simultanschule, heute eine katholische Schule mit fünf, eine evangelische mit drei Classen, eine jüdische Privatschule, eine polnische höhere Töchterschule und eine jener königlichen Mittelschulen (Rectorclassen), deren die Regierung 1843 in allen Gerichtsstädten einrichtete. In einem derjenigen Kreise, die noch zu $^{4}/_{5}$ polnisch und katholisch sind, übernahm die preußische Verwaltung: funfzehn evangelische und vier katholische Schulen, also elf deutsche mehr. Ebendort waren 1858:

4 evangelische Stadtschulen mit 6 Lehrern,
17 „ Landschulen „ 17 „
4 katholische Stadtschulen „ 9 „
52 „ Landschulen „ 53 „
2 jüdische Stadtschulen „ 2 „ ; also 21 evangelische Schulen mit 23 Lehrern; 56 katholische Schulen mit 62 Lehrern; die Regierung erhob also — unter dem Widerstreben der Geistlichen, Gemeinden und Patrone die Zahl der katholischen Schulen auf das Vierzehnfache, die der Lehrer fast auf das Sechzehnfache.

Ueberhaupt fand die preußische Regierung 1815: zwei katholische Priesterseminare, ein katholisches Lehrerseminar, zwei Gymnasien und 543 Elementarschulen mit 884 Lehrern und 31,000 Schülern.

König Wladisław Czartoryski oder Dictator Mierosławski würde heute fin-

den: drei Priesterseminare (Posen, Gnesen, Trzemeszno); zwei katholische Lehrerseminare: Posen und Paradies, das Gebäude zu einem dritten in Exin; ein evangelisches Lehrerseminar in Bromberg; ferner sieben Gymnasien: zwei in Posen, eins in Lissa, eins in Bromberg, eins in Ostrowo, eins in Trzemeszno, eins in Krotoschin; ein Privatgymnasium in Filehne; vier Progymnasien: in Schrimm, Rogasen, Schneidemühl, Inowraclaw; endlich fünf Realschulen: in Posen, Meseritz, Fraustadt, Rawicz, Bromberg und 2,149 Elementarschulen mit 2,954 Lehrern und 218,097 Schülern. Mit diesem Reichthum an Schulen nimmt Posen eine ehrenvolle Stelle unter den preußischen Provinzen ein.

Es hat nämlich eine Schule auf je 659 Einwohner und 101 Schüler,
während Brandenburg „ „ „ „ 770 „ „ 114 „
Schlesien sogar „ „ „ „ 824 „ „ 130 „
haben.

Auch anderer Einrichtungen können wir uns freuen, so der Ackerbauschule in Wielowies bei Krotoschin, welche zwölf Schüler in dreijährigem Cursus zu brauchbaren Ackerwirthen erzieht. Es arbeiten an derselben außer dem Director und dem Kreisthierarzt ein für die Anstalt vocirter Lehrer und als Gehülfen tüchtige Handwerker. Dann verweisen wir auf die Irrenanstalt zu Owinsk, die Taubstummenanstalt zu Posen, das Armenhaus zu Kosten, die Gärtnerlehranstalt zu Posen und ganz besonders auf das Krankenhaus der barmherzigen Schwestern zu Posen, welches sein Bestehen der preußischen Princessin Louise dankt.

Weiter ist an den Bau der Ostbahn zu erinnern, an die Posen-Stargarder und an die viele Mühe, die sich der Minister v. d. Heydt gegeben hat, die posen-breslauer Bahn zu erreichen. Wir haben jetzt ein großes Schienenkreuz von Nord nach Süd, von West nach Ost. An Chausseen fand Flottwell vier Meilen vor, heute hat das Departement Posen in Meilenlänge der Chausseen nur Arnsberg vor sich; in relativem Verhältniß steht es mit Liegnitz und Potsdam auf einer Stufe. Es hat 210,6, Bromberg 112,1 Meilen Chaussee; die Provinz hatte 1852: 120,2 — 1862: 322,7 Meilen Chaussee. Die Jahre von 1852 bis 1859 gehörten dem in dieser Richtung unendlich eifrigen Oberpräsidenten v. Puttkammer und unter seiner Leitung dem Regierungsrath Ziegert (jetzt in Oppeln).

Vorzügliche Sorgfalt ist der Bodencultur, z. B. der Trockenlegung, Kanalisirung der Brüche zugewendet worden. Ueber die umfassenden Arbeiten im Obrabruch hat der Regierungsrath Meerkatz in Posen im vierzehnten Bande des Archivs für Landeskunde (1859, II.) ausführlich Nachricht gegeben. Nicht direct von der Verwaltung ausgegangen, doch von ihr unterstützt, trat die große Versuchsstation für Agriculturchemie zu Kuschen bei Schmiegel ins Leben.

Zuletzt das Große: die Bauernemancipation, die Gemeinheitstheilung, die

Justizeinrichtung. Und wieder das Kleine: die Sorge der Behörde für den Einzelnen.

Bisweilen erkennen die Polen das auch an, natürlich in einer Form, die ihnen selbst schmeichelt. So schreiben die wiadomosci polskie: „Die Physiognomie des Großherzogthums Posen ist eine ganz andere, als die der übrigen Theile des früheren Polens. Wenn man dasselbe durchstreift, so sieht man zu seiner Freude, daß das polnische Land nicht nur durch die Freigebigkeit seiner Natur, sondern auch durch die Industrie, die Ordnung und den Fleiß polnischer Hände zu hoher Blüthe gelangen kann. Einen angenehmen Eindruck macht der Anblick der sorgfältig und bequem, sogar oft luxuriös aufgeführten Wirthschaftsgebäude, Wohnhäuser und Paläste. Die Haltung und der Zustand der ländlichen Bevölkerung macht ebenfalls nicht geringe Freude. Zunächst zeichnet sich dieselbe durch ihre Moralität und ihre richtig begriffene Religiösität vor der ländlichen Bevölkerung der übrigen polnischen Landestheile aus. Liederlichkeit und Trunkenheit sind bei ihr selten. Ihre Kleidung ist ordentlich und hinreichend, aber der Schnitt ist mehr deutsch als slavisch. Fast jeder, mit Ausnahme ganz alter Greise, ist des Lesens und Schreibens kundig. In der Kirche sagen sowohl Männer wie Frauen ihre Gebete nicht mehr aus dem Gedächtniß her, sondern lesen sie aus dem Buche ab. In Hinsicht der Wohlhabenheit, der Bildung und Moralität des Volkes hat also das Großherzogthum Posen ohne Zweifel die übrigen polnischen Länder weit überholt.

Es ist dies (so fährt das Organ der katholisch-aristokratischen Emigration fort) das Verdienst der erleuchteten und für das Wohl der untern Classen väterlich besorgten preußischen Regierung; noch mehr aber der eifrigen Geistlichkeit und des Adels. Keine polnische Provinz besitzt so viel gebildete Geistliche, und in keiner sind dieselben eifriger für das Wohl des Volkes besorgt."

Das Geld *).

Welches gute Stück Geschichte im Gelde steckt, so zu sagen im Geldstück und im Geldzettel sich verkörpert, das hat jeder erfahren, dem Francs und Sovereigns durch die Hände gegangen sind, der die schwierige Operation vollendet hat, einen Zehnguldenschein in Kreuzer oder, wenn das Glück gut ist, in Sechskreuzerstücke umzusetzen, oder dem etwa in einem thüringischen Städtchen für einen preußischen Fünfundzwanzigthalerschein jenes mannichfaltige Ab-

*) Vortrag, gehalten in der Singakademie zu Berlin, 7. Febr. 1863.

bild deutscher Einheit zu Händen gekommen ist, das wir Alle kennen. Wie sollte es sich anders verhalten in den Anfangszeiten der Geschichte, wo die Schöpfungen des Menschengeistes noch den Reiz des Werdens an sich tragen, die Dinge und die Begriffe, die Menschen und die Völker noch ihr ursprüngliches scharfes Gepräge zeigen, sich noch nicht an einander ab- und verschliffen haben? Versuchen wir es denn, von den merkwürdigen Dingen, welche die Thaler und Pfennige des Alterthums in ihrer Sprache erzählen, einiges Wenige in die unsrige zu übersetzen.

Wie der Diamant nur durch sich selbst geschliffen werden kann, so bildet der Mensch sich nur am Menschen. Verkehr der Menschen mit einander — das ist Civilisation; und er wirkt um so rascher und mächtiger, je größere und je verschiedenartigere Massen sich einander berühren. Denn das Ungleiche muß sich paaren, wenn etwas werden soll; das ist wie ein Gesetz der Natur so auch das der Geschichte. So beherrscht und durchdringt der gewaltige Gegensatz von Orient und Occident die ganze Menschengeschichte; so in engeren, aber immer noch ungeheuren Kreisen die Geschichte des Alterthums der Gegensatz von Griechenland und Rom, die Geschichte der Neuzeit der Gegensatz von Romanen und Germanen. Viele Wege führen nach diesem Ziel; für die stetige Steigerung dieses Verkehrs arbeiten wir Alle, was wir auch treiben, ob wir Bücher machen oder Stiefel, vorausgesetzt freilich, daß beide etwas taugen. Aber unter den zahllosen Civilisationsmitteln gibt es doch zwei, die in unvergleichlich gewaltiger Weise die Menschen und die Völker zusammenführen und zusammenbinden und deren Wirksamkeit, im grauen Alterthum beginnend, noch bis auf den heutigen Tag beständig im Zunehmen ist, so daß deren Sonnenhöhe kein menschliches Auge abmißt — ich meine die Schrift und die Münze. Und doch sind beide einmal nicht da gewesen und beide sind positive Erfindungen des Menschengeistes, so gut wie die Dampfmaschine und der Telegraph, nur daß wir zufällig den Namen des Erfinders und das Jahr der Erfindung bei jenen anzugeben nicht vermögen. Ich meine auch nicht Erfindungen in dem Sinne, daß die Entwickelung des Menschengeistes in jedem Volke darauf mit Nothwendigkeit hingeführt und aus gleichem Bedürfniß überall ähnliche Wirkungen sich selbständig erzeugt hätten; nein es hat, wie eine erste Dampfmaschine, so auch ein erstes Alphabet und ein erstes Geldstück gegeben, und aus diesen sind im Laufe der Jahrtausende, von geringfügigen Ausnahmen abgesehen, alle jene zahllosen Schriftgattungen und Münzordnungen hervorgegangen, deren Alterthum und Neuzeit, Orient und Occident sich bedient haben und heute noch bedienen. Alle Nationen, zu denen von diesem phönikischen Uralphabet, von dieser kleinasiatischen Münzordnung kein Schößling gelangt ist, stehen in Folge dessen, wo nicht außerhalb der Civilisation, doch außerhalb desjenigen Kreises derselben, der in der Entwickelung des Menschen-

geschlechtes von jeher die Führung gehabt hat und mit geschichtlicher Nothwendigkeit von Jahr zu Jahr mehr an die Spitze und der Alleinherrschaft näher kommt. Es mag sich wohl verlohnen, den geistigen und geschichtlichen Proceß, der zu der Erfindung des Geldes geführt hat, und dessen älteste historische Erscheinung sich zu vergegenwärtigen.

Der ursprüngliche Verkehr ist Tausch, das heißt die Auswechselung zweier Waaren, von denen jede dem gegenwärtigen Besitzer entbehrlich ist und das Bedürfniß des andern Theils unmittelbar befriedigt. Ein Verkehr dieser Art ist nothwendig in sehr enge Grenzen eingeschlossen. Im Kleinverkehr mag es auf dem Dorf vorkommen, daß der Schneider dem Schuster den Rock und dieser dafür jenem die Stiefel macht; in der Stadt reicht man damit nicht aus. Im Großverkehr ist der Tausch besser angebracht; es ist angemessen, daß wir unser Korn nach England und Kohlen von da zurückbringen. Aber auch der Kaufmann kann mit dem Tausch allein nicht bestehen; denn er ist dadurch gezwungen, immer so viel Waare zu kaufen wie er verkauft, und nie mehr zu verkaufen als er einkauft. Die Bedingung jedes ausgedehnten Waarenaustausches, die Bedingung des freien Handels ist die Feststellung eines Gegenstandes, der zur allgemeinen Vermittelung geeignet ist. Der ältesten Zeit, wo die grüne Erde noch ungetheilt und die Weide frei und grenzenlos war, lag dafür nichts so nahe wie das Heerdenvieh, dessen Mehrung jedem Haushalt unmittelbar nützlich war. Noch heutzutage ist bei den sogenannten wilden Völkern die übrige Habe wesentlich dieselbe, und unterscheidet sich der Reiche vom Armen allein durch die Zahl der Rinder, der Stuten oder der Kameele. So ist es in der Urzeit der Römer und der Griechen, so in der germanischen Urzeit gewesen: man rechnet nach Rindern und Schafen, und das Rind ist so zu sagen das Großgeld, das Schaf das Kleingeld: zehn oder zwölf Schafe gelten so viel als ein Rind. — Aber dies Verkehrmittel reicht bald nicht mehr; der steigende Verkehr bedarf eines festeren und feineren Vermittlers und findet dieses einzig im Metall. Das Metall ist dauernder als fast alle übrigen Waaren; viele Ursachen, die andere Waaren verderben, haben dem Metall nichts an. Ebendaher ist es auch beweglicher, der Transport desselben mit verhältnißmäßig geringen Kosten und Gefahren verbunden; besonders seit die Seeschifffahrt beginnt und der überseeische Handel, muß das Metall als Tauschmittel an die Stelle des Heerdenviehs getreten sein. Es ist allgemein gültiger: die Brauchbarkeit des Metalls ist weniger als die der meisten anderen Waaren von klimatischen und sonstigen örtlichen Verschiedenheiten abhängig. Es ist einer scharfen Werthbestimmung mit großer Leichtigkeit fähig; im Ganzen genügen dazu Auge und Wage, und auch Stempelung kann leicht und der Substanz des Metalls unbeschadet stattfinden. Es ist fester im Preise eben wegen seiner Dauerhaftigkeit; denn obwohl die jährliche Production des Metalls weit ungleicher ist als

zum Beispiel die des Korns, so ist doch jene immer nur ein verschwindend kleiner Theil des gesammten Vorraths, diese dagegen der Gesammtvorrath selbst, und daher erzeugt die Ausbeutung auch des reichsten Goldlagers nicht von einem Jahr zum andern solche Schwankungen im Goldpreis wie die Aufeinanderfolge guter und schlechter Ernten im Kornpreis. Endlich und hauptsächlich ist das Metall unter allen Waaren diejenige, die den idealen Begriff des Werthes mit der mindesten Unvollkommenheit ausdrückt. Denn das Wesen des Werthes ist die Fähigkeit gleich dem Quecksilber sich unendlich zu theilen und unendlich zu verbinden; und diese Operation verträgt keine andere Waare so grenzenlos wie das Metall. Vorzugsweise gilt dies Alles von den sogenannten edlen Metallen, dem Gold und dem Silber. Nicht blos kommen die eben bezeichneten Eigenschaften, besonders die Unzerstörbarkeit und die Transportabilität, ihnen in höherem Grade zu als den unscheinbareren Geschwistern; sondern sie haben eine Eigenschaft vor diesen voraus, die sie recht eigentlich zu den geborenen Werthmaßen macht. Man nennt sie die edlen, weil sie müßig gehen, genau genommen in der Wirthschaft überflüssig sind. Ohne Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, Zink könnte die entwickelte Industrie nicht bestehen; der wirthschaftlich nothwendige oder auch nur zweckmäßige Gebrauch vom Silber ist gering und noch geringer der vom Golde. Sie zieren wie Perlen und bunte Steine, aber sie fördern den Menschen nicht; und darum schwankt das Begehren diese Metalle zu besitzen weit weniger als das Begehren nach ihren unedlen Genossen. Als die Gewohnheit aufkam sich vor Speer und Schwert durch Kupferrüstung zu schützen, stieg der Gebrauch und also der Preis des Kupfers; als die Wagen auf eisernen Schienen zu rollen begannen, schlug das Eisen auf; die Bedürfnisse des Menschen wechseln, aber seine Thorheiten bleiben dieselben. Nach Golde drängt, am Golde hängt das Menschenherz nun einmal heute noch wie in der Morgendämmerung der Menschengeschichte; und ob es als Ring in der Nase oder als Armband getragen wird, als goldener Reif um das Haupt oder als goldene Uhr in der Tasche, das macht nationalökonomisch wenig Unterschied. So bleibt der Verbrauch von Gold und Silber in einem festeren Verhältniß zu der Gesammtzahl der civilisirten Menschheit als der der andern Metalle; und dazu kommt und ist vielleicht noch wichtiger, daß jene ja eben sonst nichts zu thun haben und also weit passender als die übrigen nützlicher beschäftigten Stoffe gebraucht werden als Zwischenträger und Vermittler unter den übrigen Waaren. — Insofern sind allerdings die edlen Metalle der vollkommenste Ausdruck für den idealen Werthbegriff, der im Gebiet der Waaren überhaupt sich finden läßt. Freilich aber keineswegs der vollkommenste reale Ausdruck des Werthbegriffs überhaupt. Der ausgemünzte Staatscredit, unser Papiergeld übertrifft in allen jenen Eigenschaften, die das Wesen des Geldes ausmachen, um ebensoviel das Metallgeld wie dieses die andern Waaren. Es ist dauerhafter; denn das

vernutzte Geldstück ist vernichtet, der beschädigte Zettel ist nur der Ausdruck der Creditsumme, auf die er lautet, und deshalb der Ersetzung fähig. Bei dem Zettel ist die Transportabilität noch größer und die Werthfeststellung noch weit einfacher als selbst bei dem vollkommensten Metallgeld. Vor allen Dingen aber hört die Waareneigenschaft, die bei dem Metallgeld nur zurücktritt, hier vollständig auf und findet der Begriff des Werthes in dem Zettel einen reineren und zugleich weit minder kostspieligen Ausdruck als in dem Geldstück. Auf dem Glauben, daß diesem Gegenstand allgemeine Gültigkeit zukomme, beruht zuletzt das Geldstück wie der Zettel; und wenn heutzutage, wo der dreitausendjährigen Entwickelung des Metallgeldes gegenüber das auf den Credit der Staaten fundirte Papiergeld noch in seinen ersten Anfängen steht, wenn heutzutage der Glaube, daß ein Goldstück an jedem Ort ausgegeben werden kann, noch allgemeiner verbreitet ist als der Glaube, daß man an jedem Ort eine englische oder preußische Banknote nimmt, so sind wir eben hierin noch im Lernen begriffen und theils noch nicht ganz befreit von dem blinden Haschen des Wilden nach dem glänzenden Spielwerk, theils des Glaubens an eine gesicherte und geordnete politische Zukunft, namentlich auf dem Continent, noch allzu wenig gewöhnt. Es gibt nichts Höheres, nichts unerschütterlicher Festes als den Credit eines Gemeinwesens, das seine eigene Kasse führt und seine Ausgaben sich von Niemandem und durch Niemanden dictiren läßt, als durch sich selbst nach den Erwägungen des Gemeinwohls. Wenn die Zettel der großen Gemeinwesen Europas erst auf diesem Gruude ruhen, wenn das Erschüttern dieser Grundfeste des Staats erst ebenso nicht blos als Verbrechen, sondern auch als Lächerlichkeit gelten wird, wie heutzutage die Brandschatzungen der wegelagernden Junker des Mittelalters, dann stehen unsre Zettel fester als heute unsre Metallmünze steht, deren gefährliche Schäden und deren bedenkliche Abhängigkeit von der Waarenstellung des Goldes und Silbers dem Kaufmann wie dem Staatsmann wohl bekannt sind.

Dem Alterthum ist der große und fruchtbare Gedanke eines Gesammtcredits des Gemeinwesens, gegenüber den einzelnen Bürgern wie dem gesammten Ausland, in der Hauptsache fremd geblieben; nur die Anfänge dazu finden sich namentlich in der Scheidemünze, am meisten entwickelt in der späteren römischen Kaiserzeit, freilich in der Hauptsache mehr durch gewissenlosen Mißbrauch des Münzregals als durch bewußten Fortschritt zu einem principiell verschiedenen Geldsystem. Wie das Alterthum zu der Bildung sich selbst regierender Großstaaten und zu der eines wahrhaften international geordneten Staatensystems nicht gelangt ist, so ist es auch im Geldwesen durchaus über das Metall nicht hinausgekommen. Zu fester und selbständiger Entwickelung ist das Metall als allgemeiner und ausschließlicher Werthmesser im Alterthum an zwei verschiedenen Punkten gelangt, deren Gegensatz bedeutsam ist. Es gibt zwei gleich uralte und

gleich selbständige Festsetzungen dieser Art; die eine gehört dem asiatischen Osten an, die andere der italischen Halbinsel. Seit es eine Geschichte gibt, finden wir im innern Asien Gold und Silber neben einander als allgemein vermittelnde Waaren verwendet, in Italien dagegen in gleicher Stellung das Kupfer. Jene Ordnung, die auf der gesetzlichen Feststellung des Werthverhältnisses der beiden edlen Metalle zu einander ruht, tritt uns mit historischer Bestimmtheit zuerst entgegen im persischen Reich; sicher aber hat sie im Orient gegolten, seit die Despotie, namentlich das Großkönigthum daselbst überhaupt zu fester Form gelangt ist. Einfacher war die italische Ordnung: man kaufte und verkaufte hier gegen Kupfer nach dem Gewichte. — Forschen wir nach der Entstehung dieser Systeme, so liegt die des letzteren auf der Hand. In ältester Zeit, wo man das Eisen noch nicht zu bearbeiten, namentlich nicht gehörig zu stählen verstand, war das Kupfer Alles in Allem, war nicht nur der Kessel und der Harnisch von Kupfer, sondern auch die Pflugschaar, das Messer, das Schwert; und Italien selbst erzeugte von diesem Metall nur eine äußerst geringe Quantität. Große und reiche Landschaften, wie namentlich Latium, waren dafür durchaus angewiesen auf die Einfuhr von außen her; überhaupt aber verbrauchte Italien weit mehr Kupfer als es hervorbrachte. Unter solchen Verhältnissen war es wohl natürlich, daß jeder Verkäufer für seine Waare bereitwillig Kupfer nahm; und damit erhielt dieses Metall in Italien als höchst nöthige und immer knapp vorhandene, deshalb stets begehrte Waare den Charakter des allgemein giltigen Tauschmittels, erst gewohnheitsmäßig und sodann auch durch gesetzliche Ordnung. — Ganz anders im Orient. Wenn dort seit frühester Zeit Gold und Silber in festem Verhältniß zu einander als allgemeine Werthmesser gelten, also eben das System besteht, was im Wesentlichen noch in den heutigen Münzordnungen herrscht, so beruht dies ohne Zweifel auf der uns Occidentalen seltsam erscheinenden, aber mit dem Wesen des Orients und der Orientalen aufs engste und innigste verwachsenen Neigung des Schätzesammelns, wie sie poetisch niedergelegt ist in dem indischen Märchen von den goldgrabenden Ameisen, in der arabischen Legende von der Höhle Aladdins voll ungezählter Goldstücke und herrlichsten Geschmeides; wie sie in ernsterer Weise sich ausdrückt in dem orientalischen Staat, dessen Ideal für die Unterthanen jene goldgrabenden Ameisen sind, für den Herrscher jener Besitzer des Feenhortes. Das Aufhäufen des glänzenden Metalls und der bunten Steinchen, der sogenannten Schätze, welches noch heute in Ostindien und China geübt wird und von unseren Märkten noch heute das Silber in stetigem und bedenklichem Abfluß entführt, eben dieses hat den Anstoß gegeben zu der Feststellung der Gold- und Silberwährung, wobei die nächste Ursache wahrscheinlich das orientalische Steuersystem gewesen ist. Dies beruht im Wesentlichen darauf, daß dem König, seinem Hof und seinen Unterbeamten Alles, dessen sie be-

dürfen, in Naturalien geliefert wird. Wo der Herrscher eben verweilt, da sind die Unterthanen verpflichtet, ihn und die Seinigen zu speisen; dazu sind weiter einzelnen Oertlichkeiten je nach Gelegenheit feste Lieferungen aufgelegt an Wein, Sklaven, Pferden und dergleichen. So weit es außerdem noch möglich ist oder dafür gehalten wird, den Unterthanen weitere Lasten zuzumuthen, werden sie angewiesen, nicht die Kasse des Königs — denn eine solche gibt es eigentlich nicht — sondern seine Schatzkammer mit Gold und Silber zu füllen; und hierfür zuerst mögen jene Verhältnisse festgestellt, die Gewichte genau und allgemein geordnet worden sein. — So stehen gleich an der Schwelle der Geschichte Orient und Occident, noch mit einander unbekannt, im schärfsten und correlaten Gegensatz: dort herrscht das Prächtige, hier das Nützliche; dort das ziellose Aufhäufen, hier das Einsammeln zu praktischen Zwecken; dort das launische Trachten des despotischen Herrschers, hier der verständige Wille des Kriegers und des Bauern; dort Gold und Silber, hier das Kupfer.

Aber das Metall, auch wenn es im Verkehr und selbst im Gesetz anerkannt ist als ausschließlich allgemeines Tauschmittel, ist darum noch nicht Münze. So lange es dem Verkehr überlassen bleibt Qualität und Quantität des zum Tauschmittel gewählten Metalls selber festzustellen, so lange ist noch keine Münze vorhanden; selbst dann nicht, wenn der Besitzer dieses Metalls dasselbe in regelmäßige, vielleicht einem bestimmten Gewicht entsprechende Formen, in sogenannte Barren gießt und diese sogar zeichnet. Die Münze ist erst da, wenn solche Metallstücke in bestimmter, ein für allemal feststehender Qualität und Quantität unter öffentlicher Autorität angefertigt und mit festen, diese öffentliche Werthbestimmung verbürgenden Stempeln bezeichnet werden. Der Fortschritt hierin ist viel weniger ein technischer — technisch unterscheidet die Münze sich nicht wesentlich vom Barren — als ein politischer. Das Geld, wie es vor dem Beginn des Münzens auftritt, ist in der Hauptsache vom Staat unabhängig: derselbe betheiligt sich nur insoweit bei der Entwickelung desselben, als er die gewohnheitsmäßig festgesetzte ausschließliche Geltung der einen oder der anderen Waare als des allgemeinen Tauschmittels in der Regel nachträglich durch Gesetz fixirt und regulirt, etwa auch Wage und Gewicht obrigkeitlich ordnet. Die Münze dagegen ist eine wesentlich politische Institution: sie trägt von Haus aus das Wappen und, sowie die Schrift darauf beginnt, auch den Namen des Staats, der sie ausgibt, ist von Haus aus eine an jeden Betheiligten gerichtete öffentliche Zusicherung des conventionellen Werthes; welche Zusage innerhalb der Grenzen des prägenden Staats selbst dann auf Geltung Anspruch hat, wo sie nachweislich der Wahrheit widerstreitet. Insofern ist die Münze ein mächtiger Factor in der staatlichen Entwickelung. Eine wichtige Thätigkeit, die eigentlich privater Natur und ursprünglich den Privaten überlassen war, wird diesen entzogen und von dem Gemeinwesen übernommen. Die folgerichtige und pflicht-

mäßige Handhabung der neuen Institution bringt den Mitgliedern des Gemeinwesens ebenso unermeßlichen Vortheil als die willkürliche und gewissenlose ungeheuren Schaden, wie denn das Emporkommen besonders der großen griechischen Handelsstädte, vor Allem Athens, in erster Reihe auf ihren Münzordnungen ruht. So zieht die Landesmünze die Bande des Gemeinwesens fester zusammen; sie steigert, wenn der Ausdruck erlaubt ist, das centripetale, das communistische Element, das jedem Staatswesen ebenso nothwendig ist, wie sein Gegensatz. Von Haus aus ist mit der Münze der Begriff der Staatshoheit verknüpft und findet in ihr seinen sinnlichen Ausdruck; nur der Staat ist ein vollfreier, der Münzen jeden Werthes mit eigenem Bild und eigener Schrift zu schlagen befugt ist; von Haus aus bezeichnet das Wappen den Freistaat, das Bild des Herrschers das monarchisch regierte Reich. So ist die Münze, indem sie den ganzen menschlichen Verkehr durchdringt, das lebendige Abbild der Allgegenwart des Staates und jedes einzelne Geldstück ein Verkündiger, ein wandelnder Zeuge von den politischen Institutionen seiner Heimath.

Aus eben diesem Grunde ist es von vornherein gewiß, daß die Münze nur entstanden sein kann im Occident; denn im Orient gibt es nicht Politie, sondern nur Despotie, wohl Reiche, aber kein Gemeinwesen. Und so zeigt es uns auch die Geschichte. Die Gold- und Silberwährung ist im Orient zu Hause, die Münze in Griechenland. In der Metallwährung sind die Griechen nicht selbständig wie die Orientalen und die Italiker. Wohl wird in den homerischen Liedern zur Bestimmung der Werthe neben dem Vieh auch in mannichfacher Art das Metall, besonders Gold und Eisen verwendet; aber zu einer allgemein giltigen und selbständigen Metallwährung in der Epoche vor dem Aufommen der Münze sind die Griechen nicht gelangt; vielmehr stehen sie im Westen, besonders in Sicilien dafür unter dem Einfluß der italischen Kupfer-, im Osten unter dem der asiatischen Gold- und Silberwährung, nur daß bei diesen, besonders bei den europäischen Griechen, die ihren beschränkteren ökonomischen Verhältnissen angemessenere Silberwährung von Haus aus überwogen hat und die Goldwährung zurücktritt. Indeß ganz wie das Alphabet der Consonantenreihe nach in Asien entstanden, in Griechenland aber die Vocale demselben eingefügt worden sind, so haben Asien und Griechenland die Metallmünze in Gemeinschaft erfunden, indem sich in Asien die Gold- und Silberwährung, aus dieser sodann auf griechischem Boden die Münze entwickelt hat. Es gibt ein großes Goldstück, dem Gewicht nach beinahe dreimal so schwer wie unser Friedrichsdor und also nach dem heutigen Verhältniß der Metalle ungefähr sechzehn Thaler werth, ohne Aufschrift, auf der einen Seite mit einem Löwenkopf mit aufgesperrtem Rachen und ausgestreckter Zunge bezeichnet, während auf der anderen sich nur die Löcher des Eisenbolzens zeigen,

der das Metallstück unter dem Stempel festhielt. Dazu gehört ein ähnliches kleineres, vom sechsten Theil des Gewichts des größeren Stückes. Diese Stücke haben unsre Münzforscher dem äußern Anschein nach für die ältesten aller vorhandenen Münzen erklärt und im Wesentlichen gewiß mit Recht. Die Zeit ihrer Prägung ist nicht mit Bestimmtheit auszumachen: aber sie sind nicht so uralt, wie man wohl annimmt; ihr Ursprung fällt sicher später als die Entstehung der ebenfalls in Kleinasien heimischen und der Münze nirgends gedenkenden homerischen Gedichte und wahrscheinlich später als der Beginn der Olympiadenrechnung; es ist kein zwingender Grund vorhanden, die Entstehung der Münze über das siebente Jahrhundert vor Chr. hinaufzurücken. Aber der Entstehungsort ist bezeichnend. Die Griechen nennen jenes große Goldstück den phokaischen Stater, das dazu gehörige kleine das phokaische Sechstel; diese Münzen galten also als ursprünglich und hauptsächlich geschlagen in der Stadt Phokaea. Phokaea ist ein Hafenort des kleinasiatischen Joniens unweit Smyrna; jetzt ein namenloses türkisches Städtchen, aber einst der Stammsitz einer kühnen Schifferbevölkerung, die in der griechischen Geschichte ungefähr die Rolle gespielt hat, wie in der des Mittelalters die Portugiesen: von hier aus ist zuerst das westliche Mittelmeer befahren, von hier aus sind die italische Westküste, die Insel Corsica, die Gestade der Provence und Cataloniens in den Kreis des griechischen Lebens gezogen worden. Auf diesem Punkte also, wo Asien und Europa sich berühren, in einer auf asiatischem Boden gegründeten, aber in ihrer Thätigkeit durchaus dem europäischen Verkehr zugewandten Stadt, in einer Stadt, die wie keine andere es sich zur Aufgabe gemacht hat, den fernen Westen mit dem Osten zu vermitteln, in der Mutterstadt Marseilles, da mag wohl zuerst die Münze entstanden sein.

Nach Kleinasien also, an die ionische Küste führt uns die älteste Geschichte des Geldstücks — in eben jene Gegend, wo die Buchstabenschrift ihre Ausbildung empfangen hat, wo der griechische Handel zuerst erblüht ist, wo zuerst das Schifferdorf zu einem Gemeinwesen freier Bürger sich entwickelt, wo Poesie und Philosophie ihre frühesten und mit die herrlichsten Blüthen getrieben haben. Der Pfennig ist ein geringes Ding, und es mag Manchem seltsam vorkommen, wenn ich seinen Ursprung zusammen nenne mit dem göttlichen Homer und dem weisen Thales; und doch schickt sich dieses Alles recht wohl zusammen — sind es doch vier der gewaltigsten irdischen Dinge, die in die Schöpfung der Münze sich theilen: Staat, Handel, Kunst und Wissenschaft. Wer über Münzen handelt, der hat ein Recht darauf Zahlen vorzubringen; und obwohl ich mich dieses Rechts mit Bescheidenheit bedienen werde, so würde ich doch dem Gegenstand nicht genügen, wenn ich ganz schwiege von den Anfängen des Münzsystems. Die älteste asiatische Ordnung von Maß und Gewicht ist erst vor wenigen Jahren uns genau bekannt geworden durch die von Layard in Ninive

gefundenen, mit Werthaufschriften in verschiedenen Sprachen versehenen uralten Königsgewichte. Dieses System dreht sich durchaus um das Ganze von sechzig Theilen. Manche Stücke dieses Systems sind uns Allen wohlbekannt und heute noch geläufig: wenn wir die Ekliptik in 360 Grade, wenn wir die Stunde in 60 Minuten, die Minute wieder in 60 Secunden theilen, wenn unsere Zeitordnung, so viel irgend andre Rücksichten es zulassen, um die Ziffern 12, 60 und 360 sich bewegt, so ist das eben altererbte Wissenschaft von den Ufern des Euphrat, die Weisheit der Chaldäer des alten Testaments, die hierin heute noch die Welt regiert. Ganz ebenso war einst auch das Gewicht getheilt: das große Gewicht — das Talent der Griechen — zerfiel in 60 Manahs oder Minen, die Mine in 60 kleine Einheiten; und diese letzte Einheit, von der 3600 auf das Talent gingen, ist nichts Andres als jenes große Goldstück, der phokaische Stater vom dreifachen Gewicht unseres Friedrichsdor. Es war also das Guldensystem, wie wir es heute noch Alle kennen, das hier zu Grunde lag; und ganz wie unserem Gulden, unserer Rechnung von sechzig Kleinmünzen auf die Großmünze, heutzutage das Stück von hundert Sous, der französische Fünffrankenthaler Concurrenz macht und dasselbe bedrängt und verdrängt, ganz ebenso ist es im Alterthum gewesen. Auf die asiatische Mine gehen sechzig Münzstücke, auf die griechische funfzig Münzstücke oder hundert Münzeinheiten, hundert Drachmen. Der Kampf des decimalen Systems also mit dem duodecimalen, wie er heute noch unter unsern Augen geführt wird, ist nun bereits 3000 Jahre alt; und das Recht darin, so weit man von einem solchen hier sprechen kann, möchte wohl sich finden auf Seiten der alten Chaldäer und ihrer heutigen Nachfolger, unserer lieben Brüder in Schwaben. Denn hinsichtlich der praktischen Bequemlichkeit für den täglichen Verkehr kommt der Zahl 60 in der That keine andere gleich, da sie für alle Zahlen bis 6 sowie für 10 und 12 gleiche Theile ergibt.

Auch der Gedanke, der heute noch wesentlich unsre Münzordnungen beherrscht und zerrüttet, der Versuch zwischen Gold und Silber ein festes Verhältniß zu finden und gesetzlich festzuhalten, schreibt sich her aus den Steuerpatenten der uralten Sultane des Ostens. Die Goldmünze ist älter als die silberne und steht darum auch zu dem Gewichtssystem in einem einfacheren Verhältniß; aber auch die Silbermünze ist nicht viel jünger und, was besonders beachtenswerth ist, sie steht von Anfang an nicht selbständig da, sondern neben und unter der Goldmünze. Die älteste Ordnung, die die Münzen offenbaren, ist die des persischen Reiches; nach ihr wird das Silberstück etwas leichter geschlagen als das Goldstück, so daß jenes den neunzigsten, dieses den sechzigsten Theil der Mine wiegt; es gelten dann zwanzig dieser leichteren Silberstücke so viel wie ein Goldstück. Dies ergibt ein Verhältniß der beiden Metalle wie 3 : 40 oder ungefähr 1 : 13; und merkwürdig ist es, daß trotz aller Wechselfälle der Weltgeschichte, trotz Peru,

Californien und Australien dasselbe im Großen und Ganzen sich bis auf den heutigen Tag nicht sehr wesentlich verschoben hat. So weit es übrigens verschoben ist, ist dies geschehen zum Vortheil des Goldes: dies ist heute reichlich funfzehnmal so viel werth wie das Silber. Was nun den gleichzeitigen Gebrauch der beiden edlen Metalle in der Werthmünze anlangt, so wäre leicht zu zeigen, wie die Finanzpolitiker des Alterthums genau wie die neueren sich hier mit der Quadratur des Zirkels, mit der Fixirung eines nicht zu fixirenden Verhältnisses geplagt haben; wie das Nebeneinanderstehen der beiden Werthmetalle auch damals das Münzwesen zerrüttet und Krise nach Krise über die Völkerökonomie herbeigeführt hat; wie sodann im Alterthum ebenso wie heutzutage alle Staaten, die von frei und weit blickenden Staatsmännern geleitet wurden, das Silber aufgaben und zum ausschließlichen Goldverkehr übergingen, bis endlich in der spätrömischen Zeit nicht blos der römische Kaiser, sondern auch das römische Gold allein die Welt regiert hat. Es wäre dies und manches Andere zu sagen; aber es genügt hier daran erinnert zu haben, daß die Münzordnung fast so vollendet ins Leben getreten ist wie die Buchdruckerkunst und daß sie dem praktisch politischen Verstand ihrer namenlosen Schöpfer ebensolche Ehre macht, wie die Stempel der alten Münzen zeugen von dem frischen Aufblühen griechischer Kunst.

Die weitere Entwickelung des Münzwesens im Alterthume kann hier nicht gegeben werden. Unsere Wissenschaft ist nicht so gering, daß sie sich in einen Fingerhut fassen und also davontragen ließe. Es sei mir nur gestattet als eine Exemplification von den Ergebnissen der geschichtlichen Münzbetrachtung schließlich im kurzen Abriß die Geschichte einer einzelnen Münzsorte vorzuführen, die freilich unter allen wie die älteste so auch die dauerndste und geschichtlich merkwürdigste ist. Es ist dies keine andere als der schon genannte phokaische Goldstater. Seine Heimath ist, wie gesagt, Kleinasien; er ist ursprünglich die Stadtmünze Phokaeas und anderer griechischer Freistaaten auf der kleinasiatischen Küste. Aus ihm geht dann ebenfalls in Kleinasien in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts vor Chr. hervor der sogenannte Stater des Krösos, einseitig geprägt wie der phokaische und bezeichnet mit dem halben Stier und dem halben Löwen, in den Trümmern von Sardes noch heutzutage häufig zu finden. Dieser ist nichts als die Hälfte des phokaischen Staters, eigenthümlich aber ist ihm die reiche theils decimale, theils duodecimale Entwicklung der Theilmünzen. Nicht wesentlich verschieden von dem phokaischen Stater und offenbar aus ihm entwickelt ist auch die persische Reichsgoldmünze, nur daß die Ganzstücke hier sehr selten und die dem krösischen Stater entsprechenden Hälften weit häufiger geschlagen sind; dies sind die sogenannten goldenen Dareiken, gleich den vorigen nur einseitig gestempelt und bezeichnet mit dem Bilde des Großkönigs als Bogenschützen: in königlichem Gewande, die Lanze in der

Hand, ruht er auf dem einen Knie, im Begriff den Pfeil zu entsenden. Die Prägung des Dareikos begann unter Dareios, dem Vater des Xerxes, um das Jahr 500 vor Chr.; bemerkenswerth ist es, daß dazu Theilmünzen in der Reichsprägung nicht vorkommen, wohl aber die von Dareios abhängigen halbfreien Fürsten und Städte dergleichen geschlagen haben. Hier zuerst scheint die Prägung der großen goldenen Courantmünzen als ein Reservatrecht des Großkönigthums aufgefaßt zu sein, während Kleingold und Silber zu schlagen auch den Satrapen und den freien Reichsstädten verstattet ward. Damit mag auch zusammenhängen, daß hier wohl zum ersten Mal das Bild des Herrschers auf der Münze erscheint. In der älteren griechischen Prägung kommen diese Goldstücke nicht vor, da hier, wie schon gesagt ward, für die Goldwährung, wie sie in Persien und Kleinasien neben und über der Silberwährung bestand, die Mittel nicht ausreichten; dagegen wurde das Silber zwar meistentheils nach der asiatischen Silberwährung ausgemünzt, aber in zwei großen Handelsemporien, in Korinth seit ältester Zeit und seit Solon auch in Athen, vielmehr geschlagen nach dem asiatischen Goldfuße; deshalb ist die attische Hauptmünze, das silberne Tetradrachmon, dem Gewichte nach dem phokaischen Goldstater gleich. Aber als ein griechischer König sich anschickte den Orient für sich und seine Nation zu erobern, als Philipp von Macedonien den Plan entwarf zum Umsturz des persischen Reiches oder vielmehr der persischen Dynastie, da war es seine Kriegserklärung und ein Theil seiner Kriegsrüstung, daß er goldene Dareiken schlug oder wie sie jetzt nach ihm und seinem großen Sohne heißen, goldene Philippeer und goldene Alexandreer. Freilich sind dies nicht mehr jene genau justirten, aber schwerfällig geformten und einseitig geprägten Goldstücke, wie der Perserkönig sie ausgab: es sind Münzen der vollendeten Technik und schönen griechischen Stils, mit dem Kopf des Apollon oder der Pallas auf der einen Seite, auf der andern mit Bildern, die an Philipps olympische Festsiege, das heißt an die durch ihn bewirkte monarchische Einigung Griechenlands, an Alexanders Siegesfahrt nach dem Osten erinnern. Die Bilder der Könige zeigen diese Münzen noch nicht; noch kämpfte in ihnen die altgriechische Politik mit dem Herrenthum des Orients und sie verschmähten es noch, sich der griechischen Welt geradezu als orientalische Großkönige darzustellen.

Diese Goldstücke mit dem Namen Philipps und Alexanders, in ungeheuren Massen geschlagen, bezeichnen ebenso die Unterwerfung des Orients unter die griechischen Machthaber wie die des Occidents unter die Goldwährung des Ostens. Es folgten die Wirren nach Alexanders Tode; Jahrhunderte hindurch stand das persische Großkönigthum herren- und meisterlos, aber immer noch staatsrechtlich vorhanden; das Landesfürstenthum gegenüber dem Großkönigthum thatsächlich allein oder doch übermächtig und doch noch in einer gewissen

formell anerkannten Unterordnung und nominellen Botmäßigkeit — ganz und gar wie es seiner Zeit zuging in dem heiligen römischen Reich mit seinen Schattenkaisern, seinen Kurfürsten, seinen vieljährigen Interregnen. Es ist charakteristisch, daß während dieser ganzen Epoche die Reichsgoldprägung ebenso ruht wie das Reich selbst oder, wenn sie geübt ward, nicht gemünzt wurde auf den Namen der zeitigen Machthaber, sondern auf den des großen Alexander. Dies galt nicht blos im Umfang des Alexanderreiches — mit einziger Ausnahme von Aegypten, das auf eigenen Fuß sein eigenes Großgold geprägt hat; es galt selbst bei den barbarischen Nationen, zu denen niemals Alexanders Phalangen gedrungen waren. Während im übrigen Occident, in Italien, in Spanien überhaupt so gut wie gar kein Gold geschlagen ward, geschah dies in nicht geringem Umfang bei den keltischen Stämmen an der Loire und Rhone, aber durchaus nach dem Fuße, mit dem Wappen und selbst mit den Namen des makedonischen Königsgoldes: die ältesten Münzen, die man auf deutschem Boden, in den rheinischen Gebieten findet, sind Philippeer. Auch die römische Republik hat hieran nichts geändert. Sie unterwarf sich allmälig den größten und wichtigsten Theil der Monarchie Alexanders und trat thatsächlich als gebietende Schutzmacht in die Erbschaft der Perser und der makedonischen Könige ein; aber die Reichsmünze derselben war doch zu sehr Königsmünze, als daß die Republik Rom deren Prägung wieder hätte aufnehmen können. Von dem Augenblick an aber, wo in Rom die Republik unterging und die Monarchie begann, seit Cäsar das Regiment des römischen Reiches an sich nahm, begann er auch aufs neue die seit Alexanders des Großen Tod im Orient unterbrochene Prägung des Reichsgoldes. Auch sein Goldstück zeigt sein Bildniß so wenig wie das Alexanders; auch er hat als Republikaner die Monarchie gegründet und es seinen Nachfolgern überlassen, diese letzte Consequenz des Herrenthums zu ziehen. Sein Goldstück ist zwar nach römischem Fuß regulirt, aber dennoch bis auf eine Kleinigkeit dem Philippeus gleich und offenbar mit Rücksicht auf diesen und nach dessen Muster geschlagen. Von Cäsar an wird die Goldwährung, wie sie es lange im Orient war, so jetzt auch im Occident vorherrschend und beginnt allmälig die Silberwährung zu verdrängen. Vor allen Dingen aber haftet seit Cäsar das Recht der Goldprägung wie einst an dem orientalischen Großkönigthum, so jetzt an dem neuen Kaiserthum des Occidents und des Orients. Das Münzrecht stand in der früheren Kaiserzeit nicht wenigen Communen und Clientelstaaten zu: manche Städte und Lehnfürsten Roms haben damals Silber, unzählige Kupfer geschlagen; die Prägung der kupfernen Reichsscheidemünze verwaltete nicht der Kaiser, sondern der Reichssenat; die Goldmünze aber ist nie anders geschlagen worden als im Namen und Auftrag des Kaisers. Sogar jenseits der Reichsgrenzen nahm, ganz wie in ältester Zeit, jetzt der römische Großkönig das ausschließliche Recht

der Goldprägung in Anspruch: nie haben selbst die Arsakiden des mächtigen Partherstaates, nie der gewaltige Ostgothenkönig Theodorich unter ihrem Namen Gold geschlagen, und erst die Sassanidendynastie des Perserreichs im Orient, erst die fränkischen Könige aus der Zeit Justinians haben diese Regel durchbrochen. Noch ein Schriftsteller des sechsten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung sagt ausdrücklich, daß es nicht Rechtens sei weder für den König der Perser noch für einen andern König der Barbaren, Gold mit eigenem Stempel zu schlagen, mögen sie Gold haben so viel sie wollen; er setzt hinzu, daß solche nichtrömische Goldstücke auch von den Handelsleuten nicht genommen würden, nicht einmal wenn diese selbst Barbaren seien. Hiebei ist es geblieben, trotz aller politischen und finanziellen Krisen, welche die römische Monarchie so oft bis in die Grundfesten erschütterten, ja trotz der völligen Zerrüttung der römischen Münze selbst in der verhängnißvollen zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts. Das Goldstück, das nach Cäsars Ordnung etwa 7⅔ Thaler gelten sollte, und das bis in das dritte Jahrhundert hinein sich ziemlich auf dieser Höhe behauptet hatte, sank während des dritten Jahrhunderts durch fortwährende Münzverschlechterungen mit furchtbarer Geschwindigkeit. Hatte es in dem vorhergehenden Jahrtausend sich nur allmälig ungefähr um den achten Theil seines Gewichts verringert, so finden wir jetzt die Gewichte der neugeprägten Goldstücke fast funfzig Jahre hindurch nicht blos sinkend, sondern auch so ungleich und schwankend, daß ohne Anwendung der Wage diese Münzen gar nicht haben umlaufen können. Als dann unter Konstantin dem Großen wieder eine feste Regel eintritt, ist das neue konstantinische Goldstück auf 4 Thlr. 7 Gr., also auf die reichliche Hälfte des cäsarischen gesunken. Mit dieser konstantinischen Münzordnung nahm indeß die römische Goldmünze einen neuen Aufschwung: bis tief in das Mittelalter hinab hat sie wesentlich unverändert sich behauptet; das neue Goldstück, der Solidus, oder wie es später heißt, der Byzantiner, ist bis weit über die Grenzen des einschwindenden römischen Reiches hinaus noch beinahe ein halbes Jahrtausend hindurch das allgemeine Verkehrsmittel geblieben und der Ausgangspunkt der mittelalterlichen und damit der modernen Münzordnungen geworden. Man braucht dafür nur an den Namen dieses Goldstücks zu erinnern: dieser konstantinische Solidus ist ja kein anderer als der italienische Soldo, der französische Sou — freilich sehr heruntergekommene Nachkommen ihres stattlichen Ahnherrn. Immer aber ist es eine vollständig erweisliche geschichtliche Wahrheit, daß der phokaische Goldstater, der persische Dareikos, der makedonische Philippeus, der cäsarische Aureus, der Solidus Konstantins, der Besant des Mittelalters — Münzen, deren älteste in das siebente Jahrhundert vor Christus, deren jüngste in das funfzehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung fallen und die zusammengenommen einen Zeitraum von mehr als zweitausend Jahren umspannen, daß sie alle nichts Anderes sind als

wechselnde Namen derselben Münzsorte und zwar derjenigen Münzsorte, mit der überhaupt die Prägung begonnen hat und an deren Prägerecht von den Zeiten des Dareios und Xerxes an bis herab auf Justinian der staatsrechtliche Begriff des Großkönig- oder des Kaiserthums gehaftet, in dem dieser politische Begriff seinen anschaulichen Ausdruck gefunden hat. Theodor Mommsen

Anmerkung.

Wenn hinsichtlich der in den vorstehenden Blättern entwickelten Ansichten der Sachkundige im Allgemeinen ohne weitere Nachweisung wissen wird, wo er deren nähere Ausführung und wissenschaftliche Begründung zu suchen hat, so möchte dies doch nicht der Fall sein in Betreff der Angaben über das babylonische Gewichtsystem. Es wird darum wohl gestattet sein, über dieses hier nachträglich ein paar Worte beizufügen zum Ueberschlagen. — Erst vor wenigen Jahren ist uns über das babylonische Gewichtsystem authentische Kunde zugekommen durch die von Layard in den Ruinen von Ninive entdeckten Bronze- und Steingewichte, theils in Löwen-, theils in Entenform, die sich jetzt im britischen Museum befinden und über die den sorgfältigsten Bericht Norris im 16. Bande des Journal of the Asiatic Society of Great Britain (1856) erstattet hat. Die meisten derselben tragen zwiefache und größtentheils mit Sicherheit erklärte Werthangaben theils in Keilschrift, theils in einem dem phönikischen verwandten Alphabet, theilweise auch die Namen assyrischer und babylonischer Könige. Das System ist ein zwiefaches; es findet sich eine leichtere und eine schwerere Reihe, die aber correlat sind, indem die Einheit der leichteren Reihe genau die Hälfte der schwereren Einheit ist. Die Annahme von Norris, daß das schwerere System assyrisch, das leichtere babylonisch sei, ist, soweit ich urtheilen kann, nicht begründet: daß von den beiden Dreißigminenstücken des leichteren Systems das eine einen König von Babylon, das andere einen König von Assyrien nennt und daß beide Reihen sowohl, wie es scheint, gemischt gefunden werden als auch in der äußeren Form der Gewichtstücke zusammentreffen, spricht vielmehr dafür, daß das schwerere und das leichtere System neben einander in Gebrauch gewesen sind. Auch geht durch das gesammte vorderasiatische Münzsystem, das entschieden von diesem babylonischen Gewicht abhängt, dieselbe doppelte Einheit des phokaischen Staters und des Dareikos, von denen der letztere die Hälfte des ersteren ist; dabei scheint der Unterschied hervorzutreten, daß die städtische Prägung sich überwiegend der größeren, die königliche fast ausschließlich der kleineren Einheit bedient hat. Man wird vorläufig am besten thun, beide Gewichtsysteme als schweres und leichtes babylonisches Gewicht zu bezeichnen; die Benennung des Gewichts als babylonisches empfiehlt sich deswegen, weil Aelianos das leichtere der beiden Systeme unter diesem Namen anführt. — Das Merkwürdigste, was die in Ninive aufgefundenen Gewichtstücke gelehrt haben, ist das von dem griechischen wesentlich abweichende Theilsystem, das freilich von Norris und Hultsch verkannt wurde, aber bei genauer Betrachtung der vorliegenden Stücke sich mit schlagender Deutlichkeit ergibt und auch bereits von Hincks, wenn auch nur in einer beiläufigen Erwäh-

nung, richtig aufgefaßt worden ist. Während nach der griechischen Ordnung die große Einheit — das Talent — in 60 Minen und jede Mine in 50 Stater oder 100 Drachmen zerfällt, wird dagegen die große Einheit des babylonischen Gewichts zwar auch in 60 Minen, die Mine aber nicht in 100, sondern wieder in 60 Einheiten getheilt, so daß das griechische Talent aus 3,000 oder 6,000, das babylonische aus 3,600 Einheiten besteht. Es finden sich von der schweren Mine Theilstücke von 1/4 (Löwen Nr. 12. 13.) und 1/3 (Löwe Nr. 14.) so wie ein nicht ganz klares Stück wahrscheinlich von 2/60 (Löwe Nr. 15.), ferner von der leichten Mine Theilstücke von 2/15 (Enten Nr. 3. 4.) und 2/30 (Ente Nr. 5.). Alle diese Stücke sind mit ihren Werthen bezeichnet und es hat die Keilschrift nachweislich besondere Zeichen für 1/15, 1/30, 1/60 und 1/1800 der Mine gehabt; ja Hincks sah im britischen Museum eine Tafel, aus der ihm hervorging, daß die nach diesem System geführten Rechnungen gestellt waren auf Minen, Sechzigstel der Mine und Dreißigstel des Sechzigstels. Analog verfuhr die chaldäische Zeitmessung: der Saros von 3,600 Jahren zerfällt in 6 Neren von 600 und in 60 Sossen von 60 Jahren, das Jahr von 360 Tagen in 12 Monate zu je 30 Tagen, der Tag in 24 Stunden zu je 60 Minuten. — Unter den aufgefundenen Gewichtstücken ergibt unter denen, die sichere und verständliche Werthangaben haben, das relativ höchste Effectivgewicht das Fünfminenstück der schwereren Reihe von 13 Pf. 6 U. 4 Scr. Troygewicht oder 5,055 Grammen, wonach sich die leichte babylonische Mine auf 505,5 Gramm stellt*). Weniger kann das Normalgewicht nicht betragen haben, da ein Uebergewicht des einzelnen Gewichtstücks nach allen Analogien im höchsten Grade unwahrscheinlich ist; daß es noch etwas höher gestanden hat, ist wahrscheinlich, obwohl die aufgefundenen Gewichte weit genauer justirt gewesen zu sein scheinen, als die gewöhnlichen griechischen und römischen Gewichtstücke. — Allerdings gibt Aelianos an, daß das babylonische Talent 72 attische Minen wiege, welche mit Recht von Norris auf das leichtere babylonische Talent bezogene Angabe für dessen Mine das fühlbar höhere Gewicht von 524 Gr. ergeben würde. Aber wahrscheinlich beruht diese Differenz hauptsächlich darauf, daß das babylonische Talent vielmehr gleich 72 euboischen Minen war und Aelianos nach der Gewohnheit der Griechen die euboische Mine ungenau der attischen gleich achtet, während sie vielmehr sich zu ihr verhielt wie 39 : 40. Nach der euboischen Mine berechnet, stellt sich die babylonische jener Angabe zufolge auf 510,8 Gr.; was als Normalgewicht betrachtet, zu den höchsten Effectivgewichten der Funde von Ninive sehr wohl stimmt.

Vergleichen wir nun mit diesen babylonischen Gewichten die Münzen der ältesten vorderasiatischen Prägung, so fügen sich diese in der einfachsten Weise jenem System ein. Legen wir das wahrscheinliche Normalgewicht von 510,8 Gr. für die leichte und 1021,6 Gr. für die schwere babylonische Mine zu Grunde, so stellt sich die kleine Einheit oder das Sechzigstel von jener auf 17, von dieser auf 8,5 Gr. Die beiden ältesten Goldsorten aber, denen wir in Vorderasien begegnen, sind der phokaische Stater und der Dareikos, dieser die Hälfte von jenem, wiegend in den schwersten

*) Diesem zunächst steht ein Dreißigminenstück der leichteren Reihe, das 40 Pf. 4 U. 4 Scr. 4 Gr. Troy = 15061 Gr. wiegt, also eine Mine von 502 Gr. ergibt. Sehr groß sind, wenn man die Beschädigungen einzelner Stücke in Betracht zieht, auch die Abweichungen der übrigen nicht.

Exemplaren jener 16,57, dieser 8,49 Gramm. Also sind diese Stücke offenbar geschlagen auf die beiden babylonischen Minen als deren Sechzigstel. — Auch die älteste Silberprägung beruht auf demselben System. Sie ist der Goldprägung insofern correlat, als auch sie sich um zwei Einheiten bewegt, von denen die kleinere die Hälfte der größeren ist: das größere Stück, das reichlich 11 Gr. wiegt, ist wie das Goldstück der schweren Mine besonders in der städtischen Prägung vertreten, das kleinere ist der sogenannte Silberdareikos oder vielmehr, wie ich dies anderswo nachgewiesen habe, der medische Sekel (Siglos) der Griechen, welcher in den schwersten Exemplaren bis 5,63 Gr. wiegt. Sie sind auf die babylonischen Minen in der Weise geschlagen, daß das schwere Silberstück $^{1}/_{90}$ der schweren, das leichte $^{1}/_{90}$ der leichten babylonischen Mine ist, welches ein Normalgewicht für jenes von 11,33, für dieses von 5,66 Gr. ergibt. Daß in der Silberprägung nicht, wie in der des Goldes, das Sechzigstel, sondern das Neunzigstel zu Grunde gelegt ward, beruht darauf, daß die Silberprägung, obwohl sehr alt, doch jünger ist als die Goldprägung und in Vorderasien nicht selbständig auftritt, sondern die Silbermünze hier von Anfang neben und unter der goldenen und in einem festen Verhältniß zu dieser gestanden hat. Dabei war theils das relative Werthverhältniß der Metalle maßgebend, welches im persischen Reich nach Herodots Angabe dahin festgesetzt war, daß man dem Gold den dreizehnfachen Werth des Silbers beilegte; theils war es für die Bequemlichkeit des Verkehrs erforderlich, die Zahl der auf das Goldstück gehenden Silberstücke abzurunden. Beides geschah in gebührender Weise, indem man das Silberstück nicht auf ein $^{1}/_{60}$, sondern auf $^{1}/_{90}$ der Mine ausbrachte und zwanzig solche Silberstücke dem Goldstück gleichsetzte. Es gab dies einerseits einen bequemen Umsatz, andrerseits als legales Werthverhältniß der Metalle $^{1}/_{60}$ Mine Gold = $^{20}/_{90}$ Mine Silber oder 3: 40 oder 1: $13^{1}/_{3}$, was eben das von Herodot gemeinte und nur nicht ganz genau angegebene Verhältniß ist*).

Doch verdient schließlich Erwägung, wie die Griechen mit diesem babylonischen

---

*) Ein sehr achtbarer und sorgfältiger Forscher auf diesem Gebiet, Herr Hultsch in Dresden, hat in einem kürzlich veröffentlichten kleinen Aufsatz das Problem, das die niniviitischen Gewichte stellen, in anderer, aber wie mir scheint nicht glücklicher Weise zu lösen versucht. Er geht wie Norris davon aus, daß die Centesimaltheilung der Mine die primäre sei; die Behauptung aber, daß unter den Theilstücken der Mine sich solche von $^{1}/_{25}$, $^{3}/_{200}$, $^{1}/_{100}$, $^{1}/_{200}$ der Mine finden, widerstreitet den Thatsachen, wie jeder finden wird, der die Werthangaben und die Gewichte der fraglichen Stücke unbefangen prüft. Die Hypothese ferner, daß Gold und Silber anfänglich sich wie 10: 1 verhalten und 1 Goldstater von $^{1}/_{50}$ der babylonischen Mine gleich 10 gleich schweren Silberstatern gestanden habe, ist nicht blos problematisch, sondern unmöglich, da Goldstater von diesem Gewicht notorisch nicht existiren. Daß dann das Gold im Preis gestiegen und deshalb die Goldmünze von $^{1}/_{50}$ auf $^{1}/_{60}$ der Mine herabgesetzt sei, daß später das Silber weiter gesunken sei und man darum bei Steuerzahlung in Silber einen Zuschlag von $^{1}/_{12}$ erfordert, und um diese Forderung zu legalisiren (?), das Silber auch in der Münze um $^{1}/_{12}$ des früheren Gewichts schwerer, also statt auf $^{1}/_{50}$ ungefähr auf $^{1}/_{46}$ der Mine ausgebracht habe, sind gleichfalls unbewiesene und wenig wahrscheinliche Hypothesen, denen überdies die vorhandenen keineswegs so, wie sie hiernach es müßten, in dem Gewicht schwankenden Silbermünzen entschieden widerstreiten. Ich kann aus der ganzen, übrigens sorgfältigen und scharfsinnigen Untersuchung des genannten Gelehrten nur entnehmen, daß das Problem überhaupt unlösbar ist, wenn man fortfährt, die griechische Centesimaltheilung der Mine für die ursprüngliche auch des orientalischen Gewichtssystems zu halten.

Talent umgegangen sind. Es ist dasselbe deutlich die Grundlage ihres gesammten Gewicht- und Münzwesens geworden, die Anwendung aber doch sehr eigenthümlicher Art. Zunächst ließen sie in der Prägung der Theilmünzen das strenge Sexagesimalsystem fallen und theilten entweder decimal oder häufiger duodecimal, wie denn bekanntlich in dieser Beziehung der Stater von zwei Drachmen und zwölf Obolen für die Griechen hauptsächlich maßgebend gewesen ist. Sehr maßgebend sind hiefür die Theilmünzen des kroesischen Staters vom Gewicht des Dareikos*), von denen Herr v. Prokesch in seiner reichen Sammlung eine wahrscheinlich vollständige Reihe besitzt: es sind Drittel, Sechstel und Zwölftel, ferner Fünftel und Zehntel. Fünfzehntel, Dreißigstel, Sechzigstel dagegen sind bisher nirgends nachgewiesen und wahrscheinlich nie vorhanden gewesen; sie beschränken sich auf das rein orientalische Gewichtsystem und sind der von Haus aus hellenischen Prägung fremd. — In dem Gewichtsystem aber wurde schon angegeben, daß die Griechen die Mine statt in 60, vielmehr in 50 oder 100 Theile zerlegten und dadurch auf ein großes Ganze von 3000 oder 6000 statt von 3600 Einheiten kamen, dabei aber doch die einmal gegebene Gewichtnorm als Grundlage festhielten. Dieses letztere nun konnte in doppelter Weise geschehen: man konnte entweder die große Einheit, die Mine oder das Talent des babylonischen Systems festhalten und also mittelst des veränderten Theilungprincips zu einer andern Normirung der kleinen Einheit gelangen, oder man hielt die nach dem babylonischen Gewicht normirten Gold- und Silbermünzen als Einheiten fest und bildete aus diesen abweichende große Einheiten, andere Minen und Talente. Die Griechen sind den letzteren Weg gegangen. Das wirkliche leichte babylonische Talent beträgt 30649, dessen Mine 510,8 Gr., woraus sich das Goldstück von $^1/_{3600}$ des Talents, $^1/_{60}$ der Mine = 8,5 Gr. entwickelt. Indem das euboische System das gleiche Goldstück auf $^1/_{50}$ Mine und $^1/_{3000}$ des Talents ansetzt, erhält es ein Talent von nur 25441, eine Mine von nur 425,7 Gr. Das wirkliche schwere babylonische Talent beträgt 61298, dessen Mine 1021,6 Gr., woraus sich das Silberstück von $^1/_{5400}$ des Talents, $^1/_{90}$ der Mine = 11,35 Gr. ergibt. Indem dieses Silberstück als $^1/_{3000}$ des Talents aufgefaßt wird, erhält man dasjenige Talent von etwa 34,050 Gr., welches Herodot das babylonische nennt und aus dem später das äginäische hervorging. Die kleine Einheit also, von der beide Systeme ausgehen, ist nicht blos dem uralten babylonischen Gewicht, sondern geradezu der vorderasiatischen Prägung entlehnt und wenigstens das letztere System kann nicht aufgekommen sein, bevor die Prägung der Silbermünzen begonnen hatte.

Theodor Mommsen.

Literatur.

Reise nach Centralamerika. Von Wilhelm Marr. Zwei Bände. Hamburg, Otto Meißner, 1863.

Der Verfasser erzählt, wie er im Anfang des vorigen Jahrzehnts mit einem

---

*) Von diesem selbst gibt es Theilmünzen überhaupt nicht.

Auswandererschiff von Hamburg nach Neuyork gereist ist und sich von da nach Mittelamerika begeben hat, wo er, sehr verschiedenen Berufsarten folgend, das Land in die Kreuz und Quer durchzog und mancherlei interessante Beobachtungen über dessen sociale Verhältnisse machte. Von Greytown fuhr er in einer Piragua auf dem San Juanfluß und dem Nicaragua-See nach Granada, wo die Wahl an ihn herantrat, als katholischer Geistlicher oder als Arzt sich weiter zu helfen. Er entschied sich auf Zureden eines deutschen Doctors für den letztern Nahrungszweig und begab sich mit jenem zunächst nach der Indianerstadt Massaya und von hier nach Leon, wo er mehre Monate praktizirte, nachdem er in sehr ergötzlicher Weise von der dortigen medicinischen Facultät die Erlaubniß dazu erworben. Indeß wurde ihm der Aufenthalt in Nicaragua bald unbehaglich, und so brach er nach der Westküste auf und ging zunächst nach Puntas Arenas, von da nach San José und von hier, wo der bekannte von Bülow ihn als Ingenieur für den Embryo der Colonie von Angostura engagirt, über Cartago in den Urwald. Nach einiger Zeit des dortigen Lebens überdrüssig, kehrte er nach Leon und dann nach San José zurück, von wo er einen Ausflug nach China zu machen gedachte, aus dem indeß eine Reise in die Heimath wurde. Herr Marr besitzt ein gutes Auge, er versteht, was er gesehen — und er hat viel gesehen und erlebt — lebendig wiederzugeben, er macht endlich manchen glücklichen Witz. Die Schilderung seiner Fahrt auf dem San Juan, seiner Besteigung des Vulkans von Telica, seiner Beobachtungen im Etablissement des Grafen Lippe und unter den übrigen nach Costarica verschlagnen adeligen berliner Bummlern, seine Bilder von dem Sonderling aller Sonderlinge, der in der Wildniß von Angostura haust, sind allerliebst. Schade, daß er den angenehmen Eindruck dieser Malereien und die lehrreichen Capitel seines Buchs über das Treiben der Eingebornen vielfach durch Kokettiren mit seiner eignen Person, Anspielungen auf unsaubere Genüsse u. s. w. und andrerseits durch Behagen an Schmutz stört. Man darf gescheit sein, ohne das dem Leser in jedem Capitel unter die Augen zu halten, und man kann, ohne prüde zu sein, Erlebnisse, wie das in Nagarote in anständigerer Sprache erzählen, als es hier beliebt worden ist.

Bilder aus der Fremde. Für die Heimath gezeichnet von Lothar Bucher. Zweiter Band. Berlin, Verlag von Louis Gerschel. 1863.

Schilderung der letzten großen Industrieausstellung in London, deren einzelne Abtheilungen dem Verfasser Gelegenheit zu allerlei Excursen und Moralien, Betrachtungen, Rückblicken und Weissagungen geben. Ueber Methode und Ton des Herrn Bucher haben wir uns früher zur Genüge ausgesprochen, auch kennt sie der Leser aus dem Feuilleton der Nationalzeitung. Wir sehen auch hier wieder einen Mann von Geist und Kenntnissen vor uns. Wir treffen auf sehr viele feine Gedanken, nützliche Vorschläge, überraschende Wendungen und brillante Erörterungen. Aber auch hier drückt nicht selten der Polyhistor den Humoristen, und an mehr als einer Stelle wollte uns scheinen, als wäre hinter dem rasch und glänzend combinirenden Denken des Verfassers ein gewisses Etwas verborgen, was wie versetzte Pedanterie aussieht. Das schließliche Plaidoyer für Großdeutschland, dem Buche nach des Verfassers eignem Geständniß nur angehangen, weil ihm so „eine Verbreitung" gesichert wurde, „die es in andrer Form wahrscheinlich nicht gefunden haben würde", wiederholt nur Bekanntes und längst Widerlegtes und kann darum

als unschädliche Schrulle eines sonst scharf sehenden und meist verständig urtheilenden Schriftstellers mit Schweigen übergangen werden.

Die Bergvölker des Kaukasus und ihr Freiheitskampf gegen die Russen. Nach eigner Anschauung geschildert von **Theophil Lapinski** (Tefik Bey). Erster Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1863.

Gibt eine sehr ins Detail gehende und viel Neues enthaltende Schilderung des Lebens und Charakters, der Sitten und Sagen derjenigen Stämme des Kaukasus, welche sich noch jetzt frei vom russischen Joche erhalten haben, also der im Westen des Gebirgs angesessenen, namentlich der Adighe, dann eine Uebersicht über die letzten Kämpfe dieser Völkerschaften, deren Verhältniß zur Türkei, zum Islam und zu Schamyls Bestrebungen — Vorgänge und Zustände, denen der Verfasser als Befehlshaber einer polnischen Truppe im Dienste dieser Gegner Rußlands nahe stand. Unter den mitgetheilten Sagen ist eine, die insofern besonders interessant ist, als sie die Prometheusmythe mit den deutschen Sagen von bergentrückten Heroen mischt, und die wir deshalb hier geben. Der Abasa erzählt: „Auf dem hohen Berge, wo der ewige Schnee liegt (Elbrus) befindet sich auf dem obersten Gipfel eine große, runde, sehr schwere Steinplatte. Mitten auf derselben sitzt ein uralter Greis. Schneeweißes Haar bedeckt sein Haupt, sein Bart reicht bis an die Füße, sein ganzer Körper ist mit weißen Haaren dicht bewachsen, seine Nägel an Händen und Füßen sind lang und wie die Klauen des Adlers geformt, seine Augen roth und leuchtend wie glühende Kohlen. Um den Hals, um die Mitte des Leibes, an Händen und Füßen trägt er schwere eherne Ketten, welche an die Steinplatte angeschmiedet sind. So sitzt und leidet er seit Jahrtausenden. Er war früher einer der besten Diener des großen Tha und ward von diesem seines Verstandes und seiner Frömmigkeit wegen noch bei Lebzeiten zum vertrauten Umgange zugelassen. Da kamen schlechte Gedanken in seinen Kopf, er wollte ebenso mächtig und noch mächtiger werden als der große Tha selber, und da er viele seiner Geheimnisse kannte und Alles zu wissen glaubte, so suchte er ihn zu stürzen. Ein langer Krieg entspann sich, zuletzt wurde der Tollkühne besiegt und zur Strafe auf dem hohen Berg angeschmiedet. Nur wenige Menschen konnten ihn sehen, denn das Hinaufsteigen zu ihm ist mit tausend Gefahren verbunden; Niemand aber konnte ihn zweimal sehen und solche, die den Versuch machten, sind nie mehr zurückgekommen. Doch gibt es Greise in den Bergen, die ihn gesprochen, aber es ist ihnen verboten, Alles zu sagen, was sie gesehen und gehört. Ihr Bericht lautet, daß der Alte sehr fröhlich und munter ist, wenn er einen lebendigen Menschen erblickt; er fragt jeden nach drei Dingen: ob Fremde bereits das Land durchziehen und Städte und Dörfer angelegt sind; ob schon im ganzen Lande die Jugend in Schulen gebildet wird, und ob die wilden Obstbäume viele Früchte tragen. Er erkundigt sich mit vieler Begierde nach diesen drei Dingen, und wenn er, wie gewöhnlich, eine verneinende Antwort erhält, ist er außer sich vor Betrübniß.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Washington und Richmond während des Krieges*).

1. Washingtons Aussichten. — Der Congreß und die Armee.

Washington wurde aus drei Gründen an der Stelle angelegt, wo es steht Der Potomac sollte es zur Hafenstadt machen. Die gleichwohl ziemlich große Entfernung von der See sollte es vor einem feindlichen Einfall sichern. Endlich lag es so ziemlich in der Mitte aller damaligen Staaten der Union. Alle diese Vortheile haben sich jetzt als nichtig erwiesen. Der Fluß ist seitdem seichter geworden, und nur kleine Schiffe können gegenwärtig noch so weit heraufkommen. In Betreff des zweiten Punktes ist zu bemerken, daß Washington die einzige große Stadt der Union ist, welche seit Anerkennung der letzteren in Feindeshand gerieth. 1812 wurde es von den Engländern genommen und niedergebrannt. Der dritte vermeintliche Vorzug endlich verschwand mit jedem Jahr mehr, in welchem die Grenzen der Vereinigten Staaten weiter nach Westen gerückt wurden, und wie die Dinge jetzt stehen, wird Washington vermuthlich bald, statt im Centrum, an der Peripherie des Gebiets liegen, welches Onkel Sam sein nennt.

Georg Washington hat in seinem großen Leben wenig Fehlgriffe begangen. Die Wahl dieses Punktes zur Bundesstadt war ein solcher, und wer das nicht zugibt, dem bezeugt es das Aussehen der Stadt. Washington, sagt Trollope, ein sehr unbefangner Beobachter, ist nichts als eine unfertige Sammlung unbebauter breiter Straßen, und von der Vollendung läßt sich jetzt wenig hoffen. Es ist im Vergleich mit den Ansprüchen, die es macht, der unansehnlichste und unangenehmste aller Orte. Es gibt einen vollständig ausgeführten Plan von Washington, und wenn man diesen bei seinen Wanderungen mitnimmt, kann man sich in den Straßen verirren, nicht wie man sich in London zwischen Shoreditch

*) Nach Auszügen aus den neuesten englischen Schriften über die Vereinigten Staaten und den dortigen Bürgerkrieg: William Howard Russels „My Diary North and South" — Anthony Trollopes „Nordamerika. Uebersetzt von A. Diezmann". (Leipzig, B. Tauchnitz), einem Werke reich an scharfen und lehrreichen Beobachtungen — einem Artikel in Nr. 37 des „Cornhill Magazine" und verschiedenen Privatquellen.

und Russell-Square, sondern wie man sich in den Wüsten des heiligen Landes, zwischen Emmaus und Arimathia verirrt. Niemand weiß zu sagen, wo die Plätze des Plans sind, und ob sie wirklich existiren. Die Häuserzeilen, die man nach demselben sucht, sind größtentheils noch Häuserzeilen in spe. Statt eines Straßennetzes trifft man auf mehr als fünf Sechstheilen des Terrains, welches der Stadtplan umfaßt, rauhe Hügel und Sumpflachen; ist man Jäger, so kann man, das Haus des Präsidenten vor Augen, sehr leicht die Hoffnung hegen, Schnepfen zu schießen. Jener Plan ist ein Parallelogramm von über vier Meilen (englisch) Länge und etwas mehr als zwei Meilen Breite. Eine solche Fläche mit Häusern mäßig dicht besetzt, würde einer Stadt von einer Million Einwohnern entsprechen. Das jetzige Washington aber hat eine bleibende Bevölkerung von höchstens 60,000 Einwohnern, und selbst in der belebtesten Zeit der Congreßsessionen halten sich hier schwerlich mehr als 80,000 Menschen auf. Die Gründer der Stadt haben offenbar das ungeheure Wachsthum der Union geahnt und daran die Hoffnung geknüpft, das politische Centrum derselben müsse in gleichem Maß zunehmen. In letzterer Erwartung täuschten sie sich, und so ist Washington jetzt in gewisser Beziehung das Gegenbild von London. Will dieses, weil man ihm bei seiner Geburt die Mittel zu geben vergaß, sich nach seinem wachsenden Leibesumfang zu richten, fast in seinem eignen Fett ersticken, so erinnert jenes an das Haus des guten Ehemanns, der nach seiner Verheirathung die Freunde mit großer Selbstbefriedigung durch ein halbes Dutzend Kinderstuben führt und nach zwanzig Jahren immer noch nur ein einziges schwächliches Kind besitzt.

Drei Hauptstraßen oder „Avenues“ durchziehen Washington der ganzen Länge nach: Virginia Avenue, Pennsylvania Avenue und Massachusetts Avenue genannt. Aber nur die zweite derselben ist gewöhnlichen Menschen bekannt und auch diese nur zur Hälfte. Diese Straße ist gleichsam das Rückgrat der Stadt, und diejenigen Partien des Stadtplans, welche mit Häusern bedeckt sind, gruppiren sich um jene westlich vom Capitol laufende Hälfte. Die östliche Fortsetzung derselben, von der Front des Capitols aus, ist wiederum Wüste. Der Plan der Stadt ist übrigens etwas complicirt, „ein gewaltiges Labyrinth, nicht ohne System“. Das Capitol soll nach demselben der Mittelpunkt sein. Es blickt nach Osten, vom Potomac und — unglücklicherweise auch von der Hauptmasse der Stadt hinweg. Der jetzigen Hauptstraße, dem Schatzgebäude und der Wohnung des Präsidenten kehrt es den Rücken zu. Vermuthlich sollten die nach Osten gehenden Straßen nach der Absicht der Gründer sich zuerst mit Häusern und Menschen füllen, sie wollten aber nicht, und so zeigt das Gebäude dem, was jetzt Washington ist, die Kehrseite.

Man kann auch sagen, Washington habe zwei Mittelpunkte: das Capitol und das Haus des Präsidenten. Am Capitol laufen die vier Avenuen zusammen,

die nach den Staaten Pennsylvanien, Newjersey, Delaware und Maryland benannt sind. Sie kommen von dem einen Ende der Stadt auf das Capitol zu und gehen von ihm nach dem andern Ende der Stadt. Pennsylvania-, Newyork-, Vermont- und Connecticut-Avenue thun desgleichen auf dem sogenannten Präsidentenplatz. Auf dem Papier scheint dies klar und verständlich zu sein, in Wirklichkeit ist es nicht so. Jene Mittelpunkte sind große Plätze, und folglich ist die eine Hälfte jeder Straße weit von der andern entfernt, und es sieht aus, als sollte zwei Straßen ein und derselbe Name gegeben werden. Für die Einwohner freilich ist dies nicht von Gewicht, da sie recht wohl wissen, daß immer die eine Hälfte der Straße und zwar meist die größere Häfte bloße Mythe ist, ein unbekanntes Stück Land weit draußen in der Wildniß, Schnepfenboden, auf dem man bis an die Waden in Morast versinkt, wenn man sich hinwagt.

Selbst in den Theilen der Stadt, die wirklich Stadt zu sein beanspruchen, stehen die Häuser nicht ohne Unterbrechung neben einander. Hier ein Haus, dort ein freier Platz, dann zwei oder drei Häuser und darauf wieder freier Raum. Hiernach wieder zwei kleine Häuschen und alsdann vielleicht ein stattliches anspruchsvolles Gebäude. Nur der Handel hätte die Lücken füllen können, dieser aber scheint die Stadt fast ganz ignorirt zu haben. Gesetzgebung und Executive vermochten das nicht zu ändern, und so ist Washington in der Hauptsache eben Plan oder wenn man viel sagen soll, eine zerstreute Anzahl von Gebäuden in einer Wildniß geblieben.

Die Stadt hat aber auch keine Zukunft. Die Gesellschaft, in die man hier kommt, besteht meist aus Personen, die hier nur zeitweilig wohnen, und unter denen, die immer da sind, fand Trollope nicht einen, der mit Liebe von der Stadt sprach. „Die Herren und Damen von Boston glauben, die Sonne scheine nirgends so wie in ihrer Stadt, und Boston Commons ist in der That sehr anmuthig. Die Newyorker glauben mit unerschütterlicher Treue an Fifth Avenue, und Fifth Avenue ist darauf berechnet, Glauben einzuflößen. Philadelphia ist für den Philadelphier der Mittelpunkt des Weltalls, und das Wachsthum der Stadt rechtfertigt diese Parteilichkeit vielleicht einigermaßen. Dasselbe kann man von Buffalo, von Chicago und von Baltimore sagen, in keiner Weise aber von Washington auch nur Aehnliches. Selbst die Einwohner dieser Stadt rümpfen die Nase über dasselbe. Sie fühlen recht wohl, daß sie von etwas Mißlungenem, von einem Fehler umgeben sind," und die Ungesundheit, namentlich die Fieberluft der Gegend, kann sie darin nur bestärken.

Sechs Hauptgebäude gibt es in Washington, bei welchen keine Kosten gespart wurden, und mit denen man auch wirklich etwas erreicht hat, wenn auch das, was man erreichte, durch höchst selbständige Abweichungen von der anerkannten Regel architektonischen Geschmacks zum Theil verdorben worden ist.

Man hat das Capitol, das Postamt, das Patentamt, das Schatzgebäude, das Haus des Präsidenten und das smithsonische Institut. Die fünf ersten sind in griechischem, das letzte in romanischem Geschmack erbaut, das heißt in einem Geschmack, den man in Washington romanisch nennt, während Trollope ihn lieber als bastardgothisch bezeichnen möchte.

Das Capitol ist unzweifelhaft ein imposanter Bau, und es würde auch ein schöner Bau sein, wenn man es nicht in neuester Zeit durch Anbauten verdorben hätte. Die Freitreppe und der große Porticus im Osten, die Kuppel in der Mitte waren von vortrefflichem Geschmack, die Flügel zur Rechten und Linken standen in gutem Verhältniß zum Mittelgebäude, der Stein war glänzend wie Marmor. Es ließ sich nichts aussetzen, als daß die Front, wie schon bemerkt, statt nach der Stadt im Westen, nach der Wildniß im Osten hinsah, und daß diese Front mit Statuen und Gruppen amerikanischer Bildhauer geziert war, die nur von fern leidlich, von nahe betrachtet aber geradezu lächerlich sind. „Die Bildhauerei beschäftigt sich," wie Trollope sagt, „in Washington vorzüglich mit zwei Gegenständen, die bis zum Ueberdruß wiederholt werden. Der eine ist ein steifer, gesund, aber häßlich aussehender Herr mit riesigen Kinnladen und dicken Backen, welcher den großen Kriegsmann repräsentirt. Der andere ist eine schwermüthige, schwächliche Gestalt, ohne Haare, aber oft mit Federn auf dem Kopfe, die den rothen Indianer vorstellen soll. Es wird immer angenommen, der Indianer empfange irgend eine Wohlthat, aber er sieht stets so aus, als freue ihn diese Wohlthat ganz und gar nicht. Auch der kolossale Washington von Greenough, der vor dem Gebäude sitzt und der einen Arm nach der Stadt ausstreckt, ist wenig werth. Es ist wuchtige Großartigkeit, aber steif, häßlich, ohne Leben."

Dennoch muß das Gebäude in seiner ursprünglichen Gestalt einen sehr guten Eindruck gemacht haben. Seitdem sind demselben aber schwere Flügel angesetzt worden, so schwere Flügel, daß sie größer als das eigentliche Gebäude erscheinen und die Symmetrie des Ganzen wesentlich beeinträchtigt worden ist. Diese Anbauten, denen es an sich nicht gerade an Schönheit fehlt, hat man an den Hauptbau mit so schmalen Zwischenräumen angefügt, daß der Davorstehende das Licht durch dieselben hindurch sieht, und dies nimmt dem Ganzen die Einheit, das Aussehen der Zusammengehörigkeit, welches einem so kolossalen Bau am wenigsten mangeln sollte. Auch die Kuppel ist erhöht worden, und man hat ihr eine doppelte Trommel gegeben, die noch nicht fertig ist und darum noch nicht beurtheilt werden sollte, von der man aber doch schon jetzt sagen darf, daß auch sie ein Mißgriff ist. Wäre die Stadt rings um das Capitol auf weite Strecken vollendet, so würde sich letzteres wahrscheinlich weit besser ausnehmen. Jetzt ist daran nicht viel mehr zu loben als die hübschen Gartenanlagen, die sich vor der östlichen Front hinziehen.

Im Sitzungssaal des Senats wie in dem der Repräsentanten sieht es jetzt ziemlich lückenhaft aus. Von den 68 Sesseln und Pulten, die dort in Hufeisengestalt um den Vorsitzenden herumstehen, sind 19 oder 20 infolge der Revolution des Südens unbesetzt, und hier im Repräsentantenhause finden sich gegenwärtig nur 173 Mitglieder zu den Sessionen ein, während 63 jenseits der Vorpostenkette der föderalistischen Armee tagen und statt für die Union gegen dieselbe berathen.

Und in demselben Grade wie die Zahlen der beiden Häuser hat infolge des Kriegs auch das Ansehn derselben abgenommen. Sie berathen noch Gesetzentwürfe, ihr Einfluß auf das aber, was geschieht oder unterlassen wird, ist gleich Null. Noch ist die Säbelherrschaft nicht erklärt, aber sie ist im Anzuge.

„Ich wohnte," erzählt Trollope, „einigen Debatten im Repräsentantenhause bei und namentlich jener, bei welcher ein Capitel aus dem Buche Josua vorgelesen wurde. Die Frage, um die es sich hier handelte, betraf die relative Macht der Civil- und Militärbehörde. Der Congreß hatte seine Obergewal in Militärsachen auszusprechen gewünscht. Die Armee aber und die vollziehende Gewalt lehnten sich dagegen auf, indem sie zwar nicht gerade das Recht des Congresses läugneten, wohl aber die artigen Gemeinplätze vorbrachten, mit denen die wirkliche Macht die blos nominelle in der Regel so gut zu behandeln weiß. Die Frau sagt dem Manne selten mit vielen Worten, daß seine Meinung im Hause nichts gilt, sie handelt nur, als ob es so wäre. Ein Beobachter mußte an jenem Tage anerkennen, daß der Congreß die Rolle eines Ehemanns spielte, der vergeblich sein Ansehen geltend zu machen sucht.

„Ich habe erfahren," sagte einer der Herren nach dem andern unwillig, „daß die Militärgewalt unserer Generale über jener dieses Hauses steht. Einer unternahm dabei einen beredten Streifzug auf das Gebiet der Sklaverei und trug dabei auf das Vorlesen jenes Capitels aus dem Buche Josua an. Diese Abschweifung schien das Haus etwas von der Verlegenheit der ursprünglichen Frage zu befreien, aber von Tage zu Tage zeigte sich mehr, daß der Congreß Boden verlor, und das Heer gegen sein Donnern gleichgiltig wurde, das Heer nicht blos, sondern auch die Minister."

Die Minister sind in dem Hause nicht anwesend, und so haben die Abgeordneten nicht Gelegenheit, ihnen durch mündliche Fragen scharf zu Leibe zu gehen. Bedeutende Sachen, darunter die Armeeangelegenheiten, werden in beiden Häusern stehenden Ausschüssen zugewiesen, die sich mit den Ministern in Verbindung setzen. Der Minister ferner sitzt fest in seinem Amt, fest und sicher für die Zeit der Präsidentschaft, wenn er sich mit dem Präsidenten zu vertragen weiß, und so legt er in der Regel auf geschriebene oder gedruckte Botschaften des Congresses keinen großen Werth. Seward konnte dem Con-

greß ein Schnippchen schlagen, und er that es. Der Armee konnte er keins schlagen, und so ging er mit der Armee.

Nun kam es freilich vor, daß von Zeit zu Zeit ehrgeizige Mitglieder im Congreß aufstanden und sich vernehmen ließen: „Sie hätten erfahren" u. s. w. Aber obwohl sie dabei sehr entrüstet thaten, kehrte sich Niemand sehr an ihr Poltern. Andere wollten „Alles und zwar aufs Genaueste" von dem Unfall bei Balls Bluff wissen, aber Niemand konnte ihnen etwas darüber sagen. Wieder Andere wollten über die Blockade des Potomac „endlich auf den Grund kommen", aber eine solche Belehrung schien nicht für sie zu taugen. „Man packe sie in Kisten und schicke sie nach Hause", sagte ein Soldat zu Trollope.

Und was sagte der Kriegsminister, z. B. in Betreff der Fragen über die Affaire bei Balls Bluff? „Der Sprecher legte dem Hause ein Schreiben des Kriegssecretärs vor, in welchem er sagt, er habe die Ehre, den Empfang des Beschlusses vom 6. d. M. zu bestätigen, welcher erkläre, die Antwort des Departements auf die Resolution am zweiten Tage der Session erscheine dem Hause nicht genügend, und man dringe auf weitere Antwort. Der Secretär habe nun zu erklären, daß Maßregeln getroffen worden, um zu ermitteln, wer für die unglückliche Bewegung bei Balls Bluff verantwortlich sei, daß es sich aber mit dem öffentlichen Interesse nicht vertrage, diese Maßregeln gegenwärtig bekannt zu machen."

Eine Volksvertretung umgeben von einem Feldlager wird immer eine ziemlich traurige Rolle spielen. Hier hatte das Volk die Armee verlangt, und da stand sie nun. Sie war jünger als der Congreß und hatte den älteren Bruder so ziemlich aus der Gunst verdrängt, wie das schon oft durch einen Neugebornen geschehen ist. Wollte der Congreß sich mit ein paar wohlgesetzten Noten oder ein paar hitzigen Debatten unterhalten, so war das ganz gut, nur durfte er mit seinen Reden die Armee nicht angreifen. Er konnte auch nach Belieben Militärausschüsse einsetzen und so viel fragen, als ihm gefiel. Aber wir Alle wissen, wozu solche Neugier führt, wenn der Fragende keine Gewalt hat, durch Androhung von Strafe eine Antwort zu erzwingen. Vor allen Dingen sollte er Gelder bewilligen für das, was das Heer brauchte, dann hatte er seine Schuldigkeit gethan, und man brauchte ihn nicht mehr.

„Man packe sie in Kisten und schicke sie nach Hause", sagte jener Soldat zu Trollope. „Ich muß jetzt lernen", sagten Mitglieder voll Unwillen, und sie stampften heftig auf in dem Sitzungssaal. Man hätte meinen sollen, damals hätten sie bereits etwas gelernt.

Geht man von dem Capitol nach Westen, so zieht sich die Pennsylvania-Avenue in gerader Linie nach dem Schatzgebäude oder Finanzministerium. Die Entfernung der beiden Orte von einander beträgt eine reichliche englische Meile, und die Leute sagen, man habe die beiden Gebäude absichtlich so weit aus-

einandergestellt, um die in den Bureaus des Finanzministeriums sitzenden Secretäre vor dem Ueberlaufenwerden durch die Congreßmitglieder zu schützen. Trollope mag dies nicht unterschreiben, zweifelt aber nicht an der Thatsache, daß sowohl Senatoren als Repräsentanten jenen hohen Beamten sehr fleißig Besuche machen, und daß es sich dabei vorzugsweise um Begünstigungen handelt.

Die Strecke der Pennsylvania-Avenue, welche man hier durchschneidet, ist die Gegend der schönsten Läden in Washington, das heißt die besuchte Seite der Straße, die rechte, wenn man vom Capitol kommt. Von der andern scheint die Welt nichts zu wissen, und die Läden sind selbst auf jener schlecht und theuer, was beiläufig auch von den Gasthöfen gilt. Willards Hotel ist das vornehmste, aber das unablässige Drängen und Treiben von Menschen in den Sälen und Gängen des Hauses verheißt weder Bequemlichkeit noch Ruhe. Aehnlich verhält sichs mit dem zweitgrößten, dem National-Hotel.

Das erstere, in dessen großem Speisesaal täglich dritthalbtausend Gäste essen, war bei Russells Anwesenheit gedrängt voll Stellenjäger, die buchstäblich nach Tausenden zählten, und die Gier, mit der diese Menschenclasse der Fährte nach einem Amt folgte, drückte sich oft sehr grotesk aus. Sobald ein Senater in der großen Halle des Hotels erschien, stürzte sich sofort ein Beförderungshungriger auf ihn, oder ein ganzes Rudel von Patrioten drängte sich, ihn beim Knopfloch zu nehmen und ihm ein Wort im Vertrauen ins Ohr zu flüstern. Die widerlichen Kerle zankten sich dann kläffend um ihn, wie eine Schaar Hunde um einen Knochen. In der Barbierstube setzte eine Glasthür die dort Verweilenden in den Stand, zu sehen, was in der großen Halle vorging, und bei einer Gelegenheit, als Russell sich eben die Haare machen ließ, fuhr plötzlich neben ihm ein gut eingeseifter Politiker von seinem Stuhl auf und durch die Glasthür in die Halle, wo er laut ausrief: „He, Senator, Senator, hallo!“ Aber der Senator entwischte glücklich dem Verfolger, und dieser kehrte mit den Seifenklexen im Gesicht und der Serviette unterm Kinn betrübt auf seinen Sitz zurück. Ein anderer Herr, der ebenfalls von edler Begeisterung seinem Vaterlande zu dienen glühte, gelangte zwar dahin, seinen Wunsch bei einem einflußreichen Manne anzubringen, mußte aber seine Ansprüche immer mehr herabstimmen. Nachdem sein Verlangen nach einer Richterstelle für unerfüllbar erklärt worden, ließ er sich herab, um einen Secretärposten bei der Post zu bitten, und als auch dieser nicht zu haben, petitionirte er um das Amt eines Leuchtthurmwärters, „gleichviel wo“.

Willards Hotel hat zwischen zwei- und dreitausend Betten und eine so mannigfaltige Speisekarte, daß ein separates Frühstück für einen Mann von einfachen Gewohnheiten aus „schwarzem Thee mit Zwieback, Eiern auf Butter, frischen Elsen, einer wilden Taube, Schweinsfüßen, zwei gebratenen Rothkehlchen,

Austern und verschiedenen Brödchen und Kuchen besteht. Es bedarf eines bedeutenden Verwaltungstalents, um solch einen Gasthof gehörig zu administriren, und die Amerikaner stellen wirklich die Kunst der Gasthalterei so hoch, daß sie ihre Achtung vor derselben in einem eignen Sprichwort ausgeprägt haben. Sie sagen: „Brown ist ein gescheidter Mensch, aber er taugt nicht zum Gastwirth."

„Das Postamt und das Patentamt stehen in geringer Entfernung von der oben genannten Hauptstraße in Fstreet und zwar einander gegenüber. Ersteres ist unstreitig ein schöner Bau, ein Viereck ohne bestimmte Front und ohne Haupteingang. Verziert ist es mit korinthischen Säulen, die ohne Unterbau auf gleichem Niveau mit der Straße endigen. Das Gebäude würde jeder Stadt zum Schmuck gereichen. Allein die Straßen ringsum sind unfertig, und man muß zu ihnen durch Schmutzseen hindurch, die sehr unschön sind, aber das Gute haben, daß sie den Zudrang der Leute vermindern und so den überangestrengten Postexpedienten einige Erleichterung schaffen. Die Seite, auf welcher der Zudrang des Publicums am größten ist, war bei Trollopes Anwesenheit stets mit mächtigen Bergen von Mehlfässern verbarricadirt, da während des Kriegs hier zugleich das Proviantmagazin für die Armee sich befand. Die Einrichtungen für das Publicum fand unser Reisender geradezu barbarisch. Es gibt in Washington nur ein Postamt und nirgends Straßenbriefkasten, nirgends Stellen, wo man Briefmarken kaufen oder Briefe abgeben kann, ja nicht einmal eigentliche Briefträger. Dabei sind die Entfernungen in der Stadt sehr beträchtlich, die Fahrgelegenheiten beschränkt, die Tiefe und Zähigkeit des Schmutzes auf allen Wegen ohne Gleichen.

Auch das Patentamt ist ein großer Bau mit Colonnaden, deren Säulen der dorischen Ordnung angehören und welche an jeder der drei Fronten hinlaufen. Man geht auf Stufen hinauf, welche für das Auge angenehmer als für die Beine sind. Das ganze Gebäude ist massiv und sehr wirksam, es würde sogar einen großartigen Eindruck machen, wenn die Straßen umher fertig wären. Der Nützlichkeitstrieb der Nation hat indeß viel dazu beigetragen, das Aussehen des Hauses dadurch zu verderben, daß er ihm Fenster gab, welche weder der Zahl noch der Größe nach zu ihm passen. Selbst unter dem Porticus hat man solche Fenster angebracht, damit der ganze Raum benutzt werden könne und kein Licht fehle. Den Effect eines Dutzends von Fenstern in einem edlen dorischen Porticus, zwischen den Säulen hin mag man sich vorstellen. Im Innern befindet sich eine Sammlung der Modelle aller derjenigen Erfindungen, auf welche die Vereinigten Staaten Patente ertheilt haben, und gegenwärtig hat man einen der Säle zu einem Militärspital eingerichtet.

Das Schatzamt oder Finanzministerium ist ein noch nicht vollendetes Gebäude. Fertig ist nur die nach Süden gekehrte Front, die im Norden ist

noch zu bauen. Vollständig wird der Bau wahrscheinlich einen größern Eindruck auf den Fremden machen, als irgend ein anderer in der Stadt, und zwar sowohl seiner günstigen Lage als seines Charakters wegen. Das Schatzamt steht auf der Pennsylvania-Avenue. Diese hat sich aber hier gedreht und läuft gerade von Norden nach Süden, so daß sie Platz für das Schatzgebäude und das Haus des Präsidenten läßt, durch welche beide sie gerade hätte hindurchgehen müssen, wenn sie die frühere Richtung hätte beibehalten sollen. Das Schatzamt ist mit Colonnaden von jonischen Säulen geschmückt, und erhebt sich auf einem Unterbau, zu dem Freitreppen hinaufführen. Die Granitquadern, die man dazu verwendet hat, machen dasselbe ganz massiv. Steigt man die Stufen im Süden hinan, so trifft man zwei dieser Quadern (an jeder der beiden Seiten des Aufgangs einen) deren Fläche zwanzig Fuß-Länge und achtzehn Fuß Breite hat. Auch die Säulen sind alle aus einem Stück und haben eine Länge von zweiunddreißig und einen Durchmesser von fünf Fuß.

Nicht fern von hier befindet sich die Wohnung des Präsidenten — das „Weiße Haus", wie es in der ganzen Welt heißt. Es ist ein hübsches Gebäude, sauber, anständig, aber nicht groß, ganz wie es für den ersten Beamten einer Republik paßt. In London gibt es weit größere Häuser, die nur von einer Familie bewohnt sind. Seine Façade ist einem netten Garten zugekehrt, der sich nach der unvermeidlichen Pennsylvania-Avenue öffnet, und zu welchem das Publicum stets Zutritt hat. In der Mitte der Anlagen steht, unmittelbar dem Weißen Hause gegenüber, die Reiterstatue des Generals Jackson. Sie ist sehr schlecht, aber doch nicht so schlecht, als sie hätte sein können, wie eine andere Reiterstatue beweist, die des Generals Washington, welche sich aus einer ähnlichen Gartenanlage in der Nachbarschaft der nach der Vorstadt Georgetown führenden Brücke erhebt. „Von allen Reiterstatuen aus Marmor oder Erz, die ich gesehen," sagt Trollope, „ist diese unstreitig die erbärmlichste und lächerlichste. Das Pferd ist höchst albern ausgeführt, der Reiter darauf aber offenbar betrunken. Ich möchte glauben, es werde eine Zeit kommen, in welcher man diese Statue unter jeder Bedingung entfernt."

Das Haus des Präsidenten sieht, wie bemerkt, ganz hübsch aus, steht aber auf sumpfigem Boden, nicht viel über dem Wasserspiegel des Potomac und ist deshalb sehr ungesund. Man sagte Trollope, Alle, die darin wohnten, bekämen das Fieber. Das kommt davon, daß man die Lage der Stadt ohne Rücksicht auf Boden und Umgebung gewählt hat. Große Städte gründet man heutzutage nicht an ungesunden Stellen. Die Menschen sammeln sich an solchen nicht, oder verlassen sie, sobald sie ihre Beschaffenheit kennen gelernt haben. Der arme Präsident freilich kann vor Ablauf seiner Regierungsperiode das Weiße Haus nicht verlassen. Er muß zusehen, wie er mit der Wohnung auskommt, welche die Nation für ihn eingerichtet hat.

Das letzte große öffentliche Gebäude Washingtons, das Smithsonian Institute nennt Trollope bastardgothisch und meint damit, in der Hauptsache sei es gothisch, aber man habe sich damit Freiheiten erlaubt, welche die architektonische Reinheit stören. Es ist von rothem Stein aufgeführt und an sich nicht häßlich. „Es hat eine sehr hübsche normannische Pforte, und kleine lombardisch-gothische Einzelnheiten sind gut nach dem kölner Dom copirt. Aber man hat Fenster darin angebracht mit Stabbogen, und die Stäbe scheinen brechen und sich beugen zu wollen, so schmal und so hoch sind sie. Ferner sind die Thürme mit den hohen Zinnendächern ein Irrthum, wenn sie nicht etwa dem ganzen Bau den Namen des Romanischen geben sollten, welchen es angenommen hat. Das Gebäude enthält Sammlungen und dient zu Vorlesungen. Es wurde der Stadt von einem Engländer, James Smithson geschenkt. Ich kann nicht sagen, daß die Stadt dafür dankbar wäre; denn Alle, mit denen ich darüber sprach, meinten, es sei eine Fehlgeburt. Indeß darf man nicht außer Acht lassen, daß Niemand in Washington auf etwas darin Befindliches stolz ist, so wenig wie auf die Stadt selbst. Wäre das smithsonische Institut in Newyork oder Boston, so würde man ganz anders darüber sprechen."

Man hat den Versuch gemacht, in Washington einen ungeheuren Obelisken zu Ehren Georg Washingtons aufzurichten, des „Ersten in Krieg und Frieden", wie das Land ihn mit Stolz nennt. Dieser Obelisk ist ein rechter Typus der Stadt. Er ist nicht fertig, da noch nicht der dritte Theil davon aufgebaut ist, und er wird, so weit menschliche Voraussicht reicht, unvollendet bleiben. Fertig würde er zwar sicherlich nicht das schönste, wohl aber das höchste Monument seiner Art auf Erden sein. Aber was wäre das im Vergleich mit den großen Pyramiden? Moderne Unternehmungen dieser Gattung lassen sich an einfacher Größe mit denen der alten Welt nicht vergleichen. Statt der bloßen Größe erstreben die Neueren immer entweder Schönheit oder Nützlichkeit. Bei dem Washington-Monument würde keines von beiden zu finden sein. Ein Obelisk in den Verhältnissen einer Nadel mag sehr anmuthig sein; aber ein Obelisk, der eine Menge flachdachiger, weitgreifender Bauten als Unterlage bedarf, und dessen Schaft so dick sein soll wie ein Kirchthurm, kann unmöglich Anspruch auf Zierlichkeit haben. Jetzt ist ungefähr der dritte Theil des Schaftes gebaut, und so steht er da. Niemand weiß auch nur ein Wort dafür zu sagen. Niemand glaubt, daß das Geld zusammenkommen wird, das zu seiner Vollendung erforderlich ist. Trollope erzählt: „Ich sah irgendwo eine Glasbüchse zu diesem Zwecke aufgestellt, und als ich hineinblickte, bemerkte ich, daß nur halbe Dollars hineingelegt waren, darunter — zwei falsche. Man sagte mir auch, der Grund des ganzen Baues tauge nichts, der Boden so nahe am Flusse und morastig werde die Last, die er tragen solle, nicht ertragen können."

„Eine traurige Stelle,“ fährt unser Reisender fort, „war dieser Sumpf, als ich an einem Sonntagsnachmittag allein daran hinwanderte. Der Boden war gefroren, und ich konnte trocken darüber gehen, aber kein Grashalm zeigte sich. Nach allen Seiten um mich her gab es Vieh in großer Menge, mächtige Ochsen, die hungernd nach einer Mahlzeit brüllten. Sie waren Schlachtthiere für die Armee, und wahrscheinlich sollten sie den hungrigen Magen nie wieder füllen. Da auf dem braunen häßlichen Gefilde, im Angesichte des Hauses des Präsidenten, stand der nutz- und gestaltlose Steinhaufen. Mir war, als sähe ich in demselben den Genius des Ortes. Groß, anspruchsvoll, kühn, ruhmredig stand er da, bereits um viele Köpfe größer als andere Obelisken, und doch noch ein Kind, häßlich, widerwärtig, eine Lüge. Der Gründer des Monuments hat gesagt: hier soll der Weltobelisk stehen, wie der Gründer der Stadt etwas Aehnliches von seinem Kinde gedacht haben mag. Möglich allerdings bleibt es, daß sowohl die Stadt als der Obelisk einmal fertig werden; gegenwärtig aber scheint Jedermann weder an das Eine noch an das Andere zu glauben. Ich habe großes Vertrauen zu dem amerikanischen Charakter, vermag aber weder der Stadt Washington noch dem Washington-Denkmal eine Zukunft zu weissagen. Die Prahlerei ist zu groß und das, was man bisher daran gethan hat, zu geringfügig gewesen.“

Aehnliches sagt der Verfasser des Aufsatzes im „Cornhill-Magazin“, ein Amerikaner. An die Möglichkeit denkend, daß Washington der Union genommen werden könnte, bemerkt er: „Der Verlust der Stadt wird vielleicht für unmöglich gehalten. Die Arbeiter schichten Quader auf Quader beim Bau des weitgedehnten Schatzamtes und bauen geschäftig an der großen Kuppel des Capitols. Nur ein Bauwerk verwittert in Vernachlässigung — der unfertige Schaft des Washington-Denkmals. Ich tastete eines Nachmittags mich durch die Pfützen und Sümpfe der Straße nach der Wohnung des Portiers und passirte, nachdem ich den Schlüssel bekommen, über ein kothiges Feld und durch eine Heerde von Armeevieh nach den wackeligen Stufen. Ich stieg diese hinauf, schob die Riegel einer Breterthür zurück und stand nun unter dem temporären Dache. Der Regen war hindurch getröpfelt und hatte auf dem Boden eine Lache Kalkwasser gebildet, und die Blöcke von Marmor, Granit, Kupfer und Blei, welche den Schaft bilden, sahen verwittert und von Frost angefressen aus. Trübsinnig las ich auf ihnen die Inschriften:

„Louisiana, ewig treu der Union, verehrt diesen Granitblock.“

„Alexandria, die Heimath Washingtons, sendet diese Tafel zu dessen Denkmal. — Freiheit und Einigkeit!“

„Diese Probe von Tennessee-Marmor bezeugt die nimmer ersterbende Anhänglichkeit der Nachbarn Henry Clays an die Union, gegründet von Georg Washington, dem Vater seines Landes.“

Dieselben traurigen Gedanken machen sich viele Amerikaner, namentlich im Osten und in den kräftigen und weniger verdorbenen Staaten, die in dem letzten Menschenalter aus den Hinterwäldern des Westens hervorgewachsen sind. In Washington scheint man von dieser Betrübniß über die Noth des Vaterlandes wenig zu empfinden. Trollope erzählt:

„Leute, die man in Washington traf, waren wegen der Lage der Dinge nicht so unglücklich. Sie zeigten sich hauptsächlich gleichgiltig, freilich gleichgiltig infolge des Verlusts alles ihres Glaubens. „Wir haben eine Armee, ja; aber was für eine Armee! Keiner gehorcht, keiner thut etwas. Keiner denkt an Vorrücken. Zweimalhunderttausend Mann vielleicht stehen um Washington herum, und die Beschaffung von Lebensmitteln und Kleidern für dieselben nimmt alle Kräfte in Anspruch. Die Lieferanten werden reich dabei. Und die Regierung! Wer vertraut auf sie, wer auf Seward und Cameron? Der Congreß! Was kann, was soll der Congreß thun? Fragen wird er thun, die Niemand beantworten mag, und endlich eingepackt und nach Hause geschickt werden. Der Präsident und die Constitution kommen nicht besser weg. Der erstere, so sagte man, thut nichts, weder etwas Gutes noch etwas Schlechtes. Die letztere ist zerfallen und hat sich nicht bewährt. So aßen, tranken und lachten die Leute und warteten, bis das Chaos käme, doch hielten sie sich an der Ueberzeugung fest, daß die Atome, in welche die Welt sich auflösen werde, in irgend einer Weise sich wieder zusammenfinden würden, ohne daß sie selbst, die Leute, etwas dazu thäten."

Auch die Erbitterung über England und dessen Verhalten zu den Ereignissen in Amerika, die in andern Gegenden Amerikas herrschte, wurde von den Bewohnern der Bundesstadt, so weit Trollope sie kennen lernte, nicht getheilt. „Wir," so hätte Jemand in Washington sagen können, „wissen recht gut, daß jeder zuerst für sich sorgen muß. Wir sind den Engländern wohlgeneigt und sehen sie immer gern an unserm Tische, so oft sie über das Meer herüberkommen. Aber wir sind auch zu gut mit der Welt bekannt, als daß wir erwarten sollten, sie würden an unsern Sorgen theilnehmen. Wir zerfallen in Stücke, und das ist natürlich für die Engländer ein Vortheil. — Nehmen Sie aber doch eine andre Cigarre".

Deutsche Briefe aus der preußischen Provinz Posen.

6.

Die Polen in ihrem Verhalten zum preußischen Staat. — Die Agitation der Geistlichkeit. — Die Partei der aristokratischen Emigration. — Die Märchen des Grafen Montalembert. — Die social-demokratische Partei und ihre Zeitungen. — Herr Dr. Metzig in Lissa. — Die Erben Johanns ohne Land.

Ja, Dank der wohlwollenden Fürsorge und der Strenge der preußischen Regierung steht der polnische Klerus unserer Provinz so hoch über dem des „Königreichs“, wie er wiederum mit einigen Ausnahmen unter der katholischen Geistlichkeit von Schlesien und Rheinland steht. Sie sind vorüber, die urgemüthlichen Zeiten, wo der Geistliche in stiller Selbstgenügsamkeit das Aeußere seines Amtes versah und die reichlich gebotne Muße zwischen dem ungarischen Freund und der polnischen Freundin theilte; die schönen Zeiten, wo der alte Pfarrer am ersten Ostertage seine kurze, originelle Rede schloß: „Morgen, Ihr wäret so auch nicht gekommen; aber Ihr braucht auch nicht. 's ist keine Kirche. Warum? ich verreise. Wohin? Ihr möchtet's gerne wissen?! Pah! ich sag's Euch nicht. Amen.“ Vater unser. Segen!

Diese Herren hatten dabei nicht einmal alle den Vorzug, daß sie Frieden hielten. Auch sind jene anmuthigen Zeiten noch gar nicht sehr lange vorüber. Man lese nach, wie Flottwell über die Geistlichen in Posen klagt. Als ich vor zwanzig Jahren an Gelde arm, an guten Vorsätzen reich, die Alma Viadrina bezog, war der erste lebendige Student, der mich begrüßte, ein katholischer Theologus, ein wohlgenährter Oberschlesier. Er hatte vergeblich versucht, seinen Ueberschuß an Kneipengelehrsamkeit mit dem Deficit an geistlicher auszugleichen; er kam nicht ins Seminar. Ruhig trug er sein Geschick: ich gehe nach Posen oder Pelplin, dort nehmen sie jeden, es fehlt zu viel. Wirklich hat der hochwürdige Bischof Sedlag („unseligen Angedenkens“, wie Dziennik sagt) ihn recipirt, und vielleicht eifert er nun irgendwo für sein polnisch Vaterland und verweigert deutsche Adressen. Noch vor funfzehn Jahren blieben aus Mangel an qualifizirten Polen dreihundert geistliche Stellen in der Provinz Posen unbesetzt, und sogar 1850 setzte Bischof Marwitz von Culm der Klage, daß er nicht mehr Polen anstelle, öffentlich diese Thatsache entgegen. Immer noch leben unter uns ehrwürdige Reliquien jener Zeit, Geistliche, für deren Gaben und Kräfte eine Predigt oder ein Bericht transcendente Dinge sind. Auch wird da und dort ein „polnischer“ Amtsbruder versprengt. Einer von ihnen zeichnete

sich vor drei Jahren als Wunderdoctor der ordinärsten Art aus. Wir haben die Zettel gesehen, auf denen er „Mücken- und Wanzenfett“ verordnete. Zuletzt nahm das Kreisgericht von seiner Wirksamkeit Notiz, und da überdies verlautete, daß es mit den Weiben des geistlichen Arztes, der schon anderswo gerichtlich bestraft war, nicht ganz richtig sei, so hätte man den (nachher durch die Amnestie erlassenen) funfzig Thalern Geldbuße gern eine ernstere Ahndung hinzugefügt. Aber der katholische Klerus hat das mit der Judenschaft gemein, daß er keinen der Seinigen fallen läßt. Es soll dadurch die Achtung vor dem Stande erhöht werden. Das Gegentheil wird erreicht. Bei aller Kriecherei vor demselben hat das Volk doch keine Verehrung für ihn; je tiefer es sich neigt, desto größer ist die innere Verachtung, die sich auch in Reden kundgibt; ebenso im Mißtrauen gegen alles das, was der „Pfaff“ — so nennen sie ihn, wenn sie deutsch reden — unternimmt.

Eine Landgemeinde im Kreise Posen verweigerte dem Probst die Genehmigung, als er das Kirchenvermögen und die vasa sacra in seine Verwahrung nehmen wollte. Man wisse noch zu gut, hieß es, wie es 1848 mit dem Kirchenvermögen zugegangen sei. Vor etwa vierzehn Tagen*) geschah es — auch im Landkreise Posen — daß ein Bauer den Probst bei seiner Ermahnung an die Gemeinde, die neue Freiheit nicht auf die Abgaben für die Geistlichen anzuwenden, aufforderte, beim Evangelium zu bleiben. — Das Witzblatt „Czma“ führt uns einen mit handgreiflicher Deutlichkeit gezeichneten Probst, welcher durch die genaue Kenntniß der besten Ungarweinquellen und seine geschäftlichen Verbindungen mit ihnen Ruf hat, beim hohen Kartenspiel vor und läßt ihm zu Ehren den Chorus singen: Tausend Thaler sind für den Probst nur eine Bagatelle; für seine Verluste steht ihm seine Herrin ein.

Mit dieser Nichtachtung des katholischen Volkes vor seinem Klerus steht diejenige vor den heiligen Acten in Verbindung. Wir haben noch niemals Stille und Ernst bei ihren Gottesdiensten angetroffen, noch keinen in Ordnung erhaltenen Leichenzug gesehen. Redlich verdient ist die Geringschätzung durch die geringe Sorge der Geistlichen für die Bildung des Volkes, namentlich für die Schulen, welche der allergrößten Mehrzahl von ihnen erst am Herzen liegen, wenn sie Gelegenheit zur Wühlerei bieten. Ich kann mit den Namen der Dörfer dienen, in denen wegen eingefallenen Schulhauses oder wegen Vacanz die Schule fast ein Jahr lang ausfiel.

Die neuere und neueste Zeit hat uns eine Anzahl ausgezeichneter Kleriker gebracht, sittlich reiner, gründlich unterrichteter, beredter, in Armen- und Krankenpflege überaus eifriger Männer, die jedem Lande zur Zierde gereichen würden. Leider richten sie aber all ihre Thätigkeit auf polnische, oft auch auf

*) Die Briefe sind um die Mitte des December 1862 geschrieben. D. Red.

jesuitische Zwecke. In einer Stadt der Provinz wirkten zwei Männer nebeneinander, von denen man zu glauben versucht war, sie hätten unserem Anastasius Grün zu seinem Bilde der Dicke und der Dünne gesessen.

Machen wir mit Einigen von ihnen und ihrer Predigtweise nähere Bekanntschaft. Herr Probst, auch Abgeordneter, Respondek aus Puniß predigt am Tage der Himmelfahrt:

„Wenn diejenigen, welche, verfolgt von den Ihrigen im polnischen Lande gastliche Aufnahme und auf ihren Wanderungen reichliches Brod bei uns fanden, öffentliche Zusammenkünfte halten und mit keckem Leichtsinn Programme aufstellen, um sich so schnell als möglich in unsern alten Sitzen auszubreiten und uns zu ihren Knechten zu machen, werden wir da die Hände müßig in den Schooß legen und uns dem Schlafe überlassen? O, schlaft nur, schlaft nur noch ein wenig, und Ihr werdet bald durch die bittern Worte des Propheten geweckt werden: Unglück wird über dich kommen, Druck und plötzlich Elend werden über dich hereinbrechen (Jesaias 47, 11), denn ich will dies Volk mit Wermuth speisen und mit Galle tränken; ich will ihre Weiber und ihre Felder den Fremdlingen geben (Jer. 8, 10; 9, 15). Wir unsrerseits werden nicht vom hitzigen Kampfplatz weichen; wir werden Euch mit dem geistlichen Arme schützen gegen zeitliche und ewige Gefahren. Wir waren in und mit der Nation in den Epochen ihres Glanzes; wir werden ihr auch in ihrem Drucke nicht untreu werden, bessre Zeiten von Gottes Barmherzigkeit erwartend. Die Vorsehung hat ihre bestimmten Zeiten; unsere Sache ist es, unter Gebet und Arbeit abzuwarten, bis diese Zeiten kommen, bis die Gerechtigkeit sich zum Gerechten wendet." — „Und was wollen wir, indem wir als Seelenhirten und Hüter der göttlichen Gerechtigkeit in erster Kampflinie stehen? Wir wollen, daß Eure Häuser und Aecker nicht den Fremden zu Theil werden. Wir wollen, daß Eure Söhne und Töchter und die künftigen Geschlechter nicht der Schmach und dem Hohne preisgegeben, nicht bei den Nachbarn zum Gespött werden. Und weil wir das aufrichtig wollen, so werden wir nicht aufhören zu bitten und unsre Warnung vom Altar und von der Kanzel zu erheben: „Hütet Euch vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu Euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind. Wir sind Bein von Eurem Bein, Blut von Eurem Blut; wir werden als Diener des lebendigen Gottes fort und fort mit flehender Stimme das Gebet wiederholen: Vergib, Herr, o vergib deinem Volke und überliefere dein Erbe nicht der Schande." — — „O Maria unsere Beschützerin und Vermittlerin, wir kämpfen gegen die Hinterlist des Teufels, gegen den Herrn der Finsterniß dieser Welt, gegen die geistliche Bosheit, die unterm Himmel ist; schütze uns mit deiner Rechten gegen die Pfeile, die uns tiefe Wunden versetzen. O Maria unsere Königin, pflanze deine heilige Fahne auf die feindlichen Mauern, damit wir triumphiren."

Dieser fromme Erguß einer priesterlichen Seele steht im Tygodnik katolicki wörtlich zu lesen. Der Tygodnik erscheint in Grätz unter der gewandten Redaction des Dr. v. Prusinowski, des einzigen polnischen Abgeordneten, der sich eine gewisse Selbständigkeit wahrt, den aber sein glühender Haß gegen Protestantismus und Preußenthum mehr als einmal in schweren Conflict mit dem Gesetze gebracht hat, dessen mildeste Auslegung für die Ausschweifungen seiner geistlichen Beredsamkeit keinen Schutz hat. Er ist die Seele der specifisch katholischen oder klerikalen Partei unter den Polen, bei der wir außer ihm z. B. noch den durch seine halbvergeblichen und vielgescholtenen Bemühungen um eine Agitation für den Papst bekannten Probst Napoleon v. Osmolski in Wongrowiec finden.

Wollen Sie Herrn v. Prusinowski näher kennen lernen, so lassen Sie sich von Pokraka führen. Der beschreibt uns die schauerlich mönchische Einrichtung, die im Redactionszimmer mit französischem Comfort streitet. Dem Probst dient die szezląg (chaise longue) zum Ruhesitz; außer den Organen der Jesuiten liegen ihm Bibel und Acten der Inquisition zur Hand. Im Nebenzimmer ist seine Gesellschaft von Damen und Herren mit Karten, Wein und heiterm Gespräch beschäftigt. Der Geistliche aber, der Mann mit dem ernsten, ruhigen Gesicht und der römischen Nase gebietet seinem Schreiber die Thür zu schließen, damit dem düstern Cabinet, der Stätte seiner Thätigkeit, Ruhe und Verborgenheit bliebe, und dictirt ihm dann zu dessen Erstaunen eine römische „Originalcorrespondenz“ voll Entsetzens über die Theilnahme des Dziennik für Garibaldi.

Verfolgen wir die Koryphäen dieser Partei weiter, so zeigt uns die Czma ihr weltlich Haupt, unter dem Namen des Grafen Cäsar Bohater beim Kartenspiel um Tausende. Karlchen, Karolek, der Sohn spielt mit; er war ja in Metz bei den Jesuiten (Wyzuwitów) in der Lehre, ist also gewandt genug, dem Vater und seinem Probst die Summe abzunehmen. Der Alte will Stand halten, „bis der Berg ein Loch hat“ (góra, Berg ist der Name des Gutes v. Graf Cäsar Plater); dies Mal aber wird er von seiner lieben Frau gestört, welche das ganze Kleinhomburg aufhebt und Graf „Bohater“ beginnt die geistlichen Uebungen, bei denen ihn nachher der pater Jesuita antrifft.

Endlich können Sie auch die Physiognomien dieser Herren in dem Szuja Wielkopolski sehen, der uns ein Rad zeigt, an dessen einer Seite drei Polen von der Bewegungspartei, an der andern die Ultramontanen ziehen und worunter zu lesen ist: warum die polnische Karre steht (Dla czego Kołko Polskie stoi).

Den Klerikalen am nächsten, aber noch weniger als sie im Volke gewurzelt, steht die Partei der aristokratischen Emigration. Aus ihrem Organe, dem wiadomosci polskie habe ich am Schlusse des vorigen Briefes eine Probe mit-

getheilt. Sie sind es, die unermüdlich auf Frankreich hoffen, sie erfüllten 1855 und 1859 die Nation mit der Hoffnung, Kaiser Napoleon werde in seinen Friedensbedingungen sich ihrer annehmen. In dieser Zuversicht sind sie incurabel, und es ist schon alles Mögliche, daß Fürst Wladislaw Czartoryski in dem Manifest, mit dem er nach dem Tode des alten Fürsten Adam seine Herrschaft antritt, darauf hinweist, daß die Polen auch im Lande etwas für sich thun können. Die Hauptsache bleibt ihm aber dabei doch, „die Thätigkeit des Landes kundzugeben und zu deuten, die nationalen Rechte vor der öffentlichen Meinung und den Regierungen Europas zu vertheidigen, mit auswärtigen Staaten Verbindungen anzuknüpfen und zu pflegen, welche Polen zur Abschüttelung seines Joches und zur Gewinnung eines unabhängigen Lebens und Wirkens behülflich sein können."

Er setzt seinen Landsleuten auseinander, daß das Meiste für Polens Befreiung durch die fremden Staaten, namentlich auch zur Beschleunigung der entscheidenden Kämpfe mit den Erbfeinden geschehen werde, und fährt fort: „Auch außerhalb des Landes gibt es daher für die Polen ein weites Feld der Wirksamkeit, auf dem große Vortheile zu gewinnen sind. Dieser wichtige Theil der allgemeinen nationalen Arbeit fällt seiner Natur nach der Emigration zu, und es ist als eine Fügung der Vorsehung zu betrachten, daß ganz Polen, obgleich es der Unabhängigkeit und eigenen Regierung entbehrt, dennoch seinen auswärtigen Dienst hat, der heute schon im Stande ist, die auswärtigen Interessen und Bedürfnisse der Nation wahrzunehmen und zu vertheidigen."

Am 29. November 1862 bei der Revolutionsfeier im Saale der polnischen Bibliothek ließ sich Fürst Wladislaw wieder vernehmen. Er plaidirte für moralischen Kampf und verglich das durch unzeitigen Aufstand zerrüttete Galizien mit Großpolen, „das in jeder Noth mit geordneten Kräften zum Kampf tritt."

Diesen gallisirenden Patrioten gehörte auch Graf Titus Dzialinski an, der 1859 sein Mandat als Abgeordneter niederlegte, um kein Geld bewilligen zu dürfen, das möglichenfalls gegen den Wohlthäter seines Volkes, Napoleon den Dritten, gebraucht werden könne. Der hat es offen gesagt, er halte jeden für einen Verräther und Schurken, der polnische Erde an Deutsche verkaufe, letzteres, weil sie am Tage der Freiheit dem polnischen Volke als rechtmäßigem Besitzer zurückfallen müsse. Er hat uns auch unterrichtet, wie weit das polnische Vaterland reicht; „das ganze Großherzogthum Posen, das Großfürstenthum Litthauen, die Lande Krakau, Sandomir, Sieradz, Lenczyc, Kujawien, Russimin, Volhynien, Preußen, Masowien, Podlachien, Kulm, Elbing, Pommern, Samogitien, Liefland und die übrigen" (vgl. seine Erklärung im Januar 1860 im Dziennik Poznanski). Im Einverständniß mit jener Partei erscheinen die Broschüren bei Dentu in Paris; sie erregte und

nährte die Erwartung eines europäischen Congresses, auf dem die polnischen Mitglieder des preußischen Landtags neben den Vertretern der legitimen europäischen Mächte sitzen sollten. Auf ihre Veranlassung unternahm endlich der Graf Montalembert eine Reise nach Polen, auf der er auch fast so viel Tage in Posen war, wie ich Jahre. Trotzdem hat sein Scharfblick gesehen, was mir bis heute entgangen ist. Gestatten Sie mir eine Blumenlese aus der Nation en deuil, welche als Frucht dieser Inspectionsreise 1861 in Paris erschienen ist.

„Es hat sich wieder einmal eine erlauchte, großmüthige, glühende, vaterlandsliebende, freisinnige, gewissenhafte, geistreiche, gläubige Nation, die zu leiden und zu sterben weiß, der Welt offenbart, und als hätte sie weder Mitleid noch Gefühl, hat diese sich von ihr abgewendet. S. 11.

Unsere Demokraten haben etwas mehr Theilnahme für Ungarn, weil es minder katholisch ist als Posen. S. 11.

Polen ist von unerbittlichen Feinden geschlagen, gemordet, beschimpft worden. Religion, Gesetzgebung, Erziehung, Sprache, Tracht, Geld, Handel, Besitz, nichts ist geschont worden, und doch ist Polen nicht untergegangen. S. 12.

Ich finde, daß Polen in seinem Unglück alle Tugenden besitzt und zeigt, deren Mangel man ihm vorwarf, und welche gerade den meisten Völkern Europas fehlen. Besonnenheit, Klugheit, Zucht, Mäßigkeit und Selbstbeherrschung, um die Feinde desto leichter zu überwinden, die Selbstzucht, die erste und beste Bedingung der Selbstregierung. S. 13.

Die Constitution vom 3. Mai 1791, die beste, die aus Menschenhänden kam (mit leibeigenen Bauern). S. 16.

In Polen wie in Ungarn ist der Adel, d. h. der große und kleine Besitz tief innerlich mit den Bauern, den arbeitenden Classen vereinigt. S. 18.

Nachdem ich einen Augenblick die Hand an das Herz Polens gelegt, scheue ich mich nicht zu versichern, daß es die gesundeste Nation Europas ist. S. 21.

Ohne Polen würde die Kirche im ganzen Norden und Osten Europas, von der Weser bis zur Wolga keine Zuflucht, keinen Altar mehr haben! (Fürstbischof Heinrich in Breslau?) S. 21.

Diese Republik, welche die Päpste als die ganz besonders rechtgläubige bezeichnet haben, hat zuerst bei Juden und Protestanten die Gewissensfreiheit geachtet (vgl. unsern zweiten, dritten und vierten Brief). S. 23.

Die Feindschaft Preußens ist leider nur zu gewiß. Friedrich der Zweite (schon vor der zweiten Theilung gestorben, Herr Graf!) ist der unversöhnlichste Werkmeister des Unterganges der Polen gewesen, und heute haben sie keinen erbitterteren Feind als Preußen und hinter ihm ganz Deutschland. Denn ich

bin verurtheilt, es auszusprechen, seit dieses Deutschland in seinem Herzen von dem Teufel der Demokratie und der Einheitsbestrebungen berührt worden ist, findet man bei ihm von jener edlen Theilnahme, die es dem polnischen Aufstande von 1831 so reichlich entgegenbrachte, keine Spur mehr. Ich muß hinzufügen: diese Feindschaft ist gegenseitig. Jeder aufmerksame Beobachter wird anerkennen, daß die preußischen Polen bitterer und heftiger über ihr Joch klagen, als ihre Nachbarn über das moskowitische. Sie geben zu, daß sie für ihre Person mehr Freiheit haben, aber sie fügen hinzu, daß sie als Nation mehr bedroht sind*).

Meine Freunde an der Warthe wollen mir verzeihen: hätte ich die Ehre Pole zu sein, ich möchte es lieber in Preußen als in Rußland sein. S. 36.

Es ist indeß gewiß, daß Preußen in den seinen Gesetzen unterworfenen polnischen Provinzen die polnische Nationalität durch Mittel, welche die Russen nicht oder nicht mehr anwenden, verfolgt. Es arbeitet systematisch darauf, die Polen von allen Aemtern auszuschließen, die polnische Sprache zu vernichten, den Protestantismus einzuführen, den Grundbesitz in deutsche Hände zu bringen. Alle Richter-, Verwaltungs- und Kassenstellen werden den Deutschen gegeben.“ S. 37.

Nachher erzählt er von den evangelischen Kirchensystemen für fünf oder sechs Deutsche in einem polnischen Dorfe, und dann bringt er ein hübsch erfundenes Märchen von der neuen Landschaft. Durch Kriege, unentgeltliche Verwaltung der großen Staatsämter haben sich die Polen in Schulden gestürzt, die Bauernbefreiung hat die Armuth vergrößert. Sofort hat die Regierung den Deutschen große Summen zum Ankauf polnischen Landes gegeben. Die Geängsteten haben nur die neue Landschaft gegründet, welche ihnen große Dienste geleistet hat. „Durch eine Maßregel, welche es schwer ist, nicht als Willkür oder Bosheit anzusehen, hat die Verwaltung die Fortführung dieser Einrichtung, die schon anhob den Boden zu entlasten, untersagt. Sie borgt selbst den Deutschen Geld und verbietet den Polen, sich gegenseitig solches zu leihen. Alle Quellen des Credites werden also für den Polen verschlossen und den Deutschen geöffnet.“ S. 38. (vgl. unsern fünften Brief.)

Es ist wohl nicht gut denkbar, daß Graf Montalembert Europa wider besseres Wissen mit solchen kolossalen Unwahrheiten unterhält. Welches ist also das Gewissen der Männer, die ihm das Material gaben?!

Lassen wir ihn schließen: „Lebe wohl, du theures, edles Polen. Wenn

*) Aehnlich schrieben die wiadomosci schon 1858: Im Großherzogthum Posen ist die Lage des polnischen Bewohners, wenn man ihn als Mensch und als Bürger betrachtet, freier und sicherer als in Galizien und im Königreich; wenn man ihn aber als Polen betrachtet, die schwierigste und unerträglichste.

Gott deine Prüfung verlängert, will er dich ruhmvoller Befreiung um so würdiger machen. Lebe wohl, Niobe der Völker! Ein Gruß der Hoffnung dem unsterblichen Bilde des Rechts, der Unschuld, des Unglücks, aber auch der Kraft, der wahren, sittlichen Kraft, der einzigen, die es verdient, daß man ihr auf Erden diene und sie bewundere." S. 48.

Die dritte Partei, im Volke, unter den Literaten, dem niedern und jüngern Klerus zahlreich vertreten, ist die social-demokratische. Sie ist so breit, wie nur die deutsche radicale Partei in ihrer weiten Linie bis Kinkel oder Karl Vogt sein kann. Auch ihre äußerste Linke wohnt im Auslande. Dort gerirt sie sich offen als Bewegungspartei und spricht es aus:

„Ganz Polen ist wiederherzustellen durch die sociale Revolution und den Aufstand. Das ist die Losung!" Es steht in der ersten Nummer der in Paris erscheinenden baczność. Przegląd rzeczy polskich 1859. Nr. 24. 8. belehrte uns: „Der Aufstand muß immer wieder von Neuem versucht werden" (denuncirt von den aristokratischen wiadomosci 1859 Nr. 36) und wieder sagt baczność: „Die Revolution wird gelingen, wenn sie fanatisch ist, ein Vertilgungskrieg gegen die Unterdrücker."

Aehnlich dachte wohl der Vicar, welcher Ostern 1861 predigte: So gewiß Christus seine Ketten gesprengt und seine — Feinde niedergeschmettert hat, so sicher werden auch wir bald unsre schweren Fesseln zerreißen, unsre Unterdrücker überwinden und triumphirend auferstehn.

Im Allgemeinen treten sie bei uns vorsichtiger auf, maßvoll kann man nicht sagen. Ihre inländischen Organe sind der Dziennik Poznański und der Nadwiślanin, letzterer eben wieder neu erstanden. Interessant ist ihr Krieg gegen Adel und Geistlichkeit und deren Gegenwehr.

„Dort fahren die Demokraten," sagte Herr v. D., der sich auf seinen Aufenthalt in Moabit viel zu gut that, zu seinem Wagennachbar und zeigte auf das Gespann des Herrn v. W. „Wenn es losgeht, sind sie wieder alle in London." Dafür rächen sich nun jene durch Spott, und Herr v. D. kommt im Pokraka schlecht fort. Lassen Sie uns auch lesen, wie Nadwislanin den eben verlaufenen Provinziallandtag beschreibt:

„Die wichtigsten Berathungen wurden darüber gepflogen, ob diese Einladung zum Diner anzunehmen, jene abzulehnen, ob man im Frack oder der Czamarke erscheinen solle. Sobald die officiellen Diners vorüber waren, — neue Noth; denn Frau R. ladet zum Balle, Frau F. zum Namenstage ein. Doch man wird einig und beschließt, der Trauer wegen den Ball mit Entrüstung abzulehnen, die andre Einladung aber mit Demonstration anzunehmen. — Welcher Luxus!" Nadwislanin beschreibt ihn ausführlich — „vier Tage wurde gejubelt, getanzt, doch in Czamarken. Den Tag darauf Trauergottesdienst für die Gräfin Zamoyska — die ganze Kirche gefüllt — die reine Crême. Der

Geistliche sprach von der Kanzel vortrefflich über ägyptische Knechtschaft, die Nation in Trauer, Aufopferung fürs Vaterland, von der Proscription im Königreich, vom galizischen Blutbade, den Vorfällen in Rypin und schloß mit einer Aufforderung zu Beiträgen für die Militärschule in Batignoles, welche 1600 polnische Groschen (8 Thlr. 26 Sgr. 4 Pf.) ergaben; dabei obligates Gemurmel über die endlosen Sammlungen, die Manchem kaum mehr etwas zu Schuhwerk übrig lassen. Für das Denkmal und die Familie des verstorbenen Dichters Kondrodowicz ist jedoch im Großherzogthum nicht ein Groschen hergegeben — dafür aber war er auch nicht vom Carmoisin-Adel, sondern ein schlichter Graukittel."

Nadwislanin und Dziennik wollen, daß das Volk die Tändelei mit den Demonstrationen lasse und zu Thaten übergehe; welcher Art? liegt auf der Hand. Zu ihnen ist in neuester Zeit ein Satiriker gestoßen, welcher sich gleichzeitig gegen die sittliche Schwäche der Nation richtet. Es liegen mir die einzelnen Blätter vor. Das erste vom 17. August nennt sich „Pokraka", Windbeutel, das andere vom 3. September Czma, Nachtvogel. Die Czma ist die Tochter des Pokraka und vermählt sich im November mit dem Markgraf Wielkopolski; demnach trägt das dritte Blatt dem Titel Szuja Wielkopolski.

Nicht eigentlich eine Partei, aber eine interessante Gruppe und kaum in einer Stadt ganz ohne Vertretung bilden die Deutschen, die, weil sie in Posen geboren sind, sich für Polen halten. Ihr Führer ist der schon öfters erwähnte frühere Bataillonsarzt Dr. Metzig. Er hat, als die preußische Regierung 1848 durch Abberufung Willisens einen „falschen" Weg einschlug, seinen Abschied genommen und lebt in Lissa seiner Praxis und seinem großen welthistorischen Berufe, den er erfüllen wird, sobald er nur einmal zum Abgeordneten gewählt wird. Er wird dann nach Berlin gehen, auch wenn, um mit Luther zu reden, dort so viel Teufel auf ihn lauerten, als Ziegel auf den Dächern sind. Er wird das Lügengewebe unserer Beamten zerreißen und den König seinem Volke, das Volk seinem Könige gewinnen. Auch will er in Polnisch-Lissa eine slawische Universität gründen. Es wird ihm leicht sein, durch seine Verbindungen von den 2,300,000 Slawen der Monarchie 2,000,000 Thlr. zu erbitten. Davon werden 500,000 den Bürgern der Stadt zu Wohnungen für Professoren und Studenten gegeben. 500,000 Thlr. gehen für die Universitätseinrichtung auf; 1,000,000 Thlr. gewähren jährlich 50,000 Thlr. zur Besoldung der Professoren. — Unermüdlich setzt Dr. Metzig in Schrift und Rede seine Ideen der ungläubigen Welt auseinander; mit noch größerer Geduld sieht er zu, wie die polnischen Brüder ihn bei jeder Landtagswahl übergehn, ihm Berücksichtigung bei den Nachwahlen versprechen und, wo es zu diesen kommt, ihm wieder polnische Treue halten. Ein wohlthätiger, friedliebender Mann, hat er sich doch schon zu Forderungen und Drohungen heroischer

Natur fortreißen lassen, die namentlich vor vier Jahren einiges Aufsehen machten.

Im Dienst und Gefolge der Parteien sehen wir nun zunächst die große Zahl der Erben Johanns ohne Land. Es ist, als ob Riehl hier die Studien zu seiner Zeichnung des vierten Standes gemacht hätte. Nirgends gibt es mehr dunkle Existenzen, welche ohne Besitz, ohne Arbeit, ohne Erwerb ihr Leben fristen, trübselige Erben der einstmaligen Abenteurer aus der **drobna szlachta.**

Der Capitano, der Emigrant, dem Sie auf jedem Edelhofe begegnen, wo ihm Mitleid eine Freistätte gewährt, ist noch die edelste, würdigste Gestalt dieser Art. Oft steht er schon in höhern Jahren, hat Welt und Menschen kennen gelernt, ist mäßig in seinen Bedürfnissen, wie in seinen Ansichten, ein treuer Freund des Hauses. Desto widerwärtiger ist die Menge der jungen Pflastertreter. Unser Volksverein würde unter ihnen prächtige Statisten für den bewußten Frack in der Wilhelmsstraße finden. Pokrafa hat ein treffendes Bild des Pflastertreters **zbijobruk** gezeichnet, der, weil er nichts gelernt hat und nichts lernen will, für nichts Interesse hat, als für Politik. Nach allerlei mißlungenen Versuchen bettelt er sich bei einer Zeitung an. Da er aber statt der technischen Artikel, für die er gemiethet ist, nur politische schreiben will muß ihn der Redacteur entlassen. Er trägt sich ganz national und läßt nur bei polnischen Handwerkern arbeiten, wie er sagt; in Wahrheit aber können Sie wohl bei einem deutschen Schneider an der Tafel mit Kreide gezeichnet lesen: „12 Thlr. für die Czamarke, das Maß des Herrn von X.“ Sein ganzer Beruf ist, Zeitungen zu lesen, Demonstrationen zu unterstützen u. s. w. Solch ein Pflastertreter ist dann glücklich, wenn ihm das Martyrium einer Polizeistrafe einen kleinen Glorienschein gibt.

Es ist vielleicht mit das größte Unglück an dem gegenwärtigen Agitationsschwindel, daß, während im letzten Jahrzehnt ein guter Theil der polnischen Jugend ernst gearbeitet hat, die jetzige die Legion der Zbijobruks recrutiren zu wollen scheint. Alle Lehrer der polnischen Gymnasien klagen, daß ihre Schüler nicht mehr lernen, sondern nur noch „wirken“ wollen. Die neuerdings entdeckte große Knabenconspiration hat einen neuen Beweis dafür gegeben. Sie werden mir nicht zumuthen, über diese Kinderei ausführlich zu berichten.

Das sind die Factoren der polnischen Bewegung. Von ihnen geht ein Druck auf die öffentliche Meinung aus, welchem zuletzt auch die Vernünftigsten nachzugeben sich genöthigt sehen. Ein Keil treibt den andern, und Herr v. Olberg hat durchaus Recht, wenn er feststellt, daß die Zahl der Polen, von denen die dermaligen Klagen, Ansprüche, Demonstrationen, Drohungen u. s. w. ausgehen, höchstens 2,000 Köpfe, $^1/_{9000}$ Theil der Gesammtbevölkerung des Staates beträgt, und die andern 700,000 Polen unter deren Joch vielleicht noch mehr leiden

als wir. Radwislanin denuncirt jeden Polen, der in einem deutschen Hotel einkehrt u. s. w. Andre erwählen Andres, so daß ein polnischer Gutsbesitzer bei Gelegenheit der niederstetterschen Affaire sagte: wenn man mir nur die polnische Polizei fern hielte, mit der preußischen wäre ich schon zufrieden.

(Schluß in nächster Nummer).

Klopstock und die Schulpforta.

Klopstock ist nicht selten als Beispiel gewählt worden, um den Gegensatz zu charakterisiren, in welchem die Gegenwart zu der Empfindungsweise des vorigen Jahrhunderts steht. Es wird uns leicht, seine Eitelkeit zu verurtheilen, über seine Affectation zu lächeln, seiner Großmannssucht zu zürnen. Nicht ebenso leicht, die relative Bedeutung zu würdigen, welche die oft maßlose Selbstschätzung des Dichters für die Literatur und den Volksgeist gehabt hat. In einer Zeit, welcher der sichere Regulator für den Werth des Mannes, ein kräftiges Volksleben, eine starke öffentliche Meinung fehlt, wird auch der Kräftige in Gefahr sein zwischen Selbstüberhebung und Selbstverachtung zu schwanken; wo eine sichere Selbstachtung sehr schwer gefunden wird, kommt auch der Mann von kräftiger Anlage in die Versuchung, seine Größe und Bedeutung zur Schau zu stellen, indem er sich ängstlich bemüht, den Zeitgenossen bei jeder Lebensäußerung groß und bedeutend zu erscheinen. Und wieder, so lange die Bedeutung eines Mannes vorzugsweise auf der Zahl persönlicher Anhänger und Verehrer beruht, wird er sich bestreben, durch eine industriöse Artigkeit seines Briefwechsels, durch gesellschaftliche Wirkungen, durch Verbindung und Protection Einfluß zu sichern. Der Gelehrte, der Dichter, dessen Leistung von den Kreisen seiner Verehrer mit Entzücken und fast sklavischer Hingebung aufgenommen wird, mag selten der Gefahr entgehen, auch Unbedeutendem, was er gesagt und geschrieben, eine übergroße Bedeutung beizulegen.

Der Cultus des Genius, wie man die empfindsame Unterordnung der Gebildeten unter die Einwirkungen ihrer geistigen Führer genannt hat, ist uns eigenthümliche Erscheinung einer Zeit, in welcher das Emporarbeiten des Volkes und seiner Führer zu einer freieren Männlichkeit begann. Und es ist

nach vieler Beziehung lehrreich zu beobachten, wie die Männer unserer Nation allmälig mannhafter, besser, edler wurden, weil sie durch mehr als eine Generation bald kindisch, bald pedantisch bemüht waren so zu erscheinen. Niemand hat diesen Erhebungsproceß aus dem Schein in das Sein in seinem Leben großartiger dargestellt, als Friedrich der Große.

Es ist wahr, Klopstock war nicht ganz so glücklich. In seinen Werken, wie in seinem Leben fällt uns nicht selten peinlich auf, wie anspruchsvoll er nach Schönheit und Seelenadel suchte.

Die Schwäche in den Charakteren des Messias, die unwahre, zuweilen abgeschmackte Künstlichkeit in den Motiven, macht dies Hauptwerk Klopstocks schon jetzt fast ungenießbar. Aber unvergessen wird ihm bleiben, daß der Stolz und hohe Sinn, mit dem er sein poetisches Schaffen den Zeitgenossen gegenüber vertrat, die Poesie überhaupt den Deutschen zu einer großen und würdigen Sache machte und den Dichtern in der Meinung der Menschen eine hervorragende Stellung gab. Er hatte wesentlichen Antheil daran, daß Goethe und Schiller der Mittelpunkt ihrer Zeitbildung werden konnten.

Der Leser wird deshalb mit wohlwollendem Lächeln auf den folgenden Brief Klopstocks und seine Beilagen herabsehen. Dies Blatt verdankt die Mittheilung einem Freunde, der die Veröffentlichung anheimstellte, falls die Stücke nicht bereits irgendwo gedruckt zu finden sein sollten. Nun sind dieselben allerdings nicht unbekannt; der Brief Klopstocks ist im Anfange dieses Jahrhunderts öfter gedruckt, z. B. mit den Beilagen im Leipziger Allg. Lit. Anzeiger 1800, S. 969; die betreffenden Nachrichten aus Schulpforta sind ferner in Schlichtegroll, Nekrolog der Teutschen 1802, Band I. S. 44 zu finden. Aber trotzdem verdienen die Schriftstücke als ein auffallendes Lebenszeichen aus der Jugendzeit unserer Väter die kurze Beachtung, welche sie hier in Anspruch nehmen.

Zunächst folgt der Brief Klopstocks an den Rector Karl Wilhelm Ernst Heimbach in Schulpforta:

„Die Erinnerung in der Pforta gewesen zu sein, macht mir auch deswegen nicht selten Vergnügen, weil ich dort den Plan zu dem Messias beinahe ganz vollendet habe. Wie sehr ich mich in diesen Plan vertiefte, können Sie daraus sehen, daß die Stelle, welche Sie im Anfange des neunzehnten Gesanges bis zu dem Verse, der mit „um Gnade" endigt, finden, ein Traum war, der wahrscheinlich durch mein anhaltendes Nachdenken entstand. Wäre ich Maler gewesen, so hätte ich mein halbes Leben damit zugebracht, Eva, die äußerst schön und erhaben war, so zu bilden, wie ich sie sah.

Das Ende des Traums fehlt indeß in der angeführten Stelle. Es ist: Ich sah zuletzt mit Eva nach dem Richter in die Höhe mit Ehrfurcht und langsam erhobenem Gesicht, erblickte sehr glänzende Füße, und erwachte schnell.

Sie empfangen hierbei die große Ausgabe des Messias, die Herrn Göschen

nicht wenig Ehre macht. Ich bestimme sie für die Schulbibliothek und überlasse Ihnen, bei Verschweigung meines Wunsches, einen Platz für sie zu wählen. Sollten Sie finden, daß dies irgend einen guten Einfluß auf die Alumnen haben könnte, so lassen Sie das Buch auf folgende Art in die Bibliothek bringen. Sie wählen den unter Ihren Jünglingen, welchen Sie für den besten halten, ich meine, nicht nur in Beziehung auf seinen Geist, sondern auch auf seine Sittlichkeit, zu der, wie ich glaube, auch der Fleiß gehört. Bitten Sie diesen in meinem Namen, das Buch zu tragen, und es dahin zu stellen, wo Sie's ihm befehlen werden. Vielleicht mögen Sie ihm auch die wenigen zu Begleitern geben, die gleich nach ihm die Besten sind. Machen Sie dies alles, wie sich von selbst versteht, nach Ihrem Gutbefinden, oder unterlassen Sie es auch ganz, und nehmen mein Andenken in aller Stille in die Bibliothek auf. Aber Eins, warum ich Sie bitte, werden Sie, weiß ich gewiß, nicht unterlassen. Der Conrector Stübel war mir der liebste meiner Lehrer. Er starb zu meiner Zeit. Ich verlor ihn mit tiefem Schmerze. Lassen Sie von einem Ihrer dankbaren Alumnen irgend etwas, das der Frühling zuerst gegeben hat, junge Zweige oder Blüthenknospen oder Blumen mit leiser Nennung meines Namens auf sein Grab streuen.

Hamburg, den 20. März 1800. K.

Man beachte das Datum des Briefes. Es waren fünfzig Jahre verflossen, seit Klopstock auf dem zürcher See mit Doris Hirzel gefühlvoll Hallers Lieder gesungen und die hübschen Mädchen geküßt hatte, welche dem Teufel Abadonna die Seligkeit erbaten. Man mußte im Jahr 1800 schon ein alter Mann sein, um sich an das Aufsehen zu erinnern, das einst in den literarischen Kreisen die ersten Gesänge des Messias gemacht. Unterdeß hatte Friedrich der Zweite die Seelen gefüllt und war gestorben, die Häupter eines fremden Königs und seiner Königin waren auf dem Blutgerüst gefallen, das wärmste Interesse der Gebildeten hing an einer kleinen Residenz Thüringens und dem Bunde zweier Dichter, denen Klopstock in ihrer Jugend ein großer Mann gewesen war. Die Deutschen waren durch eine lange Kette innerer Entwickelungen von dem Messias bis zum Wallenstein, vom Kunstepos zum historischen Drama großen Stils hinaufgezogen worden. Daß der greise Klopstock seine eigene Bedeutung nach den glänzenden Erfolgen seiner Jünglingszeit schätzte, ist natürlich, aber sehr lehrreich ist, wie tief die Sentimentalität seiner Jugend noch in den Seelen der Lehrer und Schüler lag.

Die Schulpforta ließ sich diese Gelegenheit zu einer erhebenden Festfeier nicht entgehn. Rector Heimbach hielt zuerst am grünen Donnerstag bei der gewöhnlichen Schulfeierlichkeit folgende Anrede:

„Lange nicht — vielleicht niemals — hat die Schulpforta einen so still hohen Triumph genossen, als ihr heute der älteste, der ehrwürdigste und ruhm-

vollste ihrer Schüler gegönnt hat. Der Meister der vaterländischen Harfe, der Sänger des Messias — hat ihr folgendes Andenken seiner Liebe, ein ewiges Monument ihres Ruhmes gegeben, uns, rührend genug in eben den Tagen gegeben, in welche die Feier der großen Handlung fällt, die sein Lied ausspricht. (Der Brief Klopstocks wird vorgelesen.)

Ich füge diesem Brief keinen Commentar bei. Wer seiner noch bedarf, für den war er nicht geschrieben. Aber wehe dem, dem nun das Herz nicht höher schlägt bei dem Gedanken, in der Schule zu leben, die einen Klopstock bildete, und die ersten Töne der himmlischen Harfe in ihren stillen Gängen vernahm; auf eben der Erde zu wallen, welche des großen Jünglings Fuß betrat, und auf welcher er in stiller Entzückung durch die Lichtmeere des Himmels, wie durch die Tiefen des Hades schaute! Wehe, wehe ihm, wenn er nicht Muth hat, Klopstock nachzueifern — nicht an Geisteskraft — die deutsche Nation hat nur Einen — nicht an hellstrahlendem Ruhme — er ist das Erbtheil weniger — aber wie Er's selbst meint, in dem reinen, hohen, lebendigen Sinne für alles Große, Wahre und Edle, welchen Er in dem Dankhymnus an den Erlöser am Schlusse der Messiade so wahr und einfach von sich bekennt:

Umsonst verbürg ich vor Dir — Erlöser —
mein Herz der Ehrbegierde voll,
Dem Jünglinge schlug es laut empor: dem Manne
Hat es stets gehalten nur geschlagen.
Ist etwa ein Lob, eine Tugend
Dem trachtet nach! — Die Flamm' erkohr
ich zur Leiterin mir,
Hoch weht die heilige Flamme voran, und weiset
Dem Ehrbegierigen bessern Pfad."

Das war die Vorbereitung. Am Ostermorgen aber wurde die große Festfeier veranstaltet, ganz im Stil der Wertherperiode, der dadurch nicht besser ward, daß die Feierlichkeit einen religiösen Anstrich erhielt. Die Alumnen hatten aus ihrer Mitte zwei der würdigsten erwählt, von denen einer die Aufgabe erhielt über die Grabstätte des seligen Conrectors — in der Kirche — Blumen zu streuen und dabei Klopstocks Namen zu murmeln, worauf der Chor „Auferstehn, ja Auferstehn" sang und der Rector in der Kirche eine Ode von Klopstock declamirte. Von der Kirche bewegte sich der Zug in die Schulbibliothek hinter dem Exemplar des Messias, welches mit einem Lorbeerzweige überdeckt von einem Alumnus getragen wurde. Unter den Klängen einer sanften Musik wurde das Werk von den beiden erwähnten Schülern ehrfurchtsvoll aufgestellt, und der Rector benutzte diese neue Gelegenheit zur Erbebung, um eine zweite warme Rede zu halten, welche folgendermaßen lautete:

„Mit dem tiefgefühlten Entzücken einer glücklichen Mutter empfängt die Pforte dieses heilige Geschenk des Ersten ihrer Söhne, der längst ihr geheimer

Stolz war. Sie beschied sich gern, daß sie auf dieses unsterbliche Werk wenig Anspruch machen dürfe — den hohen himmlischen Geist, der in ihm weht, hat keine Menschenschule gegeben. Aber wohl wußte sie, daß es in ihrem Schooß empfangen war, und sagte sich oft mit demüthiger Freude, daß sie es gewesen, die Klopstocks Geist zu dem erhabenen Gedanken, den Messias zu singen geweckt, und mit der ätherischen Kost der griechischen und römischen Muse genährt habe.

Dankbar legt sie das Geschenk der Weihe in dem kleinen Heiligthum ihres Musei nieder, auf daß es jetzt und künftig seine heiligen Flammen in des Jünglings Herz ströme.

Den Platz, welcher ihm als Werk der Kunst gebührt, hat längst Vaterland und Ausland, mit Einer Stimme entschieden; aber als Gabe der achtenden Liebe Klopstocks an die Pforte — räumt diese ihr den Platz über alle ihre Schätze ein.

Ihr, denen Talent und Fleiß, Kenntniß und Sittlichkeit den hohen Lohn erwarb, des großen Dichters Willen zu vollstrecken, groß ist die Verpflichtung, die ihr damit übernehmt, ihm und seinem Verdienste, wenn gleich in weiter Ferne zu folgen. Hier neben dem heiligen Denkmale seines Geistes und Herzens gelobt, gelobt aufs neue, zu trachten nach jeglichem Lobe und nach jeglicher Tugend, und Herz und Leben dem Auferstandenen zu heiligen, den wir heute feiern, und den Er in unsterblichen Tönen auf Sions Harfe sang.

Und ihr andern, denen ein freundliches Geschick es vergönnte, dieser Feier Zeugen zu sein, wenn ihr ein Herz habt für dieses Gelöbniß, so sprechet leis' es nach, und wandelt voll höhern Eifers den Pfad, auf welchem Er mit helllodernder Fackel euch vorleuchtet."

Rector Heimbach verfehlte nicht dem Sänger des Messias zu berichten, wie sehr sein Geschenk von der Schule gewürdigt worden sei, Klopstock freute sich über den Bericht, wollte aber noch einige nähere Umstände über die Feierlichkeit erfahren. Er beschenkte den Rector mit einem Oelblatt vom Oelberge, das ihm ein „würdiger Reisender" aus dem heiligen Lande gebracht hatte, die Schüler aber mit vier goldnen Medaillen „von einem seiner Freunde" als Preis für solche, welche Stücke aus dem Messias am besten declamiren würden.

Die Jugend Pfortas gerieth darüber in angenehme Aufregung und schrieb lateinische Distichen auf den Fürsten der deutschen Verleger und Drucker (Typotechnitae Germaniae Principi), Göschen, und Oden an Klopstocks himmlischen Namen, in welchen nach sechzigjährigem friedlichem Grabesschlummer auch der liebe verewigte Conrector Stübel (nicht Stüvel) als Engel auftritt und überrascht die Schüler Pfortas also anredet:

Wie, denkt jener noch mein, jener so liebend mein,
Junge Blumen aufs Grab feierlich streuend mir,
Dessen himmlische Harfe
Selbst der Seraphim Chor oft rührt?

Zur Situation in Preußen.

Das zweite große Treffen, welches durch die Vertreter des Volkes gegen das Ministerium geliefert wurde, die Verhandlung um die russische Convention, ist beendigt. Es war ein neuer Erfolg der parlamentarischen Partei, eine große Niederlage des Ministeriums. Die Debatte hat außer ihrer unmittelbaren Wirkung noch ein günstiges politisches Resultat gehabt, sie hat einen Theil der Altliberalen dem Kriegsplan der opponirenden Majorität näher gestellt.

Die Behandlung der polnischen Frage bot einige Gefahr. Keine Partei in Deutschland hat durch die funfzehn Jahre seit 1848 größeren Zuwachs an Tüchtigkeit und politischer Einsicht erworben, als die Demokratie. Die Phrase, der Socialismus, das Weltbürgerthum sind von der großen Mehrzahl der Leiter kräftig überwunden, eine nüchterne, mannhafte, nationale Politik wird mit achtungswerther Taktik verfolgt. Und wenn den Deutschen nach irgend einer Richtung ihr Herzensbedürfniß sich zu begeistern und Trophäen ihrer Siege heimzuführen befriedigt werden könnte, so würde in kurzer Zeit die letzte Spur jener alten pessimistischen Auffassung unserer politischen Lage beseitigt sein, und eine fröhliche Eintracht alle liberalen Fractionen umschließen. Wir Alle empfinden, wie bitter unsere Hoffnungen auf eine solche Zeit getäuscht wurden, die Summa unserer niederschlagenden Erfahrungen ist durch einige neue vermehrt, deren bittere Folgen noch unsere Nachkommen tragen werden. Mehr als im Jahr 1848 war, so scheint es, gerade jetzt der Ungeduldige in Versuchung, an der Möglichkeit einer gesetzlichen Reform deutscher Verhältnisse zu zweifeln und die Solidarität der kämpfenden Völker gegen die Gewalthaber zu betonen. Und der polnische Kampf konnte als ein Prüfstein betrachtet werden, an dem sich deutlich erkennen ließ, wie viel ausländisches Kupfer dem deutschen Gold noch beigemischt war.

Wer den Verlauf der dreitägigen Debatte unbefangen betrachtet, wird im Ganzen nicht nur mit dem Resultat im preußischen Abgeordnetenhause, auch mit der Haltung des Volkes zufrieden sein. Allerdings sprach einer und der andere Redner am Dönhofsplatz seine Sympathien für die polnische Sache weitläufiger aus, als für einen deutschen Abgeordneten taktvoll war, allerdings erklärten in wenigen deutschen Städten warmherzige Versammlungen unzufriedener Patrioten ihr inniges Mitgefühl mit der Erhebung des polnischen Volkes gegen seine Tyrannen. Aber auch der feurigste Vertreter polnischer Freiheit reservirte die deutschen Rechte auf früheren polnischen Grund, und eine Volksversammlung in Leipzig, in ihrer Zusammensetzung nicht unähnlich einer früheren welche 1848 den Polen Geld und Waffen nach Posen gesammelt hatte, beschied sich diesmal mit wackeren guten Wünschen für Polen und mit einer Zustimmung zu den Beschlüssen des preußischen Abgeordnetenhauses. Im Ganzen

war in der Presse und im Volke mehr Eifer dem gegenwärtigen Ministerium zu opponiren, als ein declamirender Enthusiasmus für ein fremdes Volksthum sichtbar.

Und wir dürfen wohl mit dem Verlauf zufrieden sein, den die Polendebatte gehabt hat, und mit der klugen Methode parlamentarischer Kriegsführung, welche dabei zu Tage kam. Dem Ministerium hat dies zweite Treffen noch größere Wunden geschlagen, als die Adreßdebatte. Wenn die Abneigung im Lande gegen die herrschende Politik noch einer Steigerung fähig war, so ist diese erreicht. Die Mißachtung der auswärtigen Mächte kann schwerlich größer werden. Eine loyale Kritik, die wärmste Liebe und Hingabe an die Idee des Staates weiß nichts mehr zur Vertheidigung dieser Politik aufzufinden, auch die Kritik des In- und Auslandes ist mit ihrem Tadel fertig, sie hat ihren Recensionen nichts mehr zuzufügen. Ja die Politik der Kreuzzeitungspartei hat den seltenen Erfolg gehabt, die Botschafter und Gesandten in Berlin und die leidenschaftlichsten Journalisten der Fortschrittspartei, Oestreicher, Engländer, Franzosen, ja selbst die Russen in einmüthiger Verurtheilung zu vereinigen, und diese Politik gleicht, um das Bild eines englischen Historikers zu gebrauchen, jetzt bereits dem Stinkthier, welches der Sage nach einsam durch die Oede der Bäume irrt, und durch seinen üblen Geruch vor allen Angriffen der Bewohner des Waldes geschützt ist.

Unter solchen Umständen ist kaum von Wichtigkeit, welche Stellung Herr v. Bismarck zu andern einflußreichen Persönlichkeiten einnimmt. Das flackernde Feuer seiner Pläne verbreitet keine Wärme, es zündet nicht, und wird wie eine Theaterflamme von den Gegnern abgeschüttelt, auf welche es grade geschleudert wird. Der letzte Notenwechsel mit Oestreich hat fast nur insofern Interesse, als er zeigt, wie der Stil der Journale bereits in die Sprache diplomatischer Actenstücke eingedrungen ist. Es ist wahrscheinlich, daß eine einflußreiche Partei in der Stille mit dem Ministerpräsidenten höchlich unzufrieden ist, es ist wahrscheinlich, daß der Ministerpräsident ebenso unzufrieden mit einigen seiner Gönner ist. Die traurige Thatsache ist, daß der Staat in seiner gegenwärtigen Lage ohne Politik existirt, und daß jede auswärtige Macht, sei diese Rußland oder Oestreich oder Frankreich, ein Zusammenhandeln mit dem gegenwärtigen Ministerium vermeiden wird, sobald irgend ein anderer Bundesgenosse zu erlangen ist, und daß sie die Hände, welche man zu Berlin ihr entgegenstrecken mag, nur mit einem Gefühl der Superiorität ergreifen wird, welche den Bundesgenossen zu einem Diener herabdrückt. Die gegenwärtige Regierung findet keinen Verbündeten, so wenig sie ein Volk gefunden hat.

Die gesammte Hoffnung der Preußen ruht auf dem Hause seiner Abgeordneten, und wir dürfen wohl die Haltung des tüchtigen und stolzen Volkes eine musterhafte nennen. Auch das Abgeordnetenhaus geht unbeirrt auf dem Wege seiner Pflicht vorwärts. Es ist eine ernste und strenge Aufgabe, welche es rücksichtslos zu erfüllen hat. So weit aus der Ferne ein Urtheil über seine

Politik erlaubt ist, hält das Haus zweierlei für seine Aufgabe. Erstens durch gesetzliche Mittel die Kampfstimmung zu steigern, bis das gegenwärtige System zusammenbricht. Zu diesem Zweck ist das Ministerverantwortlichkeitsgesetz eingebracht. Und es läßt sich schon jetzt voraussagen, daß dieser Gesetzentwurf der nächste Mittelpunkt werden wird, um welchen sich der Verfassungskampf bewegt, und daß die Absicht ist, diesen Entwurf, sobald er Gesetz geworden, zu einer Anklage gegen die jetzt im Amt befindlichen Minister zu benutzen. Die zweite Aufgabe ist, ohne Rücksicht auf das gegenwärtige Ministerium die wichtigen organischen Gesetze, auf denen ein Neubau des preußischen Staates beruhen muß, durchzuarbeiten, damit eine neue Regierung die nöthigen Gesetzvorlagen geprüft und fertig vorfindet. Dies Verfahren, welches bei einer Organisation der Kreise und Gemeinden dem Abgeordnetenhaus vortrefflich gedeihn mag, hat bei der Berathung über die wünschenswerthe Militärorganisation größere Schwierigkeiten.

Es war gewiß eine richtige Maßnahme des Hauses, sich nicht auf eine Verwerfung der Militärnovelle zu beschränken, sondern zugleich die Gesichtspunkte festzustellen, nach denen die Nation das Heer eingerichtet zu sehn wünscht. Aber die Abgeordneten werden nach den Erfahrungen der letzten Jahre nicht verkennen, daß eine solche Neubildung in ihrem Detail durchaus nicht von einer so zahlreichen Versammlung berathen werden kann, und daß ein Haus der Abgeordneten, auch wenn es sich beschränkt, wenige Grundzüge festzusetzen, sehr vorsichtig verfahren muß. Noch ist, so scheint uns, das organisatorische Talent nicht gefunden, welches die große Frage endgiltig zu lösen im Stande ist, und das Haus wird vermeiden, durch seine Beschlüsse sich selbst zu binden und den Parteigenossen die unbefangene Würdigung eines einheitlichen Planes zu erschweren, welchen doch im geeigneten Augenblick die Organisationskraft eines Einzelnen auszuführen hat. Es wäre schädlich, wenn wieder in den Commissionen und im Hause Debatten über militärisches Detail sich breiten sollten, man konnte in den letzten Jahren die Beobachtung machen daß sie ihrer Natur nach nicht die Stärke der Kammer waren. Denn obgleich die Schwäche des gegenwärtigen interimistischen Systems auch von Laien richtig empfunden wird, folgt noch nicht, daß Laien oder Einzelne, welche zufällig militärische Kenntniß erworben haben, im Stande sind, den Neubau zu leiten. Es ist z. B. mißlich, die Zahl der Auszuhebenden auf irgend einen Bruchtheil zu beschränken, so lange die Unmöglichkeit nicht erwiesen ist, die gesammte waffenfähige Jugend eines Jahrganges auszuexerciren, es ist z. B. bedenklich, die Dienstzeit der Infanterie auf zwei Jahre zu fixiren, während man schon jetzt in einem andern deutschen Staate damit umgeht, alle junge Männer von bestimmter turnerischer Ausbildung zu einjährigem Dienst einzustellen.

Indem dies geschrieben wird, erheben sich vor dem königlichen Schlosse

in Berlin Gerüste und Tribünen zu einer großen militärischen Feier. Wir wissen nicht, mit welchen Empfindungen der Kriegsherr Preußens das Gedächtnißfest an die Erhebung des Volkes begehen wird, das Fest der großen Erhebung, welche Friedrich Wilhelm dem Dritten einen Staat wiedergab, den er durch seine kraftlose Politik verloren hatte. Seine Generale hatten in den Jahren vorher ein schönes schlagfertiges Heer lange und sorgfältig gedrillt, sie waren schmachvoll geschlagen worden, sie hatten schmachvoll die Festungen dem Feinde ausgeliefert. In der höchsten Noth erkannte der König, daß nur die Kraft, die Liebe und der Eifer des Volkes ihn retten könne. Freiwillige Gaben, freiwillige Männer, nicht zuletzt die Landwehr, hoben ihn aus Demüthigung und bittrer Noth herauf. Das preußische Volk und die ganze Welt weiß, wie die Begeisterung der Jugend, die Hingabe der Bürger den zögernden und unsichern König aus dem Verderben emporgerissen hat. Damals empfand er, wie er fortan mit seinem Volke zu leben hatte. Er versprach seinem Volke die Verfassung, und er hielt sein Versprechen nicht.

Er regierte lange, er arbeitete ehrlich und emsig für das Beste seiner Preußen, aber er konnte die Verkümmerung nicht abhalten, welche während fünfundzwanzig Friedensjahren auf seiner Umgebung, seinem Heer, seinem Beamtenthum und seinem Volke lag. — Erst unter seinem Nachfolger und dessen Zeitgenossen traf die Nachwirkung einer öden, mittelmäßigen, an Wärme und Erhebung armen Zeit wie ein schwerer Fluch. Der Sohn hatte in ihr die Fähigkeit verloren, die Bedürfnisse der Zeit zu verstehen, seinem reichen Geiste fehlte die Stetigkeit, welche ein kräftiges Staatsleben, eine nationale Politik dem Staatsmann verleiht. Eine kurze Hoffnung, daß er aus freier Erkenntniß das für Preußen Nöthige thun werde, wurde bitter getäuscht, in Zorn und offner Auflehnung rang das Volk mit ihm um die Verfassung. — Und wieder vor wenig Jahren hat das Volk zum dritten Mal gehofft, und zum dritten Mal ist es an seinem Fürsten irre geworden. Wenn Fahnen und Standarten auf dem Dönhofsplatz flattern, wenn die Fanfare schmettert, wenn die armen Invaliden in langer Reihe vor dem projectirten Denkmal Friedrich Wilhelm des Dritten aufgestellt werden, und Hurrahrufe des Heeres über den weiten Platz schallen, dann wird die Zahl der wehenden Fahnen doppelt so groß sein als 1813, viele neue Orden werden neben dem eisernen Kreuz auf der Brust unserer Generale glänzen, welche in Frieden grau geworden sind, Alles wird sehr stattlich und prächtig aussehen, weit schöner und reichlicher als in dem dürftigen Jahr 1813, aber dem Fürsten, der dies große Erinnerungsfest feiert, wird Eines fehlen, was seinem Vater vor fünfzig Jahren bei dem ersten militärischen Gruß in Breslau die Freudenthränen über die Wange fließen machte.

Wer aber ein guter Preuße ist, verlebt diesen Tag in stillem Ernst und denkt, wie er das erlauchte Haus der Hohenzollern für die Zukunft des Staates rette.

♀.

Vermischte Literatur.

Die Naturgeschichte der Gespenster von Carus Sterne. Weimar, 1863. B. Fr. Voigt.

Der Verfasser glaubt an Gespenster, das heißt, er hält die Gespenster nicht für ein leeres, grundloses Nichts, sondern für Phänomene, die ihre Ursachen in krankhaften Zuständen, chronischen oder temporären Störungen des Gehirns oder der Sehkraft, eigenthümlichen Verhältnissen in der Atmosphäre und ähnlichen Dingen haben. Er geht bei seiner Untersuchung der Sache durchweg gründlich zu Werke und wird dabei durch gute Kenntnisse im Bereich der Physiologie, Physik und Psychologie sowie durch einen Vorrath interessanter Beispiele unterstützt. Auch hat er die Bescheidenheit, die Hypothesen, zu denen er gelangt und die sich wohl hören lassen, nicht für ausgemachte Wahrheiten auszugeben. Im Stil kommen gelegentlich Nachlässigkeiten vor, von denen wir nur eine anführen wollen, die eine ernsthaft erzählte Geschichte in einen Spaß verwandelt. Eine Mrs. A. hatte gespenstische Augen- und Gehörtäuschungen, erblickte abwesende Personen, hörte ihren verreisten Gemahl des Nachts neben sich athmen u. s. w. „Ja als sie während dieser Zeit einmal mit einem Nachbar spazieren ritt, kam es ihr vor, als höre sie den Hufschlag des neben ihr reitenden Gemahls, obwohl sie gar nichts sah."

Von Meyers Neuem Conversationslexikon (Zweite umgearbeitet. Auflage) liegt uns jetzt der vierte Band vor, welcher die Reihe der Artikel von „Brückenkopf" bis „Covolo" fortführt. Die Brauchbarkeit dieses Nachschlagebuchs ist von uns wiederholt anerkannt worden, und wir können nach Einsicht dieses neuen Bandes jene früheren Urtheile nur wiederholen. Die Artikel, namentlich die technologischen und naturwissenschaftlichen sowie die meisten historischen, sind sorgfältig gearbeitet, ausführlicher als die der meisten ähnlichen Unternehmungen gehalten, und durchgehends bis auf die letzten Jahre fortgeführt. Die artistischen Beigaben, vorzüglich die Karten, verdienen ebenfalls Lob, und der Preis ist ein sehr mäßigere

Die illustrirte Zeitschrift für Geographie „Globus", welche, von Dr. Andree redigirt, im Verlag des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen erscheint, und von der uns Nr. 25 bis 30 vorliegt, fährt fort, zu musterhaft ausgeführten Holzschnitten gute Texte zu liefern. Von interessanten größeren Aufsätzen in derselben machen wir namentlich auf die Streifzüge durch Californien, Radama von Madagaskar, Dr. Caros Briefe über Polen, die Mittheilungen über Mexiko, Eglis Aufsatz über die Handelsverhältnisse von Schanghai, ferner auf die Artikel „Neapolitanische Charakterköpfe", endlich auf ein sehr verständiges Wort über die Ausführbarkeit des Suezkanals und die bis jetzt vollendeten Arbeiten an demselben aufmerksam. Von den Artikeln, in denen der Herausgeber seine Ansichten über die Neger predigt, denken wir dasselbe wie von den früheren. In seinem Eifer gegen die Auswüchse des Abolitionismus geht Herr Andree bis zu Uebertreibungen, die auf eine Art Monomanie schließen lassen.

Das Rheinbuch. Von Wolfgang Müller. Neue unveränderte Ausgabe. 1. und 2. Lieferung. Brüssel, Verlag von Karl Muquardt.

Schönes Papier, sorgfältiger Druck, Ausstattung mit Bildern in Tondruck

lassen das Buch als Prachtwerk bezeichnen, und der Text ist ebenfalls zu loben, wenn man an ihn keine andern Ansprüche macht, als an derartige Nippestischliteratur billigerweise zu stellen sind.

Aus früherer Zeit. Von Arnold Ruge. Zweiter Band. Berlin, Verlag von Franz Duncker. 1862.

Erzählt in ansprechender Weise die Erlebnisse des Verfassers während seiner Universitätszeit, seine Betheiligung an der Burschenschaft und seine Conflicte mit den Behörden in Jena, Halle und Heidelberg bis zu seiner Verhaftung an letzterem Orte, die ihn auf mehre Jahre in den Kerker führte. Die Blicke, die uns auf das damalige studentische Dichten und Trachten eröffnet werden, die Mittheilungen über den wunderlichen Jünglingsbund, die Charakterbilder einer Anzahl von Hauptpersönlichkeiten der älteren Burschenschaft sind, da der Verfasser durchgehends den Eindruck der Wahrhaftigkeit macht, werthvolle Bereicherungen unseres Wissens von jener Zeit enthusiastischen, aber unklaren Strebens. Weniger gefällt das Urtheil, welches Ruge über jenes Streben fällt, wenn er seine Betheiligung an demselben überall als vollkommen in der Ordnung darstellt, jede von seinen Handlungen als durchaus in den Geboten der Sittlichkeit und der Vernunft begründet ansieht und offen bekennt, daß er sich und seine Freunde als Märtyrer in einer großen Sache, jeden Widerspruch gegen diese Auffassung als Ausfluß von Bornirtheit betrachtet. Mit dieser hohen Meinung von sich und der alten Burschenschaft, die sich an einer Stelle allen Ernstes sogar zu dem hochkomischen Anspruch steigert, das dankbare Vaterland habe einst, wenn es die volle Freiheit erlangt, den guten Jungen vom Jünglingsbunde, qui de republica non desperassent, ein Denkmal zu errichten, steht Ruge in unsern Tagen wie eine Ruine da. Das Treiben jenes Bundes war im Wesentlichen gemüthliche Confusion, Abkehr von praktischen Zielen und realen Bedingungen, kannegießernde Romantik, und selbst in das, was an dem Streben der jugendlichen Weltverbesserer zu loben ist, in ihre Opposition gegen den althergebrachten Saufcomment und die herkömmlichen Mißbräuche des Paukens, mischt sich ein starker Zug philisterhafter Altklugheit.

Meine Erlebnisse in Rußland und Sibirien, während meines Aufenthalts daselbst, meiner Gefangenschaft und Flucht. 1843 bis 1846. Von Rufin Piotrowski. Nach dem Polnischen von L. Königk. Zwei Bände. Posen, Verlag von L. Merzbach. 1862.

Die Geschichte eines polnischen Emigranten von 1831, der in Paris plötzlich den Entschluß faßt, sich nach Podolien aufzumachen und dort für eine neue Erhebung des Volks gegen Rußland zu wirken, und der, dabei entdeckt, nach Sibirien gebracht wird, von wo er nach einigen Monaten entflieht, um sich über Archangel, Petersburg und Riga nach Preußen zu retten. Das Buch liest sich unterhaltend wie ein Roman, macht aber durchweg den Eindruck einer wahren Geschichte. Wir haben in dem Verfasser einen ehrlichen, nicht ungebildeten, wenn auch gegen uns Deutsche eingenommenen Mann, einen ungewöhnlich energischen, vor dem kühnsten Wagniß nicht zurückschreckenden Charakter und zugleich einen Schriftsteller vor uns, der sehr gut sieht und seine Erlebnisse und Beobachtungen lebendig und anschaulich wiederzugeben weiß. In fesselnder Weise erzählt er seine mit wenigen Mitteln unternommene Reise von Paris durch Deutschland und Ungarn nach Kaminiec Podolski.

Sehr anziehend ist sein Verkehr mit der dortigen polnischen und russischen Gesellschaft, in der er sich als französischer Sprachlehrer eingeführt, seine endliche Verhaftung, sein Verhör und seine Verurtheilung zur Deportation nach Sibirien geschildert. Nicht weniger interessant sind dann seine Mittheilungen über die Gefangnencolonie in der Nähe von Tobolsk, in welcher er eine Zeit lang lebte, und über Sibirien überhaupt. Ebenso spannend als lehrreich endlich ist die Erzählung von seiner Flucht mitten im Winter und durch die ungeheure Strecke Landes von Tobolsk bis nach Memel. Man nehme die Karte und verfolge den Weg des kühnen Flüchtlings, man vergegenwärtige sich dazu die Wildnisse und den Winter Nordostrußlands, und man wird eine Vorstellung von den Leiden und Entbehrungen der Flucht und andrerseits von dem Maß von Unerschrockenheit, Ausdauer und Klugheit gewinnen, welches dieselbe gelingen ließ. Aus der Nähe von Tobolsk entflohen, begab sich der Erzähler in der Verkleidung eines Kaufmannsknechts zur Messe von Irbit, von dort, unter dem Vorgeben, in den bohotolskischen Eisenwerken Arbeit suchen zu wollen, über Werchoturie in den Ural, von da als angeblicher Salzsieder nach Solikamsk, und hierauf (zuerst als Pilger zu den berühmten sokolewskischen Klöstern, dann als Schiffsknecht) über Czerdin, Kai, Lalsk und Großustjug nach Archangel. Von hier gedachte er mit Hülfe eines fremden Schiffes aus Rußland zu entkommen. Da dies indeß unthunlich war, so mußte er sich auf dem Landwege und über die großen Seen weiter zu helfen suchen, was ebenfalls bedeutende Schwierigkeiten hatte. In Petersburg eingetroffen, gelingt es ihm, Platz auf einem nach Riga fahrenden Dampfschiffe zu finden. Von da schlägt er sich, immer noch in der Tracht eines russischen Mujik, jetzt aber in der Eigenschaft eines Einkäufers von Schweinsborsten, durch Kurland weiter, bewerkstelligt glücklich den gefährlichen Uebergang auf preußisches Gebiet, gelangt nach Königsberg, wo man ihn verhaftet, entgeht, indem die preußischen Behörden (jedenfalls von Oben her dazu veranlaßt) durch die Finger sehen, der letzten Gefahr einer Auslieferung nach Rußland, und kehrt endlich über Danzig, Stettin, Berlin, Leipzig (wo er von Robert Blum unterstützt wird), Frankfurt, Heidelberg und Straßburg wohlbehalten nach Paris zurück. Das Buch ist nicht nur außerordentlich reich an spannenden Abenteuern in Gebirge, Wald, Tundra und Steppe, sondern auch voll von lehrreichen Schilderungen des russischen Volkslebens. Es hat etwas von dem Charakter des Robinson und kann deshalb als ebenso nützliche wie angenehme Lectüre bestens empfohlen werden. Die politischen Ansichten des Verfassers kann man getrost auf sich beruhen lassen, und die Vorrede des Uebersetzers, eines Gesinnungsgenossen des Doctors Metzig in Lissa, darf ohne Schaden für die staatsbürgerliche Bildung des Publicums zum Ueberschlagen empfohlen werden.

Goethes Theaterleitung in Weimar. In Episoden und Urkunden dargestellt von Ernst Pasqué. Zwei Bände. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1863.

Wie der Verfasser mit lobenswerther Bescheidenheit selbst bemerkt, würde man irren, wenn man nach dem Titel hier eine ästhetisch-kritische Darstellung der Wirksamkeit Goethes als Dramaturg erwartete. Das Buch enthält vielmehr nur gewisse Materialien zu einer solchen Arbeit, und zwar sind es großentheils weniger wichtige, Geschäftliches betreffende Episoden aus der Directionszeit des Dichters, die uns hier

dargeboten werden. Indeß findet sich darunter auch manches Interessantere. Namentlich erhalten wir über eine Anzahl von Mitgliedern der alten weimarischen Bühne und über deren Verhältniß zu Goethe und Kirms schätzbare neue Auskunft, und da der Verfasser seine Darstellung durchgehends mit Urkunden (Briefen, Denkschriften u. s. w.) belegt, so kann seine Arbeit als theilweise sehr werthvoller Beitrag zu den Quellen über jene wichtigste Epoche der Geschichte der deutschen Bühne empfohlen werden. Das Buch beginnt mit einer Anzahl von Notizen über die Theatergeschichte Weimars vor Gründung eines eigentlichen Hoftheaters und bespricht dann die ersten Leistungen des neuen Instituts. Ein dritter Abschnitt bringt fernere Notizen über Fr. L. Schröders Betheiligung an der Einrichtung der gedachten Bühne. Ein vierter behandelt die Wirksamkeit der Christiane Neumann-Becker in Weimar und den Versuch Goethes und Kirms', die durch „Euphrosynes“ Krankheit und spätern Tod entstandene Lücke durch Sophie und Marianne Koch auszufüllen, ein Bestreben, welches durch den Vormund der letztern, den bekannten Opitz, auf verdrießliche Weise vereitelt wurde. Dann folgt die Darstellung eines zweiten Versuchs in dieser Richtung, der mit einer Madame Burgdorf gemacht wurde und Goethe wie dessen Finanzminister Kirms noch mehr Verlegenheit und Aerger brachte. Ein ferneres Capitel liefert interessantes Material zur Beurtheilung des Verhältnisses Ifflands zu Weimar. Von den weiteren „Episoden“ heben wir zunächst die Mittheilung über den Vater Karl Marias v. Weber und dessen Beziehungen zu Kirms während seines Aufenthalts in Salzburg, München und Freiberg hervor. Dann das Charakterbild des Sängers Leißring, den Schiller im „langen Peter von Itzehoe“ vor Augen hatte. Dann die Notizen über Leben, Wirken und unglückliches Ende der Sophie Ackermann, die über Goethes Schwager Vulpius, die über das Künstlerpaar Vohs und die über Karoline Jagemann und ihren Einfluß auf die Oper in Weimar, sowie die Nachrichten über Pius Alexander Wolff und dessen Gattin. Von den kleineren Mittheilungen, die sich unter der Rubrik „Verschiedenes“ anschließen, möge die hübsche Abfertigung, die Goethe einem wiener Buchhändler zu Theil werden ließ, hier eine Stelle finden.

Der unternehmende Buchhändler Wallishausser hatte seiner Zeit nach und nach die besten Producte von fast sämmtlichen östreichischen Bühnenschriftstellern an sich gebracht und versuchte nun, dieselben „auch im Reich“ anzubringen. Im März 1800 wandte er sich zu dem Zwecke an die Direction des weimarischen Hoftheaters. Er bot dieselben im Allgemeinen, je nach der Zahl der Acte, das Stück zu zwei bis sechs Kaiserducaten an und schloß mit folgenden speciellen Anpreisungen:

„Dermalen ist nachstehendes Stück von der k. k. hoftheatralischen Direction angenommen, und wird bis künftigen Monat aufgeführt: Das große Geheimniß, ein fürstliches Familiengemälde in vier Aufzügen von F. W. Ziegler. Nach meiner Beurtheilung glaube ich, daß dieses Stück von allen seinen vorigen eines der besten ist, und auf den Theatern eine gute Sensation machen wird. Dann habe ich noch ein Manuscript an mich gekauft, welches auch vor Ende dieses Jahres nicht gedruckt wird, und im verfloßnen Jahr mit gutem Beifall auf hiesigem Hoftheater ist gegeben worden. Nämlich: Die Hausehre, ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Octavian August Hannamann, Criminal-Justizrath in Wien. Dieses Stück biete ich Ihnen an für drei Ducaten. Und ich glaube, da es gewiß aeste-

tisch gut ist (!) und zu diesem wenig Personale hat, daß Sie werden guten Gebrauch damit machen. In Erwartung baldiger Antwort verbleibe ꝛc.

Der Brief, dem einige Zeit nachher ein ähnlicher folgte, war anfänglich nach „Jenna“ adressirt. Goethe ließ beide Schreiben durch Kirms folgendermaßen beantworten:

„Auf die unterm 18. und 24. März an die Direction des hiesigen Theaters erlassenen Zuschriften habe ich die Ehre zu erwidern: daß, da man mit Manuscripten von dem Herrn Hofrath Schiller, dem Herrn Geheimrath v. Goethe, dem Herrn v. Kotzebue und Herrn Iffland hier dergestalt versehen werde, daß zu deren Einstudirung die Zeit fehlt, man von Ihren Anerbietungen vor der Hand Gebrauch zu machen nicht im Stande sei.“

Ein Anhang gibt biographische Notizen über die Vertreter der Musik am Hofe Weimars von 1752 bis 1832, über den Personalbestand des weimarischen Hoftheaters von 1784 bis zu Goethes Tod, über die Gäste an dieser Bühne von 1784 bis 1817, einen interessanten Beitrag zur Lebensgeschichte der Corona Schroeter (aus welchem hervorgeht, daß dieselbe um das Jahr 1760 zu Guben geboren wurde und 1802 zu Ilmenau in Zurückgezogenheit von der Welt starb), einen Aufsatz über Wielands und Schweitzers Alceste, die erste deutsche Oper der neuern Zeit, und ein Personen- und Sachregister.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. — Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstags herausgegeben von Ernst Förster. Erster Band. 1. und 2. Abtheilung. München, 1863. E. A. Fleischmanns Buchhandlung (A. Rohsold).

Die erste Abtheilung enthält den Briefwechsel Jean Pauls mit Emanuel Osmund, die zweite den Briefwechsel mit Friedrich v. Oertel und Paul Aemil Thieriot. Wer nicht Literarhistoriker ist, wird sich durch diesen Wust von Gefühlsschwelgerei, Wortblümelei und anderer süßlicher Unnatur hindurchzuarbeiten schwerlich Neigung und Vermögen haben. Nirgends so sehr, wie an Jean Paul und Genossen werden wir inne, daß unser Geschlecht ein anderes gesunderes und wahrhafteres ist, als das, welches entweder so empfand oder so zu empfinden schien wie diese Briefe mit ihren Strömen von Liebe, ihren Ueberschwänglichkeiten und ihrer zu allerhand Kapriolen gequälten Sprache, hinter deren Phrasen sich nur ein dünner, schwächlicher, oft rein prosaischer Inhalt verbirgt. Es genügt daher, wenn wir über jene drei Freunde Richters einige Notizen geben. Emanuel Osmund war ein jüdischer Kaufmann in Bayreuth, welcher mit jenem im Jahre 1797 zu Hof bekannt wurde und als „kenntnißreicher und denkender Jude, der seine alten Rabbinen fleißig und mit Verstand gelesen hatte, dem Dichter aus diesem Schatz des Wissens reiche Gaben bot“; aber auch als praktischer Geschäftsmann einen schätzenswerthen Rathgeber und Helfer, namentlich in Geldangelegenheiten, abgab. Jahre hindurch verging fast kein Tag, an welchem Jean Paul ihm nicht ein Billet schrieb, wenn solche Billete auch oft nichts Anderes enthielten als ein mit empfindsamem Schwulst verbrämtes „Guten Morgen“. — Der zweite Freund, Friedrich v. Oertel, seit 1794 mit Richter befreundet, war Gutsbesitzer in Belgershain bei Leipzig und hat außer einem Buch „Vom Adel“ gegen Kotzebue und einem andern über die Humanität vorzüglich Abhandlungen kritischen Inhalts für Zeitschriften geschrieben. Was für ein Kritiker

er war, wird der Leser sich vorstellen, wenn er ihn über Richter sagen hört: „Paul ist ein Prophet, ein Apostel, und ich bin dem schon gram, der ihn auch nur kunstmäßig loben will. Lest! um Gotteswillen, lest! das sollte die einzige Recension sein." — Der Dritte, **Paul Aemil Thieriot** aus Leipzig, hatte sich schon als Student im Jahre 1797 an Richter angeschlossen und liebte diesen so schwärmerisch, daß er sich sogar dessen Handschrift bis zum Verwechseln aneignete. Ursprünglich Philolog, zog er später als Virtuos auf der Violine umher, auf der er Vortreffliches leistete, und starb 1831 zu Wiesbaden als Sprachlehrer. Ein gutherziger und von Natur hochbegabter Mensch, aber voll Ecken und Schärfen, haltlos und ohne Achtung vor Formen, war er in vielen Stücken der Carikatur nahe und in allen Beziehungen der Typus jener hypergenialen Eulenspiegel, welche damals in Deutschland der „Philisterei", d. h. dem gesunden pflichtmäßigen Denken und Handeln praktisch Hohn sprachen. Welchen vertrackten Stil er sich angewöhnt, mag man in seinen Briefen nachlesen. Von seinen wunderlichen Streichen mögen zwei hier Platz finden. Emanuel hatte den Umherstreifenden einst gastlich aufgenommen. Plötzlich verschwand dieser, und nach wochenlangem Suchen erst fand man ihn in einer Bauernscheune auf dem Stroh bei Wasser und Brot und Horaz und Homer wieder. Nach Weimar empfohlen, verscherzte er sein Glück, indem er auf ein Billet Goethes, worin dieser ihm geschrieben, „die Herzogin Amalie wünscht diesen Abend die Bekanntschaft Ihrer Violine zu machen", nichts Klügeres zu thun wußte, als daß er den Kasten mit seiner Geige und den Kastenschlüssel aufs Schloß schickte.

Sociale Bilder aus England. Von **Julius Althaus**. 2 Bände. Hamburg, Nestler und Melle. 1863.

Sieben Biographien: Cochrane, Havelock, Robert Owen, der bekannte Socialist, de Quincey, der Opiumesser, ferner der Humorist Sidney Smith, der Agitator für Abschaffung des Sklavenhandels Zacharias Macaulay und dessen berühmterer Namensvetter Thomas Babington Macaulay. Nicht viel Neues dabei, am wenigsten über sociale Zustände Englands.

Charakterbilder aus der neueren Geschichte der Tonkunst. Von **Ferdinand Gleich**. 2 Bändchen. Leipzig, Verlag von C. Merseburger. 1863.

Fünfundzwanzig Charakteristiken neuerer Tondichter, zunächst die Gruppe: C. M. v. Weber, Spohr, Marschner, Kreutzer und Lortzing, dann die Italiener Rossini, Bellini, Donizetti und Verdi, hiernach die Franzosen Boieldieu, Auber, Herold, Adam und Halévy, dann Meyerbeer, „das größte musikalische Genie, das sich nach Weber der Oper widmete", Nicolai und v. Flotow. Dann folgen Franz Schubert, Mendelssohn-Bartholdy, Schumann, Gade und Moritz Hauptmann. Hierauf Berlioz. Endlich die Koryphäen der Zukunftsmusik, Richard Wagner und Franz Liszt. Das musikalische Urtheil des Verfassers ist unsicher, seine allgemeine Bildung — man lese die Einleitung — sehr dürftig.

Altdeutsche Märchen, Sagen und Legenden. Treu nacherzählt und für Jung und Alt herausgegeben von **Reinbold Bechstein**. Leipzig, Verlag von O. A. Schulz. 1863.

Uebertragungen von Märchen und Legenden in alter Mundart, die bereits in gelehrten Zeitschriften, wie Haupts „Altdeutschen Blättern", Fromanns „deutschen Mundarten", und Pfeiffers „Germania" mitgetheilt waren. Der Uebersetzer hat

auch die Handschriften, aus denen jene schöpften, vor sich gehabt. Ein Theil der zweiunddreißig Erzählungen wird dem Inhalt nach auch dem größern Publicum bekannt sein, andere — z. B. gleich die erste: „Abenteuer eines alten Räubers" — sind völlig neu. Den „Ritt nach dem Kalkofen" könnte Schiller beim „Gang nach dem Elsenhammer" vor sich gehabt haben. „Die Bürgschaft" wird (nach Petermann) fast wörtlich so unter den Arabern des östlichen Libanon erzählt.

Nimm mich mit! Kinderbüchlein von Anton Birlinger. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung 1862.

Der bekannte fleißige Sammler süddeutscher Sitten und Sagen bietet hier eine recht ansprechende, mancherlei Neues enthaltende Sammlung von Liedern, Reimsprüchen, Thiermärchen, Schwänken, Räthseln und Legenden aus der Welt der Kinder und Ammen dar. Einiges ist im schwäbischen Dialekt und paßt deshalb nicht, wie die Vorrede meint, für die gesammte deutsche Kinderwelt. Die eingedruckten Holzschnitte sind großentheils recht hübsch.

Noth und Hülfe unter den Fabrikarbeitern auf Anlaß der Baumwollensperre in England. Von V. A. Huber. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1863.

Eingehende und sachverständige Besprechung des Gegenstandes und namentlich der großartigen dabei zu Tage getretnen Entwickelung der Selbsthülfe durch das Genossenschaftswesen, dessen günstiger Einfluß auf die Haltung der Fabrikbevölkerung sich nach den hier mitgetheilten Beispielen glänzend bewährt hat. Allen, die sich für die socialen Fragen interessiren, warm zu empfehlen.

Isis. Der Mensch und die Welt. Erster Band. Hamburg, Otto Meißner. 1863.

Das Werk, auf nicht weniger als vier starke Bände berechnet, macht große Ansprüche. Es will uns die Wurzeln der jetzt in Europa auf religiösem, politischem und socialem Gebiet herrschenden Ueberzeugungen aufzeigen, dem Christenthum seine Stellung in der Reihe der weltgeschichtlichen Bildungen anweisen, „den Standesvorurtheilen und der Unduldsamkeit, dem Knechtssinn und der Unzufriedenheit zu Gunsten der Freiheit, Völkereintracht und Menschenliebe die Begründung entziehen." Es will endlich „den Menschen zu der Erkenntniß führen, daß er höher stehe, als er dachte, besser sei, als er glaubte, und glücklicher, als er meinte." Diese Absichten sind jedenfalls gut gemeint, wenn auch etwas confuser als billig. Aber dem Verfasser mangelt so ziemlich Alles, was zu seinem Vorhaben außer dem guten Willen erforderlich ist. Er ist — man lese die ersten zehn Seiten oder ein paar Paragraphen aus dem Abschnitt „Gott in der Geschichte", etwa die seltsamen Entdeckungen in Betreff des alttestamentlichen Gottes — offenbar ein Dilettant, der sich in verschiedenen Wissenschaften autodidaktisch umgesehen hat, aber vom Wesen wahrer Wissenschaft keine Vorstellung besitzt und nicht einmal folgerecht zu denken im Stande ist.

Schillers Geistesgang. Von Dr. A. Kuhn. Berlin, 1863. Verlag von L. v. Warnsdorff.

Ein Versuch, die Entwickelung Schillers als Dichter, Philosoph und Geschichtschreiber zur Anschauung zu bringen, die Einflüsse, die auf Denken und Schaffen desselben gewirkt, nachzuweisen, und — nebenher ein wenig Großdeutschthum zu

predigen. Was an dem Unternehmen zu loben ist, gehört meist in die zahlreichen Citate aus andern Literaturhistorikern; doch muß bemerkt werden, daß für den Verfasser Leute wie Joseph v. Eichendorff (in seiner Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands), Röpe, der „Ehrenretter des Hauptpastors Goeze", Onno Klopp und Gfrörer Hauptautoritäten sind. Lessing ist ihm „ohne Zweifel der tragischeste Charakter unserer Literatur", der zwar treu und gewaltig nach der Wahrheit ringt, aber „dennoch vom Dämon des Scharfsinns endlich überwältigt wird und an der Schwelle des Allerheiligsten unbefriedigt untergeht." Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande ferner ist eine durchaus unwahre. „Die ganze Revolution und Reformation in den Niederlanden war eine gemachte," ihre Quelle „war weder der spanische Druck noch die Religion, sondern einzig und allein der Ehrgeiz und die Selbstsucht einiger hervorragender Edelleute, bevorab des Prinzen von Oranien." Auch bei der Geschichte des dreißigjährigen Krieges „mangelte es Schillern an concreter Anschauung", womit Herr Kuhn meint, daß er Onno Klopps Buch über Tilly und Aehnliches noch nicht hatte lesen können. Er würde dann unter Anderm erfahren haben, daß Tilly, „diese große und edle Seele", „dieser große Deutsche, im ganzen dreißigjährigen Kriege vielleicht die einzige echt ritterliche Gestalt war", daß „bei ihm in einer für seine Zeit beispiellosen Weise die Anerkennung der Rechte andrer Menschen wohnte, nicht blos in Bezug auf ihre Habe, ihr Eigenthum, ihren Anspruch an Frieden und Lebensglück, sondern vor allen Dingen auf ihre religiösen und kirchlichen Gewohnheiten", und daß er, „auf dessen ehrwürdiges und ruhmbedecktes Haupt der Parteigeist der Protestanten Verläumdungen auf Verläumdungen häufte", vielleicht „ganz allein den national-deutschen Standpunkt einnahm, den des deutschen Patriotismus für Kaiser, Reich und Nation", was um so mehr hervortritt, wenn man ihn mit Leuten vergleicht, „wie der hasenschartige (Pfui, Herr Doctor!) verwachsene Mädchen- und Frauenschänder Mannsfeld" oder der „mordbrennerische und persönlich blutdürstige Christian von Braunschweig". Tilly war nach des Verfassers Meinung vermuthlich unpersönlich blutdürstig, und Magdeburg wurde natürlich nicht von ihm, sondern von seiner eignen Bürgerschaft niedergebrannt, die dabei einer Weisung Gustav Adolphs folgte. Armer Schiller, der die Entdeckung dieser sublimen Wahrheiten nicht erlebte! Eine interessante Beigabe zu dem Buche ist ein Porträt Schillers nach einer Zeichnung des Kupferstechers F. Bolt, der den Dichter im Mai 1804 in einer berliner Gesellschaft zeichnete. Das Originalbildchen ist gegenwärtig im Besitz des Bildhauers J. Otto Entres zu München. Es ist nicht, wie Herr Kuhn zu glauben scheint, das einzige Schillerporträt aus dieser Zeit, aber es gibt die Züge des Dichters in ganz vortrefflicher Weise wieder.

Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Von Dr Max Müller. Für das deutsche Publicum bearbeitet von Dr. K. Böttger. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Verlag von G. Mayer. 1863.

Der Verfasser, Sohn Wilhelm Müllers, des Dichters der „Griechenlieder", und einer der geachtetsten jüngern Sprachforscher, behandelt hier ein Thema, welches bisher noch nicht für das größere Publicum bearbeitet worden ist, obwohl die Wissenschaft, die sich mit ihm beschäftigt, in den letzten Jahrzehnten nicht weniger bedeutsame Fortschritte gemacht und nicht weniger gründliche Umgestaltungen erfahren hat, als die Naturwissenschaften, deren Resultate jetzt mehr und mehr Gemeingut

geworden sind. Haben wir ihm und dem Uebersetzer so schon für den Versuch zu danken, der Welt der allgemein Gebildeten ein völlig neues Gebiet des Wissens aufzuschließen, so muß das Werk um so wärmer willkommen geheißen werden, als es den zum Theil nicht leicht für den Laien klar zu machenden Stoff mit großer Geschicklichkeit in das rechte Licht stellt. Ueberall finden wir, daß der Verfasser seinen Gegenstand gründlich kennt, ihn vollkommen in der Gewalt hat, und die Präcision des Vortrags läßt nur eins bedauern: die Darstellung ist so knapp, daß es schwer fällt, aus dem Buch einen Auszug zu geben. Die wissenschaftliche Kritik wird an der vom Verfasser gegebenen Lösung einzelner specieller Fragen, z. B. an seiner Ansicht vom Ursprung der Sprache, hier und da auszusetzen haben. Auch mußten Vorträge, die sich an Laien richteten, wohl schon der Kürze und Uebersichtlichkeit halber manches Ergebniß der gelehrten Untersuchung, das noch fraglich scheint, als fertig und abgeschlossen behandeln. Indeß treten solche Mängel, die übrigens populären Schriften über naturwissenschaftliche Gegenstände oft weit mehr anhaften, vor der schönen Entwickelung der wirklich gewonnenen, von allen Sprachkundigen anerkannten Resultate in den Hintergrund. Mancher wird ferner die systematische Ordnung der einzelnen Materien der hier beliebten vorziehen, die den Leser zuerst zu Bekanntem und dann zu weniger Bekanntem und Leichtem führt. Möchten wir hierin dem Verfasser vielmehr unsern Beifall aussprechen, da dieser Weg das Verständniß dem größern Publicum beträchtlich erleichtert, so hätte die Bearbeitung einige andere Eigenthümlichkeiten des Originals als Uebelstände ansehen und umgestalten sollen. Gewisse englische Philosophen sind wohl für ein englisches, nicht aber für ein deutsches Publicum Autoritäten, und wenn der Verfasser in den beiden ersten Vorlesungen nachzuweisen versucht, daß die Sprachwissenschaft keine historische, sondern eine physische Wissenschaft sei, die Sprache keine Geschichte, sondern nur ein Wachsthum habe, so ist das in dem Sinne, in dem er es meint, allerdings vollkommen richtig, aber der Ausdruck physisch und die Gegenüberstellung von Wachsthum und Geschichte ist wiederum nur für ein englisches Publicum, dem durch schroffe Worte zu demonstriren war, daß die Sprache kein Erzeugniß menschlicher Willkür sei. Wir Deutschen wissen, daß sie, ganz ebenso wie alles andere Geistige, ein Product der Wechselwirkung zwischen Freiheit und Nothwendigkeit ist. Indeß sind auch diese Mängel wie verschiedene andere, die ebenfalls daraus hervorgehen, daß die Umarbeitung des zu Engländern redenden Buchs für Deutsche nicht sorgfältig genug vorgenommen wurde, nicht von so tiefgehender Bedeutung, daß wir Anstand nehmen müßten, dem Werke als Ganzem warme Anerkennung zu zollen, und so möge es mit seinem reichen Detail von Beispielen aus der vergleichenden Grammatik und seinen glänzenden Aufschlüssen über die Bestandtheile der Sprache u. a. allen Freunden derartiger Untersuchungen als eines der lesenswerthesten Bücher seiner Gattung angelegentlich empfohlen sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die liberale Opposition in Nassau.

Nachdem Kurhessen eine rechtmäßige Landesvertretung wiedergewonnen, Hessen-Darmstadt seine zweite Kammer in volksthümlich liberalem Geiste erneuert hat, schickt sich nun auch Nassau an, der Regierung eine selbständige Repräsentation der öffentlichen Interessen und Sympathien gegenüberzustellen. Wahrscheinlich noch im Laufe dieses Jahres wird die Neuwahl der beiden Kammern vorgenommen werden, und seit dem 1. Februar bereits, wo in Rüdesheim die alljährliche Lichtmeßversammlung stattfand, ist die Opposition damit beschäftigt, ihre Kräfte für diesen entscheidenden Feldzug zu verstärken, zu sammeln und zu ordnen. Als sie am 1. März zu Limburg an der Lahn eine erste Hauptmusterung hielt, durfte sie sich mit stolzer Hoffnung gestehen, daß — wie auch gegnerische Organe seitdem anerkannt haben — Bildung und Wohlstand des Landes in ganz überwiegender Mehrheit auf ihrer Seite seien. Man rechnete aus, daß höchstens ein Sechstel der Sitze der zweiten Kammer an die Regierungspartei fallen könne. Zweifelhafter allerdings steht es um die erste Kammer, in welche die zu Sitz und Stimme berechtigten Standesherrn, ihrer Vorrechte hier so unwerth wie anderswo, reine Geschöpfe der Regierung als Stellvertreter zu schicken gewohnt sind. Aber selbst wenn dieses Haus seinem preußischen Vorbilde auch ferner nacheifern sollte, ist die Hauptsache gethan, sobald die zweite Kammer eine starke und zuverlässige liberale Mehrheit hat; zumal da in finanziellen Angelegenheiten beide Kammern gemeinschaftlich berathen und beschließen.

Zeit ist es in Wahrheit, daß auch hier endlich dem Belieben der Regierung und des Hofes unübersteigliche Schranken gesetzt werden. In Wiesbaden hat man sich nicht daran genügen lassen, die zehnjährigen Siegesfeste der Reaction mitgefeiert, und z. B., um nur der ärgsten Ausschweifung zu gedenken, das rechtskräftig aufgehobene Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden wieder eingeführt zu haben, wiewohl man selbst von dem nach dem octroyirten Wahlgesetz gewählten Landtage dazu die verfassungsmäßig erforderliche Zustimmung nicht erlangen konnte. Nein, als mit der Regentschaft in Preußen und dem

italienischen Kriege die Nation sich allenthalben auf ihre Rechte und Bedürfnisse wieder besann, sah die nassauische Regierung darin nur eine Aufforderung zu verschärfter Polizeiherrschaft. Sie vermerkte es sehr übel, daß die Mitglieder der parlamentarischen Opposition in Wiesbaden unter den Ersten waren, welche in Deutschland wieder die Stimme erhoben für ausgiebige constitutionelle Freiheit und nationale Einheit. Sie sah sofort in ihnen angehende Thronräuber und begann sie als Landesfeinde zu behandeln. Das von ihnen gegründete Blatt wurde unterdrückt. Eine Regierungspresse entstand, deren Freiheit von legalen und moralischen Bedenken in Deutschland ihres Gleichen nicht hat. Dem Landtage begegnete man mit ausgesuchter Mißachtung. Der Staatsminister Fürst Wittgenstein und der unter ihm die Zügel führende Regierungspräsident v. Winzingerode erschien gar nicht im Ständesaale; ihre Commissäre gaben nur dann Auskunft und Bescheid, wenn nicht viel daran gelegen war, und zuckten stumm die Achseln, wo die pflichtmäßigen Erkundigungen der Volksvertreter einem gekränkten oder bedrohten Recht des Landes galten. Unzählige Male, wie man sich denken kann, hat der Landtag in dieser trüben Dämmerung zwischen dem Absolutismus und einem freien nationalen Leben auch in Nassau Veranlassung gehabt, nichtverwilligte Ausgaben zu reclamiren: aber so lange er besteht — wurde in Limburg erzählt — ist niemals eine dieser unrechtmäßig ausgegebenen Summen wieder zur Kasse gekommen, mit alleiniger Ausnahme von fünf oder sechs Gulden, die dem Lande zur Last geschrieben waren für die Wahlreise eines Amtmanns im Interesse der Regierungspartei. Ja, consequente Verfolgung der Sache hat es im höchsten Grade wahrscheinlich gemacht, daß die Regierung in keinem anderen Falle auch nur die ersten Schritte gethan hat, um die Sache dem gerechten Verlangen des Landtags nachkommend aufzuhellen. So springt man in unsern Tagen mit deutschen Volksvertretern um!

Es ist unmöglich, daß so viel Uebermuth und Verblendung sich nicht rächen sollte. Das Herannahen der Neuwahlen hat denn auch den gegenwärtigen Machthabern eine gewisse Sorge um die Zukunft eingeflößt. Während man sich bis dahin mit dem Alleinbesitz aller äußern Machtmittel und mit den guten geselligen Beziehungen zu den Gesandten und Generälen des benachbarten Bundestags begnügt hatte, begann man nun allmälig die Nothwendigkeit einer Stütze im Lande, einer wirklichen Regierungspartei zu begreifen. Auf den guten Willen der Amtmänner und der Geistlichen — von denen namentlich die katholische Hälfte durch unwürdige Zugeständnisse an die Curie ein für alle Mal gewonnen war — glaubte man sich doch nicht beschränken zu dürfen. Man ergriff daher aufs eifrigste die Gelegenheit, welche die im vorigen Herbst vollzogene Bildung der großdeutschen Partei darbot. Alles, was abhängig war, wurde in den „Reformverein" getrieben. Der nassauische Zweig dieses Deutsch-

land überschattenden Baumes der Erkenntniß erklärte sich feierlich für eine Art politischer Leibgarde des Herzogs. So hatte die Regierungspartei die Genugthuung, schon vor der Opposition auf dem Platze gewesen zu sein. Darauf werden sich indessen ihre Erfolge in der Wahlcampagne auch wohl beschränken.

Für eine wirkliche Partei im Sinne der augenblicklichen Regierung fehlt es in Nassau so ziemlich an Allem. Rechnet man einen großen Theil der Geistlichkeit und einen kleinen Theil des Beamtenthums ab, so gibt es keine Bevölkerungsclassen, aus denen dieselbe sich recrutiren könnte. Der Adel, aus dem in frühern Zeiten so erlauchte politische Namen hervorgegangen sind, ist der Zahl, dem Besitz und der Begabung nach außerordentlich unbedeutend. Selbst bei Hofe spielen fremde Cavaliere eine Hauptrolle. Die Masse der Beamten ist zu aufgeklärt und gutbürgerlich gesinnt, um im Herzen mit den Trägern der Reaction zu sympathisiren. Dagegen besitzt das Land ein sehr wohlhabendes, fortgeschrittenes, kernhaftes und politisch begabtes Bürgerthum. Der Wein des Rheingaus und das Eisen der Lahn und der Dill wachsen dem Nassauer nicht umsonst in die Hand. Selbst in Wiesbaden ist der Geist der Bevölkerung so gesund, daß der doppelte Einfluß des Hofes und des Bades nichts über ihn vermögen, und die letzte Wahl zur zweiten Kammer einstimmig auf den charakterfesten Führer der Opposition fiel. Welche andere Residenz von ähnlichem Umfang kann das von sich sagen? Die Nassauer sind allerdings von zu bedächtigem Temperament, als daß sie über Regierungssünden rasch die Geduld verlören. Sie besitzen am wenigsten von allen mittelrheinischen Deutschen jenes Talent des unproductiven Raisonnirens, das zumal die Pfälzer, die halbservilen und halbradicalen Frondeure, so hervorstechend bezeichnet. Aber wenn sie sich einmal erheben, so geschieht es, um sich nicht vor erreichtem Ziel wieder niederzulegen. Und jetzt ist ihnen die Geduld vergangen. Sie sind offenbar entschlossen, der täglichen Verletzung ihrer Interessen und Rechte durch eine ausgeartete Gewalt ein Ende zu machen.

Was diesen Entschluß unaufhörlich erneuert und befestigt, ist die Gefahr, in welcher der Zollverein schwebt. Die nassauische Regierung hat sich für bezugt gehalten, ihren Beitritt zum preußisch-französischen Handelsvertrage ins Ungewisse zu verschieben. Sie ist also mitschuldig an der durch die Nichtgenehmigung dieses Vertrags entstandenen Unsicherheit unsrer volkswirthschaftlichen Zukunft; mitschuldig daran, daß uns die unmittelbaren und mittelbaren Vortheile des Vertrags nicht schon längst zu Gute kommen. Ihr Land aber kann so wenig jene Unsicherheit der Zukunft ertragen als diese Einbußen der Gegenwart leicht verschmerzen. Abgesehen von derjenigen Zunahme eines bereichernden Verkehrs, die der Handelsvertrag vermöge seines Tarifs dem ganzen Zollverein gebracht haben würde, hätte Nassau noch besondern Vortheil gezogen

aus der Aufhebung der Uebergangssteuer auf Wein, die Preußen bei erfolgender Annahme des Vertrags in Aussicht gestellt hat. Die Weinberge des Rheingaues fürchten sich nicht vor der gesteigerten Concurrenz der Gascogne, der Champagne und Burgunds, mit welcher die vertragsmäßige Herabsetzung der Weinzölle sie bedroht — wenigstens dann nicht, wenn gleichzeitige Erleichterungen ihres Absatzes nach dem Norden sie in den Stand setzen, ihren Nebenbuhler auf seinen eigenen alten Gebieten aufzusuchen und aus dem Felde zu schlagen. Nur die Uebergangssteuer, welche sie selbst noch immer zu erlegen haben, quält sie, nicht der hohe Zoll, der dem Concurrenten theilweise abgenommen werden soll. Auch die Uebergangssteuer ist ihnen lästiger wegen der mit der Erlegung verbundenen überflüssigen Arbeit, als des Geldes halber. Es gibt in Rüdesheim, Geisenheim und Eltville Weinhandlungen, die blos der Uebergangssteuer wegen ein paar Commis mehr zu halten genöthigt sind. Eine zweite Beschwerde der nassauischen Weinproducenten ist der einem Rabatt gleichkommende Steuercredit, den die Großweinhandlungen des Zollvereines genießen, wenn sie über eine bestimmte Menge fremden Weins importiren. Aber auch diese Begünstigung des ausländischen Gewächses hoffen sie bald loszuwerden, wenn der Zollverein in freierer und beweglicherer Form erneuert wird. Genug, die nassauische Weinproduction ist dringend daran betheiligt, daß der Handelsvertrag je eher desto lieber in Kraft trete, und eine Auflösung des Zollverbands mit Preußen vollends, das Nassau auf zwei Seiten völlig umschließt, betrachtet sie nicht mit Unrecht als ihren Ruin. Das Letztere gilt auch von der zweiten großen Industrie des Landes, von der Eisenproduction der Lahn und der Dill. Ihr verspricht der Handelsvertrag allerdings nicht die goldenen Berge wie dem Weinbau; aber sie ist doch hinlänglich erstarkt und stützt sich auf einen hinlänglich guten Rohstoff, um der erweiterten Concurrenz halber den Vertrag nicht perhorresciren zu müssen. Dagegen ist das Eisen Nassaus mindestens ebensosehr wie der Wein bei der Aufrechterhaltung des Zollverbands mit Preußen interessirt, zu deren Bedingungen jetzt die Annahme des Handelsvertrags gehört. Wohl neun Zehntel des geförderten Roheisens gehen zu weiterer Verarbeitung über die nördliche und westliche Grenze; was mit diesem anfangen, wenn wieder wie vor einem Menschenalter die schwarzweißen Grenzpfähle den orangeblauen feindlich absperrend gegenüberstehen? Auf der andern Seite gibt es so gut wie gar keine Industrie im Lande, die von dem Tarif des Handelsvertrags etwas Ernstliches zu fürchten hätte. Man bildet es sich zwar hier und da ein; aber dann liegt es zum Theil an den seltsamsten Gründen. Die hochheimer Champagnerfabrik z. B. möchte sich nicht gern des Vortheils beraubt sehen, unter gefälschter französischer Firma den Weltmarkt zu beziehen — ein Vortheil, den würzburger und rüdesheimer Fabriken längst ohne Schaden und Bedauern haben fahren lassen.

Es ist gewiß, daß die kurzsichtige Tendenzpolitik der Regierung in der Handelsvertrags- und Zollvereinsfrage, indem sie so viele und individuelle Interessen verletzt und bedroht, die staatliche Selbständigkeit Nassaus in den Gemüthern seiner Bevölkerung stärker erschüttert als alle Agitationen des Nationalvereins. Ohnehin fiel die Saat, welche dieser ausstreut, hier auf keinen unfruchtbaren Boden. Ein bayrisches und selbst ein hannoversches Staatsgefühl mag es geben — ein nassauisches Staatsgefühl gibt es nicht, außer etwa da, wo Staat und Hof zwei Ausdrücke für denselben Begriff sind. Das Herzogthum ist zu jung und zu klein, es hat auch zu wenig gethan, um das politische Selbstgefühl seiner Bürger zu entwickeln, als daß es zu irgend einem Grade von Patriotismus auffordern sollte, der mehr wäre als das gewöhnlichste und unschuldigste Heimatsgefühl. Ist doch gerade im Gegensatz zu Allem, was den Staat ausmacht — zum Amtmann, zur Regierung und zum Hofe das bürgerliche Selbstbewußtsein allmälig emporgewachsen: wie sollte es sich nun an diejenigen Mächte anlehnen, die es gern für immer am Boden gehalten hätten?

Der nassauische Liberalismus trägt die Spuren dieser seiner Herkunft so gut wie das Gepräge des gesund und harmonisch entwickelten Volksstammes, dem er angehört. Er vertritt eine seltene Mischung von Besonnenheit und Thatkraft. Es fehlt in seinem Schoße nicht an Gruppirungen und Nüancen, aber aus einiger Ferne betrachtet nimmt er sich schon vollkommen einfarbig aus. Kein nationales Bekenntniß verweist ihn auf den rechten Flügel des Nationalvereins; seine Thätigkeit und Entschlossenheit sichern ihm einen Platz im Vordertreffen. Daß er die Hoffnungen theilte, welche das liberale und preußenfreundliche Deutschland ein paar Jahre lang auf das erste Ministerium König Wilhelms setzte, hat ihn nicht einen Augenblick abgehalten, in die selbständigeren Wege einzulenken, die der Nationalverein mit der Adoption der Reichsverfassung beschritt. Einer nicht sehr zahl- und einflußreichen Schaar von Altliberalen zu Gefallen hat man allerdings in Limburg darauf verzichtet, den koburger Beschluß vom 6. October 1862 ins Wahlprogramm aufzunehmen; man hat sich mit dem allgemein gefaßten Beschluß des ersten deutschen Abgeordnetentages begnügt. Aber diese Concession hat keine andere Bedeutung, als daß man um einer vor der Hand noch theoretischen Frage willen auch nicht ein einziges Dutzend Anhänger missen mag, wenn man doch gewiß ist, daß die Frage nur praktisch zu werden brauchte, um auch diese in den Schoß des Nationalvereins und unter das Banner der Reichsverfassung zu führen.

Zu dem deutschen Parlament, wenn es sich dereinst aufs neue versammelt, um als eine der ersten geistigen Gewalten der Welt bis in die späteste Zukunft fortzuleben, wird auch Nassau ein zwar kleines, aber nicht zu verachtendes Contingent von Rednern und Parteiführern stellen. In Deutschland steckt die

staatliche Beredtsamkeit bekanntlich noch in den Kinderschuhen, und es gibt daher unter uns wenige so ausgebildete Sprecher, wie der Dr. Karl Braun in Wiesbaden. Eine köstliche Ruhe bewahrt ihn vor der gemeinsten aller oratorischen Jugendsünden, vor dem allzu geschwinden und trüben Fluß der Rede; und damit verbindet er juristische, finanzielle und nationalökonomische Kenntnisse, die ihn zum Range einer Specialität erheben, sowie einen Witz, der auf dem weimarischen Abgeordnetentage z. B. selbst jene würtembergischen Schutzzöllner wider ihren Willen zur Heiterkeit stimmte, denen seine Wirksamkeit für den Handelsvertrag ein Gräuel ist. Der echte Repräsentant aber, und eigentliche politische Führer des nassauischen Liberalismus ist Brauns langjähriger Freund und Parteigenosse, Dr. Lang in Wiesbaden. Charakterstärke, Energie und kühle Klugheit stellen ihn an die Spitze der Fortschrittspartei, wie sie ihm im Ausschuß des Nationalvereins, dessen nassauisches Mitglied er ist, einen hervorragenden Platz sichern. Er vor Allen ist ganz von jenem hohen nationalen Selbstgefühl erfüllt, das die Schwinge ist, auf der das deutsche Volk jetzt zu würdigen Geschicken emporstrebt. Solche Feldherrn und solch ein Heer werden nicht lange vergebens kämpfen. Binnen Jahresfrist wird Nassau aus einer Dependenz der östreichisch-mittelstaatlichen Coalition zu einem kaum noch angefochtenen Besitz des verjüngten Deutschland geworden sein.

Deutsche Briefe aus der preußischen Provinz Posen.

(Schluß von Nr. 6).

Der Kolko. — Ein Unglück des Herrn v. Niegolewski. — Der Erzbischof von Posen. — Die Wahlmanöver. — Die agitatorischen Kirchenlieder, Trauergottesdienste und Processionen. — Schlußbemerkungen.

Welches Bedürfniß und welches Vermögen die polnische Nation habe, sich gängeln zu lassen, beweist auch das jetzt etwa dreizehnjährige Bestehen eines comité directeur, welches seinen Sitz in Posen hat und von dort aus jedem Wahlkreise seinen Abgeordneten zuweist. Oft waren die zu wählenden Männer dem Wahlkörper sehr unliebsam, und doch ist in den ganzen dreizehn Jahren nur ein Abgeordneter nicht wider, sondern nur ohne den Willen des comité gewählt worden. Dr. Prusinowski hatte Mai 1862 erklärt, er werde sich in

Lissa wählen lassen und dem Kolko (dem Verein der polnischen Abgeordneten auf dem Landtage) nicht beitreten. Man beschied sich und stellte für einen Wahlkreis, in dem ohne Geistliche nichts zu hoffen war, statt drei nur zwei Candidaten auf. Prusinowski ward als dritter gewählt.

Ein zweites Zeugniß für die innere Unselbständigkeit der Nation ist die Stellung eben dieses polnischen Abgeordnetenclubs, des Kolko. Außer Herrn v. Taczanowski gehören ihm die polnischen Mitglieder beider Häuser des Landtags an. Graf M., der sich ausschließen wollte, ward wie einst C. Marcius Coriolanus durch seine Pani gewonnen. Bei Gelegenheit eines großen Ehrendiners, für das auch besondere Denkmünzen geschlagen wurden, ward dem Kolko die Führerschaft der Nation feierlich übertragen, auch für nicht parlamentarische Dinge. Auf dem Landtage zeichnete sich der Club durch seine Einstimmigkeit aus. Er besteht aus Mitgliedern aller Parteien, die sich scharf bekämpfen und im Falle eines Sieges furchtbar über einander herfallen würden. Jetzt aber findet sie jede Frage einig. Ziel ist, stets dem Ministerium Verlegenheiten zu bereiten: wider die Grundsteuer, wider die Gewerbefreiheit, wider die Militärorganisation, wszystko jedno — alles eins! Sie waren es, die dem hagenschen Antrag seine Majorität verschafften, und laut triumphirten ihre Blätter über die bedeutsamen Folgen ihres Verhaltens. Es sind edle Männer im Kolko, wie der sinnige Graf Cieszkowski, der „Hegel der Polen", der gründliche und gelehrte Dr. Libelt, Redner, wie Janiczewski, der sich 1848 in Frankfurt geltend zu machen wußte, aber diese sind jetzt in den Hintergrund getreten.

Der große Redner der Fraction ist Dr. v. Niegolewski, über den in der Session vom 31. Mai 1861 durch Einmüthigkeit des Abgeordnetenhauses die Censur ergangen ist, daß er die einfachsten Rücksichten der Schicklichkeit, der Sittlichkeit und der Vaterlandsliebe auf das frevelhafteste verletzt habe. Auf dem Landtage hört er bekanntlich nie eher auf zu reden, als bis ihm vor edler Aufwallung die Stimme versagt. Außerhalb des Landtages versuchte er einmal ein Hauptcontrolamt der preußischen Verwaltung zu organisiren, um dann mit gewaltigen Enthüllungen vor das Land zu treten. Und wer weiß, was geschehen wäre, wenn der Translateur Post die 500 Thlr. angenommen hätte, die ihm Herr v. B. im Auftrage seines Freundes für einen kleinen Verrath bot. Der sonderbare Mann machte statt dessen dem Staatsanwalt Anzeige von der Sache. Auch das wird Ihnen an dem preußischen Abgeordneten Niegolewski gefallen, daß er sich von Lemartowicz die polnische Uebertragung der Mussetschen Antwort auf das beckersche Rheinlied widmen ließ. Dies Jahr hat der junge Herr mit dem schönen schwarzen Haar ein kleines Unglück gehabt. Er trat am 28. Juni gerade aus der Szpingierschen Conditorei, als Herr v. Poleski „zufällig" eine Flasche voll Firniß zerbrach, deren Inhalt sich über das Haupt des Volksbefreiers ergoß. Herr v. Poleski, bekannt durch seinen

leidenschaftlichen Haß gegen den früheren Minister Heydt, ist ein armer Mann, der sein früheres großes Vermögen nur zum Theil durch Spiel verloren hat; einen größeren Theil verzehrten Unglücksfälle. So hatte er einem polnischen Edelmann 6000 Thlr. geliehen, die dieser mit andern Summen bald darauf in einer Nacht an einen reichen Grafen im Spiel verlor und deshalb nicht ersetzen konnte. Der inzwischen verarmte Creditor wandte sich nun an den Grafen, dessen Eigenthum der Rest seines Vermögens in jener Nacht geworden war, und beschwor ihn bei seiner Ehre um Ersatz. Bitter enttäuscht rächt sich Poleski durch eine kleine Schrift über das Spiel: Powieść Jelaczyca, die dem Herrn Grafen übel mitspielte. Dieser sucht beim Kolko Hülfe. Der weist ihn ab; indeß Herr v. Niegolewski nimmt sich des biedern Freundes an. Unter dem Vorgeben, alle Exemplare einer gewissen Petition, die Poleski beim Landtage eingereicht hatte, seien verloren, lockt er diesen nach Berlin und schmeichelt ihm dort unter dem Versprechen, der Graf werde ihm jetzt 10,000 Thlr. zahlen, eine Ehrenerklärung für diesen ab. Da Poleski das Geld nicht erhielt und bald genug erfuhr, daß auch seine Petition wohlerhalten sei, suchte er eine Unterredung mit Niegolewski. Bei dieser begegnete ihm „das Versehen", dessen Opfer die schönen schwarzen Haare wurden. Er meldete den Vorfall sofort selbst bei der Polizei an, hoffend, der Widerpart werde das auch thun. Der aber hat großmüthig geschwiegen und selbst die Zeitungen nicht daran gehindert, den Fall unter voller Namennennung zu besprechen.

Die Vermittelung zwischen dem hohen Kolko und seinen Trabanten einerseits und der polnischen Masse andrerseits ist in die Hände der Geistlichen gelegt. An ihrer Spitze steht Herr Leo v. Przyluski, Erzbischof von Posen, richtiger von Gnesen, ein Greis von 73 Jahren, doch rüstig, behäbig und von gefälliger Weise. Vordem in Gnesen Domherr, wußte er durch allerlei Mittel die Beamten und Offiziere so für sich zu gewinnen, daß er bei Dunins Abgange persona gratissima war. Als die Bewegungen anhoben, hielt er sich ruhig; er hinderte nicht, er schützte auch wohl die rebellische Geistlichkeit ein wenig, aber er hielt sich persönlich frei. Da läutete Nadwislanin wider ihn und seine Umgebungen Sturm; der Streit spielte bis in die deutschen Zeitungen hinein und endete damit, daß der alte Herr sich der Partei ergab. Die verhaßten Domherren Richter und Polczynski mußten eifrigen Polen weichen u. s. f. Dann unternahm der Erzbischof statt der Reise zur Krönung, bei der sich die andern Oberhirten zusammenfanden, diejenige nach Kreuz und empfing dort die sprechendsten Zeugnisse von der Huld seines Königs und seiner Königin. Die Gelegenheit, seinen Dank abzustatten, gaben ihm die Wahlen, zu denen er einen Hirtenbrief erließ, zum Theil bewogen durch die ächt christliche Weise, in der Bischof Marwitz von Kulm seinen Klerus zur Ordnung gerufen hatte. Nach den gewöhnlichen Gemeinplätzen schrieb der Herr Erzbischof:

„In der That, Geliebte, unterliegt es keinem Zweifel, daß, wie es einerseits unsre Pflicht ist, festzuhalten an den Worten des Erlösers: gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, so wie an der Lehre des Apostels Paulus vom Gehorsam gegen die Obrigkeit, andrerseits es uns geziemt, treue Erinnerung und herzliche Anhänglichkeit an die alten Ueberbleibsel unserer Nationalität zu bewahren. Durch Gottes Barmherzigkeit auf den Stuhl des heiligen Adalbert berufen, um den unsere Nation sich von jeher in entscheidenden Augenblicken schaarte, können wir es unmöglich unterlassen, Euch daran zu mahnen, daß es unsre Pflicht ist, die Sitte, die Sprache und die historischen Ueberlieferungen zu vertheidigen. Ist Euch doch durch internationale Verpflichtungen und die feierlichen königlichen Verheißungen in dieser Beziehung jede Freiheit für Herz und Gewissen garantirt. Wir fühlen uns um so mehr zu unzweideutigen Erklärungen hierüber veranlaßt, als sich von andrer Seite Stimmen vernehmen lassen, welche die wahren Gesinnungen und die Sache selbst mit dem tadelnswerthen Mißbrauch verwechselnd, die Anhänglichkeit an die Nationalität ein heidnisches Gefühl nennen."

Die Ueberraschung und Entrüstung über dieses Schriftstück waren bei uns gleich. Wir fragten uns, ob der Bischof seine 100,000 deutschen Seelen gar nicht mehr zähle? Ob er für die Katholiken oder für die Polen gewählt sei? Wie er, auf Grund der Bulle de salute animarum gewählt, dazu komme, sich als Primas Polens zu geriren? Und wer auf das Einzelne sah, fand es bedenklich, daß er in dem angeführten Worte Christi dem Satze: Gott, was Gottes ist, etwas so gar Anderes substituirt habe.

Wie der Herr v. Przyluski dies Jahr seine Rolle in Rom gespielt, wie er nachher an seinen Worten gedeutet hat, ist in allen deutschen Zeitungen besprochen worden.

Jetzt ist er so weit, daß er bei seinen Diners, wie Kaiser Napoleon die Damen, die in seinen Salons ein unmodisch Mäntelchen zeigen, so die Männer neckt, die nicht in der Czamarka erscheinen.

Nachdem der Bischof das Signal gegeben, hat es sein Klerus nicht an Eifer für polnische Wahlen fehlen lassen. Mit ihm arbeiteten die Edelleute. Zuerst wurden die Listen genau revidirt, ja die Steuerrollen durchgesehen und dann selbständige Listen entworfen, mit denen die amtlichen verglichen werden konnten; selbst des Lesens und Schreibens unkundige Leute haben die Bücher aufgesucht. Bürger, die ein Landgut besitzen, bemühten sich um doppeltes Wahlrecht. Dann sind die Urwähler zu ihrer Pflicht vorbereitet worden, namentlich deutschen Katholiken ward viel von Sünde gesagt und mit Versagung der österlichen Absolution gedroht. Zuletzt wurden die Leute in der Kirche versammelt, wo jeder seinen Stimmzettel erhielt. Es versteht sich, daß ihn mancher originaliter abgab, auch mancher andere Scherz kam vor. So erschien ein

„Bauer", wie man hier die Tagelöhner nennt und beantragte den ihm zugesicherten Morgen Land. Er war sehr niedergeschlagen, als man ihn mit leeren Händen abziehen ließ. Ueberhaupt ist das Volk in der Auffassung der ihm gemachten Vorspiegelungen sehr treuherzig. Der Landmann an der Orla, der 1859 seinen Proceß verlor, sagte dem Richter: gut, aber nun wird der Gorbaly (Buckelige) kommen, dann erhalten wir Alles wieder. Er meinte Garibaldi. Noch besser gefiel mir aber der Fornal aus dem Kreise Wongrowiec. Ob seines Trunkes aus dem Dienste des deutschen Herrn gejagt, widersetzt er sich, er werde sich nicht durch den Fremden von seiner eignen heiligen großpolnischen Erde verdrängen lassen.

Sehr gewandt zeigten sich die Polen in der Weise, wie sie die deutschen katholischen Wähler des fraustädter Kreises fingen: da war Herr v. Chlapowski auf einmal wieder preußischer Lieutenant, Zoltowski Kammerherr, und sie bemühten sich glauben zu machen, es handle sich um den Gegensatz preußisch und deutsch. Ein wackerer Müller war sehr überrascht, in den Deutschen die Preußen zu finden.

Der letzten Wahlhandlung ging die Hauptpredigt voran. Eine der merkwürdigsten hat Probst Rymarkiewicz in Kozmin gehalten. Er ward denuncirt und zahlte deshalb 50 Thlr. Strafe; ich glaube nicht, daß die andern milder redeten.

Er erzählte seinen Hörern, was die Juden einst gegen Antiochus gethan, verrieth ihnen, daß sie von tausend Antiochus bedroht seien, und machte nun die erbauliche Anwendung.

Trotz alledem waren wenigstens die Urwähler nicht überall und nicht durchaus nach Wunsch. Wie das Volk Gegensätze scharf auffaßt, so ist an vielen Wahltischen das Wort gehört worden: „Obieram Najjaśniejszego Pana mego" — ich wähle Se. Majestät den König. In solchen Fällen lohnte der Kurbacz und die Dienstentlassung. „Laßt Euch vom König die Mühle verpachten." „Hütet dem König die Schafe." Bei Deutschen wurde mit der Entlassung Ernst gemacht. Polen kamen mit Hieben und dem Schrecken davon.

Außer den Wahlen und ihrem Gefolge haben die Polen bekanntlich gar drollige Oppositionsmittel. Das erste sind die Lieder. Sie haben deren eine große Zahl, weich, schwärmerisch, ziemlich eintönig. Auch die besten erheben sich nicht bis zu der Höhe von Grün und Herwegh, geschweige denn zu der von Arndt und Schenkendorf. Die gewöhnlich gesungenen sind alt. Voran steht das „Boze". Graf Montalembert ist nie zu so tiefer Andacht gestimmt worden, als da er diesen Gesang hörte. Armer Graf! es ist die Melodie eines evangelischen Liedes aus der allernüchternsten Zeit, die Melodie von — Witschels Vaterunser. Doch hier ist das Lied.

Hymn do Boga.

1. Boze coś Polskę przez tak liczne wieki — Otaczał blaskiem potęgi i chwały, — coś ją zasłaniał tarczą swéj opieki, — od nieszczęść, które przywalić ją miały — Przed Twe ołtarze zanosim błaganie — Ojczyznę wolność racz nam wrócić Panie!

2. Ty, któryś potém tknięty jéj upadkiem — Wspierał walczących za najświętszą sprawę — I chcąc świat cały mieć jéj męztwa świadkiem — W nieszczęściach nawet pomnażał jéj sławę: Przed etc.

3. Wróć nowéj Polsce świetność starożytną — Użyzniaj pola, spustoszałe łany; — Niech szczęście, pokój na wieki w niéj kwitną — Poprzestań kary, Boże zagniewany: Przed etc.

4. Boże wszechwładny od którego woli — Istnienie świata całego zależy — Wyrwij lud polski na zawsze z niewoli — Wspieraj zamiary szlachetnéj młodzieży — Przed etc.

5. Boże, którego ramie sprawiedliwe — Żelazne berła władców świata kruszy — Zniwecz tych wrogów zamiary szkodliwe — Obudź nadzieję w polskiéj naszéj duszy: Przed etc.

6. Boże najświętszy, przez Twe wielkie cudy — Oddalaj od nas klęski, mordy boju — Połącz wolności węzłem Twoje ludy — Pod jedno berło Anioła pokoju: Przed etc.

Hymne an Gott.

1. Gott, der Du Polen durch so viele Jahrhunderte — Mit dem Glanz der Macht und des Ruhms umgeben hast — Der Du es mit dem Schilde Deiner Obhut bedeckt hast — Gegen das Unglück, das es betreffen sollte — Vor Deinen Altar bringen wir unser Flehn — Wolle uns wiedergeben, o Herr, das Vaterland, die Freiheit.

2. Du, der Du später, gerührt durch seinen Fall, — die Kämpfer für die heiligste Sache unterstützt hast — Und der Du die ganze Welt zum Zeugen wollend ihrer Tapferkeit — Sogar im Unglück noch seinen Ruhm erhöht hast — Vor Deinen Altar bringen wir rc.

3. Gieb dem neuen Polen den alten Glanz wieder — Befruchte die Felder, die verheerten Hufen, — Möge Glück, möge Frieden auf ewig darin blühen, — Höre auf zu strafen erzürnter Gott — Vor rc.

4. Allmächtiger Gott, von dessen Willen — Das Dasein der ganzen Welt abhängt — Entreiße auf immer das polnische Volk der Knechtschaft — Unterstütze die Entwürfe der edlen Jugend. — Vor rc.

5. Gott, dessen gerechter Arm — Die eisernen Scepter der Herrscher der Welt zerbricht — Vernichte die schädlichen Absichten dieser Feinde — (wörtlich: dieser bösen Feinde, Dämonen) — Erwecke die Hoffnung in unsrer polnischen Seele. — Vor rc.

6. Heiligster Gott, durch Deine großen Wunder — Halte ferne von uns die Verluste, die Morde des Krieges — Vereinige durch das Band der Freiheit Deine Völker — Unter einem Scepter des Friedensengels — Vor ꝛc.

An der Prosna hat es das Lied allmälig auf dreizehn Strophen gebracht, eine prosaischer wie die andre; dort wird es geschrieben colportirt, mit der Unterschrift: Vivat Polonia, pereat Germania; doch dies Alles ist apokryph. Die ersten drei Strophen haben schon vor Dunin in Gebetbüchern gestanden. Wir lassen noch zwei solche Gebetslieder folgen:

I. Pieśń do Pana Jezusa.

1. Z téj naszéj nędzą ściśnionéj ziemi — W niebo się wznosi błagalny jęk — O nagródź Panie modły naszemi — Przyjmij łaskawie téj pieśni dźwięk.

Bo tylko w Tobie nam biednym lśni — Promień nadziei w te smutne dni! — Serce Jezusa błagamy Ciebie — Zlituj się zlituj i Polskę zbaw.

2. Niech się Twe serce wzruszy o Panie — Widokiem tylu bolesnych ran — Wstrzymaj, ach! wstrzymaj dalsze karanie — Tyś taki dobry Ojciec i Pan.

O nie odrzucaj modlitwy téj — Bo miłosierdzia wołamy w niéj — Serce Jezusa błagamy Ciebie — Zlituj się etc.

3. To prawda Panie żeśmy zgrzeszyli — Że winy nasze bez liczby są — My na Twą litość nie zasłużyli — Lecz Ty nie gardzisz pokutną łzą.

A my ze łzamy łączymy krew, — Aby Twój Boski przejednać gniew — Serce Jezusa etc.

4. Dzisiaj w żałobę naród przybrany — Korzy się Panie u Twoich stóp — O Jezu widzisz łzy, krew,

I. Gesang zum Herrn Jesu.

1. Aus diesem unserm von Elend gedrückten Lande — Erhebt sich ein flehender Ruf zum Himmel; — O, erhöre, Herr, unsre Gebete, — Nimm gnädig auf den Klang dieses Liedes.

Denn allein in Dir schimmert uns Elenden — Ein Strahl der Hoffnung in diesen finstern Tagen, — O Herz Jesu, wir flehen Dich an, — Erbarme Dich, erbarme Dich und rette Polen.

2. Möge Dein Herz sich erweichen, o Herr, — Durch den Anblick so vieler schmerzhaften Wunden — Halte ein, Halte ein mit fernerer Strafe, — Du, ein so guter Vater und Herr!

O verwirf nicht dieses Gebet, — Denn um Erbarmen flehen wir darin — O Herz Jesu wir flehen Dich an, — Erbarme Dich ꝛc.

3. Wahr ist es Herr, daß wir gesündigt haben, — Daß unsre Verschuldungen zahllos sind; — Wir haben Deine Gnade nicht verdient, — Aber Du verachtest nicht die bußfertigen Thränen.

Und wir, zu den Thränen fügen wir Blut, — Um Deinen göttlichen Zorn zu versöhnen. — O Herz Jesu ꝛc.

4. Die Nation, heute in Trauer gekleidet, — Demüthigt sich, Herr, an Deinen Stufen. — O Jesus, Du siehst

kajdany — I świeży jeszcze męczeństwa grób.

A my tak długo cierpimy już — Niewoli naszéj okowy skrusz — Serce Jezusa etc.

5. Panie, my zemsty wcale niechcemy — Za wrogów naszych błagamy Cię — My tylko jarzmo zrzucić pragniemy — Pod którem jarzmem serce krwawi się.

O dobry Jezu błogosław im — Ale walcz za nas orężem Twym — Serce Jezusa etc.

6. Maryo, królowo Polskiéj korony — Zobacz jak cierpi Twój biedny lud — Jak rzewnie wzywa Twojéj obrony — Ach! miłosierdzia uproś nam cud. Przez czyste serce matki Twéj — Przez miecz, co duszę przeszywał jej. — Serce etc. Amen!

II. Pieśń do Najświętszéj Maryi Panny królowéj naszéj.

1. Matko Chrystusa! Najświętsza Marya — Z jękiem prychodzim do Twego ołtarza — Lud twój bezbronny dziki wróg zabija. — Twojéj litości błagamy ze łzami — O matko nasza, ujmij się za nami.

2. Na Jasnéj Górze ukoronowana — Królowa polska zwróć na nas Swe oczy — Za nasze grzechy przebłagaj gniew Pana — Ofiaruj krew tę, w któréj się wróg broczy — Twojéj etc.

3. Choć srogie jarzmo zgniotło karki nasze — W sercach jest miłość,

die Thränen, das Blut, die Ketten — Und das noch frische Grab der Märtyrer.

Und wir leiden schon so lange, — Zerbrich die Fesseln unsrer Sklaverei. O Herz Jesu ꝛc.

5. Herr wir wollen durchaus keine Rache, — Für unsre „bösen Feinde“ flehn wir Dich an, — Wir dürsten nur das Joch abzuwerfen, — Unter welchem das Herz so blutet.

O guter Jesus segne sie, — Aber kämpfe für uns mit Deiner Rüstung. O Herz Jesu ꝛc.

6. Maria, Königin der Polnischen Krone, — Sieh, wie dein armes Volk leidet, — Wie flehentlich es deinen Schutz anruft, — Ach erbitte ein Wunder der Gnade für uns — Um des reinen Herzens deiner Mutter willen, — Um des Schwertes, das deine Seele durchbohrt hat. — O Herz Jesu. ꝛc. Amen.

II. Gesang zu der allerheiligsten Jungfrau Maria, unsrer Königin.

1. O Mutter Christi, heiligste Maria — Mit Seufzen kommen wir zu deinem Altare; — dein wehrloses Volk mordet der wilde Feind; — das Kreuz des Herrn zerschlägt er und beschimpft dein Bild — Um dein Erbarmen flehn wir mit Thränen — O du, unsre Mutter, nimm dich unser an.

2. Auf dem Klarenberg gekrönte — Königin Polens, wirf auf uns deine Augen — Besänftige den Zorn des Herrn um unsre Sünden — Biete ihm als Opfer das Blut, mit dem der Feind sich besudelt. — Um dein ꝛc.

3. Obgleich das grausame Joch unsere Nacken zerdrückt hat, — Ist in

nadzieja i wiara, — odkryjem piersi na strzały pałasze, — Niech nam Ojczyznę odkupi ofiara — Twojéj etc.

4. Tyś w Częstochowie, święta nasza Pani — Broniła lud Twój od potęgi Szweda — Dziś gdy nas gnębią moskiewscy tyrani — Niechże Twe ramię upaść Polsce nie da. — Twojéj etc.

5. W Bogu nadzieja nasza i obrona — I w Twéj przeważnéj Marya przyczynie — Przy Twéj pomocy jeden stu pokona — Ustąpią wrogi i Polska nie zginie — Twojéj etc.

6. W innych narodach, w których wolność świece. — Obudź współczucie nad nieszczęśliwym ludem — O Matko, Matko! wsłuchaj twe dzieci — Wskrześ nam Ojczyznę jakimkolwiek cudem — Twojéj etc.

7. Gdy Pan zastępów tarczą nas zasłoni —Powstanie nasza Ojczyzna kochana — Dźwignie się silna z nieszczęść swoich toni — I będzie chwała znów Imieniu Pana — Twojéj etc.

8. Wtedy w świątyniach zkąd żałosne pienia — Ze łzami dzisiaj wznoszą się do Ciebie — Zabrzmią radosne hymny dziękczynienia — A nasi święci powtórzą je w niebie — Twojéj etc.

9. Cześć, chwała Bogu w Trójcy jedynemu — Ojca, Synowi, Duchowi Świętemu Sława Maryi, bo dla Jéj

den Herzen Liebe, Hoffnung, Glaube — Wir entblößen die Brust für die Stöße der Säbel — Möge uns das Opfer das Vaterland erkaufen. — Um dein ꝛc.

4. Du unsre heilige Herrin hast in Czenstochau Dein Volk gegen die Macht der Schweden geschützt — Heute, wo uns die Tyrannen von Moskau quälen, Möge dein Arm Polen nicht fallen lassen. Um dein ꝛc.

5. In Gott ist unsre Hoffnung und unser Schutz — Und in dir unser Grund, vielmögende Maria — Mit deiner Hülfe überwältigt Einer Hundert — Die Feinde weichen und Polen ist nicht verloren. — Um dein ꝛc.

6. In andern Nationen, in denen die Freiheit leuchtet — Erwecke Mitgefühl mit deinem unglücklichen Volke — O Mutter, Mutter, erhöre deine Kinder — Weck auf unser Vaterland durch irgend ein Wunder. — Um dein ꝛc.

7. Wenn der Herr der Heerschaaren uns mit seinem Schilde deckt — Wird unser geliebtes Vaterland auferstehn, — Wird es sich mächtig aufrichten aus der Tiefe seines Unglücks — Und dem Namen des Herrn wird aufs Neue Preis sein. — Um dein ꝛc.

8. Dann werden in den heiligen Stätten, aus denen Trauergesänge — Mit Thränen heute zu dir emporsteigen — Fröhliche Hymnen des Dankes ertönen — Und unsre Heiligen werden sie im Himmel wiederholen. — Um dein ꝛc.

9. Ehre, Ruhm sei Gott, dem dreieinigen — Dem Vater, dem Sohne, dem heiligen Geiste — Ruhm der Ma-

przyczyny — Bóg miłosierny od puści nam winy — Twojej etc.	ria; denn um ihretwillen — Erläßt der barmherzige Gott uns die Schuld. — Um dein Erbarmen u. s. f.

Die preußische Regierung hat diesen Liedern die Ehre erwiesen, ihren Gesang in den Schulen zu untersagen. Es wäre klüger gewesen, den Kindern ihr Spielzeug zu lassen. Natürlich hat das Verbot einen besondern Eifer erregt. In Pleschen, und nicht dort allein, sang man am 18. October 1861 nach der Krönungsfeier das Boze. Der Probst von Opatow im Schildbergschen schrieb der Regierung, er habe das Lied nicht gekannt; da es aber die Behörde für gefährlich halte, sich vor ihm fürchte, wie Herodes vor dem Jesuskinde, so werde er es sich verschaffen, es von Kleinen und Großen singen lassen u. s. w. „weil ich ein Pole bin". Der Probst W. im wongrowiecer Kreise ward um seiner Bemühungen für die verbotenen Lieder willen seines Schulinspectorates entbunden. Er forderte nun die Gemeinde von der Kanzel herab auf, gegen die Maßregel zu remonstriren, eventuell aber die Kinder nicht mehr in die Schule zu schicken, da ja die Behörde dieselbe leicht evangelisch machen könne.

Wer Wind säet, wird Sturm ernten. Der Geistliche Wojtaschewski in Goscieszyn war mit dem Lehrer und Organisten Lagowski daselbst, einem Familienvater einig geworden, dem Befehl der Obrigkeit Folge zu leisten. Als nun am 28 Juli cr. einige Personen auf dem Orgelchor erschienen, sich ihr geliebtes Boze bestellten, wies der Organist ihr Ansinnen zurück, indem er ihnen zu seiner Entschuldigung die Verfügung der posener Regierung zeigte. „Das überzeugte die Unverständigen nicht, denen die Störung der kirchlichen Ordnung mehr galt, als der Gottesdienst, und als der Organist unter Begleitung der Orgel und des Volkes das Lied an die heilige Jungfrau anstimmte, fing eine Anzahl von Männern zum Aergerniß der ganzen Schaar der Gläubigen trotz des kräftigen Orgelspiels das Lied Boże coś Polskę zu schreien an. Es entstand ein solcher Tumult in der Kirche, eine solche Bestürzung über die Entheiligung des Gotteshauses, über die Mißachtung des heiligen Opfers der Messe, eine solche Aufregung der wahrhaft frommen Menge, daß der Priester nicht vor dem Altar bleiben konnte und abtrat, um erst die Ruhe wiederkehren zu lassen. Die Orgel verstummte nach der Unterbrechung des Gottesdienstes, die Unverschämten beendeten ihr Lied, und erst dann nahm die Messe ihren Anfang."

So erzählen die vierzehn Geistlichen des grätzer Decanates, unter ihnen Prusinowski, in längerer Erklärung vom 10. August 1861 den Vorfall der Redaction des Nadwislanin, N. 77, 1861.

Trotz dieser Erfahrung gibt der polnische Klerus sein widerlich frivoles

Spiel mit dem Glauben seines Volkes, die Entweihung*) und Carikirung seiner Heiligthümer nicht auf. Jene Vermischung der Religion mit weltlichen Dingen, die voriges Jahr ihr häßlich atheistisches Gepräge bloßlegte, als Bischof Białobrzeski die Kirchen von Warschau geschlossen hielt, arbeitet auch hier daran, die einzig sichre Wurzel gesunden Volkslebens auf immer zu untergraben. Die Trauergottesdienste und die Processionen sind es hier, die trotz Fahnen und Heiligenbildern der Religiosität des Volkes den Todesstoß geben. Sie haben oben eine kurze Beschreibung der Trauermesse aus Radwislanin erhalten. Sie sind sich überall gleich. Der ärgste Exceß war im vorigen September die Aufforderung zu einer Feier für Ryll, Jaroszynski und Rzonca, die warschauer Meuchelmörder, welche von Dr. Pr., einem Literaten in Pleschen, ausging. Das Lügensystem, durch welches sich bei solchen Anlässen die Geistlichen decken, ist ebenso bezeichnend, als die Gewandtheit, mit der sie, sobald eine derartige Demonstration untersagt ist, sofort einen Heiligen unterzuschieben verstehn, der dann in aller Unschuld mit Boze und Matko Chrystusa gefeiert wird. Auch den Schritt du sublime au ridicule wissen sie zu thun. Sie erinnern sich des berliner Studentenwitzes von 1830: „Wegen Krankheit einiger Schusterjungen kann die auf heute Abend angesagte Revolution nicht Statt finden.“ Nun vergleichen Sie freundlichst die posener Zeitung: Nr. 83. 1861, den Dziennik Poznański Nr. 82: „Wegen eines rituellen Hindernisses kann der Trauergottesdienst für unsere 1848 gefallenen Brüder bei uns am 10. d. M. nicht abgehalten werden. Es wird daher später ein anderer Tag für die Trauerfeier bestimmt werden. Die Aeltesten der Schuhmacherinnung in Trzemeszno.“ Und dann Nr. 95 der posener Zeitung: Der Gottesdienst war wirklich angesagt, mußte auch „aus rituellen Gründen“ unterbleiben, aber die löblichen Schuhmachermeister der Stadt Trzemeszno waren ohne ihr Zuthun, ohne ihr Wissen ins Vortreffen gestellt worden.

Bei den Processionen handelt es sich darum, Massen zusammenzuführen, einander bekannt zu machen und sie in aufregender Rede zu haranguiren, in der man ihnen etwa die Judith oder die Makkabäer zum Muster vorstellt. Schön ist es, wenn Processionen sich begegnen; dann gibt es große Feste; erhaben aber wird das glorreiche Volk, wenn es sich den Juden verbrüdert, die es 1848 würgte. Nicht blos in Heidelberg ziehn die Polen in die Synagoge; auch in Mielzin (vrgl. unsern zweiten Brief). Dort hatten die jüdischen Einwohner bei Gelegenheit der Begegnung zwei großer Processionen an ihrem Wohnort mit illuminirt. Das rührte die polnischen Herzen. Es

*) Zu Czeszewo im Kreise Wongrowiec ist 1861 ein eichenes Kreuz mit dem Bilde des Erlösers errichtet worden, das die Inschrift trägt: für unsere ermordeten Brüder, mit den Bezeichnungen Warschau und Wilna und dem Datum der stattgehabten Hinrichtungen.

begaben sich einige Gutsbesitzer und sonstige Personen zum Rabbi, dankten, versicherten ihn ihrer Geneigtheit, mit den Juden in Frieden zu leben, und forderten ihn auf, die Synagoge zu öffnen, indem sie auch dort ein Gebet abhalten wollten. In der Synagoge ließen sie auf ein stilles Gebet ein lautes Boze folgen.

Die Theilnehmer dieser Procession trugen ein roth und weißes Zeichen an der Confederatka (viereckige Mütze), welches sie großmüthig theilten und weitergaben. Es war das Geschenk eines Geistlichen „aus dem Königreich", welcher die Procession bis an die Grenze begleitet, dort gerufen hatte: Meinen Segen gebe ich euch mit, sonst kann ich euch nichts weiter mitgeben. Er hatte sich dann aber noch besonnen und prophetisch das weiße Chorhemd sowie den rothen Ministrantenanzug in Fetzen zerrissen, aus ihnen weiß-rothe Cocarden gebildet und die Gläubigen damit geziert.

Zu diesen großen politischen Acten kommen nun noch einige Praktiken, die sich bald gegen die Deutschen überhaupt, bald gegen Einzelne unter ihnen richten. In Schrimm ward ein Gerichtsdirector, dessen Entscheidung in der Sprachenfrage nicht behagte, kurzweg gefordert. In Pleschen ein unbequemer Bürgermeister — doch das ist die letzte längere Geschichte, zu der ich einen besondern Anlauf brauche. Zu unsern katholischen Feiertagen kommen noch die mit einem großen Ablaß verbundenen Specialfeste der Localheiligen. Bei diesen „Abläßen" wird durch das Zusammenströmen der Massen aus mehren Parochien eine erhöhte geistliche Thätigkeit nöthig. Der Ortspfarrer findet sich dann bei seinen Herrn Brüdern durch ein glänzendes Diner ab, zu dem Sie auch eine Einladung haben sollen, wenn Sie uns einmal besuchen; denn es werden deutsche Gäste in großer Zahl geladen. Widerstrebend nahm der Bürgermeister Hautzinger seine Aufforderung an, und als die Köpfe warm, die Füße schwer wurden, versuchte er, wie wir minder Trunkfertigen hier gern thun, „polnischen Abschied" zu nehmen, d. h. sich still zu entfernen. Man kam ihm nach und trug ihn auf den Schultern wieder herauf. Der geschmeichelte Consul sprach nun auch dem Ungarweine zu und begann sich etwas aufzuknöpfen. „J. Brüderchen, was wird die Regierung sagen, daß du hier mit uns trinkst". — „Ach was," sagt der in seinem Wasserpolnisch, „ich freß die Regierung", nicht wissend, welch' schweren, unästhetischen Sinn die Worte sram na regency hochpolnisch haben. Anderen Tags ward Hautzinger von seinen polnischen Tischgenossen — dem Staatsanwalt denuncirt.

In Trzemeszno wußten sie sich mit dem Beamten, der in der Processionsangelegenheit ein ungünstiges Zeugniß abgelegt, durch Steine, die sie gegen ihn und dann durch seine Fenster warfen, abzufinden. In Xions wurden acht Bürger, die eine Polizeistrafe im Kreisgericht zu Schrimm abgebüßt hatten, in feierlichem Zuge, an welchem der Geistliche und die Schule — aber, wie sie

berichtigen, nicht als solche — Theil nahmen, eingeholt, durch Festmahl, durch Illumination und sogar in der Kirche gefeiert. So geschehen: 14. Dec. 1862.

Herrn v. Bonin wird die Einladung zum Diner abgeschlagen, „um ihn nicht durch den Anblick der Czamarken verletzen zu müssen". Der Oberpräsident hatte auf dem Landtage zu Berlin einige treffende Worte über die Spielerei mit dem Nationalcostüm fallen lassen. — Wie sie die Trauer um Friedrich Wilhelm den Vierten gehalten, wie des badener Attentates im Dziennik nur unter den gewöhnlichen berliner Neuigkeiten gedacht war, ist bekannt, minder vielleicht, daß sie in Birnbaum (nur dort?) nach den Wahlen beim Hoch auf den König ihre Mützen aufbebielten.

Von deutschen Handwerkern, die sie nicht bezahlen können oder mögen, verlangen sie polnische Quittungen. Um die Juden dagegen wird gebuhlt. Da brennt ohnweit Kozmin ein Dorf ab; unter den Beschädigten ist ein jüdischer Schänker. Den Polen gegenüber thut der Probst seine Schuldigkeit; dem Juden gibt er —? nein, er schreibt an Herrn Dr. Abraham Geiger in Breslau und bittet ihn, für den abgebrannten Juden zu sammeln. Geiger ist natürlich bewegt, entzückt, sammelt und rühmt diesen seltenen Fall hoher Toleranz in der Zeitung. Das war der Zweck.

Doch fehlt es auch nicht an gesunden Unternehmungen: eins ist die Actiengesellschaft Tellus oder wie sie seit dem 15. December 1862 heißt: Commanditgesellschaft von Plater Chłapowski, Bninski und Comp. Sie hat bis jetzt ein Capital von 480,000 Thlr. aus allen Gebieten des alten Polens in Actien gezeichnet, welches zur Unterstützung polnischer Grundbesitzer durch Darlehn bestimmt, den Zweck haben soll, die großpolnische Erde den polnischen Besitzern zu erhalten.

Das ist wieder bezeichnend, daß der das ganze Polen umfassende Verein Posen auswählt, um sich da zu domiciliren. Die Thätigkeit der auf § 173 des deutschen Handelsgesetzbuchs constituirten Gesellschaft geht auf Banquier- und Wechselgeschäfte, § 272; Uebernahme von Versicherungen, § 271; Commissionsgeschäfte, § 271 und 360; die Actienzeichnung ist notariell legalisirt und die erste Rate eingezahlt worden. Der Aufsichtsrath besteht aus zehn Personen, welche Galizien, Russisch-Polen, Westpreußen und Posen angehören. Der galizische Fürst Leo Sapieha eröffnet die Reihe.

Auch was für Gesellenvereine, für Krankenhäuser u. dgl. geschieht, hätte ich gern gerühmt und wäre denen warm entgegengetreten, die vorgeben, es sei dabei polnische Prahlerei und Agitationslust stark im Spiele, wenn mir nur nicht die Frau Landschaftsräthin v. Bronikowska auf Marszalki bei Raszkow, Kreis Schildberg, wieder einmal das wahre Gesicht polnischer Barmherzigkeit gezeigt hätte. Sie hat ihren Mann am Typhus verloren und hat nicht Lust schon wieder eine Leiche zu sehen, wie sie sagt, darum hat sie ihren Haus-

lehrer Mikus, der gleichfalls vom Typhus befallen war, bei dem jetzigen Wetter, während des heftigsten Fiebers in leichten Betten nach dem zwei bis drei Meilen entfernten Krankenhause schaffen lassen. Erstarrt, sprachlos u. s. w. im Hospitale angelangt, ist Mikus dort am zweiten Tage, 9. December 1862, gestorben.

Da haben Sie ein Bild dessen, was sich hier begibt. Sine ira et studio habe ich es gezeichnet, wo ich es nur irgend durfte, die Schwächen der Deutschen und die Vorzüge der Polen hervorhebend; dennoch erschien uns die Bewegung, hervorgerufen von wenigen, unter sich uneinigen Männern, welche auf die Führer der Nation und auf diese selbst einen schweren Druck üben, ungerecht in ihren Ansprüchen, unwahr in ihren Klagen, bald unreif, bald unlauter in ihren Mitteln und über ihre letzten Ziele völlig unklar. Mit schneidendem Witze beschreibt Kattner, wie sich unter der erstrebten Nationalität jeder etwas Anderes denke:

„Polnische Frauen: die katholische Religion mit Wachskerzen und Weihrauch; die Junker: Woiwodschaften, Starosteien, schuldenfreie Güter und Zeitvertreib mit Juden und Deutschen; die Pfaffen: Oberaufsicht über König und Staat, geistliche Gerichte und Ketzerhetzen; die Schulbuben: viereckige Mützen, Abschaffung der Mathematik, ununterbrochenen Masurek; Dr. Metzig: das Ministerium für polnische Medicinalangelegenheiten und den St. Stanislausorden erster Classe; Graf Montalembert: ein Bollwerk gegen den Protestantismus und die Kirchenspaltung; Lord Russell: ein Bollwerk gegen das indiengierige Rußland."

Desto einiger sind sie über ihr nächstes Ziel. Wenn dem ganzen Vaterland unter Mittheilung aller Actenstücke die Frage vorgelegt würde, ob wir es Landesverrath nennen dürfen, so weiß ich, wie die einstimmige Antwort lauten würde. Wir theilen noch einen freilich etwas alten Beleg mit. Zu einem Festmahl, welches die Nation am 20. November 1859 dem Kolko gab, war der Abgeordnete für Schrimm, Schroda und Kosten, G. v. Potworowski auf Gola, eines der ehrenwerthesten seiner Mitglieder, von demselben mit der Hauptrede beauftragt. Sein plötzlicher Tod hinderte seine Theilnahme, aber der Dziennik brachte bald darauf den Wortlaut der schon aufgesetzten Rede. Dieses Testament eines durchaus ruhigen und besonnenen Polen schließt:

„Die Stellung Ihrer Deputirten, meine Herrn, auf dem preußischen Landtage in Berlin war und ist sehr schwierig und zu Zeiten sehr trübe, weil sie auf dem Landtage eigentlich keine Stelle haben. Allein unsere Solidarität gibt uns heutzutage eine größere Bedeutung als früher, nicht blos gegenüber den beiden Kammern, sondern, ich darf es kühn aussprechen, gegenüber von ganz Europa. Europa sieht, daß auf dem Landtage von Berlin sich Polen finden, welche keinen andern Gedanken haben, kein andres Streben,

58*

kein andres Ziel, als nur die Rechte ihrer Nationalität zu fordern, und heute ist diese Einsicht von um so größerer Bedeutung und stärkerem Gewichte, als der große Grundsatz der Nationalität seinen Ausdruck gefunden hat. Ihre Pflicht, meine Herrn, ist es, dahin zu trachten und zu arbeiten, daß alle Coterien und Parteiungen im Lande aufhören, damit die Losung der Nationalität nicht verdächtigt, oder irgend jemand gegenüber schwankend gemacht werde und damit diese heilige Losung niemals durch andre Tendenzen verhüllt werde. Wir aber, meine Herren, schwören als polnische Abgeordnete, daß wir keine anderen Rücksichten, keine anderen Ziele haben, als die Vertheidigung unserer Nation. Wir arbeiten in der Hoffnung, daß wir einst auf unserm eigenen Boden über das Wohl unseres Landes rathen werden, und in dieser Hoffnung, zur Ehre dieses Glaubens unseres Volkes bringe ich den Toast aus: Es lebe unsere Hoffnung, und ich bitte Gott, daß er uns diese Zeit erleben lasse."

Einig sind die Polen ferner in ihrem glühenden Hasse gegen Deutschland, insonderheit gegen Preußen; eine Stimmung, deren Ungerechtigkeit in die Augen fällt. Die Gründe, welche Montalembert dafür aufsucht, sind nichtig, weil sie auf dem Boden lügenhafter Angaben ruhen.

Es kommt bei diesem Hasse vielleicht die Geschichte der zweiten Theilung Polens in Rechnung, bei der Preußen den Polen bitter weh gethan hat. Gewiß ist der wunderliche Zug des unglücklichen Menschen nicht ohne Einfluß, welcher ihn gegen einen Wohlthäter, der nicht allen Wünschen gerecht wird, bittrer stimmt als gegen jemand, der ihm gar nichts gewährt, ein Zug, der sich besonders mächtig bei einem Volke zeigt, welches die Freiheit niemals vertragen hat. Sodann fällt der Religionsunterschied um so schwerer ins Gewicht, als sich der katholische Pole des Abfalls von dem jetzt siegreich gewordenen Protestantismus anzuklagen hat.

Entscheidend aber ist der Gegensatz des germanischen und des slavischen Volksgeistes. Der Pole fühlt von ersterem eine ihm unerkannte, aber deswegen doppelt starke Gewalt ausgehen, der er nicht zu widerstehen, ja neben der er sich nicht zu behaupten vermag. Diesem Geiste gegenüber gibt es für ihn keine andere Wahl, als aus sich herauszutreten, mit seinen alten Fehlern zu brechen oder zurückzuweichen. Der schwere russische Druck hat den Polen gelassen, wie er war. Es ist möglich, daß ein Aufstand, ein Friedenstractat, ja ein kaiserlicher Ukas das russische Polen von seinem Joche befreit, und es steht mit seiner alten Kraft, aber auch mit seinen alten Schwächen und Sünden wieder auf. Wenn aber Großpolen „frei" würde, so würde der Geist des nunmehr unterworfenen Deutschthums noch seine Ueberlegenheit geltend machen, noch neue Siege gewinnen, noch immer weiter nach Osten dringen. Weil vor ihm sein Thron wankt, darum zürnt das Slaventhum den Germanen.

Doch zu einer Wiederbelebung Großpolens wird es nicht kommen. Nicht blos Preußen wird darüber wachen, daß ein Land, dessen größere Hälfte deutschen Besitzern eignet, daß die Frucht einer sechshundertjährigen deutschen Arbeit, daß 700,000 Deutsche nicht einer hohlen Theorie zu Liebe einem Volksstamm geopfert werden, welcher nicht einmal die Voraussetzung politischer Lebensfähigkeit für sich hat, und bei dem die furchtbarste Unduldsamkeit mit dem Mangel jedes lebendigen Rechtsgefühles Hand in Hand geht.

Ich glaube, das ganze Vaterland wird sich zu Noahs Wort bekennen: „Großpolen ist für sie verloren, wenigstens so lange noch ein Tropfen Blut in preußischen Adern fließt.“

Xowo, den 19. December 1862.

Washington und Richmond während des Krieges*).

2. Washington als Feldlager. — Der Präsident und sein Cabinet. — Lieferantenschwindel.

Washington wie es war und Washington wie es ist sind traurige Gegensätze. Seine Bewohnerschaft allerdings hat sich durch den Krieg fast verdoppelt, der Grund und Boden ist vierhundert Procent mehr werth als früher, die Miethe von Wohnungen und Läden hat sich fabelhaft gesteigert. Aber die neuen Einwohner sind eben nicht von der Sorte, die einer Stadt Ehre und Nutzen schafft; es sind Zug- und Raubvögel, Beispiele für den Bibelspruch: „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler“, Individuen, die von dem allgemeinen Ruin leben und, nachdem sie sich den Bauch zur Genüge gefüllt haben, in ihre alten Nester und Höhlen zurückkehren.

Ebensowenig ist die Stadt noch das Centrum von dem, was Amerika feine Sitte und anmuthigen Genuß nennt, und was früher namentlich in der

*) Nach Auszügen aus den neuesten englischen Schriften über die Vereinigten Staaten und den dortigen Bürgerkrieg: William Howard Russells „My Diary North and South“ — Anthony Trollopes „Nordamerika. Uebersetzt von A. Diezmann“. (Leipzig, B. Tauchnitz), und einem Artikel im „Cornhill Magazine“ sowie andern Quellen.

Zeit der Congreßsitzungen hier sich zusammenfand und geltend machte. Die Mitglieder von Senat, Abgeordnetenhaus und Regierung, die früher aus dem Süden hierher kamen, waren in gewisser Beschränkung Leute von vornehmen Manieren, und sie gaben ohne Zweifel mehr Geld für Vergnügungen aus, als ihre Collegen aus dem Norden. Die Nachkommen der altenglischen Cavaliere sind heiterer, prunkliebender, genußsüchtiger, minder trocken und um vieles aufgeknöpfter und gastlicher als die Nachkommen der altenglischen Rundköpfe, und die Folge, daß diese jetzt hier beinahe allein schalten, ist eine sehr merkliche Umwandelung des Charakters der Stadt aus heiterer Lebhaftigkeit in melancholische Geschäftsmäßigkeit, neben der wilde Lustigkeit und Galgenhumor sich breit machen.

So lange der Süden ein Interesse am Kapitol hatte, bewirkten seine dunkeln Schönheiten und seine feurigen Gentlemen, daß die Sessionszeiten auf die prächtigste Weise verflossen. Senatoren und Volksvertreter suchten sich durch den Glanz ihrer Abendgesellschaften zu überbieten. Die Empfangstage des Präsidenten würden einem fürstlichen Hofe, wenigstens was die Eleganz der Toiletten betrifft, Ehre gemacht haben, modische Equipagen belebten in langem Corso des Nachmittags die Hauptstraßen, und Hunderte königlicher Frauengestalten wandelten in den Anlagen vor dem Capitol, wenn die Musikchöre der Marine ihre Concerte gaben.

In der Zwischenzeit zwischen den Sessionen versank die Stadt in Schlummer. Ihre Riesenhotels waren verlassen, wenn es nicht einmal eine Hochzeit darin gab. Die kleine Armee von Regierungsbeamten ging großentheils auf Urlaub, und die Negerkutscher saßen ernst und schweigsam, nur selten durch einen Fahrgast zu dem gewöhnlichen dienstfertigen Grinsen veranlaßt, auf den Böcken ihrer überzähligen Droschken. Der Aufseher an der Longbridge verließ seinen Posten ungestraft. Die Ställe des Weißen Hauses waren verschlossen, und die hübschen flinken Jungen, welche die Herren Senatoren und Abgeordneten im Capitol so geschäftig bedient hatten, wenn sie während der Sitzung ein Glas Wasser oder einen Brief besorgt haben wollten, schlenderten hinaus nach dem Flusse, um sich mit Fischen die Zeit zu vertreiben. Die Stadt war in der Saison ein Modell amerikanischer Vornehmheit, außer der Saison der langweiligste und einfachste Ort der Welt. Keine einzige Kanone vertheidigte die Stadt gegen einen Angriff von der Landseite, und die Herren Gesetzgeber brummten, wenn man ihnen Ausbesserungskosten abverlangte für Fort Washington, einen kleinen alten Kasten, zwanzig Meilen stromabwärts. Epochemachendes kam in jener guten alten Zeit zu Washington niemals vor, auch in der Saison nicht. Man müßte denn dahin rechnen, daß gelegentlich ein Senator Knüttel einen Repräsentanten Spitzig „durchwammste“, oder daß Herr Langfinger vom Schatzamt, Sohn des Ex-Vicepräsidenten, beim „Abstrahiren“ entdeckt wurde,

oder daß Schniepel jun., der hübsche Stenograph auf der Galerie des Abgeordnetenhauses mit der Tochter des würdigen Mr. Eliezer Thalermann im Parterre davonlief — Ereignisse, welche der Stadt Krämpfe verursachten und die Zeitungen und Klatschgevattern im ganzen Lande glücklich machten.

Es gab in der Saison eine gute Anzahl von politischen Industrierittern aller Arten hier, besonders in den letzten zehn Jahren vor dem Kriege. Aber es gab auch eine gute Anzahl rechtschaffner Leute. Namentlich enthielten die Regierungskanzleien gewisse räthselhafte Geschöpfe, die stillen Gemüthern Washington sehr angenehm machten. Damit meinen wir jene alten Secretäre, Registratoren und Assessoren, welche durch gewissenhafte Erfüllung ganz besonderer Pflichten sich unabsetzbar, weil unersetzbar gemacht hatten und so, unberührt von der großen „Beamtenausfegung" bei jedem Wechsel der Executive, von Präsident zu Präsident forterbten. Sie mischten sich nicht in den Streit der Parteien. Sie hatten nichts mit politischen Intriguen zu schaffen. Sie sollen sogar bisweilen ihr Wahlvotum nicht abgegeben haben. Gleich den wenigen Gerechten in Sodom wandelten sie von Hause nach ihrer Kanzlei und von ihrer Kanzlei nach Hause, bis der Perpendikel still stand und sie so still verschwanden wie sie gelebt hatten. Sie sind die einzigen Glieder, welche die Gegenwart mit den Anfangszeiten der Republik verbanden, als ein Amt noch eine Ehre war und reine Charaktere das Ruder führten. Ihre pfiffigen Zeitgenossen in den Kanzleien der Executive nennen sie „antediluvianische Geschöpfe", aber das galt auch von den beiden Adams. Die Race stirbt jetzt aus, und die wenigen, die übrig sind, machen, verloren unter Rudeln habgieriger Lieferanten und lärmender Demagogen, verblüfftere Gesichter als Rip Van Winkle, wie er aus seinem jahrelangen Traum erwachte.

Die Stadt war also früher nicht allzu verderbt, und es gab wirklich mehr anständig denkende und ehrliche Leute da, als die Zeitungen zugestehen wollten. Aber mit dem Kriege kamen ungeheure Ausgaben für Kleider, Proviant, Geschütze, Gewehre, Pferde, Schiffe und Beförderung der Truppen, und jetzt juckten jedem dritten Mann in Amerika die Finger nach einem Antheil an der Beute. Die Habgierigen, die Meineidigen, die Unverschämten eilten sofort herbei und das Kriegs- und Marinedepartement befanden sich von diesem Augenblick an thatsächlich im Zustand belagerter Festungen. Schildwachen versperrten den Zugang zu den öffentlichen Behörden, persönliche Gesuche bei denselben anzubringen wurde verboten, und zu den Haupterfordernissen eines Bureauchefs gehörten Blindheit, Taubheit und Fühllosigkeit. Jeder Staat der Union war durch Gauner vertreten. Das Heer von Schurken, welches sich hier nach Profitchen drängte, war so stark fast als das hier versammelte Soldatenheer. Durch keine Drohung eingeschüchtert, durch keinerlei Entlarvung verblüfft, stahlen diese grundsatzlosen Patrioten und machten sich lustig über das Unglück des

Staates. Abenteurer aller Grade spannen Ränke, um einen Lieferungscontract zu erhaschen, von den Fleischern, die um Häute, Talg und Lagerabfall feilschten, bis hinauf zu den Kaufmannsfürsten, welche über Kanonenboote, Feldbatterien und Riesengeschütze verhandelten Einbalsamirer verlangten mit Geräusch die Leiber der Gefallenen. Erfinder bedeckten den Boden des Zeughauses mit allerlei Modellen zu Zelten, Tornistern, Gewehren und Geschossen. Schiffsbauer hofften bei der Gelegenheit ihre verfaulten Fahrzeuge, Pferdeverleiher ihre mit Spat behafteten Mähren loszuwerden. Ein Spitzbube von Newyork schwindelte in Dampfern, ein Spitzbube von Boston in Schuhen. Pennsylvanier beschmutzten ihren Namen durch Speculationen mit schlechten Kleiderstoffen, und Fabrikanten von Connecticut verhandelten der Regierung verdorbene Musketen. Viehhändler von Ohio wurden fett von magerem Schlachtvieh, Mehlhändler von Illinois gediehen von schimmelndem Commißbrot. Juden der schäbigsten Classe bevölkerten die Läden von Pennsylvania-Avenue, und Marketender, die eigentlich im Zuchthaus hätten sein sollen, beraubten die Truppen um ihren Papiersold. Mäkler, die Soldatenpensionen zu vermitteln vorgaben, errichteten im Schatten des Schatzamts ihre „Offices“, um Wittwen und Waisen zu betrügen. Eisenbahnpräsidenten steckten die Köpfe zusammen, um durch gemeinsame Erhöhung der Fahrpreise der Regierung von ihrem Gelde zu helfen. Aerzte, von der allgemeinen Krankheit angesteckt, betrogen mit Arzeneien, und hohe Staatsbeamte bereicherten sich auf Kosten des Vaterlandes.

In den großen Hotels der Stadt wimmelte es von Agenten, welche Aufträge und Contracte vom Militärdepartement vermittelten, von gespreizten Freiwilligenoffizieren mit langen Sporen, rasselnden Schleppsäbeln und kolossalen Bärten, von neuangekommenen militärischen Gästen aus Europa, Landsknechten der Freiheit mit Ordensbändchen im Knopfloch. Die Schenktische waren gedrängt voll von Trinkern, und der Tabaksrauch stieg in erstickenden Wolken zur Decke hinauf.

Das Postgebäude wurde zum Theil in ein Mehlmagazin, das Patentamt zur Hälfte in ein Lazareth für kranke und verwundete Soldaten verwandelt, deren zu Zeiten an zwanzigtausend in Washington lagen. Ein großes Privathaus, welches seiner Inschrift nach „den Künsten“ gewidmet sein sollte, enthielt jetzt nur Schöpfungen der Kunst, welche sich der Bekleidung des Militärs weiht. Selbst das Capitol war eine Zeit lang eine große Kaserne, und Feuer-Zuaven hielten Session in den Hallen des Congresses. In den Kellerräumen des Gebäudes buk man Commißbrod, und Tonnen mit Schweinspöckelfleisch versperrten die Portikos und Colonnaden. Preisboxer der verschiedenen Regimenter bearbeiteten sich mit den Fäusten vor den Fenstern des Präsidenten, betrunkne Soldaten wurden nach der Wache geschleift, brüllende „War-Meetings“ zertraten die Anlagen vor dem Capitol. Der Balkon von Williards Hotel flammte fast alle

Wochen einmal zurückkehrenden Gefangenen sein Willkommen entgegen. Die Straßen von Washington waren Tag und Nacht voll Pulver- und Proviantwagen, in der ganzen Stadt sah man Militärhütten und Zelte mitten im Schmutz, weite Plätze waren mit Fuhrwerk, Pferden und Maulthieren bedeckt. Ueberall Trommeln und Signalhörner, an allen Ecken berittene Schildwachen mit gezogenem Pallasch und über und über mit Koth bespritzt.

So gings fort bis hinaus in die Vorstädte. In den Hauptstraßen waren Eisenbahnen angelegt, und die morschen Pfeiler der Longbridge zitterten unter dem Gewicht der mit Kriegsvorräthen darüberhinbrausenden Züge. Die grünen Hügel von Arlington sind jetzt in große gelbe Lehmhaufen verwandelt, auf denen ein paar Dutzend Schanzen in der Sonne backen. Militärstraßen sind durch die Felsen beim Aquäduct und bei Chainbridge gehauen. Die schönen „Colleges“ in Georgetown sind zu Zeughäusern und Spitälern umgestaltet, und der Potomac trägt fast nur Schiffe, die für die Armee befrachtet sind.

Und eben diese Geschäftigkeit des Feldlagers bringt auch die rohen Vergnügungen eines solchen. Die schönsten Häuser der Stadt wurden von Spielgaunern gemiethet. Schnapsschenken, vom Volkswitz „Rum-mills“ genannt, schossen an jeder Ecke auf. Allenthalben brannten Lichter zu ungewohnten Stunden, um zu zeigen, wo das Laster fidel war. Massen liederlicher Weibsbilder trieben sich nach Dunkelwerden auf den Gassen umher. Mac Clellans Provost-Marschall versuchte umsonst die vorzüglichsten Unordnungen zu bewältigen. Die Fässer betrügerischer Wirthe wurden auf die Straße ausgeleert, herumstrolchende Soldaten ins Lager oder ins Gefängniß gebracht, eine geheime Polizei eingerichtet zu Ueberwachung von Verräthern, Spionen und Schwindlern, auch stellte man da, wo die Straßen sich kreuzten, Dragoner auf, die Befehl hatten, jeden Offizier oder Soldaten zusammenzuhauen, welcher gegen ihre Abmahnung im Galopp ritte.

Schlimmer als dieses Treiben in den niedern Regionen Washingtons ist, daß auch die höheren und höchsten Spären von dem Kriege verwandelt worden sind, und nicht zu ihrem Vortheil.

Der biedere Hinterwäldler-Advocat, der zufällig an die Spitze der Geschäfte gestellt worden ist, hat durchaus reine Hände. Aber es fehlt ihm das Auge, die Ränke seiner nächsten Untergebnen zu sehen, und der Wille, sie zu strafen. Kein Regierender mit so gutem Willen hatte je so wenig Glück als Präsident Lincoln.

Ehe wir ihn und sein Cabinet vom moralischen Gesichtspunkt schildern, folgen wir Russell zunächst zu einem Besuch im Weißen Hause.

Als Russell nach Washington kam, verloren der Präsident und der Staatssecretär keine Zeit, ihn zu Tisch zu bitten. Jener bemerkte bei der ersten Audienz, die der Gesandte von Printing House Square bei ihm hatte: „Mr. Russell,

ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen und Sie in unserm Lande zu sehen. Die londoner Times ist eine der größten Mächte der Welt, ja ich weiß in der That nicht, was viel mehr Macht hat, ausgenommen vielleicht der Mississippi. Ich freue mich, daß Sie Gesandter dieser Großmacht sind." Und ein paar Tage später that die „erste Dame der Union" dem Specialcorrespondenten in Williards Hotel die Ehre an, ihm ein prächtiges Bouquet und eine Karte mit Mrs. Lincolns Empfehlungen sowie eine zweite Karte zu senden, welche die Anzeige enthielt, daß Mrs. Lincoln um drei Uhr empfange.

Als Russell dieser Einladung Folge leistete, traf er die Frau Präsidentin bereits in Positur, ihre Gäste zu empfangen. „Sie ist eine Vierzigerin und von Mittelgröße sowie von einer Drallheit, die schon in die ihren Jahren natürliche Wohlbeleibtheit übergeht. Ihre Züge sind gewöhnlich, ihre Nase wie ihr Mund von ordinärem Schnitt und ihre Manier und Haltung unbeholfen, doch gesteift durch das Bewußtsein, daß ihre Stellung von ihr verlangt, etwas mehr zu sein als die einfache Mrs. Lincoln, die Frau des Advocaten aus Illinois. Allzuhäufig und fast in jedem Satze gebraucht sie das Wort „Sir", welches jetzt fast zum Amerikanismus geworden ist und auch hier nur auf gewisse Classen sich beschränkt, während es früher in England ebenso gewöhnlich war. Ihr Anzug war sehr prunkvoll und von prahlenden Farben. Sie hanthierte sehr energisch mit einem Fächer, wobei sie einen runden wohlgeformten Arm zeigte, und war mit einigen einfachen Juwelen geschmückt. Mrs. Lincoln überraschte mich durch den augenscheinlichen Wunsch, angenehm zu erscheinen, und ich gestehe, ich war angenehm enttäuscht dadurch, da die secessionistischen Damen Washingtons sich an Anekdoten ergötzt hatten, welche hiernach kaum auf Thatsachen begründet sein konnten.

Bald nachher trat mit schlotterigem, wackeligem, unregelmäßigem, fast unsicherem Gange ein langaufgeschossener, hagerer, dürrer Mann herein, beträchtlich mehr als sechs Fuß hoch, mit vorn übergebeugten Schultern und langen baumelnden Armen, die in Hände von außerordentlichen Dimensionen endigten, welche indeß an Größe von seinen Füßen noch bei weitem übertroffen wurden. Er war mit einem schlecht passenden, faltenwerfenden schwarzen Ballanzug bekleidet, welcher mich an die Uniform eines Leichenbitters erinnerte. Um seinen Hals war ein Strick von schwarzer Seide in eine gewaltige Schleife geknüpft, deren fliegende Enden sich bis über den Frackkragen hinausstreckten. Sein niedergeschlagner Hemdkragen ließ einen sehnigen, muskulösen, gelben Hals sehen, und darüber erhob sich, in eine große Masse dichten und drahtartig steifen schwarzen Barthaares geschmiegt, mit einem Dache wirren republikanischen Kopfhaares bedeckt, das seltsame, wunderliche Gesicht des Präsidenten Lincoln. Der Eindruck, welchen die Größe seiner Gliedmaßen und seine

großen und weit abstehenden Ohren machen, kann durch den Zug von Güte, Klugheit und grotesker Gutmüthigkeit zurückgedrängt werden, den sein Antlitz zeigt. Der Mund ist unbedingt ungeheuer, die Lippen, die sich schier von einer Linie schwarzen Bartes bis zur andern erstrecken, werden nur von zwei tiefen Falten, die von den Nasenflügeln bis zum Kinn herablaufen, von weiteren Ausschreitungen abgehalten. Die Nase, ein Organ von beträchtlicher Größe, tritt aus dem Gesicht mit einer gewissen fragenden Aengstlichkeit hervor, als ob sie nach irgend etwas Gutem in den Wind hineinschnüffeln wollte. Die Augen, dunkel, voll und tiefliegend, sind durchdringend, aber von einem Ausdruck, der fast wie Zärtlichkeit aussieht, und über ihnen treten borstige Augenbrauen hervor, welche in einen kleinen harten Stirnraum endigen, dessen Entwickelung sich kaum genau bemessen läßt, da unregelmäßige Locken dichten Haares sorglos darüber gekämmt sind."

Bei der Gelegenheit lernte Russell auch Seward und verschiedene andere Minister Lincolns kennen, deren Porträts man in dem Buche selbst aufsuchen möge. Hier nur noch eine Probe der Art, auf welche sich Lincoln der Anekdoten bedient, deretwegen er berühmt ist.

Russell sagt: „Wo Leute, erzogen an Höfen, gewöhnt an die Welt oder erfahren in der Diplomatie irgend eine Ausflucht gebrauchen, eine artige Rede halten oder mit den Achseln zucken würden, um sich aus einer Verlegenheit zu ziehen, läßt Mr. Lincoln die Leute über irgend eine kecke Anekdote aus dem Westen lachen und macht sich dann in der Wolke von Heiterkeit, die sein Spaß erzeugt hat, aus dem Staube. So fuhr, als Mr. Bates (der Justizminister) lebhaft gegen die Ernennung eines unbedeutenden Advocaten zu einem wichtigen Richterposten Einspruch erhob, der Präsident mit den Worten dazwischen: „Ach lassen Sie das, Bates, er ist nicht halb so schlimm, als Sie meinen. Dann aber muß ich Ihnen sagen, daß er mir vor langen Jahren einmal einen großen Dienst erzeigt hat. Als ich mich aufs Advocatwerden legte, ging ich eines Morgens zu Gericht. Ich hatte so was wie zehn oder zwölf Meilen schlechten Weges vor mir und kein Pferd. Der Judge holte mich mit seinem Wagen ein. Holla, Lincoln! Gehen Sie nicht nach dem Gerichtshause? Steigen Sie ein, Sie sollen einen Platz haben. So stieg ich denn ein, und der Judge fuhr fort, seine Papiere zu lesen. Plötzlich stößt der Wagen an einen Baumstumpf auf der einen Seite der Straße, daß er auf die andere hinüberfliegt. Ich gucke hinaus und sehe wie der Kutscher auf seinem Bock hinüber- und herüberbaumelt. Sag' ich: Judge, ich dächte, Ihr Kutscher hätte diesen Morgen ein Bischen zu tief ins Glas geguckt. — Na wahrhaftig, Lincoln, sagt er, ich sollte mich nicht wundern, wenn Sie recht hätten; denn er hat mich seit dem Wegfahren wohl ein halb Dutzend Mal beinahe umgeschmissen. — So steckt er seinen Kopf aus dem Schlag und schreit: Ei du verdammter Racker, du bist ja besoffen!

Darauf hält der Kutscher die Pferde an und sagt, indem er sich mit großer Würde umdreht: Bei Gott, das ist das erste gerechte Urtheil, welches Sie seit zwölf Monaten abgegeben haben. — Während die Gesellschaft lachte, bewerkstelligte der Präsident gelassen seinen Rückzug aus der Nachbarschaft des Attorney-General." —

Aehnliche triviale Anekdoten und Redewendungen des Präsidenten laufen zu Dutzenden in Washington um. So antwortete er auf das Andringen seiner Freunde, den Kriegsminister Cameron zu entlassen: „Es ist doch gewiß nicht die rechte Zeit für den Reiter, sein Pferd zu wechseln, wenn er gerade durch einen Strom reitet." Und so wird erzählt, daß er auf die Frage, wie ihm der Ausfall der letzten (für seine Partei unglücklichen) Wahlen gefalle, entgegnet habe: „Na sehen Sie, es geht mir wie jenem Burschen, der, wie er 'mal bei Nacht seinen Schatz besuchen wollte, sich an einen Stein stieß. Da sagte er: Ich kann eben nicht darüber lachen, bin aber doch schon zu groß, um darüber zu weinen." Seine öffentlichen Ansprachen sind meist auffallend naiv. Die Zeitungscontroverse, in die er sich mit Horace Greeley, dem bekannten Redacteur der demokratischen Newyorker Tribune einließ, war äußerst taktlos. Schurken, welche seinen Anekdoten lauschten, stahlen ihm aus den Taschen, während sie lachten. Er versuchte die Radicalen und die Conservativen zu versöhnen und wurde der Spielball beider. Er mißtraute seinem Oberbefehlshaber, scheute sich aber, die zu erzürnen, die seine Stützen waren. Er proclamirte die Sklavenemancipation und zu gleicher Zeit seine Zweifel an der Gesetzlichkeit der Maßregel. Kurz, es fehlte ihm an allen Haupteigenschaften eines Trägers der vollziehenden Gewalt in schwierigen Zeiten, an Entschlossenheit, Würde und Willensstärke.

Dagegen genießt Lincoln den unter amerikanischen Advocaten und Politikern seltenen Ruf der Rechtschaffenheit, mit Recht nennt ihn das Volk den „alten ehrlichen Abe", und immer wird man sich bei dem, was das Gute und Erfreuliche an der Revolution ist, an die wunderliche Gestalt des Präsidenten erinnert finden. Ueberall wohin er kommt, verbreitet er Heiterkeit. Kein Mensch in der Union haßt oder beargwohnt ihn, die bloße Nennung seines Namens brachte in schlimmer Stunde Zuversicht in die Augen der Soldaten. „Ich ritt," so erzählt der Verfasser des Aufsatzes im „Cornhill Magazine, „eines Tages bei Sonnenaufgang in der Gegend des Washingtons-Monuments spazieren. Da zog mich ein Knallen, was von Rottenfeuer herzurühren schien, nach dem Flußufer hin. Hier stand hart am Rande des Wassers ein kleines Zelt, aus welchem der lange Lauf einer Repetirbüchse hervorguckte. Der Präsident war so zeitig aus seinem Bett gekommen, um dem Feuern zuzusehen, und ich fand ihn auf den Knieen, indem er die Kurbel drehte, sein Gesicht glühte vor Vergnügen, und er schrie laut auf wie ein Kind über die großen Resultate, die erreicht worden waren. Sein Hut lag an der Erde, seine Uhr baumelte ihm aus der

Tasche heraus, und als er fertig war, stieß er ein schallendes Freudengeschrei aus, sprang über einen breiten Graben und marschirte mit fürchterlich langen Schritten nach der Stadt zurück."

Weniger günstig lautet das Urtheil über die Mehrzahl der Minister. Seward, der begabteste von ihnen, hat sich als Politiker nicht bewährt und sich durch sein Verhalten in der Trent-Angelegenheit, seine prophetischen Aussprüche über das baldige Ende der Revolution und noch mehr durch sein wichtigthuerisches Wesen vielfach lächerlich gemacht. Der Marineminister Wells ist kein Mann von Fach und würde in Europa nach dem Rufe der Corruption, in dem er steht, und nach den vielen Mißgriffen, die er gethan hat, längst seine Entlassung erhalten haben. Der frühere Kriegsminister Cameron mußte abgesetzt werden, da er erwiesenermaßen bei Gaunereien geholfen, durch welche der Staat um Millionen beschwindelt worden war. Sein Nachfolger Staunton gilt für ehrlich und ist ein energischer Charakter, vermag aber doch den kolossalen Betrügereien nicht zu steuern, welche in seinem Departement an der Tagesordnung sind. Ebenfalls kein Fachmann, hat er in General Halleck, der ein in Westpoint gebildeter Offizier ist, aber vor Ausbruch der Revolution eine Advocatur in Californien betrieb, einen militärischen Rathgeber, welcher allgemein für wenig befähigt gilt.

Wir schließen dieses Capitel mit einigen Beispielen jener kolossalen Betrügereien, welche unter den Augen des früheren Kriegsministers und des jetzigen Marineministers gegen den Staatsschatz verübt und später vor dem Congreß bloßgelegt wurden.

Ein gewisser Capitän Combstock war vom Marineministerium als Agent bezeichnet worden, der beim Miethen und Kaufen von Schiffen Vertrauen verdiene, und wie rechtfertigte er das Vertrauen des Herrn Wells? Er ließ die Regierung das Dampfschiff „Catiline" auf drei Monate monatlich für 14,000 Dollars miethen, worauf er die Sache befreundeten Gasthofsbesitzern und Advocaten mittheilte, welche das Fahrzeug für nur 28,000 Dollars kauften.

Ein Mr. Starbuck kaufte als Regierungsagent zwei Schiffe für 9,000 Dollars, die er dann dem Staate für 20,000 verkaufte. Die Schiffe selbst fand man, als sie abgeliefert wurden, für den Dienst, zu dem sie bestimmt waren, völlig untauglich.

Ein dritter Fall ist der des Kaufmanns Georg Morgan, den seine Verschwägerung mit dem Marineminister plötzlich zum Regierungsagenten beim Ankauf von Schiffen werden ließ, obwohl er von diesem Geschäft nichts verstand, und der in jener Eigenschaft binnen fünf Monaten die schöne Summe von 130,000 Dollars verdiente. Alle Welt nimmt an, daß ein Theil dieser Beute, und nicht der kleinste, in die Tasche des Herrn Schwagers mit dem

Portefeuille geflossen sei, und selbst der mit Untersuchung der Sache betraute Ausschuß des Congresses deutete dies an. Und noch mehr. Ein Schiff, genannt „Stars and Stripes", wurde von Morgan für 70,000 Dollars gekauft, obwohl es nur 45,000 Dollars zu bauen gekostet. Das Fahrzeug gehörte einer Gesellschaft, deren Präsident das Geschäft abschloß, eine Mühe, für die er den siebenten Theil der Kaufsumme zurückbehielt. Als die Gesellschaft darüber murrte, erklärte jener kaltblütig, solche Verträge könnten in Washington nicht ohne Kosten durchgesetzt werden, da die Beihülfe von Mitgliedern des Congresses zu honoriren sei. Herr Wells ist trotz alledem noch Minister, obwohl die Erklärung, mit welcher er sein Verfahren rechtfertigte, alle die erwähnten Thatsachen zugestand.

Ein vierter Fall. Im April 1861 brauchte die Armee allerlei Vorräthe, und der Kriegsminister Cameron übertrug die Beschaffung derselben einem Herrn Cummings, welcher ihm nahe befreundet und bis dahin Herausgeber einer Zeitung in Philadelphia gewesen war. Der Mann verstand nicht das Mindeste von der Aufgabe, die ihm sein Freund Cameron zugewiesen, aber er verstand zu verdienen, und bei den zwei Millionen Dollars, die ihm zur Verfügung gestellt wurden, war in der That etwas zu verdienen. Er kaufte für 25,000 Dollars leinene Beinkleider und Strohhüte — nicht weil die Armee dergleichen verlangte, sondern „weil er dachte, sie würden ihr bei der Hitze gut sein." Er kaufte ferner 280 Dutzend Pinten Ale, eine Partie Stockfisch, Heringe, londoner Porter, 23 Fässer mit Eingemachtem, 200 Kisten Käse, eine ziemliche Menge Butter u. s. w., nicht weil er sie gerade für nothwendig hielt, sondern weil Freunde ihn darauf aufmerksam machten, welche diese Artikel auf Lager hatten, und zu verkaufen wünschten. Er kaufte sodann von einem Herrn Davidson, der ihm durch einen Zeitungsredacteur seiner Partei empfohlen worden, Materialwaaren. „Er wußte nicht recht, womit Davidson handelte, wie er nicht recht wußte, was er eigentlich kaufen sollte, aber Davidson erbot sich, ihm etwas zu verkaufen, was er, Cummings, für eine Art Lebensmittel hielt, und so wurde es gekauft. In ähnlicher Weise erwarb er der Regierung ein paar Schiffe. Dann kaufte er 75,000 Paar Schuhe, die er einem Herrn Hall mit etwa zehn Silbergroschen über den eigentlichen Preis bezahlte — „nicht weil jener ihm für das Geschäft etwas gegeben hätte, sondern als Dank für Gefälligkeiten, Darlehen von 500 oder 1000 Dollars u. d., mit welchen jener ihn früher verpflichtet." Zu Ende der Untersuchung, welche über diese Verschleuderung von Staatsgeldern angestellt wurde, stellte sich heraus, daß Herr Cummings von den zwei Millionen noch 180,000 Dollars in Kasse haben müsse. Er hatte vergessen, dieser Kleinigkeit in der Berechnung zu erwähnen, „die Summa scheint von ihm bei der Aussage übersehen worden zu sein", sagt der Bericht. Das war der Freund des Kriegsministers, dem zwei Millionen

anvertraut wurden, und der sie in der geschilderten Weise verwendete und — nicht verwendete. Cameron ist seitdem allerdings aus dem Cabinet entfernt worden, aber nicht, wie man erwarten sollte, mit Schimpf und Schande. Er ist vielmehr jetzt Gesandter in Petersburg.

Wunderbar ist dann die Geschichte mit den Hall-Gewehren. „Es waren im Ganzen 5000 Stück, welche die Regierung im Juni 1861 als unbrauchbar an einen Herrn Eastman zu viert halb Dollars das Stück verkaufte, im August darauf aber zu fünfundzwanzig Dollars das Stück wiederkaufte, nachdem an jedes etwa anderthalb Dollars Ausbesserungskosten gewendet worden waren. Von diesen berühmten Musketen hatte man schon vor dem Geschäft mit Eastman 790 Stück als völlig unnütz zu einem nominellen Preise weggegeben. Trotzdem nahm sie jener Cummings wieder und rechnete sie der Regierung mit zwanzig Dollars das Stück an. Man mußte sie wieder als unbrauchbar um viert halb Dollars das Stück verkaufen, und sofort wurden sie von einem Agenten zum zweiten Mal für die Regierung erworben, und zwar zu achtundzwanzig Dollars das Stück. Zu Kriegszwecken waren die Gewehre untauglich, als Handelsartikel leisteten sie aber, wie man sieht, Dienste von fast unglaublicher Vortrefflichkeit.

Und nicht besser wie im Osten wirthschafteten die Vertrauensmänner der Regierung im Westen. Namentlich der von den deutschen Zeitungen viel gepriesene General Fremont in Missouri beschmutzte sich die Hände auf das schmachvollste. Fremont war kaum in St. Louis eingetroffen, als er zehn Forts zum Schutze der Stadt zu erbauen begann. Dieselben erwiesen sich als völlig unnütz, und die Art, wie sie erbaut wurden, war eine Kette von Betrügereien. Die fünf größten derselben wurden unter Leitung des Majors Kappner für 80,000 Dollars hergestellt. Kappner war aber ein ehrlicher Mann, und deshalb unfähig in Fremonts Augen. Er mußte daher die Fortsetzung des Baues der von ihm schon begonnenen fünf kleinern Forts an einen kalifornischen Freund Fremonts, Herrn Beard abgeben. Dieser erhielt für etwa den vierten Theil so viel Arbeit, als Kappner geliefert, gerade das Doppelte an Geld ausgezahlt wie jener, nämlich 160,000 Dollars, und jeder Dollar dieser Summe wurde auf Fremonts Befehl von Geldern genommen, die zu ganz andern Zwecken bestimmt waren. „Die Summen," so lesen wir in dem Bericht der Untersuchungscommission, „welche der Congreß zum Unterhalt, zum Transport und zur Bekleidung der Armee angewiesen hatte, wurden gegen alles Gesetz und gegen die Armeebestimmungen, sowie höherer Weisung zum Trotz, ihren eigentlichen Zwecken entfremdet und dem Raubvogel Beard zugeführt."

Darauf weist der Bericht auf die Verbindung Mac Instrys, des Quartiermeisters Fremonts, mit allerlei Betrügern hin. Unter letzteren glänzt ganz besonders ein gewisser Jim Neil. „Kein Pferdehändler konnte zu Mac

Instry gelangen, außer durch Jim Neil. Der Quartiermeister schloß die Verträge mit Neil, und Neil wieder mit den Pferdebesitzern. Er kaufte Pferde für 150 bis 160 Dollars und gab sie für Artilleriepferde zu 200 Dollars aus. Einmal erhielt ein gewisser Elleard einen Contract von Mac Instry, bei dem ein Gewinn von 50,000 Dollars gemacht wurde, und bei dem auch ein Herr Brady eine Rolle spielte. Letzterer war ein Freund Mac Instrys und scheint die Gabe besessen zu haben, Aas aus weiter Ferne zu riechen. Er kam deshalb aus Detroit in Michigan nach St. Louis. In dem erwähnten Falle erhielt Elleard geradezu vom Quartiermeister Mac Instry die Weisung, den Gewinn mit Brady zu theilen, und dieser bekam so von jenem 25,000 Dollars, obgleich er bei dem Geschäft weder etwas gethan noch Geld dabei angelegt hatte. Er nahm jenen Gewinnantheil einfach als Freund des Quartiermeisters und jedenfalls auch für diesen in Empfang."

General Fremont selbst wünschte, daß ein Contract über Lieferung von tausend kanadischen Pferden mit einem gewissen August Sacchi abgeschlossen werde. Es zeigte sich, daß dieser Sacchi gar nicht existirte oder ein Strohmann in Newyork war, der nur vorgeschoben wurde, um ein gutes Geschäft zu machen. „Man wird kaum glauben," sagt der Bericht, „daß der Name dieses Menschen in den Zeitungen erscheint, als stehe er als Capitän im Stabe des Generals Fremont in Springfield."

Wir erfahren aus dem Bericht ferner, daß alle Lagerutensilien, wie Feldkessel, wollene Decken, Schuhe u. s. w. durch eine einzige Firma, ohne Contract, zu einem ungeheuren Preise und in einer Beschaffenheit geliefert wurden, in der sie fast ganz nutzlos waren. Und weshalb? Lediglich, weil die Theilhaber sich dem Quartiermeister durch Artigkeiten verpflichtet hatten. Wir lesen, daß einer dieser Theilhaber dem Quartiermeister ein Service für 2000 Dollars und der Madame Fremont einen Wagen für 300 Dollars verehrte. Wir finden sodann, daß, als ein gewisser Zahlmeister pflichtgemäß sich weigerte, Rechnungen für Dinge zu berichtigen, die ihn nichts angingen, General Fremont sofort Soldaten beorderte, ihn zu verhaften, wenn er nicht — gegen seinen Auftrag — bezahle. Im October 1861 wurden 6,500 Dollars für Eis ausgegeben, und dieses ganze Eis wurde verwüstet. Regimenter wurden hierhin und dorthin gesandt, ohne irgend welchen militärischen Zweck, blos weil gewisse Offiziere, die sich Generale nannten, Brigaden für sich zu bilden wünschten. Kurzum, jede Art von Betrug wurde ausgeführt, und zwar keineswegs infolge von Nachlässigkeiten des Oberbefehlshabers Fremont, sondern mit Vorwissen desselben und nicht selten sogar auf dessen ausdrücklichen Befehl.

Die Untersuchung brachte alles dieses ans helle Licht. Strafe aber, infame Cassirung der Hauptschuldigen etwa erfolgte nicht. General Fremont erhielt zwar seine Entlassung, aber nicht, weil er mit Staatsgeldern unredlich um-

gegangen, sondern weil die Demokraten in Washington eine Zeit lang Oberwasser hatten, und Fremont sich zu den Republikanern hält. Und diese Entfernung von seinem Posten währte nur kurze Wochen. Eine Partei schmähte ihn, weil er für Abschaffung der Sklaverei gesprochen; dafür, daß er in die Kasse gegriffen, den Staat betrogen, tadelte ihn Niemand, als höchstens ein paar „verdammte schwarze Dutchmen". Bald mußte der Präsident ihm ein anderes Commando geben, und zu Ende vorigen Jahres stand er in gleichem Range mit Burnside und Halleck. Die schweren Beschuldigungen, die der Ausschuß des Repräsentantenhauses gegen ihn ausgesprochen hatte, standen ihm durchaus nicht im Wege, und er hat bei der nächsten Präsidentenwahl genau so viel Aussicht, als Candidat für das Weiße Haus durchzudringen, als irgend ein anderer von seiner Partei.

Trollope schließt sein Capitel über diese Schmutzflecken der Verwaltung während des Kriegs mit den Worten: „Ich bin weit davon entfernt zu behaupten, die Demokratie habe sich in Amerika nicht bewährt. Die Demokratie hat da Großes gethan für ein zahlreiches Volk und wird, wie ich hoffe und wünsche, auch in Zukunft sich bewähren, aber die Lehre von der Nothwendigkeit der Pfiffigkeit muß beseitigt werden, ehe ein Urtheil zu Gunsten der amerikanischen Demokratie gefällt werden kann. Der Mensch muß hier zu Lande pfiffig sein, d. h. seinen Vortheil überall wahrzunehmen verstehen — in diesen Worten liegt der Fluch, unter welchem die Regierung der Staaten in den letzten dreißig Jahren schwer gelitten hat. Wir wollen hoffen, daß das Volk ein Mittel finden wird, sich von diesem Fluche frei zu machen. Ich meinestheils bin überzeugt, daß dieses Mittel gefunden werden wird."

Ueber Unechtheit und Ursprung der Matinées royales.

1.

Bei den Schriften, welche uns der Buchhändler zusendet, pflegen wir ohne Weiteres anzunehmen, daß dieselben wirklich von den Personen verfaßt sind, deren Namen der Titel zeigt. Wenn wir indeß erkennen, daß der Inhalt mit der uns bekannten Persönlichkeit des Verfassers nicht übereinstimmt, oder wenn der genannte Verfasser seiner angeblichen Autorschaft widerspricht, so erwarten wir, daß man uns die Thatsachen vorlege, welche die bestrittene Autorschaft beweisen. Es ist die Pflicht des Herausgebers einer solchen Schrift, darzuthun, daß er den fremden Namen mit Recht auf den Titel gesetzt hat, es ist dies um so mehr seine Pflicht, wenn die Schrift den angeblichen Verfasser in einem ungünstigen Lichte erscheinen läßt.

Es wird von Interesse sein, sich dieses Verhältniß bei der viel besprochenen Schrift klar zu machen, welche vor Kurzem bei Williams und Norgate in Lon-

von unter dem Titel: „Les matinées royales ou l'art de régner: Opuscule inédit de Frédéric II, dit le Grand, roi de Prusse“ erschienen ist.

Der Name Friedrich des Großen und die Angabe, daß diese Schrift bisher nicht gedruckt sei, haben derselben überall und namentlich in Deutschland Verbreitung verschafft, so daß schon nach wenigen Wochen eine andere Ausgabe derselben mit beigefügter deutscher Uebersetzung, sowie eine deutsche Bearbeitung erschienen sind.

Darüber, daß diese Schrift bisher nicht ungedruckt war, kann eine Reihe von Drucken und Uebersetzungen, welche mit 1766 beginnt und mit 1860 schließt, genügenden Aufschluß geben. Dagegen, daß sie aus der Feder Friedrich des Großen geflossen ist, würden schon bei flüchtigem Durchblättern erhebliche Zweifel entstehen.

Ihr Inhalt ist, daß der König seinen Neffen belehrt, sowohl in der Politik als im Privatleben die Gesetze der Moral mit Füßen zu treten. „Willst Du für einen Helden gelten? greife kühn zum Verbrechen. Für einen Weisen? verstelle Dich geschickt“, ruft der König aus. Und daneben gibt es von der auf die Täuschung der Menschen berechneten Kleidung und von der vorsichtigen und sinnreichen Gewohnheit, sich neben seinem Bette zu betrinken, bis zu widernatürlichen Lastern und dem Giftmorde wenige Schlechtigkeiten und Verbrechen, deren sich der König in dieser Schrift nicht schuldig bekennte.

Zu diesen Ungeheuerlichkeiten des Inhaltes tritt dann noch die Thatsache, daß Friedrich der Große, als die Matinées 1766 zuerst im Druck erschienen, dieselben in den hamburger und altonaer Zeitungen für unecht erklären ließ, und daß weder von Seiten des unbekannten Verlegers, noch von Seiten des ebenso unbekannten ersten Herausgebers eine Gegenerklärung erschien, oder der Versuch gemacht wurde, die Autorschaft des Königs zu beweisen.

Da überdies bei der ungeordneten Preßgesetzgebung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr gewöhnlich war, daß unechte Schriften unter dem Namen hervorragender Männer erschienen, und da die Kritik diese Matinées stets als eine Friedrich dem Großen fälschlich untergeschobene Schrift bezeichnet hat, so dürfen wir von dem neuesten englischen Herausgeber um so mehr einen strengen Beweis erwarten, als er schon durch den Titel die Pietät gegen einen König gekränkt hat, den wir Deutsche zu unsern größten Männern zählen.

Sir J. Acton, — dies ist nach Rancke's unwidersprochener Angabe in der Times der Name des englischen Herausgebers, — hat in der That etwas von einer solchen Verpflichtung gefühlt. Wenn auch nicht in der von ihm herausgegebenen Schrift, wohin der Beweis ihrer Echtheit gehörte, so hat Herr Acton doch in einer englischen Zeitschrift, der Home et foreign review die Thatsachen angeführt, welche nach seiner Ansicht die Autorschaft Friedrich des Großen beweisen.

Es wird von Interesse sein, diesen Beweis einer eingehenden Prüfung

zu unterziehen und eine Frage zur Erledigung zu bringen, welche, wie leichtsinnig sie auch in Anregung gebracht sein mag, doch unzweifelhaft jetzt vorliegt und eine bestimmte Antwort verlangt.

Der Natur der Sache nach läßt sich der Beweis der Autorschaft Friedrich des Großen nur durch bestimmte Thatsachen führen, und wirklich beruft sich Herr Acton darauf, daß zwei von dem König eigenhändig geschriebene Manuscripte der Matinées entweder vorhanden waren, oder noch vorhanden sind.

Leider vermag Herr Acton uns diese Handschriften nicht vorzuweisen, oder uns zu sagen, wo sie sich befinden. Wir würden dann wenigstens im Stande sein, eine Schriftvergleichung vorzunehmen. Wenn auch die Schriftvergleichung bei der Aehnlichkeit mancher Hände und der Möglichkeit geschickter Nachahmung immer etwas Mißliches hat, so würde dieselbe doch wahrscheinlich die Grundlage zu einer weiteren Prüfung gewähren.

Wir erfahren nur, daß sich zwei Abschriften jener Originalmanuscripte erhalten haben. Sonderbar allerdings, daß, da jede von Friedrich dem Großen selbst geschriebene Zeile theuer bezahlt wird, da schon bei Lebzeiten des Königs für Handschriften desselben von Engländern und Franzosen hohe Preise geboten wurden — sonderbar, sagen wir, daß diese Handschriften, welche als wichtige historische Urkunden im Autographenhandel wohl mit beträchtlichen Summen bezahlt worden wären, verloren gegangen sind, und sich nur Copien erhalten haben.

Bei diesem bedauerlichen Verluste bleibt also nur der Nachweis übrig, daß wenigstens die Originalhandschriften existirt haben und die vorhandenen beiden Copien von denselben genommen sind, oder daß der König selbst die Autorschaft zugestanden habe. In der That glaubt Herr Acton diesen Beweis in der Weise geführt zu haben, „daß jedes Glied in der Kette der äußern Beweisführung vollständig sei“.

Er beruft sich auf zwei Thatsachen, erstens: daß Friedrich der Große selbst die eine Handschrift an Buffon als sein Werk geschenkt und zweitens: daß Meneval, Secretär Napoleon des Ersten, die andere Handschrift selbst gesehen, als von der Hand des Königs geschrieben erkannt und abgeschrieben habe. Er unterstützt diesen Beweis durch die Ausführung, daß die Verschiedenheiten, die sich zwischen jenen beiden Handschriften finden, in eigenthümlicher Weise auf Friedrich den Großen als Urheber hinzeigen.

Wenden wir uns zuerst zu der buffenschen Handschrift, auf welche Herr Acton, offenbar mit Recht, ein größeres Gewicht, als auf die menevalsche legt.

Der Sohn des Naturforschers Buffon, ein junger französischer Offizier, kam auf seinen Reisen im Jahre 1782 auch nach Berlin und wurde, wie damals die meisten Fremden von Auszeichnung, auf seinen Wunsch dem Könige vorgestellt. Die Vorstellung geschah am 18. Mai 1782; sie war öffentlich, und aus einem Brief Friedrichs an Alembert, der an diesem Tage geschrieben ist,

geht hervor, daß wahrscheinlich gleichzeitig auch der Abbé Raynal dem König vorgestellt wurde.

Ueber die Audienz des jungen Offiziers liegen ausführliche Nachrichten vor.

Der Naturforscher Buffon schreibt über dieselbe am 12. Juli 1782 an Frau Necker in der Nachschrift seines Briefes:

Noch eine kleine Nachricht, da ich Platz habe. Mein Sohn ist vom König von Preußen gut empfangen worden.

„Ich kenne Ihren Vater seinem Rufe nach sehr gut. Er ist der Mann, der die große Berühmtheit, die er so gerechter Weise erworben, am meisten verdient hat.“

„„Nichts wird ihn mehr freuen, als die gute Meinung zu erfahren, die Ew. Majestät von ihm hegen.““

„Ja, wenn Sie ihm schreiben, so empfehlen Sie mich ihm, aber sagen Sie ihm auch, daß ich doch nicht mit allen seinen Systemen durchaus einverstanden bin.“

„„Majestät, es sind nur Vorschläge.““

Diese Unterhaltung war öffentlich und schloß mit einer noch gnädigeren Aeußerung:

„Sehr erfreut Sie gesehen zu haben“ u. s. w.

In dieser Unterredung ist nun freilich von dem Manuscript nicht die Rede, und doch soll es damals übergeben sein. Friedrich der Große sendet dem Naturforscher Empfehlungen, nicht aber eine Handschrift. Buffon erspart freilich seiner Freundin weder die Tautologie in den ersten Worten des Königs, noch die banale Schlußphrase, von dem Manuscript kein Wort.

Indeß Herr Acton weiß sich zu helfen. Buffon, so meint Herr Acton, habe vielleicht auf dem Papier keinen Platz mehr gefunden, schließt er doch mit einem „u. s. w.“, oder er habe das Manuscript vergessen, oder sein Sohn habe ihm von dem Manuscript noch nicht geschrieben gehabt, oder er habe es für überflüssig und verkehrt gehalten, Frau Necker von dem Manuscript zu schreiben; jedenfalls habe er dessen Inhalt noch nicht gekannt.

Gewiß! diese Möglichkeiten sind möglich, und wenn es einmal feststeht, daß der König damals dem jungen Manne das gefährliche Manuscript übergeben hat, so muß irgend ein Grund vorhanden gewesen sein, weshalb Buffon, der übrigens später seinen Schatz Freunden zeigte, an Frau Necker alles Unwichtige schreibt und von dem Wichtigen schweigt.

Woher wissen wir denn aber von dem Manuscript?

Man wird vielleicht glauben aus dem erwähnten Briefe des Königs an Alembert. Leider nein. In diesem Briefe erzählt der König viel von seiner Unterhaltung mit Raynal, von dem jungen Offizier, dem er das Geheimniß seines Lebens anvertraute, kein Wort. Vielleicht ging indeß beim Schreiben

dem Könige, wie dem Naturforscher, gerade das Papier aus, oder er hatte die Sache schon am selben Tage vergessen, oder er wollte seinem Freunde Alembert das Geständniß nicht ablegen, welches er dem unbekannten Fremden in der öffentlichen Audienz gemacht hatte.

Wir haben indeß noch eine andere Nachricht über diese Audienz. Ein Freund Buffons schreibt dem Sohn am 26. Juli 1782*) offenbar in Beantwortung eines Briefs desselben:

„Ich war von dem schmeichelhaften Empfange, den Sie, mein theurer Freund, beim Könige von Preußen gehabt haben und von der Art, wie Sie sich dabei benommen, schon unterrichtet. Aus den wenigen Worten, die dieser große Fürst, ein Kenner des Verdienstes, an Sie richtete, haben Sie gesehen, wie hoch er Ihren berühmten Vater achtet."

Also auch dieser Freund hatte aus dem Briefe des Sohnes nur von wenigen Worten, die der König gesprochen, erfahren. Vielleicht war indeß auch dem Sohne bei seinem Briefe das Papier ausgegangen. Jedenfalls erfahren wir wieder von dem Manuscript nichts.

Aber woher wissen wir denn überhaupt, daß dieses Manuscript existirte?

Leider nur aus einer etwas späten Quelle, von dem Großneffen Buffons, Herrn Nadault de Buffon, der im Jahre 1860 die Correspondenz des Letzteren herausgegeben hat. Er sagt:

„Ich gebe hier einen Beweis der hohen Achtung, welche das unvergleichliche Talent Buffons dem König von Preußen einflößte.

„Bei der Rückkehr aus Deutschland übergab Graf Buffon seinem Vater ein Manuscript, welches ihm der große Friedrich anvertraut hatte, und das den Titel führte: „Les matinées de Frédéric II. A son neveu Frédéric-Guillaume, son successeur à la couronne."

„Dieses Manuscript, welches Buffon seinen Freunden sehen ließ und dessen die Memoiren von Bachaumont erwähnen, ist niemals veröffentlicht. Herr Humbert-Bazile, sein Secretär, mußte für ihn mehre Abschriften davon machen. Eine blieb ihm. Seine Tochter, Frau Beaudesson, hat mir dieselbe mitgetheilt."

Worauf stützt sich nun diese Erzählung von dem Geschenk des Manuscripts? Herr Nadault de Buffon ist aufrichtig genug gewesen, uns darüber nicht in Zweifel zu lassen. Denn er fügt hinzu, daß eine Stelle der ungedruckten Memoiren Humbert-Bazile's die Authenticität des merkwürdigen Fragments entscheide.

Wir wollen, um den Leser nicht zu ermüden, nur das Wesentliche aus der langen Geschichte mittheilen:

„Buffon ist eines Tags in St. Ouen; sein Sohn fordert den Secretär

*) In der Correspondance inédite de Buffon steht „1780", ein offenbarer Druckfehler. Auch der übrige Inhalt des Briefs zeigt, daß er 1782 geschrieben wurde.

auf, mit ihm einen Maler zu besuchen. Bei der Rückkehr sagt der Portier dem Secretär, daß Buffon schon wieder zu Hause und über das Ausgehen seines Secretärs sehr ungehalten gewesen sei. Dieser stürzt auf sein Zimmer. Buffon empfängt ihn kalt, und nun geben wir den Wortlaut des gewichtigen Zeugnisses des Secretärs wieder:

„Hr. Necker," sagte Buffon, „ist mit mir nach Paris gekommen, um die Geschenke der Kaiserin von Rußland zu sehen und ihre Briefe, sowie das Manuscript des Königs von Preußen zu lesen, das ich Ihnen zum Abschreiben gegeben habe. Was haben Sie damit gemacht?" Ich antwortete ehrerbietig: „„Ich habe die Briefe der Kaiserin und das Manuscript des Königs von Preußen in dem Schranke, wo ich diejenigen Ihrer Werke, die Sie wieder sehen wollen, hinstelle, sorgfältig verschlossen. Hier ist der Schlüssel.""

Der unglückliche Secretär erzählt dann noch, was er weiter zur Entschuldigung seines Ausgehens angeführt und daß Buffon ihm schließlich verziehen habe.

Dies ist Alles, was Hr. Nadault de Buffon für seine Erzählung, daß Friedrich der Große das Manuscript der Matinées dem Sohne Buffons für seinen Vater übergeben habe, anzuführen weiß. Alles beruht darauf, daß Buffons Secretär, dessen Geist und Urtheil aus jener Geschichte genügend erhellt, eine Aeußerung Buffons erzählt, in der von einem Manuscripte des Königs von Preußen, welches abzuschreiben war, die Rede ist.

Kein Wort darüber, wer denn die Handschrift des Königs kannte, in welcher Weise Buffon sie erhielt, welchen Inhalt sie hatte?

Dem Herausgeber scheint nicht einmal eingefallen zu sein, sich zu fragen, ob denn die Worte „le manuscrit du roi de Prusse" in jener gelegentlichen Aeußerung Buffons das eigenhändig vom König geschriebene Werk bedeuten müsse, ob es nicht vielmehr das vom König von Preußen verfaßte Werk bedeuten sollte? Im täglichen Leben überwiegt letztere Bedeutung unzweifelhaft. „Eine Handschrift des Homer" ist weder nach französischem noch deutschem Sprachgebrauch eine Schrift, welche von Homer selbst geschrieben, sondern nur die von ihm verfaßt und von Andern abgeschrieben wurde.

Herr Nadault de Buffon hatte die Abschrift „dieses merkwürdigen, dieses kostbaren Fragments" vor sich, er wußte, daß Buffon eine Handschrift desselben besaß und daß dessen Sohn eine Audienz bei Friedrich dem Großen hatte und in dem Entzücken, an dem Reliquieninhaber oft leiden, macht er aus diesen Thatsachen mit Hülfe jener willkürlichen Wortdeutung und seiner Unkenntniß darüber, daß die Schrift schon längst und vielfach gedruckt worden ist, eine Geschichte zurecht, welche wir, wenn sie selbst durch des großen Buffons Erzählung beglaubigt wäre, für eine Windbeutelei seines Sohnes halten würden.

Denn welche Menge von Unwahrscheinlichkeiten oder vielmehr psychologischen Unmöglichkeiten muß man überspringen, um diese Geschichte zu glauben!

Der König liest eines Tags auf der Liste der zur öffentlichen Audienz Angemeldeten den Namen eines Grafen Buffon, officier des gardes françaises. Es wird ein Sohn des Naturforschers Buffon sein, den der König nur aus seinen Schriften kennt, und mit dem er bis jetzt noch nicht in literarische Verbindung getreten ist. Dem König kommt der Gedanke, dem Naturforscher ein Zeichen seiner Hochachtung zu geben.

Vielleicht wird der König ihm ein seltenes Thier schenken? Doch das wäre zu gewöhnlich. Vor fast zwanzig Jahren hat der König eine politische Schrift verfaßt, in welcher er sich vieler Gemeinheiten und Lächerlichkeiten und selbst infamirender Verbrechen schuldig bekannt hat; eine Abschrift derselben wurde ihm gestohlen und gedruckt. Er hat damals aller Welt gegenüber die Urheberschaft derselben abläugnen lassen. Aber er hat noch die Originalhandschrift. Wie, wenn er dieselbe dem Naturforscher als ein Bekenntniß seiner Sünden übersendete? — Indessen diese Handschrift enthält einige unangenehme Stellen gegen Katholiken und Literaten, durch welche sich Buffon verletzt fühlen würde. Der König setzt sich daher hin und schreibt sie noch einmal mit Auslassung jener Stellen ab. Nachdem der siebzigjährige Greis einen halben oder ganzen Tag lang abgeschrieben, ohne zu bedenken, daß er ja nur einen der in seiner Bibliothek oder beim Buchhändler vorräthigen Drucke, mit einem Fridericus fecit versehen, übersenden könnte, sagt er zu sich selbst: „Ich will dem Naturforscher ein Zeichen meines Vertrauens geben! Er wird das Geheimniß bewahren, selbst wenn ich ihn nicht darum bitte. Ehren wir ihn! Er wird freilich in dem Manuscript lesen, daß ich die Literaten nur gut behandle, um von ihnen gelobt zu werden. Er wird aber den Wink verstehen und mich in seiner nächsten naturhistorischen Schrift loben. Sein Lob ist es schon werth, daß er von allen Menschen allein um meine Verbrechen und mein Geheimniß wisse.“ Der König steckt die zweite Abschrift in die Tasche und geht zur öffentlichen Cour, sagt dem jungen Offizier einige verbindliche Worte, zieht aber dann die Handschrift vor allen Leuten hervor, gibt sie ihm, indem er ihm leise ins Ohr flüstert. Buffon Vater und Sohn erzählen die paar banalen Phrasen des großen Königs ihren Freunden, schweigen aber von der Hauptsache, — aus Vergeßlichkeit, wie es scheint, nicht aus Discretion; denn der große Buffon ist niederträchtig genug, sofort für seine Freunde Abschriften des kostbaren Werkes anfertigen zu lassen. Auch vergißt er, dem König ein paar Worte des Dankes für die merkwürdige Sendung zu schreiben.

So ungefähr müssen sich die Herren Acton und Nadault de Buffon den Hergang denken, und wir werden später noch Gelegenheit haben, die Gründe anzuführen, weshalb nach des Ersteren Ansicht der König eine neue Abschrift speciell für Buffon fertigen mußte.

Die Wahrheit ist ohne Zweifel, daß wenn Buffon die Abschrift der Ma-

tinées überhaupt von seinem Sohn erhielt, dieser wie viele Andere sich auf seiner Reise eine Abschrift der längst und vielfach gedruckten und auch handschriftlich vielfach verbreiteten Schrift aufhängen ließ, und daß Vater und Sohn lange in dem angenehmen Gefühle lebten, eine große Merkwürdigkeit zu besitzen.

Doch genug von der buffonschen-Handschrift. In Betreff der des Herrn Acton können wir uns kürzer fassen.

Hier beruht Alles auf der dürftigen Angabe, welche uns Herr Acton selbst über die Entstehung derselben bietet:

„Als Napoleon," sagt er, „im Jahre 1806 in Berlin war, fand sein Privatsecretär, Baron Meneval, das Manuscript der Matinées in Sanssouci. Er war der Ansicht, daß es von der Hand des Königs sei, mit der er bekannt sein mußte, und nahm eine Abschrift, welche die Grundlage dieser Ausgabe ist."

Das ist Alles. Wir erfahren nicht, woher Herr Acton weiß, daß Meneval überhaupt ein Manuscript fand, ob aus einer Aussage desselben, ob aus einer Tradition, ob aus Schlußfolgerungen, deren Werth wir eben gesehen haben. Wir erfahren nichts davon, an welcher Stelle und wie er das merkwürdige Manuscript fand, und woran er die Echtheit der Handschrift erkannte? Herr Acton erzählt uns nicht, ob die Handschrift die fast von jedem schriftstellerischen Manuscript unzertrennlichen Correcturen, ob sie die eigenthümliche unorthographische Schreibweise des großen Königs hatte? Er klärt nicht auf, wo das Original blieb, weshalb er nicht Napoleon den merkwürdigen Fund zeigte und dieser denselben nicht nach Paris schaffen ließ, eine Handschrift, die den unumstößlichen Beweis der tiefen Verderbtheit des Siegers von Roßbach kundgab? Und die Franzosen waren damals in Berlin in Betreff des Eigenthumspunktes gar nicht übermäßig gewissenhaft. Wer das Münzcabinet ausplündern ließ und den Degen Friedrich des Großen mit andern Reliquien desselben nach Paris mitführte, sollte die merkwürdige Selbstanklage des Königs liegen gelassen haben?

Ueber alle diese Punkte hören wir von Herrn Acton kein Wort. Derselbe möge uns aber die Bemerkung verzeihen, daß wir uns zu der Forderung einer klaren Mittheilung über die Geschichte der von ihm herausgegebenen Handschrift sehr berechtigt halten. Denn wir können seiner bloßen Behauptung durchaus keinen Werth beilegen, nachdem wir gesehen haben, daß er die tollen Conjecturen über die buffonsche Handschrift für baare Münze ausgibt. Oder wäre Herr Acton nicht im Stande, irgend eine jener Fragen genügend zu beantworten, und wäre jene Behauptung nichts als eine in dem Gewand einer Thatsache einhergehende Hypothese?

Und so ist es in der That. Denn nachdem Herr Acton an einer andern Stelle seines Aufsatzes davon gesprochen hat, daß der bekannte Grimm dem Könige zwei Abschriften der in Paris circulirenden Matinées eingesandt habe, fügt er hinzu, er könne nicht glauben, daß Meneval sich die Mühe genommen

haben würde, die von Grimm aus Paris eingesandten Abschriften abzuschreiben, oder daß er, der Zutritt zu den Papieren Friedrichs hatte, dessen Hand nicht gekannt haben sollte.

Also Herr Acton hat keine Beweise dafür, daß Meneval wirklich die Originalhandschrift Friedrichs vor sich hatte, ja nicht einmal dafür, daß er glaubte sie vor sich zu haben! Herrn Actons bestimmte Behauptung ist nichts weiter als Hypothese und lose Vermuthung.

Auch ist Herrn Acton das Widerwärtige begegnet, daß seinem Meneval ein Concurrent in der Person Savary's entstanden ist. Ein pseudonymer „Veritas" behauptet in der Times, Savary habe, als er mit Napoleon 1806 die Zimmer des großen Königs besah, auf dem Tische die Originalhandschrift der Matinées liegen gefunden und, so meinen wir, sie mitgenommen. Veritas erbietet sich, sie zu zeigen, — nämlich die Abschrift, nicht das Original, welches auch hier wieder unglücklicherweise verloren gegangen.

Endlich finden wir auch noch in einer Veröffentlichung des Herrn Preuß die Notiz, daß in den letzten funfzehn Jahren aus Paris abschriftliche Matinées in Berlin angeboten worden sind und zwar gewöhnlich mit der Angabe, daß sie 1806 zu Sanssouci von dem Original abgenommen worden seien.

Am Ende wird sich schließlich herausstellen, daß Generalstab und Cabinet Napoleons sich 1806 hinsetzten, um ein altes Druckwerk abzuschreiben. Jeder glückliche Besitzer einer Abschrift wird den Ursprung derselben natürlich an einen hohen Namen knüpfen; Alle mit gleicher Beglaubigung, wie die menevalsche Abschrift des Herrn Acton.

Wir kommen zu dem letzten Beweise des Herrn Acton, der dem eigenthümlichen Verhältnisse der menevalschen und der buffonschen Handschrift entnommen ist. Die menevalsche Handschrift ist nämlich vollständiger, als die buffonsche. Sehr scharfsinnig erklärt Herr Acton die Auslassungen der buffonschen aus einer tiefliegenden Absicht des Königs. Was in der buffonschen Abschrift fehlt, stellt nämlich den König nicht gerade viel schlechter dar, aber würde ihm bei vielen Menschen noch mehr Haß erwecken, als ohnehin die Schrift erzeugen müßte. Abgesehen von Unbedeutenderem fehlt bei Buffon Folgendes: ein heftiger Ausfall gegen die Katholiken; der Satz, daß ein König Gerechtigkeit nur dann üben müsse, wenn es nicht gegen seine Autorität ist; ein Lob des Despotismus, welches sich aber auch in andrer Weise an andern Stellen findet, und einige bittere Bemerkungen über Literaten.

Herr Acton meint nun, die menevalsche Handschrift sei diejenige, welche Friedrichs geheime Ideen vollständig wiedergebe; die Handschrift, welche Friedrich an Buffon gegeben, habe er sorgfältig gereinigt, um sie den Ohren des französischen Philosophen gerecht zu machen, fast jede Veränderung habe die Absicht, in vortheilhafterem Lichte zu erscheinen.

Es ist nicht nöthig, sich auf eine Erörterung der Mängel in dieser Schlußfolgerung einzulassen. Friedrich will nach Herrn Acton in vortheilhafterem Lichte erscheinen, und hätte die Stelle, worin er widernatürliche Laster eingesteht, stehen lassen?

Herr Acton würde uns vielleicht antworten, Friedrich der Große sei ein wunderlicher Mann gewesen. Jedenfalls schreibt er wörtlich: „Jede der beiden Abschriften gibt das weiteste und ausreichendste Zeugniß zu Gunsten der Echtheit der anderen."

Zum Glück sind wir hier in der Lage, Herrn Acton einen recht handgreiflichen Beweis zu geben, daß es mitunter wohlgethan ist, vorsichtiger und logischer zu verfahren, als von ihm geschehen, und daß es namentlich gut ist, leichtfertige Vermuthungen nicht für Thatsachen auszugeben.

Auch wir haben eine Abschrift und selbst zwei Abschriften der Matinées und zwar Abschriften vor uns, welche, — wir sagen nicht von dem Originale, aber welche von den beiden ältesten überhaupt sicher bekannten Handschriften genommen sind.

Beide Abschriften wurden fast ein Jahr früher, als der erste Druck erschien, von dem bekannten Grimm, — die eine mit den fünf gewöhnlich abgedruckten Matinées am 25. April 1765, die zweite sogar mit sieben Matinées einige Monate später — aus Paris an die Herzogin Louise Dorothea von Gotha eingeschickt. Grimm sagt in dem ersten Briefe, daß diese Schrift seit einiger Zeit handschriftlich in Paris circulire.

Nun wohl, diese beiden Abschriften, deren Alter feststeht, haben dieselben Auslassungen, wie der buffonsche Abdruck.

Wie steht es nun mit jenem Beweise, daß die buffonsche Abschrift die Echtheit der menevalschen, die menevalsche die Echtheit der buffonschen Handschrift verbürge?

Die buffonsche Handschrift stammt aus dem Jahre 1782. Wenn nun die aus dem Jahre 1765 stammenden grimmschen Handschriften in den fraglichen Auslassungen der buffonschen gleich sind, so folgt daraus doch wohl, daß Friedrich der Große nicht im Jahre 1782, um vor Buffon ein wenig besser zu erscheinen, nöthig hatte, diese Lesarten zu constituiren.

Was schon 1765 fehlte, kann nicht zuerst 1782 weggelassen sein.

Sollte Herr Acton hiernach nicht den wirklichen Zusammenhang ahnen? Was in dem buffonschen Abdruck nach den fraglichen Beziehungen fehlt, ist nicht Auslassung, aber was sich in seinem Text mehr findet, ist Zusatz, der entweder von dem ursprünglichen Fälscher, oder von Anderen gemacht wurde, um den Haß der Katholiken, der Freisinnigen, der Literaten und der gewöhnlichen Fürsten seiner Zeit noch ganz besonders gegen den König wach zu rufen. Auf einigen Stellen tritt in diesen Zusätzen übrigens auch die Absicht hervor, die Autorschaft des Königs dadurch etwas wahrscheinlicher zu machen, daß derselbe ausnahmsweise bessere Grundsätze ausspricht.

Möge hier noch eine Bemerkung über die verschiedenen Lesarten der Abschriften und Drucke der Matinées Platz finden.

Abgesehen von jenen beiden Classen von Zusätzen, welche in den 1765 zu Paris circulirenden Abschriften noch nicht existirten, bieten die uns vorliegenden Abschriften und Drucke auch sonst eine außerordenliche Mannigfaltigkeit von Lesarten. Dieselben rühren zum Theil aus offenbaren Fehlern det Abschreiber her, zum Theil aber scheinen sie aus verschiedenen Gründen absichtlich in die älteren Texte hineingetragen zu sein.

Wenn Herr Acton die ihm vorliegende Handschrift für die beste hält, so irrt er auch hierin. Sie ist voll einer Menge unrichtiger Lesarten, vielleicht kann man nur sagen, daß sie als die jüngste bekannte, die meisten Abweichungen von den vierzig Jahr älteren Handschriften aufweist. Es würde ermüdend sein, hier auf das Einzelne einzugehen.

Es charakterisirt aber die Kenntniß des Herrn Acton über die Art Friedrich des Großen, wenn er die Andeutung macht, daß die zahlreichen grammatischen und orthographischen Fehler seines Abdrucks zum Theil aus Friedrichs Feder geflossen seien. Um von Friedrich herzustammen, müßten der orthographischen Fehler nicht nur zehnfach mehr, sondern sie müßten auch viel befremdlicher sein.

Wir glauben getreulich Alles angeführt zu haben, was zum Beweise der Autorschaft Friedrich des Großen vorgebracht worden ist. Oder ist es unsere Pflicht noch hervorzuheben, daß Herr Nadault de Buffon die Matinées deshalb dem Könige zuschreibt, weil dieser auch den Antimacchiavel geschrieben habe? Offenbar weiß Herr Nadault de Buffon nicht, daß der Antimacchiavel die Widerlegung des Macchiavellismus ist, „dieser verabscheuungswürdigen und falschen Weisheit“, wie Friedrich der Große denselben bezeichnete. Oder ist es noch nöthig, der ingeniösen Idee des Herrn Acton zu erwähnen daß von den drei im berliner Archive befindlichen Handschriften eine das Originalmanuscript des Königs sei? Herr Preuß erwähnt nämlich in einer Notiz, daß zwei dieser Abschriften als von Grimm für den König aus Paris eingesandt bezeichnet sind, und beschreibt die dritte nicht näher. Statt anzunehmen, daß diese Handschrift, wie in der That der Fall sein soll, nichts Merkwürdiges bietet, sucht Herr Acton jene Vermuthung wahrscheinlich zu machen und baut darauf wieder die weitere Vermuthung, daß Meneval gerade diese Handschrift abschrieb.

So steht es mit der Beweisführung für die Autorschaft Friedrich des Großen. Dieselbe bietet nicht eine einzige Thatsache, aus der auch nur die entfernteste Vermuthung hergenommen werden könnte, der König habe diese Schrift verfaßt. Es liegt nur ein Anzeichen vor, welchem diese Richtung gegeben werden könnte, die allerdings unläugbare Thatsache, daß Buffon, sowie sein Secretär, daß der Herausgeber seiner Correspondenz, daß Herr Acton

nebst Veritas und endlich die mythischen Entdecker Meneval und Savary geglaubt haben, diese Schrift sei ein Werk Friedrich des Großen.

Das Gewicht dieser Thatsache aber wird ein wenig verringert, wenn wir sehen, wie diese Personen, vielleicht mit einziger Ausnahme von Hr. Acton, zu ihrer Ansicht gekommen sind. Sie glauben sämmtlich, daß das ihnen vorliegende Manuscript, wenn nicht Unicum, jedenfalls ungedruckt sei. Sie lesen mit Erstaunen, was der Held des achtzehnten Jahrhunderts hier von sich erzählt, was er für die wahre Regierungsweisheit erklärt. Sie fühlen, daß hier ein politischer, jedenfalls ein historischer Schatz vorliegt, sie nehmen zum Theil Abschriften; was sie in ihrer Entdeckerwonne als vage Vermuthung über die Herkunft der gefundenen Handschrift aussprechen, erbt sich mit den Abschriften in dem Gewand thatsächlicher Behauptungen fort, oder sie sind kühn genug, diese Umkleidung selbst vorzunehmen.

Die Hauptsache ist, daß sie keine Ahnung davon hatten, daß ein von jeher von der Kritik verworfenes, längst und vielfach gedrucktes Werk vor ihnen lag.

Nur in letzterer Beziehung macht das Verfahren des Hrn. Acton entschieden eine Ausnahme. Herr Acton mag vielleicht ursprünglich in ähnlicher Weise zu seiner Ansicht gekommen sein, aber er hat sich dann doch über den Gegenstand, wenn auch nur im Allgemeinen, unterrichtet.

Und obwohl er weiß, daß diese Schrift vielfach gedruckt ist, gibt er sie mit der Bezeichnung „Opuscule inédit“ auf dem Titel heraus. Wie würde Herr Acton über einen Mann urtheilen, der hundertundsechzig Jahre nach Bentley die Briefe des Phalaris, von denen er eine neue Handschrift gefunden hätte, mit dem Beisatze „Opusculum ineditum“ veröffentlichte?

Wir können indeß nicht daran zweifeln: unsere Kinder, wenn nicht wir selbst, werden bald wieder eine neue Ausgabe der Matinées als „Opuscule inédit“ erhalten. Haben uns doch zuletzt in kurzen Zwischenräumen die Jahre 1844, 1860 und 1863 mit solchen Abdrücken beschenkt.

Die Persönlichkeit Friedrichs ist dazu interessant genug, und da es an Handschriften nicht fehlt, so werden auch Entdeckerfreude, Leichtfertigkeit oder Fanatismus wieder dieselben Wirkungen hervorbringen.

Wer weiß, wenn Buffon, Meneval und Savary von der Bühne verschwunden sind, ob nicht noch eine von Napoleon dem Ersten selbst gemachte Abschrift auftaucht. Jedenfalls wird es daher einiges Interesse haben die Frage zu erörtern, ob es überhaupt möglich ist, daß die Matinées von Friedrich dem Großen verfaßt seien? Wir werden versuchen, dieselbe im nächsten Heft dieser Blätter zu beantworten und daran eine Erörterung über den wahrscheinlichen Ursprung der Matinées knüpfen.

K. Samwer.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Aus Schwaben.

20. März.

Ueber die Einberufung unsres Landtags verlautet noch immer nichts Zuverlässiges, und die Commissionen haben in Folge hiervon vollauf Zeit, das deutsche Handelsgesetzbuch, das Einquartierungsgesetz, das Complexlastengesetz, das Judenemancipationsgesetz, das Volljährigkeitsgesetz, das Studentencreditgesetz u. s. w. — denn eine ganze Leiter solcher Gesetzentwürfe wird außer dem Budget den nächsten Landtag beschäftigen — mit aller Muße und Gründlichkeit durchzustudiren. Hierbei ist der Handelsvertrag und die deutsche Frage, für welche aus der Mitte der Kammer mehre Anträge eingebracht sind, noch gar nicht gerechnet. Bedenkt man die Dringlichkeit wenigstens eines Theils dieser Vorlagen, so ist allerdings das Zögern in den Entschließungen der Regierung, das andrerseits wieder der Gemächlichkeit der Commissionsarbeiten zu Statten kommt, schwer zu begreifen. Man glaubt deutlich die Abwesenheit des Königs zu spüren. So lange dieser in Nizza weilt, fehlt der rechte Impuls. Es ist eine gewisse Stockung in den Geschäften eingetreten, man treibt mechanisch fort in dem gewohnten Geleise, und es wird hierin wohl ein Beweis erblickt werden müssen, wie fest der alte Herr noch in seinen jetzigen Tagen die Zügel in den Händen hält. Bekanntlich wacht er mit fast eifersüchtiger Sorge für die Aufrechthaltung seiner königlichen Autorität, und das Maß der während seiner Abwesenheit dem Kronprinzen zugemessenen Befugnisse ist wie immer so auch diesmal sehr bescheiden, so bescheiden, daß es darüber fast zu ärgerlichen Vorgängen gekommen wäre.

Die Gesundheit des greisen Monarchen hat, obwohl im Allgemeinen die Folgen des Alters sich fühlbar machen, doch gerade in letzter Zeit sich wieder erheblich gebessert. Die geistige Regsamkeit des Fürsten ist auch an den Ufern des Mittelmeers lebhaft den vaterländischen Angelegenheiten zugewandt; besonders scheint er sich für Bauten, städtische Anlagen u. dgl. zu interessiren, fortwährend beschäftigen ihn neue Entwürfe, und da sein Interesse für die Kunst im Grund erst in seinen späteren Jahren erwacht ist, wünscht er nun mit jugendlicher Ungeduld noch möglichst Vieles in dieser Beziehung vollendet zu sehen.

Herrscht in den oberen Regionen augenblicklich tiefe Ruhe, so ist auch im Volke anscheinend dasselbe der Fall. Die agitatorische Stimmung, welche zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahres aus Anlaß der eßlinger und der stuttgarter Versammlung bemerklich war, ist längst wieder verbraust. Ohne viel Aufsehen hat das Comité der Fortschrittspartei, das auf der eßlinger Versammlung niedergesetzt worden war, seine definitive Organisation vorgenommen und endlich am 28. Febr. einen Aufruf an die Parteigenossen des Landes erlassen, den es eigentlich sofort nach der Versammlung dem Lande schuldig war. Diese Verzögerung weist nicht gerade auf ein großes Interesse hin, das die dortige Entscheidung den eigenen Urhebern eingeflößt hätte; auch ist zwar selbstverständlich der Beschluß vom 16. Dec. als maßgebend für die politische Haltung der Fortschrittspartei hingestellt und die Aufforderung zum Eintritt in den Nationalverein wiederholt, aber dabei ist die Ansprache zugleich sehr versöhnlich gehalten, der Bruch mit sanften Händen berührt, und als Hauptzweck erscheint die Bildung eines Fonds für politische Zwecke, was bei der Versammlung selbst sehr in den Hintergrund getreten war.

Allein aufrichtig gesagt, man kann hierin weder etwas Auffallendes noch etwas Tadelnswerthes finden. Nachdem einmal die Entscheidung principiell in erfreulichem Sinn erfolgt ist, warum sollte die Fortschrittspartei, die noch genug gemeinschaftliche Arbeit vor sich sieht, wegen solcher Verschiedenheiten, die augenblicklich nicht praktisch sind, unter einander hadern und ihre Kräfte zersplittern? Warum — nachdem einmal, wie es nothwendig war, die Gegensätze klar herausgestellt sind — fort und fort sich über eine Frage erhitzen, die gegenwärtig von keiner Seite Aussicht hat auf die Tagesordnung gesetzt zu werden. Die Hauptsache ist nur, daß, wenn einmal die Frage in ein praktisches Stadium tritt oder wenn sonst wieder die schwäbische Fortschrittspartei zu einem Votum veranlaßt ist, unverrückbar der Standpunkt der eßlinger Versammlung festgehalten und nicht etwa aus Rücksichten auf die einheimischen Parteiverhältnisse der Zusammenhang mit der deutschen Fortschrittspartei gefährdet wird. Die Namen der Vorsitzenden jenes Comité, A. Seeger und Hölder, bürgen dafür, daß dieser Gesichtspunkt nicht aus den Augen verloren wird.

Ebenso ist auch die Handelsvertragsagitation nunmehr völlig bei Seite gelegt worden, und die beiden Parteien, die „Verträglichen“ und die „Unverträglichen“, könnten über die Erfolge, welche ihnen die zahlreichen Localversammlungen gebracht, streiten, wenn es nicht an und für sich ein Erfolg der „Verträglichen“ wäre, daß die ganze Frage aus dem Stadium blinden Glaubens und blinden Geschreis in das der Gründe und der Discussion hinübergerettet worden ist. Durch die Tagespresse und die „Kleinen Beiträge“, welche im Auftrag des Comités der stuttgarter Versammlung vom 3. Jan. periodisch erscheinen,

wird übrigens fort und fort für die Sache des Handelsvertrags gewirkt. Das zweite Heft dieser Beiträge, das kürzlich ausgegeben wurde, ist speciell den Wirkungen des Vertrags auf die würtembergische Industrie gewidmet und gibt, gestützt auf den bekannten Bericht der Centralstelle für Handel und Gewerbe, eine eingehende Uebersicht über die fraglichen Bestimmungen, welche die Vortheile des Vertrags schlagend ins Licht setzt.

Die Gegenpartei hat bis jetzt dieses Beispiel, durch eine populäre Literatur zu wirken, noch nicht nachgeahmt. Auch ihr schlagfertiger Vorkämpfer Moritz Mohl unterbricht die gründlichen Studien, die ihm als Referenten über den Vertrag in der Kammer obliegen, nur noch selten durch kleine polemische Ausfälle. Er concentrirt, wie es scheint, das ganze Arsenal seiner volkswirthschaftlichen Gelehrsamkeit auf jene Hauptarbeit, in der er nun seit neun Monaten vergraben ist. Da Mohl überhaupt, auch bei geringeren Anlässen, sich einer ungemeinen Gründlichkeit befleißigt, so ist es kein Wunder, daß bereits die Volkssage sich des Referats bemächtigt hat, das aus so langwierigen Studien zu erwarten steht, und ihm im Voraus wahrhaft lexikalischen Umfang andichtet — zum Schreck für die Abgeordneten, für welche die moralische Pflicht erwächst, das enorme Elaborat der mohlschen Feder seiner Zeit wenigstens gelinde durchzublättern.

Inzwischen hat die Kammer Aussicht, durch eine Kraft bereichert zu werden, welche ihr in mehr als einer Beziehung wohl ansteht. Staatsrath Goppelt, der Chef des Finanzdepartements im Märzministerium, hat sich auf das Andrängen seiner Freunde entschlossen, wieder eine Wahl in die Kammer anzunehmen, aus welcher er sich schon längere Zeit zurückgezogen hatte. Die altliberale Fraction erhält durch ihn eine neue kräftige Stütze, welche um so werthvoller für sie ist, als bei dem Altern ihrer Koryphäen ihr völliger Mangel an jüngeren Kräften sich doppelt fühlbar macht. In Anbetracht der Handelsvertragsfrage aber gewinnt diese Wahl noch besondere Bedeutung. Goppelt trat zum ersten Mal wieder öffentlich auf in der stuttgarter Versammlung vom 3. Jan., und nahm auch die Wahl in das zur Wirksamkeit für den Vertrag niedergesetzte Comité an. Die Stadt Heilbronn, die erste Handelsstadt des Landes, gibt also durch seine Wahl zugleich ein Votum für den Handelsvertrag ab, und Goppelt selbst ließ in der Erklärung, mit welcher er die Candidatur annahm, durchblicken, daß ihn hierzu hauptsächlich die eventuelle Debatte über jene Frage bestimmt. Mit ihm tritt den volkswirthschaftlichen Gegnern des Vertrags in der Kammer eine ebenbürtige Autorität gegenüber, und man darf hoffen, daß seine Ansicht nicht ohne Einfluß zunächst auf seine näheren Freunde sein wird. Gerade die Altliberalen haben bis jetzt, so viel bekannt, noch keine feste Stellung in dieser Frage eingenommen. Von Duvernoy z. B. verlautet nur, daß er zwar die extremen Ansichten Mohls nicht theilt, aber aus allge-

meiner Abneigung gegen das napoleonische Frankreich auch gegen diesen Vertrag mißtrauisch ist. Bis derselbe zur Debatte kommt, wird wohl noch mancher Zwischenfall denjenigen Abgeordneten, deren abwägende Natur bis jetzt noch nicht im Stande war, sich ein Urtheil zu bilden, zur Klärung ihrer Ansicht verhelfen; bis dahin wird wohl auch noch manche Hitze und Leidenschaft sich abkühlen, und wir hoffen zuversichtlich, daß die Drohung eines etwas heißblütigen demokratischen Abgeordneten, er schieße sich todt, im Fall der Handelsvertrag angenommen werde, ohne blutige Folgen bleiben werde. Vermuthlich war der Selbstmord auch nur im figürlichen Sinn gemeint!

Zum Schlusse sei noch eine Bemerkung verstattet, die einen scheinbar unerheblichen Umstand betrifft, der aber doch als Symptom einiger Beachtung werth ist. Schwaben laborirt gegenwärtig an einer Anzahl von Denkmälern für große Todte, die es mit Stolz die Seinen nennt, so für Friedrich List in Reutlingen, für Joh. Kepler in Weil der Stadt, für L. Uhland in Tübingen. Aus keinem andern Lande flossen und fließen die Beiträge für diese Denkmäler reichlicher als aus Deutschöstreich. War schon bei Kepler und List die Theilnahme aus Oestreich überraschend, so hat sie für das Uhlanddenkmal fast großartig zu nennende Dimensionen angenommen, und zwar ist sie eine wirklich populäre, welche vom Kaiserhof bis zur Schuljugend herab alle Stände ergriffen zu haben scheint. Nun besteht allerdings ein gewisser Zusammenhang, der die Sache wenigstens theilweise erklärt. Der Schutzzollagitator, das großdeutsche Parlamentsmitglied, am Ende auch der „kaiserliche Mathematicus" boten jeder eine in Oestreich sympathisch berührende Seite dar. Allein bei der nationalen Bedeutung, die zugleich diesen Männern zukommt und die doch der Grund ist, warum ihr Andenken in Erz festgehalten wird, springt der Unterschied zwischen den z. B. aus Norddeutschland fließenden Summen und den Beiträgen aus Oestreich doch stark in die Augen. Im Interesse der Sache sind natürlich diese reichen Spenden höchst erwünscht, und es wäre undankbar, in ihnen etwas Anderes zu sehen als den erfreulichen Beweis, daß Deutschöstreich wenigstens auf dem Boden der Cultur seine Zusammengehörigkeit mit Deutschland thatkräftig zu erweisen bestrebt ist. Allein es liegt auf der Hand, daß sie zugleich geeignet sind, einen über ihre nächste Bedeutung hinausreichenden Einfluß zu äußern, der mehr oder weniger bewußt auch der Absicht der Geber zum Theil nicht fremd sein wird. Freilich ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und daß die östreichischen Sympathien nicht über eine gewisse Grenze, an welcher bekanntlich die Gemüthlichkeit aufhört, hinausgehen. Seit einiger Zeit erschallen aus der Mitte unserer Handelskammern und Handelsvereine Klagen über das eigenthümliche Verfahren der östreichischen Behörden, Rollen von östreichischen Sechsern, welche zu Rimessen nach Oestreich verwandt werden, an der Grenze anzuhalten und zu confisciren, wofür sie sich auf irgen

eine östreichische Verordnung vom Jahre 1853 berufen. Gestützt auf die klaren Bestimmungen einmal des Zollvertrags von 1853, dann des Münzvertrags vom 24. Jan. 1857, endlich des kaiserlichen Patents vom 27. Apr. 1858 verlangen die Petenten, welche sich an das Finanzministerium um dessen Vermittlung gewandt haben, Abhülfe gegen ein so vertragswidriges Verfahren, und die Eingabe der reutlinger Handelskammer fügte in ihrer Eingabe die bezeichnenden Worte hinzu: „Würde sich Oestreich weigern, die diesfalls bestehenden Hindernisse zu beseitigen, so müssen wir gestehen, daß wir unsrerseits dann nicht einzusehen vermöchten, warum wir uns länger für Modification des Paragraph 31 des französischen Handelsvertrags bemühen sollten." γ.

Washington und Richmond während des Krieges.

3. Richmond und die Gesellschaft im Süden. — Die Führer. — Die Gefangenen.

Wenn wir uns jetzt mit dem Verfasser des Aufsatzes im „Cornhill Magazine" nach Richmond wenden und hier einen höhern Patriotismus und größere Ehrlichkeit als in Washington zu finden hoffen, so werden unsere Erwartungen sich kaum verwirklichen.

Wie eifrig und aufopfernd auch einzelne von den Führern hier für ihre Sache gewirkt haben mögen, die Mittel und Wege, durch welche die Secession gefördert wurde, waren nicht der Art, daß eine unparteiische Geschichtschreibung sie — von dem Recht oder Unrecht der Sonderbundsstaaten ganz abgesehen — durchweg billigen könnte. Die Wurzel des Abfalls war Kabale, im Finstern schleichender Verrath. Beamte und Offiziere wurden meineidig, als sie sich der Sache des Südens anschlossen. Ein Minister der Union wirkte für die werdende Conföderation durch Handlungen, die das Brandmal des Diebstahls an sich trugen. Der Kampf ist ein Streit um Interessen, gegründet auf rivalisirenden Ehrgeiz. Jede Partei ist durch und durch erglüht, jede fest überzeugt, das Recht auf ihrer Seite zu haben, jede hat große Opfer gebracht, und jede ruft für sich die höchsten Mächte, Gott, Freiheit und Humanität an. Aber weder in dem Feldgeschrei „Union" auf der einen Seite, noch

in dem Wahlspruch „die Staatensouveränetät" auf der andern ist viel, was bei andern Nationen Theilnahme und wohlwollende Wünsche erweckt.

Präsident Lincoln und Präsident Davis sind beide wohldenkende und sogar liebenswürdige Männer. Beide sind, unsres Wissens, Glieder rechtgläubiger Kirchen, und von allen Kanzeln diesseits und jenseits der Vorpostenketten beider Parteien steigen jeden Sonntag Gebete für den Sieg der einen und den Untergang der andern Partei gen Himmel. Aber Richmond hat seine Spielhöllen, seine betrügerischen Lieferanten, seine Stellenjäger so gut wie Washington. Seine Zeitungen sind voll von Klagen und schweren Beschuldigungen gegen hohe Offiziere, das Cabinet und den Congreß. „Der Fluch dieses Kriegs ist Habgier," sagt eines dieser Blätter vom Mai 1862, „sein Beginn war das Signal zu Ränken und Kniffen von Monopolisten und Blutsaugern, und dieselben haben in seinem Verlauf ungeheuren Gewinn eingestrichen. Keine Classe der bürgerlichen Gesellschaft hat sich ihren herzlosen und schrankenlosen Erpressungen entziehen können. Ihre eigne Regierung gilt ihnen als Hauptopfer für ihre gaunerischen Operationen." Der Fluch der Corruption der Behörden lastet gleich schwer auf dem Norden wie auf dem Süden, und wenn die Dieberei im letztern geringer scheint, so ist der Grund davon nur darin zu suchen, daß es hier weniger zu stehlen gibt.

Richmond liegt sehr schön an einer Biegung des James River, welcher ein wenig oberhalb der Stadt über ein Bett zackiger Granitfelsen und zwischen niedlichen Eilanden hinrauscht. Ein kleiner Bach, welcher sich in den James River ergießt, theilt die Stadt in zwei Hälften. Ein Theil der Häuser zieht sich unten am Flusse hin und enthält die Speicher und Fabriken der Stadt; ein anderer, welcher die bessern Wohnungen sowie die öffentlichen Gebäude umfaßt, bedeckt die Hügel über dem Flußthal. Zwei Fünftel der Bevölkerung, die früher etwa 40,000 Menschen betrug, jetzt aber auf wenigstens 60,000 gestiegen ist, sind Neger, und eine große Anzahl der letzteren sind frei. Dieselben sind meist Faulenzer und liederliches Volk, und ihre Wohnungen in den Vorstädten stechen sehr unvortheilhaft von denen der herrschenden Race ab. Der Congreß versammelt sich im Staatscapitol, einem Gebäude, welches griechisch sein will. Das Kriegsministerium und die meisten andern Kanzleien befinden sich auf der Broadstreet und der Franklinstreet. Die Arbeiter in denselben sind großentheils Flüchtlinge aus Maryland, und die Polizei besteht fast durchaus aus Mitgliedern der aufgelösten Polizeibrigade Baltimores.

Richmond ist die letzten funfzig Jahre hindurch eine glänzende und zugleich eine böse Stadt gewesen. Während dieser Zeit war es der politische Mittelpunkt des Südens, der Wohnsitz von dessen berühmtesten Rechtsgelehrten, Staatsmännern und Rednern, und das Centrum der südlichen Presse. Das Interesse an politischen Dingen war nirgends so intensiv. Fast bei allen

Wahlen kam es zu lärmenden Ausbrüchen und Mordthaten, und häufig fielen selbst unter seinen vornehmsten Einwohnern Duelle vor. Unter die Haupterfordernisse seiner Congreßmitglieder gehörten ein scharfes Auge und eine feste Hand, und mehr als einer seiner Zeitungsschreiber hat schon ein halbes Dutzend Zweikämpfe hinter sich.

Wir schalten hier ein, was Russell über den Ton der südlichen Gesellschaft sagt. Nachdem er von dem unbändigen Trinken und Fluchen, sowie von dem abgeschmackten Prahlen dieser „südlichen Gentlemen" gesprochen, mit welchem sie auf alte Stammbäume und ähnlichen aristokratischen Plunder hinweisen, vergleicht er jenen Ton mit dem, der vor etwa sechzig Jahren unter den alten irischen Tories herrschte, und findet eine auffallende Aehnlichkeit. Dann fährt er fort: „Ich erfuhr mancherlei schätzbare Thatsachen über die Regeln des Duellirens. So warnte man mich zum Beispiel, mich nicht zu sehr auf Pistolen von kleinem Kaliber oder Taschenrevolver zu verlassen, wenn es zum Handgemenge käme; denn sehen Sie, so fuhr mein Gönner fort, gesetzt den Fall auch, Sie treffen Ihren Mann tödtlich, so kann er immer noch auf Sie losspringen und Ihnen einen Treffer mit dem Bowiemesser zwischen die Rippen geben, wogegen er, wenn Sie ihm eine gute schwere Kugel in den Leib jagen oder mit einer Derringerkugel ein Loch in ihn machen, duselig wird und auf der Stelle hinplumpt. Wenn ein Gentleman, mit dem Sie Streit haben, in seine Hosentasche oder unter seine Rockschöße greift, so müssen Sie ihn ohne Weiteres zu Boden schlagen oder über den Haufen schießen; denn entweder ist er dann im Begriff, seinen Revolver zu ziehen, oder nach seinem Bowiemesser zu greifen, oder Sie aus der Hosentasche zu erschießen — eine Methode, die nicht für recht nobel gilt, aber nicht selten unter uns ist."

Ueber England sprach man mit ebensoviel Unwissenheit als Geringschätzung. Die Engländer seien, so hieß es, Feiglinge; denn sie hätten das Duell abgeschafft. Sie fürchteten sich vor Frankreich zu Tode und ließen sich von ihm Alles gefallen. Großbritannien sei eigentlich nichts als eine Art Apanagengut ihres „King Cotton", und was dergleichen sublimer Wahnwitz mehr war.

Richmond ist der Mittelpunkt der virginischen Tabaksfabrikation und der große Markt für den Export der Sklaven, die der Staat für den tieferen Süden erzeugt. Man ist hier sehr artig gegen Fremde und gastfreier als im Norden, aber diese Artigkeit und Gastlichkeit schließt durchaus keine Duldung in Betreff abolitionistischer Ansichten ein. Die Gesetze schreiben in dieser Beziehung nicht blos vor, was man nicht thun, sondern auch, was man nicht sagen darf, ohne sich des Hochverraths schuldig zu machen.

Die Stadt hat jetzt so ziemlich alle die schrecklichen Veränderungen erlebt, welche ein Bürgerkrieg im Gefolge hat. Bei geschlossenen Thüren trat die

Convention zusammen, welche den Beschluß der Trennung von der Union faßte. Dann zog man die alte Flagge ein und hißte die neue auf. Die Golftruppen, welche bei Fort Sumpter den Kampf eröffnet hatten, marschirten in in die Stadt mit dem Palmetto, dem Pelikan und der Fichte in ihren Fahnen. Die Miliz, die zur Unterdrückung von John Browns Putsch zusammengetreten war, rückte von Neuem aus und verstärkte sich durch Rekruten. Eine schweigsame, von Zweifeln erfüllte Volksmasse lauschte der förmlichen Amtsantrittsrede Jefferson Davis und des Vicepräsidenten Alexander Stephens. Lange Colonnen von Soldaten zogen durch die Straßen, um sich nach Winchester und Manassas Gap zu begeben. Die ersten Acte des Dramas der Secession hatten ein ziemlich frisches und heiteres Wesen. Aber bald wälzte sich der Krieg bis vor die Mauern Richmonds, und in den Gassen der „schattigen Stadt“ war das Blut von Tausenden verwundeter Menschen zu sehen.

Der Erste unter den großen Persönlichkeiten Richmonds ist der Präsident mit seiner schlanken Gestalt und seinem ernsten Gesicht. Er ist ein wenig grau geworden, ein wenig von Sorgen gebeugt und abgemagert, aber noch ganz so den Verpflichtungen seines Postens gewachsen, wie vor sechzehn Jahren, wo er mit einigen hundert Leuten von Mississippi den Angriff von tausend mexikanischen Lanzenreitern aushielt. Sein Wesen ist mit dem von Washington verglichen worden, und wie sichs damit auch verhalten mag, seine Lage wenigstens hat einige Aehnlichkeit mit der jenes größten Amerikaners. Wie dieser ist er daheim boshaft angegriffen, im Auslande carrikirt worden. Die Zeitungen von Richmond haben ihn unfähig, lau und heuchlerisch genannt, aber Niemand von seinen Gegnern war bescheidener, klüger oder aufrichtiger der Sache des Südens ergeben.

Der Vicepräsident geht langsam zwischen seinem Hause und dem Capitol hin und her, gebeugt, gefurcht, mit hohlen Augen und Wangen, ein tieftrauriger Anblick, den man nicht leicht vergißt. Seine Stellung in der Regierung ist eine negative, und er bleibt viel allein zu Hause, offenbar müde des Kriegs und der ganzen Welt. Gouverneur Letcher, der Träger der vollziehenden Gewalt in Virginien, ist allen Parteien verhaßt und wird einmal ein gutes Sujet für einen zukünftigen Aristophanes der südlichen Conföderation abgeben. Sein Vorgänger, General Henry Wyse, ist einer der merkwürdigsten Männer der Stadt. Einst ein berüchtigter Raufbold, ist er jetzt berühmt wegen seiner Stegreifreden. Seine Leistungen im Felde waren ohne Ausnahme nichts werth, dafür aber trägt er bei jeder Parade seinen Soldaten pomphafte politische Reden vor. Er hat übrigens doppelte Ursache, den Unionisten zu grollen, da diese ihm bei Roanoke einen seiner Söhne erschossen.

Eine besonders interessante Erscheinung ist dann General Winder, der Provostmarschall, ein höchst schlauer und wachsamer Beamter. Während

Washington von Mißvergnügten und für den Süden spionirenden Verräthern wimmelt, hat Richmond Ohren für das leiseste Geflüster, und es kann kein Fremder hierher kommen, dessen Schritte nicht sorgsam bewacht und dessen Absichten nicht sofort begriffen werden. In die Kanzlei General Winders muß jeder Schenk- und Gastwirth alle Tage Conduitenlisten seiner Gäste bringen. Die Verleiher von Reitpferden haben in gleicher Weise Rechenschaft von den Namen und Zielen derer abzulegen, welche mit ihren Pferden oder Geschirren die Grenzen des Stadtgebiets überschreiten. Vierzig geheime Polizisten kommen und gehen Tag und Nacht wie Schatten zu ihrem Chef. Die Stadt ist mit einer doppelten Linie von Polizeischildwachen umstellt, und wehe dem, der nach dem Zapfenstreich sich noch auswärts blicken läßt. Missethäter werden einzeln vor den Profoß gebracht, der sie mit einem ernsten, gebieterischen, durch nichts zu störenden Rhadamanthusgesicht empfängt. Er hat kleine, sich tief in den Angeschuldigten hineinfragende Augen, eine Habichtsnase und starr emporstehendes weißes Haar, welches an das unnahbare Stachelschwein denken läßt. Kriegsgefangene pflegt er barsch anzufahren, indem sich mit seiner Gerechtigkeitsliebe vielleicht ein wenig Rachsucht mischt; denn ein Bruder von ihm wurde von den Föderalisten lange Zeit in Fort Warren gefangen gehalten.

Die Gefängnisse in Richmond stehen unter Aufsicht des Provostmarschalls und seiner Beigeordneten. Letztverflossenen August gab es deren neun, sieben fürs Militär, zwei für Personen des Civilstandes. Gefangne befanden sich damals über 7000 in Richmond, während Civilpersonen nur 200 in Haft waren.

Castle Godwie ist die Bastille von Richmond. Es ist ein ehemaliger Negermarkt und liegt in der Tiefe des Flußthales unter der Broadstreet, von welcher eine Treppe dahin führt. Eingeborne und Fremde, von letzteren namentlich Deutsche, haben hier lange in Haft gesessen, und einige wurden von hier, auf ihren Särgen sitzend, nach den hübschen Anlagen nördlich von der Stadt gebracht, wo immer ein Galgen bereit steht. Der Strick wird ihnen um den Hals gelegt, der Karren fortgetrieben, und der arme Sünder hängt zwischen Himmel und Erde.

Die Militärgefängnisse, von denen die Libby das bekannteste ist, sind meist verlassene Tabaksspeicher, von Ziegeln erbaut und größtentheils geräumig, luftig und abgesperrt von andern Häusern. Die blutige sechstägige Schlacht, welche Richmond und den Süden rettete, füllte sie mit verwundeten, verstümmelten und halbwahnsinnigen Gefangnen, für welche wenig Vorbereitung zu passender Verpflegung möglich gewesen war. Die Wunden der Leidenden blieben die ganze Nacht unverbunden, und einige Leute, die nur leicht verwundet waren, lagen so lange vernachlässigt da, bis sie sich verblutet hatten. Fieberkranke warfen sich mit brennenden Lippen und wehmüthigen Phantasien

von der Heimath stundenlang herum, und einige, welche starben, blieben tagelang unbeerdigt, in schrecklicher Genossenschaft mit den Lebenden. Alle litten Hunger. Es stellten sich ansteckende Krankheiten ein. Unter den rohen und verzweifelten Menschen kam es zu Lastern und Verbrechen aller Art. Einige vertrieben sich die Zeit mit Karten und Würfeln, andere bestahlen die Kameraden, die hülflos dalagen, um Dinge, die sie selbst nicht wahren konnten. Als die feindlichen Regierungen sich über eine Auswechselung der Gefangnen verständigt hatten, ließ man die Uebriggebliebnen in Abtheilungen nach dem Flusse hinabmarschiren und schiffte sie dort ein. Zerlumpt, halb erfroren, von Ungeziefer gepeinigt, lagerten sie sich auf das Ufer und schauten sehnsüchtig nach dem erwarteten Transportschiffe aus. Und wenn der schwarze Rumpf des Ersehnten in Sicht kam, erkennbar an der weißen Flagge an der Gaffel, da warf der Krüppel seine Krücke weg, und die Kranken wurden auf ein Weilchen gesund.

Der Zustand der zurückgekehrten Kriegsgefangenen erregte im Norden große Entrüstung und man gab den richmonder Behörden absichtliche Grausamkeit schuld. Unser Berichterstatter im „Cornhill Magazine“ dagegen meint, diese Behörden hätten nur nicht gethan, was sie nicht zu thun im Stande gewesen. Ihre eignen Verwundeten füllten die Stadt und nahmen alle Aufmerksamkeit in Anspruch, und Tausende ihrer Todten bedeckten die Schlachtfelder bei der Stadt. Die Zahl der Aerzte war nicht groß, und man hatte fast gar keine Arzneien. Die Gefangnen waren gewöhnlich zügellos in ihren Kundgebungen und verhöhnten in und außer dem Gefängniß den Präsidenten Jefferson Davis und seine Flagge. Dafür mag ihnen gelegentlich ein Hieb oder Schuß geworden sein, aber der am besten bezeugte von diesen Fällen ist der, wo ein föderalistischer Soldat, der zu den Conföderirten übergegangen und deshalb von einem der Kriegsgefangnen ein Schurke gescholten worden war, letzteren niederschoß.

Die Stadt ist schlecht befestigt und läßt sich in dieser Hinsicht mit Washington nicht vergleichen. Kleine Erdschanzen krönen den Spring-, den Richmond-, den Fush-, den Church- und den Libbyhügel, und eine Linie von Brustwehren, Gräben und Sümpfen umgibt die Vorstädte im Norden und Osten. Aber die einzigen beträchtlichen Festungswerke sind so nahe bei der Stadt erbaut, daß die weittragenden Geschütze der Föderalisten die Einwohnerschaft leicht aus ihren Häusern hinausbombardiren könnten. Nach den Schlachten bei Williamsburg und Westpoint herrschte panischer Schrecken in der Stadt. Die gesetzgebenden Körperschaften vertagten sich in aller Eile, und die Bürger Richmonds schafften ihre Sklaven und ihre Möbel weg. Danville, eine Eisenbahnstation an der Grenze von Nordcarolina, wurde zum Sitz der Regierung erwählt, und einige bei der Sache nicht interessirte Patrioten verkündeten schon mit prahlenden

Worten, daß man die Stadt niederbrennen müsse. Aber Fort Darling schlug die föderalistische Flotte zurück, und Mac Clellan übergab sein Commando dem Sumpf und der Seuche.

Allgemein bekannt ist, daß Nahrung und Kleidung jetzt im Süden hoch im Preise stehen. Aber in Richmond kann man die ungeheure Theuerung aller Artikel ebensosehr auf die Speculationen von betrügerischen Kaufleuten, als auf den Mangel an Vorräthen zurückführen. Die Entwerthung des Papiergeldes hat ebenfalls ihre üble Wirkung gehabt, aber die Regierung der Conföderation nöthigt das Volk, ihre Noten zu Pari anzunehmen. Die Angabe, daß föderalistische Noten oder, wie der Volksmund sie nennt „Greenbacks“ zu Richmond mit Agio angenommen werden, ist häufig für falsch erklärt worden. Die Sache hat aber ihre Richtigkeit; denn nach dem Uebereinkommen müssen dieselben unter allen Umständen eingelöst werden, während die Noten der neuen Conföderation nur in dem Fall eingelöst werden, daß die Revolution siegt.

Unter solchen Umständen darf man sich nicht wundern, wenn im Anfange des vorigen Jahres schon ein paar Stiefel hier nach preußischem Gelde zwanzig bis fünfundzwanzig Thaler kosteten, das Pfund Kaffee mit circa zwei, das Pfund schwarzer Thee mit zehn Thalern, das Yard gröbsten Baumwollenstoffs mit zwanzig Silbergroschen bezahlt wurde, wenn Wein kaum noch zu erschwingen war, Spirituosen zwölfmal so theuer als sonst waren, und selbst Rindfleisch und Eier außerordentlich hohe Preise erreichten.

Häufig geschieht es, daß Kaufleute, welche übertriebne Preise fordern, von General Winders Polizei ins Gefängniß abgeführt werden. Aber die Harpyen fahren fort, sich von der allgemeinen Noth zu mästen und gehen sehr oft den Agenten der Regierung voraus auf das Land, um sie bei den Farmern, bei Getreide- und Viehkäufern zu überbieten. Die Stadt wimmelt von armen, ihres ganzen Eigenthums beraubten Leuten, von denen viele freiwillige Verbannte aus Maryland und Nordvirginien sind. Die Bewohner von Hampton, welche ihre schöne Stadt lieber verbrennen, als sie zum Garnisonsort der nördlichen Armeen werden ließen, liegen sowohl der Regierung als den Bürgern Richmonds zur Last. Es gibt ein Gesetz, welches die Beschäftigung Fremder, die der Conföderation nicht den Eid der Treue geleistet haben, verbietet, und Fremde ohne Mittel haben keine andere Wahl, als sich für die Armee anwerben zu lassen.

Niemals waren in Richmond selbst mehr als fünf Regimenter Soldaten zu gleicher Zeit in Garnison. Aber jeder Staat hat ein Rendezvous, wohin alle Briefschaften und sonstige Sendungen abgehen und wo Nachzügler und Versprengte sich zusammenfinden. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln kommen nicht selten Diebstähle, Beraubungen und Schlägereien vor, und die Zahl der Prostituirten hat eine Höhe erreicht, die schmerzliche Gedanken anregt.

Ueberall sieht man die Folgen des Kriegs in den mannigfaltigsten Erscheinungen vertreten. In den Hotels lungern mit breiten Bandelieren und riesigen Sporen Herren von der Familie Bramarbas herum. Viele Läden sind geschlossen, ebenso die meisten Fabriken. Die Schulen haben fortwährende Ferien. Auf den schattigen Promenaden stecken alte Leute die Köpfe zusammen, um sich über die gute alte und die böse neue Zeit zu unterhalten und die Achseln zu zucken. Die Negerweiber kreischen entzückt über vorübermarschirende Musik und versuchen zugleich bei Gelegenheit, trotz der Schildwachen nach dem Norden, der terra incognita ihrer Träume, zu entwischen, was gar oft gelingt. Dann wieder bemerkt man die ernstere Seite des Kriegs. Tausende von Arbeitern bauen seltsam construirte schwimmende Batterien für den Fluß oder gießen in den Tredegarworks große Kanonen und Mörser. Buntscheckige Züge von Transportfuhrwerken, Pulver- und Proviantwagen poltern über die Brücken und bewegen sich in unabsehbaren Linien auf den Landstraßen hin. Haufen von Schwarzen werden, von Wachen mit geladenem Gewehr begleitet, nach der und jener Stelle geführt, um Verschanzungen aufzuwerfen oder andere Arbeiten für die Regierung zu fördern. Regimenter auf Regimenter, alle in „homespun and butternut"*) gekleidet, schleppen sich in Staubwolken gehüllt, müde und oft ohne Schuhwerk durch die Stadt nach entfernten Feldlagern.

Der Krieg sieht uns ferner aus den Fenstern von Kirchen an, die in Lazarethe verwandelt sind. Er zeigt uns seine Noth in den zahlreichen Krüppeln, welche an den Straßen betteln, in den vielen Trauerflören, die uns begegnen, in den von Fieber glühenden Augen der auf Wagen herbeigeschafften Soldaten. Er ruft uns in dem Geschrei der Zeitungsjungen Kunde von neuem Blutvergießen, neuem Brudermord zu.

Richmond ist durch den Krieg nicht weniger verwandelt worden wie Washington. Aber es unterscheidet sich von diesem zu seinem Vortheil wenigstens in einer wichtigen Beziehung. Es steht unter festerer, energischerer Hand, und seine dürftigen Hülfsquellen werden besser benutzt. Washington ist von Spitzbuben, Kundschaftern und Demagogen von Profession überlaufen. Richmond wird streng unter dem Kriegsgesetz regiert, und alle Verhältnisse durchdringt ein oberster Wille, der nicht mit sich scherzen läßt.

Wenn endlich, wozu jetzt entschiedene Aussicht vorhanden ist, friedliche Gedanken die Oberhand in der Union gewinnen, und der Potomac die Grenzlinie zwischen den uneins gewordenen ehemaligen Vereinigten Staaten bildet, so wird Richmond vielleicht die erste Binnenstadt des Südens werden. Aber

*) Homespun ist ein grobes graues Gewebe von Wolle und Baumwolle, wie es die Frauen der Farmer selbst machen, butternut die Farbe des grünen Kragens und Aufschlags an der Montur des conföderirten Soldaten.

Washington wird schwerlich als Sitz des föderalistischen Gouvernements beibehalten werden. Keine von beiden Städten kann durch Handel wachsen, aber beide werden berühmt sein, als Operationsbasen für die größten Heere, welche sich jemals im Bürgerkriege maßen.

Dieser Krieg wird, wie angedeutet, in kurzer Zeit und sehr wahrscheinlich noch vor Ablauf dieses Jahres ein Ende nehmen. Schon äußerten sich Politiker, die Seward und dem Präsidenten nahe stehen, wie der große „Drahtzieher" Thurlow Weed und der bekannte Horace Greeley in diesem Sinn. Das Ende aber wird sein, was wir vor einem Jahre schon voraussagten: die Trennung des Südens von dem Norden.

Man ist, — so lesen wir in einem sehr verständigen Artikel des „Economist" — augenscheinlich schon jetzt im Norden in Verlegenheit über den Weg, auf welchem man die Armee wieder vervollständigen soll, wenn nächsten Juni die Dienstzeit für mehr als zweimalhunderttausend Mann derselben abläuft. Das Congreßmitglied, welches die bekannte Bill wegen Einstellung von 150,000 Negern in das Heer anregte, gab zu, dazu theilweise durch die Ueberzeugung bewogen worden zu sein, daß nicht ein Drittel dieser Zahl von Weißen durch Rekrutirung erlangt werden könne, und daß der nächste Feldzug, wenn überhaupt, mit Hülfe von Schwarzen zu siegreichem Ende geführt werden müsse. Was für Truppen die Conscription geliefert hat, wissen wir nicht genau; doch läßt die Thatsache, daß in einem der letzten Treffen ein pennsylvanisches Regiment sich auf den Boden legte und sich zu kämpfen weigerte, nicht viel Gutes ahnen Die Bildung von Negerregimentern könnte überdies leicht eher schaden als nützen; denn eine große Zahl der föderalistischen Offiziere sympathisiren in diesem Punkt weit mehr mit Südcarolina als mit Massachusetts und könnten daher die Aufforderung, mit schwarzen Soldaten zu operiren, mit einem Entlassungsgesuch zu beantworten geneigt sein. Die Vertretungen der Grenzstaaten ferner bedrohen jeden, der sich innerhalb ihrer Grenzen über der Anwerbung von solchen Truppen betreffen läßt, mit dem Tode. Jefferson Davis endlich erklärt, daß er jeden weißen Offizier schwarzer Soldaten hängen will, und Abraham Lincoln andrerseits bekennt, daß er schwarze Offiziere nicht anstellen und daß er Neger nur bis zum Corporal aufrücken lassen kann. Mit einem Wort, die Bildung dieser Regimenter mag insofern ihr Gutes haben, als sie jene emancipirten Sklaven und jene freien Farbigen, welche die Regierung jetzt so sehr in Verlegenheit setzen, bei Seite schafft, als eine furchtbare militärische Maßregel aber kann sie bis auf Weiteres nicht betrachtet werden.

Und wie es mit der Aufbringung der zur Fortführung des Krieges unbedingt nöthigen Mannschaften aussieht, so auch mit der Beschaffung der nicht minder nöthigen Gelder. Die Geschäftswelt beginnt Angst zu empfinden vor

dem allwöchentlich steigenden Goldagio und vor der Aussicht, in einer Sündfluth uneinlösbaren und unconvertirbaren Papiergeldes unterzugehen. Alle fest Angestellten, nicht blos die Beamten, leiden Noth, indem ihre Gehalte, in diesem Papiergeld ausgezahlt, sich gegen früher wie 6 zu 10 verhalten. Der Finanzminister soll sich weiterer Ausgabe von derartigen Noten abgeneigt erklärt haben, der Präsident hat sich so erklärt. Das Haus der Repräsentanten allerdings hat durch sein Committee of Ways and Means den Willen kundgegeben, jede beliebige Zahl Millionen von „Greenbacks" zu votiren. Aber von dem umsichtigeren und maßvolleren Senat ist solcher Leichtsinn kaum zu erwarten. Inzwischen ist man mit dem Sold der Truppen im Rückstand, und von der großen Tax-Bill, welche der Beginn besserer Tage und die Begründung eines gesünderen Systems sein sollte, hören wir absolut nichts mehr. Nun wird kein Verständiger vor der Lection, welche beide Theile der Kämpfenden uns gegeben haben, d. h. vor den wunderbaren Möglichkeiten eines Papiergeldes unter gewissen Umständen und für eine gewisse Frist, die Augen verschließen wollen. Aber ebensowenig wird der kühle Beobachter vergessen, daß der Erfolg und die Duldung jedes solchen Systems ganz und gar von der Fortdauer des Vertrauens auf den endlichen Sieg und die endliche Einlösung seiner Papiere mit Baargeld abhängt."

Noch eins. Mit jeder neuen Nachricht aus Washington werden wir mehr inne, daß die Pläne und Hoffnungen der Führer des Nordens deutlicher, schärfer umgrenzt und greifbarer werden. Obwohl sie's noch nicht offen sagen, bemerkt man, daß sie für eine gute Grenze und nicht für eine Wiedervereinigung kämpfen. Sie haben begonnen, sich zu gestehen, daß die Unterwerfung des Südens wo nicht unmöglich, doch ohne Gewinn sein würde. Aber sie glauben offenbar, daß sie im Stande sein werden, die Herrschaft über den Mississippi zu gewinnen und so die neue Republik in enge Grenzen zu bannen. Sie hoffen derselben Texas, Arkansas, Missouri und die Gebiete des fernen Westens zu entreißen und sie auf ein Gebiet zu beschränken, welches etwa zwischen dem Mississippi, dem Kamm der Alleghanies (in Tennessee, Georgia, Nordcarolina und Virginien), dem Potomac und dem Meer gelegen wäre. Sie fechten mit Einem Wort wohl nicht mehr für die Union, sondern für das Recht und die Macht, die Bedingungen der Separation zu bestimmen.

Nun ist das gewiß ein weit verständigeres Ziel, als das frühere, aber kein so begeisterndes und aufregendes. Die Union war eine Idee, die Grenze ist ein Interesse. Ein großer Gedanke erweckt den heißesten nationalen Eifer. Vortheilhafte Bedingungen können nie mehr als eine verhältnißmäßig laue Theilnahme für sich beanspruchen. Die Erhaltung jener ungetheilten und riesenhaften Republik für eine Zukunft voll nie dagewesener Größe und Herrlichkeit, einer Republik, deren Gedeihen sie in wenigen Jahrzehnten in den

Stand gesetzt hätte, der Welt ihren Willen zu dictiren, die Sicherung einer Macht, welche keinen Nebenbuhler, keinen mächtigen Nachbar und in Ermangelung dieser die Fähigkeit gehabt hätte, sich über den ganzen Continent auszudehnen, die Erhaltung eines Staatswesens, welches keine Armee, keine Marine, keine Steuern von Bedeutung gekannt und doch das Privilegium besessen hätte, allen Nationen Trotz zu bieten, war ein Ziel sehr wohl geeignet, alle Gemüther zu entflammen und sie freudig Wohlstand, Leben und selbst die Freiheit für lange Zeit opfern zu lassen. Für die Union kämpfen, hieß für das Recht kämpfen, künftig die Welt mit zu beherrschen. Nachdem dieser Traum aber vorüber ist, werden Hunderttausende, welche dafür gestorben wären, nur wenig Lust haben zu sterben oder auch nur zu zahlen, um eine Entscheidung der Frage herbeizuführen, ob die Linie der Trennung ein paar hundert Meilen englischen Maßes weiter südlich oder westlich gezogen werden soll.

Politiker freilich werden die große Wichtigkeit der Frage sehen, aber das Volk im Großen und Ganzen wird dafür nicht außer sich gerathen, nicht sich zu edlerer Stimmung erheben, nicht sich opfern. So wird, sobald der wahre Stand der Dinge allgemein begriffen sein wird, die Zahl der eifrigen und thatkräftigen Fürsprecher für den Krieg sich auf zwei Classen: die Wahnsinnigen und die Schurken, beschränken, auf die, welche noch immer an Wiederherstellung der Union glauben, weil sie nichts lernten und nichts vergaßen, und auf die, welche den Krieg lieben, weil er ihnen vortheilhafte Contracte und Gelegenheit zum Betrug bringt, auf die, welche von dem Kampfe Verwirklichung ihrer Träume, und auf die, welche von ihm Füllung ihrer Tasche erwarten.

Natürlich ist es möglich, daß irgend ein Nebenerfolg der föderalistischen Streitkräfte vor Vicksburg oder Charleston die sinkende Zuversicht des Nordens wieder auf eine Weile belebt. Solche Ereignisse würden den Männern, die jetzt am Staatsruder zu Washington stehen, ihr Verbleiben an dieser Stelle noch für eine kurze Frist verbürgen, und den Streit auf ebensolange fortzusetzen gestatten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Lincoln und seine Minister leicht bewogen werden können, eine Politik aufzugeben, in die sie sich so tief eingelassen haben. Allein mit einem Volke, welches wo nicht verzweifelt, doch lau auf die Dinge blickt, mit einer Volks- und Staatenvertretung, die über die Grundsätze und Maßregeln, mit denen jene Politik durchzuführen, unter sich in unversöhnlichem Zwiespalt ist, und mit einer turbulenten, mittelmäßig geschulten und zusehends dahinschwindenden Armee wird der Krieg kaum energisch und erfolgreich fortgesetzt werden können. Ein matter, langsam sich hinschleppender Krieg aber, der keine entscheidenden Siege aufweist und darum von keiner Aenderung in der relativen Stellung oder Stärke der kämpfenden Theile begleitet ist, kann, sollte man meinen, schwerlich noch lange sich hinziehen.

Ueber Unechtheit und Ursprung der Matinées royales.

2.

Die Matinées sind ein Buch, in welchem die Hingebung an das Laster als Lebensweisheit, die Täuschung der Menschen in der Politik und im Privatleben als das große Regierungsmittel, und schließlich, wo die Täuschung nicht ausreicht, die Anwendung von Dietrich und Gift gepredigt wird. Daneben Verachtung der Literatur, Begünstigung der Liederlichkeit in der weiblichen Jugend, außerdem das Meiste, was man sonst in einer Blumenlese von Lastern und Gemeinheiten auftreiben mag.

Friedrich der Große hat von der Jugendzeit an, in welcher er „mein Volk ist mein Gott!" ausrief, bis zu jenem Ausspruche seines vereinsamten Alters, „daß er müde sei über Sklaven zu herrschen", vielfach seine Ansichten über Menschen und Dinge gewechselt, er hat in seinem Streben nach Erkenntniß niemals einen Werth auf sogenannte Consequenz gelegt, — zu welchem Zeitpunkte aber hätte er jemals in seinen zahlreichen Schriften oder Briefen jene in den Matinées enthaltenen Grundsätze ausgesprochen? — Er schrieb gern, er schrieb viel. Seine Werke gestatten ein Urtheil über die Textur seines Geistes, die Entwickelung und Umbildung seines Wesens von der Jugend bis in das höchste Greisenalter, wenige Seelen liegen einer spätern Zeit so offen.

Sir J. Acton, der neue Herausgeber der Matinées, hat darauf eine Antwort bereit: Alles was Friedrich der Große sonst geschrieben habe, sei für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen. Hier haben wir aber seine wirklichen und geheimsten Gedanken. „Er wollte nicht," sagt Herr Acton, „daß sein Nachfolger wie die übrige Welt in Unwissenheit bleiben sollte. Er glaubte, daß nichts als treue Befolgung seines Beispiels den Staat, den er aufgerichtet hatte, erhalten könne."

Also alles Andere in Friedrich ist Heuchelei, hier ist Wahrheit.

Carlyle sagt von Friedrich: „Er ist immer er selbst, wirklich und ganz; er meint immer, was er sagt, er begründet seine Handlungen auf das, was er für Wahrheit erkannt hat." Herr Acton sagt uns dagegen: „Sein ganzes Leben war bis auf die kleinsten Details studirt mit der Absicht die Welt zu täuschen und zu blenden."

Der König ist schon während seines Lebens in entgegengesetzten Richtungen beurtheilt worden. Seine Schlachten, seine Verse, seine religiösen und politischen Grundsätze erweckten ihm an einigen Stellen Europas den bittersten

Haß, an anderen eine lodernde Begeisterung. Religiöse und politische Meinungsverschiedenheiten mögen auch noch heute seinem Bilde ein verschiedenes Colorit geben. Unter dem Eindrucke seines Alters sehen freilich die Meisten wie in seinen Porträts, so auch in seiner Person nur die Gestalt des „alten Fritz" mit der vorn über gebeugten Haltung und mit den steinernen Gesichtszügen. Die Mehrzahl der Lebenden weiß nichts davon, daß dieser Greis in seiner Jugend und noch in seinem Mannesalter wie ein auf die Erde herabgestiegener Gott zugleich des Kriegs und der heitern Lebenskünste erschien, sie ahnt nichts von der leidenschaftlichen Erregtheit und Gluth seiner Empfindungen, welche bald zu ausgelassener Freude emporgehoben, bald zu Thränen herabgestimmt werden, und ebensowenig läßt jenes Nestorbild des Königs die scharfe und stolze Mannhaftigkeit dieser feinen und zart gebildeten Natur erkennen.

Dieser König, der sich, anders als Maria Theresia, nicht dazu verstehen kann, eine freundliche Empfehlung der allmächtigen Pompadour anders als mit einem: „ich kenne die Person nicht" zu beantworten, und der durch die von seiner Leidenschaft dictirten Verse, Witzreden und Flugschriften auf dem Felde der Politik fast mehr verdirbt, als seine Siege auf dem Schlachtfelde gut machen können, soll der berechnende Heuchler sein, der in einem vierundsiebzigjährigen Leben und durch achtundzwanzig Bände die Welt zu belügen sucht, um in fünf Morgenstunden, dem Opuscule inédit des Herrn Acton, seinem Neffen die Wahrheit zu sagen. Sollte Herr Acton sich nicht vielleicht gefragt haben, ob Friedrich der Große die Meinung der Welt hoch genug hielt, um sich die unerhörte Last einer solchen Verstellung aufzulegen?

Denn diese Lüge betrifft nicht etwa blos einige allgemeine Principien der praktischen Politik, sondern jede Einzelheit seines Lebens.

Wenn der König öffentlich ißt, so muß ihm nach diesen Matinées sein deutscher Koch das Essen bereiten, er trinkt Bier und zwei oder drei Gläser Wein. Ißt er in seinen eigenen Zimmern, so bereitet der französische Koch das Essen, und er kann, weil er nahe bei seinem Bette ißt, sich dann mit voller Sicherheit betrinken.

Wenn der König auf seinen Reisen irgendwo ankommt, so gibt er sich „immer" das Ansehn, als ob er sehr ermüdet sei. Er läßt sich von den Leuten wegen seines abgetragenen Oberrocks bedauern, und lacht sie nachher aus, weil er darunter einen guten Rock anhat.

Aber wohl, nehmen wir an, daß Friedrich des Großen Leben nur eine große Lüge war, und überlassen wir die Sorge, sich deshalb mit Psychologie und Geschichte abzufinden, dem Hrn. Acton.

Eines hat bei Feinden und Freunden, als der König noch lebte und nach seinem Tode, für ausgemacht gegolten, daß er ein König von großer und ungewöhnlicher Einsicht war. Dies ist der einzige Punkt, in welchem Herr Acton in

der Beurtheilung des Königs mit uns übereinstimmt, von hier aus wird es daher vielleicht möglich sein, zu einer schließlichen Uebereinstimmung zu kommen.

Die Matinées mögen immerhin von einem gescheidten Manne geschrieben sein, wenn derselbe die Absicht hatte, den König herabzuwürdigen. Wenn wir sie uns aber als vom König geschrieben denken, so erscheinen sie als ein Werk von unbegreiflicher Einfältigkeit. Denn die allgemeinen Betrachtungen derselben über Politik sind durchaus banaler Natur, und man wird sie in französischen Schriften jener Zeit häufig wiederfinden. Eine Ausnahme machen vielleicht nur zwei oder drei Stellen; sie finden sich in dem Abschnitte über Justiz ganz am Schluß, wo es heißt, daß Alles darauf ankomme, bei seinen Nachbarn die Ueberzeugung zu erwecken, daß man lieber zwei Königreiche, als den Nachruhm verlieren wolle. Und selbst diese letzte Stelle ist wieder dadurch entstellt, daß sie nicht als wirkliche Meinung des Verfassers, wie es allerdings die Friedrichs war, sondern als Heuchelei erscheint.

„Politik," sagen die Matinées, „ist fast gleichbedeutend mit Spitzbüberei," und führen das in das Detail hinein durch.

Uns dünkt, das sei mehr die Auffassung der Bedientenstube, als eines Thrones.

Der König der Matinées geht von der Ansicht aus, es komme darauf an, in Müßiggang und Freuden zu genießen, dabei aber den Schein anzunehmen, als ob ihm das Wohl seines Landes am Herzen liege und er nicht ohne Fähigkeiten sei. Er ist daher der Meinung, daß es, um glücklich im Kriege zu sein, nicht nothwendig sei, ein waffengeübtes Heer zu besitzen, sondern nur den Truppen einen Anstrich von Ueberlegenheit, ein „Air de superiorité" zu geben.

Er hält es daher auch nicht für nöthig, sich um das Detail des Dienstes und namentlich um die persönlichen Fähigkeiten seiner Militärs selbst zu bekümmern. Aber allerdings glaubt er, daß es für ihn von wesentlichem Nutzen sei, sich den Schein zu geben, als habe er Interesse für die Armee und als habe er ein gutes Gedächtniß. Deshalb nimmt er sich vor, folgendes Kunststück zu machen, welches wir uns von dem Friedrich der Matinées wörtlich erzählen lassen müssen:

„Ehe ich ein Regiment die Revue passiren lasse, brauche ich die Vorsorge, die Namen aller Offiziere und aller Sergeanten zu lesen, und ich behalte dann drei oder vier davon mit den Namen der Compagnien, wo sie sich befinden. Ich lasse mich sehr genau von all den kleinen Mißbräuchen unterrichten, die von meinen Hauptleuten begangen werden und erlaube jedem Soldaten sich zu beklagen. Die Stunde der Musterung kommt. Ich breche auf und bald umzingelt mich ein Volkshaufe. Ich gebe nicht zu, daß man denselben abhält; ich spreche mit dem Nächsten und der mir am besten antwortet.

Wenn ich beim Regiment anlange, lasse ich es Bewegungen ausführen; ich gehe langsam alle Reihen hinunter und spreche mit allen Hauptleuten. Wenn ich vor denen stehe, deren Namen ich behalten habe, so nenne ich sie, ebenso die Lieutnants und Sergeanten*). Das gibt mir einen eigenthümlichen Anstrich von Gedächtniß und Nachdenken."

Sollte nun freilich ein solcher königlicher Schauspieler bei der Ausführung dieses Kunststücks zu seiner Ueberraschung die fatale Entdeckung machen, daß, wenn man blos den Namen und nicht auch Aeußerlichkeiten einer Person kennt, man nicht im Stande ist, sie ohne Weiteres in der Truppe zu erkennen und mit Namen anzureden, so würden wir ihm rathen, sich an Herrn Acton deshalb zu wenden, der auch noch weiß, daß später Napoleon diesen Kniff nachgeahmt habe.

Je gleichgiltiger der schlauköpfige Fürst der Matinées gegen alle Religion ist, desto klarer wird es ihm, daß er den Religionsparteien der Lutheraner Reformirten und Katholiken gegenüber den Plan fassen muß, eine neue positive Religion, einen neuen Cultus zu stiften. Er wird sich daher Jemand aufsuchen, der sich bereit finden läßt, eine neue Religion zu predigen, und es demselben überlassen, sich sein Religionssystem selbst auszudenken. Die Hauptsache ist, daß er dasselbe predigt. Unser König stellt sich nun, als wenn er den neuen Messias verfolgen will, nach und nach thut er aber, als wenn er von der Wahrheit der neuen Lehre überzeugt sei, wird der eifrigste Bekenner derselben und begünstigt nun den neuen Messias auf alle Weise. Er entschließt sich daher auch ein Concil zu berufen, bestehend aus Einem Geistlichen jeder Religionspartei, und zwei Rittergutsbesitzern und zwei Abgeordneten vom dritten Stande aus jeder Provinz, und damit das Problem des Verhältnisses von Kirche und Staat zur Lösung komme, übernimmt er selbst den Vorsitz in diesem Concil.

In der innern Verwaltung muß ein solcher Mann die Bevölkerungspolitik für das Wesentlichste halten und daher suchen, weniger die Ehen, als die Liederlichkeit der jungen Mädchen zu befördern. Um diesen landesväterlichen Zweck zu erreichen, gibt er den unehelichen Kindern in seiner Armee den Vorzug vor den ehelichen.

Sieht sich der Held der Matinées dann den Schwierigkeiten der auswärtigen Politik gegenüber, so nimmt er an, es sei das Beste, solche Leute zu Ge-

*) „Lorsque je suis vis-à-vis de ceux dont j'ai retenu les noms, je les nomme ainsi que les lieutenants et les sergents." Herr Acton liest statt „retenu" aus der angeblich menevalschen Handschrift „entendu". Die Handschriften von 1765 haben „retenu". Die actonsche Lesart zeigt, daß ein Abschreiber eine Idee von dem Unsinn des Originals hatte und eine Verbesserung versuchte, welche die Sache aber noch confuser macht, wie denn auch der neueste deutsche Uebersetzer des actonschen Textes trotz des „entendu" die Stelle so, wie oben angegeben, übersetzt.

sandten zu ernennen, die bereit seien, einem fremden Könige bei passender Gelegenheit das Stück Papier, worauf ein politischer Plan steht, aus der Tasche zu stehlen, und er macht sich klar, daß man, wenn Alles nichts hilft, politische Aerzte und Schlosser verwenden müssen.

Und dieses Buch soll vom König überdies noch ausschließlich zum Unterricht seines Neffen und Thronfolgers bestimmt gewesen sein!

Friedrich hat es mit der Erziehung desselben ernst genommen. Er ließ den jungen Prinzen schon in seinem sechzehnten Lebensjahre zu sich ins Lager kommen, und behielt ihn, so lästig die Begleitung des Knaben sein mochte, während des Feldzugs von 1762 an seiner Seite, er hat ihn nachher durch ernste Männer in der Staatswirthschaft und andern Wissenschaften unterrichten lassen

Zu Anfang des Jahres 1765, wo die Matinées spätestens geschrieben wurden, war der Prinz neunzehn Jahre alt. Jetzt, so stellt sich der neueste Herausgeber die Sache vor, soll er in die geheimsten politischen Gedanken des Königs eingeweiht werden, die arcana imperii empfangen.

Was erfährt er? ein Wenig über Politik, außerdem, was den jungen Mann mehr interessirt haben wird, daß er seine Perücke nicht zu kämmen braucht, daß sein Oheim sich einem infamirenden Laster hingibt, und Zoten, von denen eine so widerlich ist, daß der englische Herausgeber, der kein Bedenken hat, all diesen Schmutz ohne Beweis und gegen alle Vernunft auf Friedrich den Großen zu werfen, zu prüde ist, sie dem Papier zu übergeben.

Es gibt vielleicht noch einen andern Gesichtspunkt, von dem aus wir mit den Gegnern Friedrichs über die Autorschaft der Matinées sprechen können.

Wenn Alles, was der König außer den Matinées geschrieben hat, erheuchelt ist, so wird er doch den Grundsätzen der Matinées gemäß gehandelt haben. Wenn die Matinées von Friedrich und zugleich seine wahrhaftigen Selbstbekenntnisse sind, so werden wir seine Persönlichkeit in ihnen richtig wiedergegeben finden, wir werden ferner annehmen dürfen, daß der König die ihm bekannten Thatsachen seines Lebens hier richtig erzählt, und daß er seinem Neffen gegenüber als König von Preußen, nicht aber, als wenn er König von Frankreich wäre, sprechen wird.

Wie erscheint denn in diesem Buche Friedrichs Persönlichkeit?

Die Matinées wollen den König als einen Mann erscheinen lassen, der ohne literarisches Interesse nur die Absicht hat, sich von den Literaten loben zu lassen und indem er Gott dankt, daß man ihn für einen Schriftsteller hält, die Literatur als ein Handwerk betrachtet, das ihn von Beschäftigungen, die des Thrones würdig seien, entfremde. „Ich schreibe daher nur, wenn ich nichts Besseres zu thun weiß.“

Die 28 Bände, in denen des Königs schriftstellerischen Arbeiten jetzt vorliegen, geben darüber Aufschluß. Die geistige Production war ihm ein Lebens-

bedürfniß, er setzte sie im Feldlager selbst während jenes furchtbaren Krieges fort, der bei der Schwäche seiner Streitkräfte an sein Genie und seine persönliche Thätigkeit die höchsten Anforderungen stellte. Er wollte ihr die Pflichten des Königs und Feldherrn nicht opfern, aber die Vermuthung liegt nahe, daß die literarischen Studien und Arbeiten nicht selten seinen Geist von dem unmittelbar Nothwendigen abgezogen haben. Jedenfalls haben andere Feldherrn nach großen Niederlagen sich nicht hingesetzt und Predigten geschrieben. Am Abend des Unglücks von Hochkirch findet ihn Catt, sein Vorleser, in Bourdaloues Predigten lesend und zu einer Unterhaltung ungeneigt, und als Catt am andern Morgen wieder kommt, gibt der König ihm eine Predigt, die er während der Nacht über seine traurige Lage geschrieben hat. „Jedenfalls," fügt er hinzu, „trage ich bei mir, was diesem Jammer ein Ende machen kann."

Gerechtigkeit will der König der Matinées nicht geübt wissen, wenn sie seine Autorität verletzt.

Wer ist denn der König, der sich vom Müller von Sanssouci jene Abweisung geben läßt und der in einer Marginalresolution seinem Minister erklärt: „es muß in dergleichen Fällen gerade durch gegangen und derjenige, welcher Infamien begeht, und wenn er von königlichem Geblüte wäre, bestraft werden?" Und als der König in einem Proceß zwischen seiner Domäne und einer Rittergutsbesitzerin befiehlt, den Fahrzeugen der Letzteren die königlichen Schleusen nicht zu öffnen, duldet der König nicht nur, daß das berliner Kammergericht seinen Befehl aufhebt, sondern daß es ein gerichtliches Erkenntniß gegen die widersetzlichen königlichen Beamten militärisch vollstrecken läßt.

Die Justizreform soll der König nach den Matinées ins Werk gesetzt haben, um die Unabhängigkeit des Richterstandes zu brechen. Der Codex Fridericianus stellte aber gerade erst die Unabhängigkeit der Gerichte gegenüber dem Könige fest. Es heißt darin: „Sie sollen auch auf keine Rescripte, wenn sie schon aus Unserem Cabinet herrühren, die geringste Reflexion machen, wenn darin etwas wider die offenbaren Rechte sub- et obrepirt worden, oder der strenge Lauf Rechtens dadurch gehindert und unterbrochen wird, sondern sie müssen nach Pflicht und Gewissen weiter verfahren, jedoch von der Sache Bewandtniß sofort berichten." Und wurden denn die preußischen Gerichte abhängig? Noch am Ende seines Lebens vermochte der König im arnoldschen Falle nicht, den Gerichten den von ihm gewünschten Spruch abzugewinnen.

Ebenso kläglich steht es mit demjenigen, was der Verfasser der Matinées als Lebensgewohnheiten des Königs bezeichnet, z. B. folgende Stelle:

„Ich gebe aller Welt Audienz, nur nicht Priestern, Geistlichen und Mönchen. Diese Herren sind gewohnt in die Ferne zu sprechen. Ich höre sie daher aus meinem Fenster an, ein Page empfängt sie, und ich mache meine Verbeugung an der Thür."

Daß der König auch Geistlichen aller Confessionen Audienz gab, versteht sich von selbst. Er zog selbst katholische Geistliche in seinen nähern Umgang. Für die übrigen Abgeschmacktheiten, die hier dem König angedichtet werden, erwarten wir von Herrn Acton um so mehr einen Commentar, als derselbe überzeugt ist, daß Friedrich glaubte, nur die getreue Befolgung seines Beispiels könne den preußischen Staat erhalten.

Ebenso ist es mit verschiedenen Ereignissen, welche in den Matinées erwähnt werden — Thatsachen, deren Wahrheit oder Unwahrheit Friedrich ganz genau wissen mußte und die zu entstellen er kein Interesse hatte, die aber der Literat, der die Matinées schrieb, theils nicht kannte, theils, um Friedrich lächerlich zu machen, erfand. Wir wollen einige Beispiele anführen.

Zur ersten Art gehört die Stelle der Matinées, in der gesagt wird, Friedrich Wilhelm der Erste habe durch den Präsidenten Loen einen kleinen Tractat über die Religion schreiben lassen. Dieses Buch ist nicht von Friedrich Wilhelm dem Ersten veranlaßt. Es erschien 1751 und wurde Friedrich dem Großen selbst gewidmet.

Noch ärger ist die Darstellung, welche über den Regierungsanfang Friedrichs gegeben wird, eine Stelle, auf welche schon Ranke aufmerksam gemacht hat. Dieselbe lautet: „Bei meiner Thronbesteigung untersuchte ich die Koffer meines Vaters. Seine große Sparsamkeit setzte mich zu großen Entwürfen in Stand. Bald darauf musterte ich meine Truppen und fand sie vortrefflich. Nach dieser Musterung ging ich wieder zu meinen Koffern und fand genug, um meine Armee zu verdoppeln. Nachdem ich meine Macht verdoppelt hatte, beschränkte ich mich natürlich nicht darauf, blos zu bewahren, was ich besaß. So war ich denn bald entschlossen die erste Gelegenheit, die sich darbieten würde, zu benutzen. Bis dahin übte ich meine Truppen gut ein und that Alles, um die Augen Europas auf meine Manöver gerichtet zu halten. Ich erneuerte die Manöver jedes Jahr, damit man mich für klüger (als Andere) hielte, und schließlich erreichte ich meinen Zweck. Ich verdrehte allen Mächten den Kopf. Jedermann glaubte, er sei verloren, wenn er nicht Arme, Füße, Kopf nach preußischer Art bewegen könne. Alle meine Soldaten schätzten, seitdem sie sich überall nachgeahmt sahen, ihren Werth aufs Doppelte. Nachdem nun auf diese Weise meine Truppen einen Vorzug vor allen andern erhalten hatten, beschäftigte ich mich nur noch mit der Prüfung der Ansprüche, die ich auf verschiedene Provinzen erheben könnte. Vier Hauptpunkte boten sich meinem Blick dar: Schlesien, Polnisch-Preußen, Holländisch-Geldern und Schwedisch-Pommern. Ich wählte Schlesien, weil es mehr als alles Andere meine Aufmerksamkeit verdiente und weil die Umstände mir günstiger waren.“ Hier ist alles Einzelne erfunden oder entstellt oder durcheinandergeworfen.

Was in den Matinées von Verdoppeln der Armee, von den jährlich wiederkehrenden Uebungen, von den Anstrengungen, um Europas Aufmerksamkeit auf diese Manöver zu lenken, von der schon damals in Europa eingetretenen Nachahmung des preußischen Exercitiums, von dem Herumtappen nach einem Gegenstande der Eroberung gesagt wird, gehört Alles der Flüchtigkeit und Unwissenheit des Fälschers an, der sich nicht die Mühe nahm, das erste beste Compendium der Geschichte anzusehen. Schon ein Blick auf die Chronologie zeigt die Unrichtigkeit der Erzählung: Am 31. Mai 1740 bestieg Friedrich den Thron, am 20. October 1740 starb Karl der Sechste und schon am 16. December desselben Jahres standen Friedrichs Truppen auf schlesischem Boden.

Und dann das Project eines von Voltaire, Alembert, Maupertuis und Rousseau unter Leitung des Königs bearbeiteten Buchs gegen die Religion und eines von Argens und Formey*) vorbereiteten Concils, wovon die Matinées auf zwei vollen Seiten erzählen!!

Das Leben und der Briefwechel Friedrichs und der anderen Betheiligten liegen doch so offen vor uns, daß es für Herrn Acton möglich sein müßte, uns das Nähere über diese Projecte mitzutheilen. Zunächst wird es genügen anzuführen, daß der König mit Voltaire zur Zeit der Abfassung der Matinées seit vier Jahren außer Verbindung, mit Rousseau gar nicht in Verbindung gewesen war.

Schließlich noch die Vergiftungen politischer Gegner, welche nach den Matinées von Friedrich dem Großen bewirkt worden sein sollen!

In dieser Schrift läßt man Friedrich sagen, „er kenne aus Erfahrung alle Vortheile, die man daraus ziehen könne, wenn man politische Aerzte und Schlosser besitze."

Dem englischen Herausgeber wolle es gefallen, die Person zu nennen, welche der König hat vergiften lassen. Er wolle, wenn auch nicht die Beweise, so doch gefälligst nur seine Vermuthungen vorbringen, oder wenn nicht Vermuthungen, irgendwelche Menevals, welche Vermuthungen gehegt haben. Hier würde es sich um ein wirkliches Opuscule inédit handeln.

Ebenso wie mit den Thatsachen ist es mit den Urtheilen in dieser Schrift.

Kann Friedrich der Große geschrieben haben, daß seine Vorfahren, um den Kaisern zu gefallen, im neunten Jahrhundert zum Christenthum übergetreten seien? Es liegt dabei die fabelhafte Abstammung des Hauses Hohenzollern von Wittekind zum Grunde. In seinen Memoires pour servir à l'histoire de Brandenbourg macht er diese wie andere Genealogien lächerlich und nennt sie „ebenso frivole als unnütze Untersuchungen". Die Matinées sollen ja aber

*) Nicht „M. de Ferney" wie Acton liest. Die ältesten Handschriften haben „Formey".

Friedrichs wirkliche Meinungen im Gegensatz zu seinen bekannten Schriften enthalten. Wer würde ihm zutrauen an diese von ihm stigmatisirten Fabeln geglaubt zu haben?

Schärfer noch tritt das Urtheil über Voltaire mit der dem König nur zu genau bekannten Wirklichkeit in Widerspruch. Der Verfasser der Matinées läßt den König sagen: „Er höre gern sein Lob. Wenn Alembert neben mir sitzt, so öffnet er nur den Mund, um mir Verbindliches zu sagen. Voltaire war nicht von der Art, eben darum habe ich ihn weggejagt.“ — Der brave Voltaire! — Wir glauben nicht hyperbolisch zu sprechen, wenn wir behaupten, daß schwerlich je einen Fürsten mit gleicher Würdelosigkeit und Unverschämtheit geschmeichelt worden ist, als Friedrich dem Großen von Voltaire. Wir brauchen nur einen Blick auf die ersten Briefe Voltaires an Friedrich den Kronprinzen, den er noch nicht einmal gesehen hatte, zu werfen. Voltaire setzt sogleich mit „dem göttlichen Charakter“ ein, dann „großer Prinz“, „großes Genie“, „Alexander“, Sokrates“, „Gott Friedrich“, bis es denn dem Kronprinzen zu arg wird und er Voltaire die Ode „sur la flatterie“ zur Correctur übersendet. Dennoch macht Voltaire Friedrich, als er den Thron bestiegen hat, zum „Bruder der Sonne“ und in ähnlicher Weise geht es fort bis zum Bruch. Die Ursachen dieses Bruchs aber, welche heute offen vorliegen, waren die schmutzigen Geldspeculationen Voltaires in sächsischen Steuerscheinen, sein Proceß mit einem Juden darüber, ob Voltaire ihm falsche Steine für echte verkauft habe, und schließlich seine Kabalen gegen die andern Franzosen in der Umgebung des Königs. Friedrichs Brief vom 24. Februar 1752 ist in dieser Hinsicht sehr ausführlich, und die Geschichte hat nie andere Gründe des Bruchs zu Tage gebracht.

Wie die Matinées voll sind von Urtheilen, die Friedrich der Große am wenigsten dann, wenn er sich ohne Rückhalt äußerte, hat aussprechen können, so zeigen schon die Aeußerlichkeiten des Ausdrucks, daß die Schrift nicht von dem König herrühren kann. Mit Recht hat Preuß auf den Unterschied zwischen dem kurzen und mannhaften Stil des Königs und dem liederlichen Stil der Matinées hingewiesen.

Von Interesse sind einige Besonderheiten, die in einer Arbeit des preußischen Königs und namentlich in einer doch nicht für Franzosen, sondern für den preußischen Thronfolger bestimmten Arbeit nicht vorkommen konnten.

Was soll es heißen, daß die Matinées sagen, „wenn der König nicht seine Staaten bereise, so würden sich seine Gouverneure an seine Stelle setzen und sich nach und nach von den Grundsätzen des Gehorsams losmachen, um die der Unabhängigkeit anzunehmen?“

Man kann von der für die damaligen Verhältnisse der preußischen Monarchie außerordentlichen Abgeschmacktheit des Gedankens absehen, — wer sind aber diese: „mes gouverneurs?“ In Frankreich war Begriff und Stellung der

Provinzialgouverneure bekannt, in Preußen findet sich nichts Aehnliches, außer für Neuenburg, — das einzige Land, welches der König nicht bereist hat.

An einer andern Stelle heißt es in den Matinées: „Es gibt Provinzen, wo die Katholiken in dem Maße überwiegen, daß der König nur ein oder zwei protestantische Commissarien hinschicken kann." Die Handschriften von 1765 lesen: „qu'un ou deux commissaires protestants"; spätere auch wohl dafür „députés", ohne indeß damit etwas im Sinne zu ändern.

Welches politische oder administrative Verhältniß ist überhaupt als zum Grunde liegend gedacht, wenn von einem Hinschicken von königlichen Commissaren und einem bestimmten Glaubensbekenntniß derselben die Rede ist? Auf deutsche und speciell preußische Verhältnisse angewandt, ist uns der Sinn durchaus unverständlich, und wir müssen von Herrn Acton die Lösung des Räthsels erwarten. — Und welcher katholische Landestheil hätte das Recht des Königs, Beamte jeder Confession anzustellen, beschränkt?

Was Schlesien, diejenige Provinz, in der die meisten Katholiken lebten, betrifft, so hatte Friedrich der Große aus politischen Gründen 1741 angeordnet, daß selbst in den Städten die obersten Gemeindestellen mit Protestanten besetzt werden sollten.

Ebenso bezeichnend ist es, wenn der Verfasser der Matinées den großen Kurfürsten „Guillaume le Grand" nennt, oder wenn er den König sagen läßt, daß die Proceßgebühren und Stempelabgaben um „500,000 Livres" gefallen seien. So lesen die Handschriften von 1765 und auch selbst der actonsche Abdruck; dem Urheber der buffonschen Abschrift scheint diese Rechnung nach französischem Gelde aufgefallen zu sein und er schrieb „Florins", wohl in der Meinung, daß man in Preußen, wie in den an Frankreich angrenzenden deutschen Ländern, nach Gulden rechne.

Sonderbar, daß der König von Preußen, der, wenn er an Voltaire schreibt, nach Thalern rechnet, seinem jungen Neffen gegenüber sich in Livres ausdrückt!

Wir dürfen hier wohl die Erörterung darüber, ob Friedrich der Große der Verfasser dieses Machwerks ist, schließen. Aber wir wollen uns nicht versagen den falschen Matinées eine andere Lehrstunde dieses Königs gegenüberzustellen, welche er am Abend seines Lebens seinem Großneffen, dem spätern König Friedrich Wilhelm dem Dritten gab, deren Inhalt dieser in späteren Jahren erzählt hat.

König Friedrich begegnete dem fünfzehnjährigen Knaben im Garten von Sanssouci und ließ sich freundlich mit ihm in ein Gespräch ein; richtete an ihn verschiedene Fragen über wissenschaftliche Gegenstände und forderte ihn schließlich auf, eine Fabel von Lafontaine, die er ihm aufschlug, zu übersetzen. Als der junge Prinz geläufig übersetzt hatte, lobte er ihn. Der Knabe aber

bemerkte, daß er diese Fabel erst vor Kurzem bei seinem Lehrer eingeübt habe. Das ernste Gesicht des Königs erheiterte sich, er streichelte dem Knaben die Wangen und sagte: „So ist's recht, lieber Fritz; nur immer ehrlich und aufrichtig: Wolle nie scheinen, was Du nicht bist; sei stets mehr als Du scheinst!"

Der König ermahnte den Prinzen, als er ihn entlassen wollte, etwas Tüchtiges zu werden. Auf nahe bevorstehende Ummälzungen hindeutend, sagt er ihm: „Ich fürchte, Du wirst einmal einen schweren Stand haben. Habilitire, rüste Dich, sei firm. Denke an mich! Wache über unsere Ehre und unsern Ruhm. Begehe keine Ungerechtigkeit, dulde aber auch keine."

Sie waren zu dem Obelisken gekommen, der am Ausgange des Gartens steht: „Sieh ihn an!" sprach der König. „Schlank, aufstrebend und hoch und doch fest im Sturm und Ungewitter. Die Pyramide spricht zu Dir: Ma force est ma droiture. Der Culminationspunkt, die höchste Spitze überschaut und krönt das Ganze, aber trägt nicht, sondern wird getragen von Allem, was unter ihr liegt, vorzüglich vom nicht sehbaren, tief untergebauten Fundament. Das tragende Fundament ist das Volk in seiner Einheit. Halte es stets mit ihm, daß es Dich liebe und Dir vertraue; darin nur allein kannst Du stark und glücklich sein. Vergiß diese Stunde nicht." — Es war das letzte Mal, daß der junge Prinz den großen König sah.

Die Matinées wurden zu Anfang des Jahres 1765 in Paris und zwar handschriftlich verbreitet. Ihr Titel war: „Les Matinées du Roi de Prusse adressées à son neveu".

Die älteste Nachricht über ihre Existenz gibt ein französischer Brief Grimms aus Paris vom 15. April 1765*), in welchem er der Herzogin Luise Dorothea von Sachsen-Gotha schreibt:

„Ich habe die Ehre Ew. Durchlaucht hierbei ein sonderbares Stück Papier zu übersenden, welches seit einiger Zeit handschriftlich in Paris umläuft. Als es zu meiner Kenntniß kam, schwankte ich einige Zeit, was ich thun sollte; ich entschloß mich endlich Hrn. Catt davon zu benachrichtigen. Derselbe bat mich schleunigst, das Unmögliche möglich zu machen, um ihm eine Abschrift zu schicken. Das habe ich gethan. Ich lege auch diesem Packet eine bei, aber ohne auf das Verdienst Anspruch zu machen, bei der Verbreitung dieses Stücks von Beredtsamkeit geholfen zu haben. Ew. Durchlaucht werden besser als ich zu beurtheilen wissen, von welcher Hand diese Schrift ausgeht und was ihr Zweck sein kann."

Da in den Matinées der siebenjährige Krieg als beendigt erscheint, und

*) Das Original in der herzogl. Bibliothek zu Gotha. Das Datum ist der 15. April, nicht der 25., wie S. 482, No. 12 der Gzb. gedruckt wurde.

auf der andern Seite Grimm bei seiner bevorzugten Stellung in Paris bald in den Besitz einer Abschrift gekommen sein wird, so darf man wohl im Allgemeinen das Jahr 1764 als das der Abfassung der Matinées, wie sie in den von Grimm nach Berlin und Gotha geschickten Handschriften vorliegen, betrachten. Möglicherweise sind sie erst zu Anfang 1765 entstanden.

Schon einige Monate nach jenem Briefe Grimms war eine Fortsetzung, welche zu den fünf bis dahin bekannten Matinées noch zwei fernere hinzufügte, verbreitet.

Am 7. Juni 1765 schreibt Grimm an die Herzogin Luise Dorothea:

„Ich werde die Ehre haben, Ihnen sehr bald die Fortsetzung der Matinées zu schicken, welche seltener, aber im selben Tone gehalten ist, wie, das was Sie gesehen haben."

Der Grund, daß die sechste und siebente Matinée seltener waren, ist wohl in ihrem Inhalte zu suchen. Die sechste handelt vom Militär, die siebente von dem Finanzwesen. Wenn sie auch in der Oberflächlichkeit des Urtheils und in der Unkenntniß der Geschichte und Verhältnisse die fünf ersten übertreffen, so gehen sie doch in das Detail der Militärverhältnisse und der Finanzen ein, die letzte in dem Maße, daß sie fast nur aus einer, jedenfalls in der Form unechten, Denkschrift besteht, die an Friedrich Wilhelm den Ersten bei seinem Regierungsantritt über das preußische Steuerwesen gerichtet worden sein soll. Offenbar fanden diese beiden mehr sachlichen und weniger pikanten Matinées, von denen man nicht als sicher annehmen kann, daß sie vom Verfasser der ersten fünf herrühren, in den Kreisen der pariser vornehmen Welt nicht gleichen Anklang, und die Abschriften blieben selten.

Erst ein Jahr nach der handschriftlichen Verbreitung scheinen die Matinées in den Druck übergegangen zu sein. Der älteste bekannte Druck trägt die Jahreszahl 1766, ist aber ohne Druckort; unmöglich wäre es indeß nicht, daß eine in Kupfer gestochene Ausgabe ohne Jahr und Ort diesem Drucke noch voran ginge. Seitdem sind theils unter richtiger, theils unter falscher Angabe des Druckorts eine Reihe von Ausgaben erschienen, sämmtlich und bis auf die neueste Zeit leichtfertige Abdrücke von Handschriften und Drucken, ohne kritische Bemühungen zur Herstellung des ursprünglichen Textes, zum Theil mit absichtlichen Auslassungen oder Zusätzen, wie es dem Geschmack und mitunter der Bosheit des jedesmaligen Herausgebers zusagte. Im Ganzen wissen wir bis zum Jahre 1863 von mindestens zehn Drucken, sowie einer deutschen und einer spanischen Uebersetzung des Buchs. Man sieht, daß der Herausgeber des opuscule inédit mit einigem Recht sagen konnte: „Die Matinées sind bis zum heutigen Tage nicht gänzlich unbekannt geblieben."

Wir haben aus dem Briefe Grimms vom 15. April 1765 gesehen, daß

derselbe, noch ehe er ein Exemplar an die Herzogin von Gotha sandte, dem Vorleser Friedrich des Großen die erste Nachricht von der Existenz der Matinées gab, und daß dieser sofort eine Abschrift verlangte und erhielt. Als im Jahre 1766 der erste Druck erschien, befahl der König dem Oberstlieutenant Quintus Icilius in den altonaer und hamburger Zeitungen gegen die Echtheit der Schrift zu protestiren. Der Brief, mit dem derselbe den für die Journale bestimmten Artikel an den preußischen Residenten in Hamburg übersandte, ist vom 4. März 1766; die Matinées heißen darin „cet exécrable écrit“.

Ueber den Ursprung solcher Schriften läßt sich der Natur der Sache nach gewöhnlich nur Weniges mit vollkommner Sicherheit feststellen, die Bezeichnung der bestimmten Person des Fälschers pflegt Vermuthung zu bleiben. Es pflegt schon viel erreicht zu sein, wenn sich mit einiger Wahrscheinlichkeit der Personenkreis und der Zweck, aus dem sie hervorgingen, bezeichnen läßt. Solche Schriften ehren den Charakter ihrer Verfasser nicht und dieselben suchen natürlich die Spuren ihrer That zu verwischen.

Es gibt eine Erzählung über den Verfasser der Matinées, welche Thiébault, ein Franzose aus der Umgebung des Königs, in seinen Souvenirs mittheilt. Sie lautet dahin, daß als der Marschall Moritz von Sachsen nach Berlin gekommen, er von einem jungen französischen Offizier als Adjutanten begleitet gewesen sei. Dieser Offizier habe sich an den Abschreiber des Königs gemacht und von ihm gegen die Rêveries, eine militärische Schrift des Marschalls, die Matinées auf nur vierundzwanzig Stunden entliehen. Gegen ihr feierliches Versprechen hätten dann Beide, der Eine von den Rêveries, der Andere von den Matinées Abschrift genommen. Thiébault fügt aber hinzu, diese Erzählung könne nur so weit wahr sein, daß Friedrich der Große Einzelnes von dem, was die Matinées enthalten, gesagt und sein Secretär einzelne wahre oder unwahre Aeußerungen aufgeschrieben und der französische Offizier dieselben dann in die Matinées verarbeitet haben möge. Thiébault führt für diese seine Hypothese als Thatsache an, daß der Offizier wirklich in Holland die falschen Matinées habe drucken lassen, später wieder nach Preußen gekommen, seine Dienste angeboten, aber nach Spandau geschickt worden und daselbst gestorben sei.

Die Mittheilung Thiébaults zerfällt also in eine von ihm als unsicher und in eine andere von ihm als sicher vorgetragene Erzählung. Was die erstere betrifft, so ist sie nicht blos unsicher, sondern reine Erfindung. Der Marschall von Sachsen war, wie Herr Acton richtig bemerkt hat, 1749 in Berlin und starb 1750. Der Thronfolger, an den die Matinées gerichtet sind, war 1744 geboren, dieselben sind nach dem siebenjährigen Kriege geschrieben.

Auch den zweiten Theil, die eigene Erzählung Thiébaults über den Druck der Matinées durch einen früheren Adjutanten Moritz von Sachsens ist ohne

Zweifel unrichtig. Denn der gut unterrichtete Nicolai, der das Gerücht kennt, daß jener, von ihm Bonneville genannte Offizier die Matinées geschrieben habe, erwähnt, daß nach der Erzählung einer angesehenen Militärperson jener Bonneville dem Könige Papiere aus der Verlassenschaft des Marschalls von Sachsen verkauft, ihn dabei betrogen habe und deshalb ins Gefängniß gekommen sei, daß aber seine Autorschaft der Matinées und die ihm gleichfalls Schuld gegebene Entwendung der Poësies diverses von Einigen bezweifelt werde. Nicolai vermuthet, daß dieses derselbe Bonneville sei, der 1792 in der französischen Nationalversammlung saß. Als er nach Spandau kam, war er schon preußischer Offizier à la suite.

Der letzte Umstand, die Thatsache der Existenz von Zweifeln gegenüber einem leicht erklärbaren Gerüchte und die nunmehr offen vorliegende Richtigkeit dieser Zweifel in Betreff der Entwendung der Poesien des Königs läßt die ganze Verbindung des Namens Bonneville mit den Matinées als Erfindung erscheinen.

Auch andere Verfasser derselben sind genannt worden, von Denina der Piemontese Patono, von Jouyneau des Loges selbst Voltaire. Was Deninas Ansicht betrifft, so ist uns kein Umstand bekannt, der dieselbe unterstützte. Patonos uns bekannte Schriften geben für diese Autorschaft keinen Anhalt. Anders ist es allerdings mit Voltaire.

Wenn man in den Matinées liest, daß der König ihn von sich entfernt habe, weil er nicht habe schmeicheln können, so ist man sehr versucht, Voltaire für den Verfasser der Schrift zu halten. Voltaires Haß gegen Friedrich stand im Jahre 1764 in voller Blüthe, die Correspondenz zwischen ihnen war seit Jahren unterbrochen, und Voltaire hat gegen den König viel Schlimmeres gethan, als die Abfassung der Matinées sein würde.

Indessen geben die Matinées als einen ferneren Grund für den Bruch Voltaires mit Friedrich an, daß Letzterer nicht sicher gewesen sei, „ob er Voltairen immer dasselbe Gute zu erweisen im Stande sein werde; und er sei vollkommen sicher gewesen, daß Ein Thaler weniger ihm zwei Krallenhiebe zugezogen haben würde."

Diese treffende Bemerkung über Voltaires schmutzige Geldgier kann nicht aus Voltaires eigener Feder geflossen sein. Seine Eitelkeit war so groß, daß er hierzu selbst dann nicht im Stande war, wenn er seine Autorschaft durch diese Stelle zu verdecken hoffen durfte.

Wir sahen von Thiébault die Hypothese aufgestellt, daß der Verfasser der Matinées einzelne mündliche Aeußerungen des Königs benutzt habe. Auch Grimm hat Aehnliches nicht für unmöglich gehalten. Er fährt nach jener oben mitgetheilten Stelle über die sechste und siebente Matinée in seinem Briefe vom 7. Juni 1765 fort:

„Das ist ein seltsames Stück Papier. Ich denke wie Ew. Durchlaucht darüber*), aber andrerseits ist es gewiß, daß der Verfasser nie in Frankreich war und daß es diesem Menschen an Geist nicht fehlte. Ich würde versucht sein zu glauben, daß es eine Schrift ist, die man dem großen Friedrich, bevor er sie noch ausbessern konnte, gestohlen und nachher gefälscht hat, indem man ihn mit einer über alle Wahrscheinlichkeit hinausgehenden Aufrichtigkeit sprechen läßt. Denn die erste aller Eigenschaften eines Fürsten, der diese Grundsätze hätte, wäre, sie mit der tiefsten Verstellung zu verbergen. Von dem Augenblick an, da man ihn für den Verfasser dieser Matinées hielte, müßte man ihn als verrückt betrachten. Man muß aber auch zugestehen, daß, wenn es ein Streich ist, den man ihm spielen wollte, man das Ziel durchaus verfehlt hat. Denn aus diesen Matinées ergibt sich, daß ein solcher Fürst, wie man dort sprechen läßt, doch noch ein großer Fürst wäre."

Grimm hielt es, nachdem er auch die sechste und siebente, mehr sachliche Matinée gelesen hatte, für möglich, daß vielleicht eigenhändige Aufzeichnungen des Königs für die Matinées benutzt und durch die Hand des Fälschers in jenes Carricaturbild verwandelt sein möchten.

Man muß zugestehen, daß die Annahme Thiébaults und Grimms an sich nichts Unwahrscheinliches hat. Wenn man mit Ersterem die von Personen seiner Umgebung herrührende Aufzeichnung mündlicher und gelegentlicher Aeußerungen des Königs unterstellt, so kann man sogar sehr weit gehen; denn der König liebte bei seiner Disputirlust, namentlich seinen Tischgenossen gegenüber, scherzweise die gewagtesten Behauptungen aufzustellen.

Indessen liegt auch andrerseits für diese Annahme kein Grund vor. Wenn Grimm versucht war, sie aufzustellen, weil die Schrift voll unfranzösischer Sprachwendungen sei, so bedachte er nicht, daß die modernen Fälscher antiker Münzen nicht blos das Original nachahmen, sondern ihrer Arbeit auch die Beschädigungen künstlich zufügen, welche bei der echten Münze durch Umlauf und Alter auf natürlichem Wege zu entstehen pflegen. Im Uebrigen basirt jene Hypothese nur auf dem Satze des täglichen Lebens, „daß doch etwas daran sein werde" — ein Satz, den die Erfahrung ebenso oft widerlegt, als bestätigt.

Gegen diese Hypothese sprechen aber Gründe, die Grimm bei dem ersten Hervortreten der Matinées noch nicht kannte. Wenn irgendwelche Aufzeichnungen des Königs in die Matinées verwebt waren, so hatte der König allen Grund, bei jener Zurückweisung seiner Autorschaft in den öffentlichen Blättern den Sachverhalt einfach angeben zu lassen.

Andrerseits aber kennen wir heute die schriftstellerischen Arbeiten des

*) Der Brief der Herzogin hat sich nicht erhalten.

Königs in einem Umfange, daß eine Spur solcher Aufzeichnungen ohne Zweifel auf uns gekommen sein würde.

Versuchen wir gegenüber den erwähnten unbegründeten Erzählungen und ohne Basis aufgestellten Vermuthungen aus dem Inhalte der Matinées auf ihren Ursprung zu schließen, so ist zunächst als sicher anzunehmen, daß dieselben von einem Franzosen verfaßt sind, und zwar schwerlich von einem Franzosen, der sich längere Zeit in Preußen aufgehalten hatte.

Wir dürfen uns in dieser Hinsicht auf die Erörterungen über die Autorschaft Friedrichs des Großen beziehen, in denen wir gezeigt haben, wie an mehren Stellen der Matinées specifisch französische Anschauungen und Ausdrücke hervortreten. So jene Stellen, wo an der Spitze der preußischen Provinzialverwaltung statt großer Regierungscollegien Gouverneure gedacht werden und wo man den König in Livres rechnen läßt. Auch der Vorstellung von in die Provinzen geschickten königlichen Commissarien liegt vermuthlich ein französisches Verhältniß zum Grunde. Daß der Fälscher leicht im Stande war, Sprachfehler und selbst eigentliche Germanismen, wenn solche vorkommen sollten, in seine Arbeit einzufügen, versteht sich von selbst, es war dies leichter als den Stil des Königs nachzuahmen, und Letzteres scheint auch nicht versucht zu sein. Würde aber der französische Verfasser in Preußen gelebt haben, so würde er sich schwerlich jene außerordentliche Unkenntniß preußischer Verhältnisse und kleiner Aeußerlichkeiten der Person des Königs haben zu Schulden kommen lassen.

Will man der Person des Verfassers näher treten, so wird man vor Allem auf jene von Grimm in seinem Briefe vom 25. April 1765 gemachte Andeutung einzugehen haben: „Ew. Durchlaucht werden besser als ich zu beurtheilen wissen, von welcher Hand diese Schrift ausgeht und was ihr Zweck ist.“ Grimm stand damals durch seine Stellung und durch seine literarischen Beschäftigungen inmitten des politischen wie des literarischen Treibens von Paris. Er konnte die Mittel der Verbreitung jener Schrift beobachten und sogleich die über die Autorschaft hervortretenden Ansichten prüfen. Das Eigenthümliche aber der in jener Stelle enthaltenen Hindeutung ist, daß Grimm seine Ansicht über die Quelle der Matinées dem Papier nicht anvertrauen will, indessen voraussetzt, daß die Herzogin *von selbst* dieselbe Ansicht gewinnen werde.

Wen hatte Grimm bei der Absendung jenes Briefes zu fürchten? Welches Verhältniß der Feindschaft gegen Friedrich war so offenkundig, daß es sofort auf die Autorschaft der Matinées schließen ließ? Man könnte im ersten Augenblick versucht sein, an Voltaire zu denken, dessen spitze Feder Grimm in seiner literarischen Stellung fürchten durfte und dessen fortdauernder Haß gegen Friedrich ihm vielleicht bekannt war.

Indessen die Briefe Grimms an die Herzogin von Gotha, seine Beschützerin und Freundin, konnten nicht von der Befürchtung einer Indiscretion begleitet sein. Ueberdies enthalten andere Briefe ungünstige Aeußerungen über Voltaire. Auch war die fortdauernde Feindschaft Voltaires gegen Friedrich schwerlich damals schon so allgemein bekannt, daß diese Kenntniß schlechthin vorausgesetzt werden konnte.

Es gab aber ein offenkundiges Verhältniß der Feindschaft gegen Friedrich. Es gab andere Personen, deren Namen Grimm in seinen officiellen Beziehungen einem durch die französische Post beförderten Briefe nicht anzuvertrauen alle Ursache hatte.

Grimm wollte in jenem Briefe ohne Zweifel als die Quelle der Matinées die französischen Regierungskreise, vielleicht speciell den Herzog v. Choiseul, bezeichnen. Und in der That dürfte ihr Ursprung dort zu suchen sein.

Wir müssen hier einen Blick auf die Verhältnisse werfen, wie sie sich in eigenthümlicher Weise schon seit lange zwischen Friedrich dem Großen und Frankreich ausgebildet hatten. Friedrich hätte den siebenjährigen Krieg vermeiden können, wenn er das ablaufende französische Bündniß erneuert hätte. Nicht achtend des einstimmigen Rathes seiner kriegserprobten Generale, welche vor dieser übermenschlichen Aufgabe zurückschreckten, wählte und begann der König den Krieg, weil sein Preußen auf dem Wege dieses Bündnisses eine Macht zweiten Ranges bleiben mußte und er es zu der Stellung einer Großmacht erheben wollte.

Die Zurückweisung des Bündnisses war nur eine politische Verschmähung Frankreichs. Aber Friedrichs nach Paris berichtete Aeußerungen über den französischen Hof gaben den Feindseligkeiten einen persönlichen Stachel. Die Schlacht bei Roßbach nahm den französischen Waffen ihren Glanz, bedrohte aber dadurch zugleich die persönliche Stellung der Pompadour und ihrer Feldherrn und Staatsmänner in Paris. Die Fäulniß dieser Maitressenwirthschaft, welche die Armeen einer kriegerischen Nation zum Spott Europas machte, lag vor Aller Augen aufgedeckt. Die Pariser fingen an sich über die Siege des Königs zu freuen. Und dieser steigerte die Gefühle des Hasses, welche man in Versailles gegen ihn hegte, nicht blos durch seine Siege.

Nach vollbrachtem militärischem Tagewerk setzt sich der König hin und schreibt Flugblätter gegen seine Feinde, oder Verse, die bald ihren Weg an die französischen Machthaber finden. Unter den ersteren heben wir nur den „Brief der Marquise v. Pompadour an die Königin von Ungarn" hervor.

Mit der verzweifelten Lage des Königs wächst seine leidenschaftliche Bitterkeit. In einem zur Mittheilung nach Versailles bestimmten Briefe an Voltaire vom 12. Mai 1760 schreibt er: „Ich werde den Krieg künftig mit allen Waffen führen. In die Bastille können sie mich nicht schicken. Nach allem dem, was

sie mir haben Uebles thun wollen, ist, es eine kleine Rache sie zu persifliren."

Friedrich schont neben Ludwig dem Fünfzehnten und der Pompadour auch den Herzog von Choiseul nicht, den Minister, welcher dieser versailler Wirthschaft den Glanz seines staatsmännischen Talents und seiner Kenntnisse lieh.

Verse wie: **Mais certain duc, s'illustrant à jamais**
Sauvera l'empire français
Sans capitaine, sans finance,
Sans Amérique, sans prudence,

fanden durch Voltaire ihren Weg nach Versailles. Der französische Minister erwiederte diesen Haß.

„Der Herzog von Choiseul wird über Luc in der einen oder andern Weise triumphiren und dann — welche Freude!" schreibt Voltaire an Argental am 15. Februar 1760. Voltaire hatte Alles gethan, um den politischen Verhältnissen diese persönliche Schärfe zu geben. Er schreibt am 25. Oct. 1761 an den Cardinal Berneis, indem er Choiseul zum Jäger des gehetzten Königs macht:

„Eines tröstet mich, ehe ich sterbe, daß ich — ein so elendes Wesen als ich bin — nicht wenig dazu beigetragen habe, — einen gewissen Eber und Ihren Jäger zu unversöhnlichen Feinden gemacht zu haben. Ich lache mir darüber ins Fäustchen." Die Jagd gegen diesen Eber hatte einen sonderbaren Charakter angenommen. Friedrich konnte von sich schreiben: „Wenn ich untergehe, so werde ich unter einem Haufen ihrer Libelle und unter gebrochenen Waffen auf einem Schlachtfelde untergehen."

Was speciell Choiseul betrifft, so war er bereit, den König auch persönlich auf dem literarischen Felde zu bekämpfen. Es ist bekannt, daß Friedrich schon im Jahre 1759 ein die Erbärmlichkeit der pariser Machthaber brandmarkendes Gedicht an Voltaire schickte, welches dieser dann, was auch ohne Zweifel die Absicht des Königs war, sofort an Choiseul mittheilte.

In seinen Memoiren sagt Voltaire darüber: „Ich nahm an, daß der Herzog v. Choiseul — sich darauf beschränken werde, den König von Frankreich zu überreden, daß der König von Preußen ein unversöhnlicher Feind sei, den man vernichten müsse, wenn man könne. Der Herzog v. Choiseul beschränkte sich aber nicht darauf; derselbe ist ein sehr geistreicher Mann, er macht Gedichte, er hat Freunde, die welche machen; er zahlte dem Könige von Preußen mit gleicher Münze und schickte mir eine Ode an Friedrich, ebenso beißend, ebenso schrecklich wie die Friedrichs gegen uns."

Der versailler Friede, welcher Frankreich nach einem ruhmlosen Kriege den Verlust bedeutender transatlantischer Besitzungen brachte, schied die französische Regierung von der Nation; er erschütterte auch Choiseuls Stellung; es

bildete sich selbst am Hofe eine Partei gegen ihn und im April 1764 verlor er in der Pompadour eine starke Stütze.

Der Haß gegen Friedrich den Großen konnte nach diesem Frieden nicht geringer werden. Es ist nicht einmal zu einem Friedensschluß zwischen Frankreich und Preußen gekommen. Auch nach dem Frieden hielten noch französische Truppen das preußische Cleve besetzt. Friedrich ließ ein kleines Corps aufbrechen, um sie zu vertreiben. Sie räumten Cleve auf gute Manier.

Die diplomatischen Beziehungen wurden zwischen Frankreich und Preußen nicht wiederhergestellt, noch in der Mitte 1765 war kein französischer Gesandter für Berlin, kein preußischer für Paris ernannt. Es ist vielleicht nicht ohne Beziehung, daß Grimm in jenem zweiten Briefe über die Matinées vom 7. Juni 1765 auch über diese andauernde Entfremdung der beiden Höfe klagt und den Plan entwirft, die Wiederherstellung wenigstens der gewöhnlichen Beziehungen zu vermitteln. Er sagt, er wisse längst, daß Friedrich den Herzog v. Praslin achte, und habe seitdem erfahren, daß er den Herzog v. Choiseul werthschätze. Grimm äußert sich aber nicht über die Gesinnung des Herzogs v. Choiseul oder der andern französischen Machthaber gegen den König. Die Politik war von den persönlichen Verhältnissen beherrscht, es ist nicht Preußen, sondern der König von Preußen, den man in Versailles haßt.

Auf diesem politischen Hintergrunde erscheinen plötzlich zu Anfang des Jahres 1765 zu Paris die handschriftlichen Matinées.

Fragt man, wem die Matinées am meisten nützen konnten, so war es ohne Zweifel die am versailler Hofe herrschende Partei. Denn diese Schrift zeigte, daß man es mit einem an sich unbedeutenden, aber in teuflischer Weise denkenden und handelnden, kein Mittel verschmähenden Feinde zu thun gehabt habe; die Niederlage, welche Frankreich erlitten hatte, war die, welche die Tugend von dem Laster erleidet. Der vom pariser Publicum bewunderte Friedrich war verabscheuungswürdig, er war zugleich lächerlich und verächtlich gemacht.

Interessant ist es zu sehen, wie in den Matinées nichts gegen die französische Regierung und Frankreich vorkommt. Eine Stelle am Schluß des Abschnitts über Kleidung, wo von den in Vergnügungen, Bällen und Ausschweifungen lebenden Fürsten die Rede ist, welche sich ausschließlich mit den Frauen beschäftigen, läßt sich allerdings auf Ludwig den Funfzehnten beziehen, fehlt aber in den Handschriften von 1765.

Ebenso ist es auffallend, wie in den Matinées für die Tüchtigkeit der Armee Friedrichs sich nirgend ein Wort, dagegen stets die Hindeutung findet, daß es ihm nur gelungen sei, seinen Truppen einen Anstrich von Ueberlegenheit zu geben. In der sechsten Matinée ist dieses noch viel auffallender, dem preußischen Offizier wird hier ein Leben voll Schande zugeschrieben, mit den

ärgsten Uebertreibungen wird die Erschöpfung, in der Preußen aus dem Kriege hervorgegangen sei, geschildert. Es treten die Gesichtspunkte eines besiegten Feindes hervor, der höher zu stehen glaubt, wenn er den Sieger verkleinert.

Indem wir den Ursprung der Matinées den pariser politischen Kreisen zuweisen, in denen sie auch zuerst verbreitet erscheinen, sind wir uns darüber klar, daß sich nach hundert Jahren in dieser Hinsicht ein sicherer Beweis nicht führen läßt. Die Wahrscheinlichkeit ist in solchen Fällen berechtigt den Beweis zu vertreten.

Auch darin, daß die Matinées ihren Zweck verfehlten, kann man der Ansicht Grimms zustimmen. Der Haß gegen Friedrich den Großen überwog in ihnen alle Rücksichten, welche die Wahrscheinlichkeit bei einer solchen Fälschung verlangte. Wir wissen nicht, daß damals irgend Jemand, oder daß später namhafte Personen an die Autorschaft Friedrichs geglaubt hätten.

Erst als die Schrift dem Druck übergeben wurde, kam dieselbe in Kreise, deren Sache Kritik und Urtheil nicht zu sein pflegte. Der Erfolg, den sie nach einem Jahrhundert gefeiert hat, gleicht einem Pasquill auf die ernsten historischen Studien unserer Zeit.

Friedrich der Große scheint, nachdem er die Autorschaft zurückgewiesen hatte, die Matinées nicht beachtet zu haben. Er war gegen derartige Schriften von jeher gleichgiltig. Schon 1752 schreibt er an einen seiner Vertrauten, der eine ähnliche gegen den König erschienene Schmähschrift zu widerlegen wünschte: Die Verläumdungen dieses Werkchens verdienen nicht, daß Sie Sich die Mühe nehmen sie zu zerstören. An mir ist es, meine Pflicht zu thun und dann die Schlechtigkeit sagen zu lassen was ihr beliebt."

K. Samwer.

Vermischte Literatur.

Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. Von **Ludwig Häusser.** Dritte sehr veränderte und vermehrte Auflage. Dritter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung (K. Reimer). 1863.

Führt die deutsche Geschichte von der Auflösung des preußischen Heeres nach der Schlacht bei Jena bis zur Vernichtung der „großen Armee" im russischen Feld-

zug fort. Indem wir uns einen ausführlichen Bericht über diese Umgestaltung des trefflichen Werkes für die Zeit, wo es vollendet sein wird, vorbehalten und uns für jetzt mit warmer Empfehlung desselben begnügen, bemerken wir nur noch, daß jeder einzelne von den vier Hauptabschnitten dieses Theils und namentlich der zweite, der die Reform in Preußen überschrieben ist und den Neubau dieses Staates durch Stein, Scharnhorst und Gneisenau, den erfurter Congreß und die Zustände und Ereignisse in den Rheinbundstaaten in mustergiltiger Weise darstellt, sowohl sachlich, durch Benutzung neueröffneter Quellen, als in der Form wesentlich gewonnen hat, und daß das Werk so theilweise als völlig neue Arbeit anzusehen ist.

Neue Lyrik.

Dichterbuch aus Oestreich. Herausgegeben von Emil Kuh. Wien, C. Gerolds Sohn, 1863.

Sehr elegant ausgestattet und fast von allen Größen des heutigen k. k. Parnasses mit Spenden bedacht, bietet dieser Musenalmanach doch nur wenig Gedichte, die sich über die Gewöhnlichkeit erheben. Anastasius Grün hat breitspurige Prinz Eugenius-Fragmente beigetragen, die den Namen des Prinzen unerklärlicherweise als Trochäus aussprechen, Halm eine ziemlich hübsche erzählende Dichtung „Charfreitag“, Hebbel ein Gedicht zur Confirmation seiner Tochter und ein anderes „Herr und Knecht“, welches wir ein Räthsel in Balladenform nennen möchten. Dann sind hervorzuheben: Bruchstücke aus einem Gedichte „Jadwiga“ von Karl Beck, „Das Zauberschwert“ von Hieronymus Lorm, kürzere Poesien von Bernhard Scholz und die Fragmente aus dem grillparzerschen Drama „Esther“, die einzelne große Schönheiten enthalten, aber im Ganzen an Weitschweifigkeit leiden.

Lieder- und Balladenbuch amerikanischer und englischer Dichter der Gegenwart. In den Versmaßen der Originale übersetzt und von Lebensskizzen der Verfasser begleitet von Adolf Strodtmann. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1862.

Gedichte von den Amerikanern Lowell, Poe, Bryant, Longfellow, Shiras, Lord, Stoddard und Whittier, den Amerikanerinnen Anne Bradstreet, Elisabeth Hewitt, Emma Embury, Caroline Sawyer, Grace Greenwood, Elisabeth Oakes Smith und Frances Sargent Osgood. Dann in zweiter Abtheilung Poesien von englischen Dichtern und Dichterinnen, von Anne Barnard, Sara Norton, Mrs. Blackwood, Byron, Shelley, Tennyson, Mackay, Thackeray und Barry Cornwall. Am reichsten ist die Auswahl aus Stoddard, auf den Heinrich Heine stark eingewirkt hat, aus Poe, Osgood und Mackay. Von Bryant hätte Besseres gegeben werden können als sein „Grab der Ueberwinderin“. Die Uebersetzungen sind an Werth ungleich, einige so gut als es der Unterschied zwischen der englischen und der deutschen Sprache erlaubt, andere (so namentlich Poes „Rabe“, der freilich selbst Sprachkünstlern wie Rückert große Schwierigkeiten in den Weg legen würde) nur theilweise gelungen. Die Lebensskizzen sind kürzer als billig.

Gedichte von Ludwig Dill. Stuttgart, Adolph Oetinger. 1863.

Ein hübsches frisches Talent, das sich in der Weise Uhlands an Natur und Menschenleben freut, ernsten und heitern Empfindungen wohltönenden Ausdruck zu geben weiß und auch den Ton der Ballade bisweilen recht gut trifft.

Ein Schwanenlied der Romantik. Mit einem Anhang von Hymnen. Von Robert Hamerling. Prag, J. L. Kober. 1862.

Eine Elegie, die in Nibelungenstrophen die böse Zeit beklagt, welche statt sich für die Ideale des Herzens zu begeistern, zu träumen und zu schwärmen, prosaischen Zielen nachtrachtet. Der Kummer über diese nüchterne Welt der Gegenwart steigert sich bei dem Dichter zur Vision einer Zukunft, wo die Erde, alles Lichtes und aller Schönheit baar „des Gerichts gewärtig, vor Schauder stumm, am Rand des Nichts hängt". Dann wird es wieder hell, und der Prophet beginnt zu hoffen, daß seine Ermahnung an Deutschland, nicht um schnöden materiellen Gewinns und des Scheinbildes äußerer Macht willen die idealen Heiligthümer aufzugeben, Erfolg haben wird:

Es rühren vielleicht doch Manchen, trotz dem rauhen Tag,
Deine zarten Rhythmen, der strebende Flügelschlag,
Schönheittrunknen Sehnens, der da Zeugniß giebt
Von einer weichen Seele, die viel gestrebt, gehofft, geliebt.

Jene Beschreibung des Erdunterganges hat schöne Stellen. Weniger angenehm berühren östreichische Reime wie Dom auf fromm, thronst auf umsonst, legt auf weckt u. a. d. Was von den „weichen Seelen", die solche Klagelieder über die Gegenwart ausseufzen, was von den Gefahren zu halten ist, die hier der erwachenden Nation prophezeit werden, brauchen wir den Lesern d. Bl. nicht erst auseinanderzusetzen. Die Welt wird sicher nicht davon Schaden leiden, wenn jetzt der Geist unsres Volkes das ihm gebührende Theil der an Andre weggegebnen Erde beansprucht, wenn er sich anschickt, das Träumen mit dem Handeln zu vertauschen, und wenn dabei etliche Poeten zweiten Ranges unbeachtet bleiben. Werthvolles wird auch jetzt noch anerkannt, und die endlich erkämpfte Neugestaltung der Nation wird uns auch neue große Dichter schaffen.

Die Loreley. Lyrisches Epos von Albert Jeep. Basel und Ludwigsburg. Verlag von Balmer und Riehm. 1863.

Bearbeitung der Loreleysage mit erbaulicher Tendenz. Der Verfasser scheint Geistlicher zu sein und sich nach O. v. Redwitz gebildet zu haben. Einige seiner Naturschilderungen zeigen einiges Talent, die psychologische Entwickelung dagegen ist unklarste Romantik. Zuletzt wird die böse Zauberin durch das Gebet eines Mönchs bekehrt, und gleich darauf stürzt sie sich unter dreimaligem Anrufen des Herrn Jesus in den Rhein. Dann Begräbniß und ein Leichenstein mit der Inschrift:

„Die Loreley,
Die singende Fey,
Ruht allhier unverdorben,
Im Namen Jesu gestorben.
Halleluja."

Plattdeutsche Dichtungen von Wilhelm Heyse: „De Meklenbörger Burhochtid un Rosmarin un Ringelblomen." Berlin, 1863. E. Schotte.

Die mecklenburger Bauernhochzeit ist ein hübsches Bild aus dem niederdeutschen Leben, die folgenden kleineren Gedichte dagegen überschreiten die nach unserm Gefühl dem plattdeutschen Idiom gezogenen Grenzen. Das Plattdeutsche kann nur naiv, nicht empfindsam sein. Es ist zum Ausdruck des Humoristischen wie geschaffen,

pathetisch sein dagegen steht ihm trotz Klaus Groth übel zu Gesicht. Manche dieser Rosmarin und Ringelblumen aber zwingen sogar Erinnerungen an heinesche Gedanken in diesen Dialekt. — „Frische Kamiten ut Krischaon Schulten sin Mus'kist." (Derselbe Verlag.) Eine ähnliche Sammlung von gereimten Anekdoten, Schnurren und Scherzen wie Reuters „Läuschen un Riemels", die zwar ohne die humoristische Ader dieses Dichters ist, aber immerhin manches gut und wirksam erzählte Geschichtchen enthält.

Gedichte von Karl Siebel. Dritte veränderte Auflage. Leipzig und Iserlohn, J. Bädecker. 1863.

Neben manchem Trivialen und vielen Gedichten, die bloße Reminiscenzen an Heine, Freiligrath und Andere sind, auch einzelne tiefempfundene Lieder. Zu tadeln ist, daß die Stoffe großentheils aus dem alltäglichen Leben genommen sind, und daß ein beträchtlicher Theil der Sammlung in Verse gebrachtes Mitleid mit verkrüppelten Kindern, Blinden, Schwindsüchtigen und andern Unglücklichen ist. Auch die Form läßt zu wünschen übrig. Bisweilen kommt sogar die Grammatik übel weg, und noch häufiger der Wohlklang. So gleich im Schlusse des ersten Gedichts:

So ist zuletzt wohl gar der Haß
Noch dazu auserkoren,
Geweihet und gewürdigt, daß
Aus ihm werd' Lieb' geboren.

Gedichte von Adolf Schults. Vierte Auflage. Iserlohn, Verlag von J. Bädecker. 1863.

Ein bescheidenes Talent, das sich in meist gutklingenden Versen über die Lerchen und Veilchen des Frühlings freut, seinem Behagen an einer stillgemüthlichen Häuslichkeit Ausdruck gibt, sinnend im Walde wandelt und sich nur bisweilen, wie im „Negerschiff", in „Ronzeval", in „Johannes Huß" an mächtigere Stoffe wagt, deren Bearbeitung dann ziemlich matt ausfällt.

Kleine Welt. Von Emil Edel. Zweite veränderte Auflage. Hildesheim, Gerstenbergsche Buchhandlung. 1863.

Originalpoesien und Uebersetzungen, welche die kleinen Leiden und Freuden der Kinderwelt besingen, manches recht Anmuthige und Sinnreiche darunter. Vgl. die Gedichte „Entsagung", „Leichenbegängniß", „Frische Veilchen" u. a. m.

Gedichte von A. R. de Wilson. Posen, in Commission bei Louis Merzbach. 1862.

Wo der Verfasser einen ernsten Ton anschlägt, reine platte Prosa, wo er zu scherzen versucht, schalste Spaßmacherei, das Ganze nur insofern erwähnenswerth, als es zeigt, was für wunderbare Begriffe von Poesie noch hin und wieder vorkommen.

Geschichten und Gestalten. Erzählende Dichtungen nebst einem lyrischen Anhang. Von Bernhard Endrulat. Hamburg, Nestler und Melle. 1863.

Wohl gefügte Verse, reine Reime, stark liberale Gesinnung, in der zweiten Hälfte ein paar hübsche erotische Gedichte, im Ganzen aber mehr Rhetorik als echte poetische Empfindung, mehr Anklänge als eigenes starkes Tönen. Die Mehrzahl der längeren Gedichte in der ersten Hälfte des Bandes besteht aus Poesien mit politischer Tendenz im Tone Herweghs (vgl. „Deutsches Heimweh") und Freiligraths, aber

ohne die Kraft des Ausdrucks dieser Dichter, bisweilen, wie in „Giuseppe Garibaldi" strophenlang pure Prosa, bisweilen, wie in „Kain", nahezu sinnlos.

Geschichte der jüdischen Reformation von Dr. J. H. Ritter. 1. Theil: Mendelssohn und Lessing. 2. Theil: David Friedländer, Berlin 1861.

Wir begrüßen in dem vorliegenden Werke, dessen baldige Fortsetzung und Vollendung wir um der Sache selbst willen wünschen, einen mit Fleiß und Liebe geschriebenen Beitrag zur deutschen Culturgeschichte, keineswegs blos zur Geschichte des Judenthums. Unter dem Namen der „jüdischen Reformation" nämlich versteht der Verf. nicht nur die Reformbewegung innerhalb des Cultus der jüdischen Gemeinde, sondern das gesammte nach den mannigfachsten Seiten hin gewendete Ringen des jüdischen Geistes, die Fesseln zu sprengen, in die tausendjähriger Druck ihn geschlagen hat. Gutzkow hat im Uriel Acosta der Sehnsucht des Juden, in das Allgemeine zu tauchen und in dem großen Strome der Bildung zu schwimmen, einen Ausdruck gegeben. Was zu den Zeiten eines Spinoza verzehrendes Verlangen Einzelner war, ein Verlangen, dessen mögliche Erfüllung selbst von den Besten nur in dem Uebertritt zum Christenthum gesehen wurde, das ward seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts zur kämpfenden, zuletzt zur siegenden Kraft. Es galt eine doppelte Arbeit, wie zu Nehemias' Zeiten, mit Schwert und Kelle, und auch das Schwert noch mußte sowohl nach innen wie nach außen gerichtet werden. Mit der einfachen Bitte um Aufnahme in ihre Kreise klopften zunächst die Führer der Juden an die geschlossenen Pforten der christlichen Staaten, und nicht an diese allein; auch die wissenschaftlichen Kreise sonderten sich spröde ab: ein Herder, der mehr als die Arbeit eines halben Lebens an die Erforschung des Alten Bundes setzte, hatte für die literarischen Arbeiten seiner jüdischen Zeitgenossen keine Theilnahme. Sie waren für ihn so wenig vorhanden, wie sie es heute für die Mehrzahl der christlichen Theologen sind. Wie dem aber sei, es muß anerkannt werden, daß die Theologie und die Philosophie im achtzehnten Jahrhundert den jüdischen Reformatoren gewaltig vorgearbeitet hatten, daß es gelungen ist, die Juden aus ihrer traurigen Lage, an die wir Christen uns nur ungern erinnern lassen, in eine unvergleichlich günstigere zu versetzen und daß sie in die Geistesarbeiten der christlichen Welt eingeführt worden sind. Es kann nicht geläugnet werden, daß eben jene Männer bei den Christen mehr ausgerichtet haben, als bei ihren Glaubensgenossen. Es ist das ganz natürlich. Hier war eine starre Masse in Fluß zu bringen, ihr Empfänglichkeit für die Ströme der deutschen Bildung zu geben, und diese Masse war in dreifach Erz von Haß und Mißtrauen gegen das Fremde, von Liebe zu dem Ererbten gehüllt. Ein Angriff gegen die bisherige Sitte, der Versuch deutscher Lehre, gar deutscher Predigt, ja auch nur deutscher Uebersetzung heiliger Schriften war ein Attentat gegen die alten Heiligthümer der Religion und des Volkes, eine Preisgebung derselben an die alten Feinde, Verrath an Gott und den Menschen.

Und dennoch ist die Masse in eine Bewegung gekommen, die sicher fortschreitet. Während die französische Revolution, die Freiheitskriege und alle daraus hervorgehenden Ereignisse die Augen der Welt auf sich zogen, hat sich denselben verborgen jene Geistesrevolution ins Werk gesetzt. Viel bleibt noch zu thun, aber das Größte ist geschehen.

Herr Ritter ist nicht der Erste, welcher eine Geschichte der jüdischen Reformation

versucht. Jost ist ihm im dritten Theil seiner Geschichte des Judenthums, Stern in der des Judenthums von Mendelssohn bis auf die Gegenwart, Kalisch in der Schrift Berlins jüdische Reformatoren und Holdheim in der Geschichte seiner Gemeinde vorangegangen, aber alle diese Schriften haben den engern Kreis der Glaubensgenossen vor Augen, während die Rittersche Geschichte, obwohl das Quellenstudium noch mehr hervorleuchtet, auf das Verständniß der gebildeten Welt überhaupt berechnet ist. Von den beiden Theilen derselben ist uns der zweite der liebere. Minder literarisch gehalten gibt er uns, worauf es vor Allem ankommt, S. 74—93 ein Bild von dem Drucke, unter welchem die Juden bis 1812 standen, S. 14—20 und wieder S. 36—52 eine Zeichnung von dem Bildungsgange der Juden zur Zeit Mendelssohns, macht uns mit dessen vortrefflichsten Schülern wie Euchel und Wessely, die an Geisteskraft noch über David Friedländer zu stehen scheinen, bekannt, schildert die Mühsale und Kämpfe, mit denen Friedländers Hauptwerk, die Errichtung der jüdischen Freischule, verbunden war. Es lohnt sich, solche Bilder an der Seele vorüberziehen zu lassen. — Weitaus das Wichtigste ist aber die Geschichte des Sendschreibens an Teller und der an dieses sich schließenden Verhandlungen, in denen die wahrsten und bedeutendsten Worte von Schleiermacher gesprochen worden sind. Friedländer hatte nämlich dem Probst Teller Bedingungen gestellt, unter denen er mit seinen Freunden in den Schutz des Protestantismus treten wolle. Das Sendschreiben wäre allerdings heute nach Form und Inhalt unmöglich, und es würde kaum eines Schleiermachers bedürfen, um den Beweis zu führen, daß es dem Fragenden gar nicht Ernst gewesen sein könne. Die Frage selbst aber ist eine solche, deren wissenschaftlich ernster Erörterung sich das heutige Reformjudenthum nicht wird entziehen können, die Frage um seine Bedeutung, das Recht seiner Existenz, nachdem es das Ceremonialgesetz und die Erwartung eines persönlichen Messias aufgegeben. Sicherlich wird der Verfasser mit der Beantwortung dieser Frage sein Werk beschließen, da dem Gebäude ohne eine solche das Dach fehlen würde. Vom christlichen Standpunkte aus finden wir den Weg zur Antwort vornehmlich in dem scharfen Gegensatze des jüdischen und christlichen resp. deutschen Geistes, wie z. B. die Abneigung eines Friedländer und Börne vor Goethe gewiß nicht zufällig ist. Auch vorliegendes Werk gibt den Beweis: der Verfasser ist mit der deutschen Literatur, mit der christlichen Philosophie vertraut, dennoch brauchen wir nur drei Seiten zu lesen, um ein Urtheil zu haben, das dem schnurstracks zuwiderläuft, welches Rabbi de Silva über Uriel Acosta fällte. Von diesem sagte jener, als er seine Schrift beurtheilte: der Verfasser ist kein Jude. Unser Autor ist es mit jeder Faser seines Denkens und Fühlens.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.



